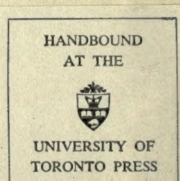
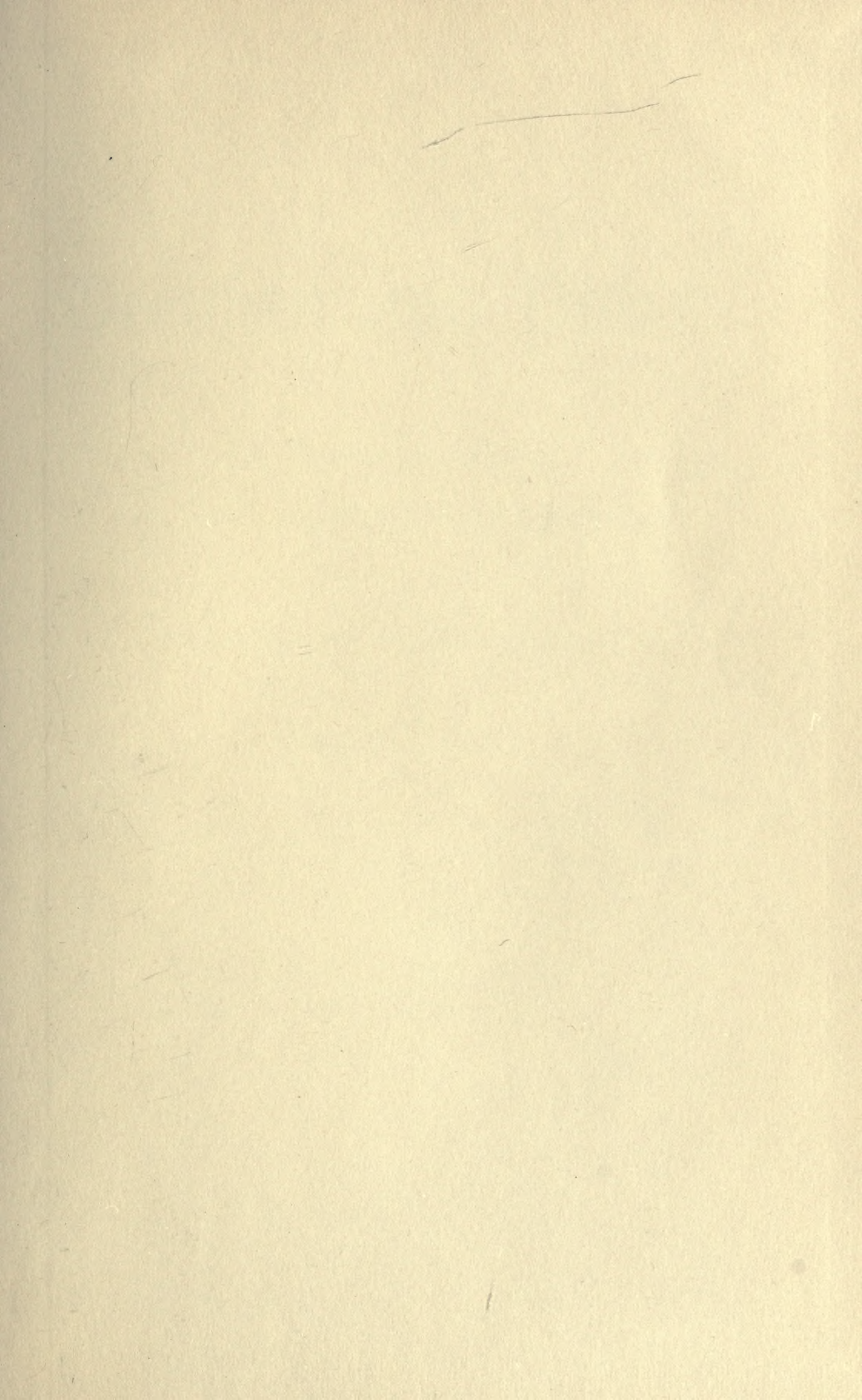
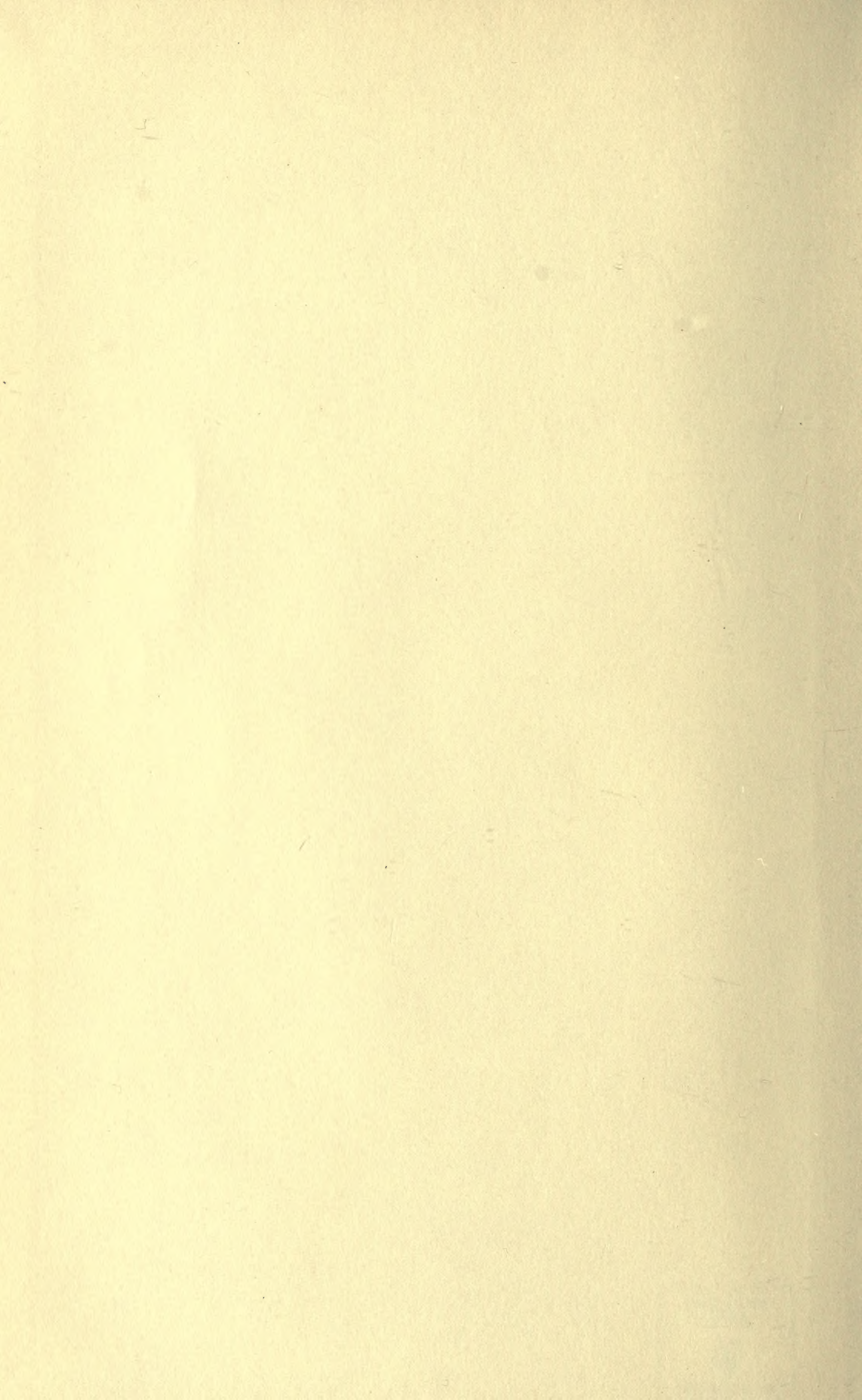
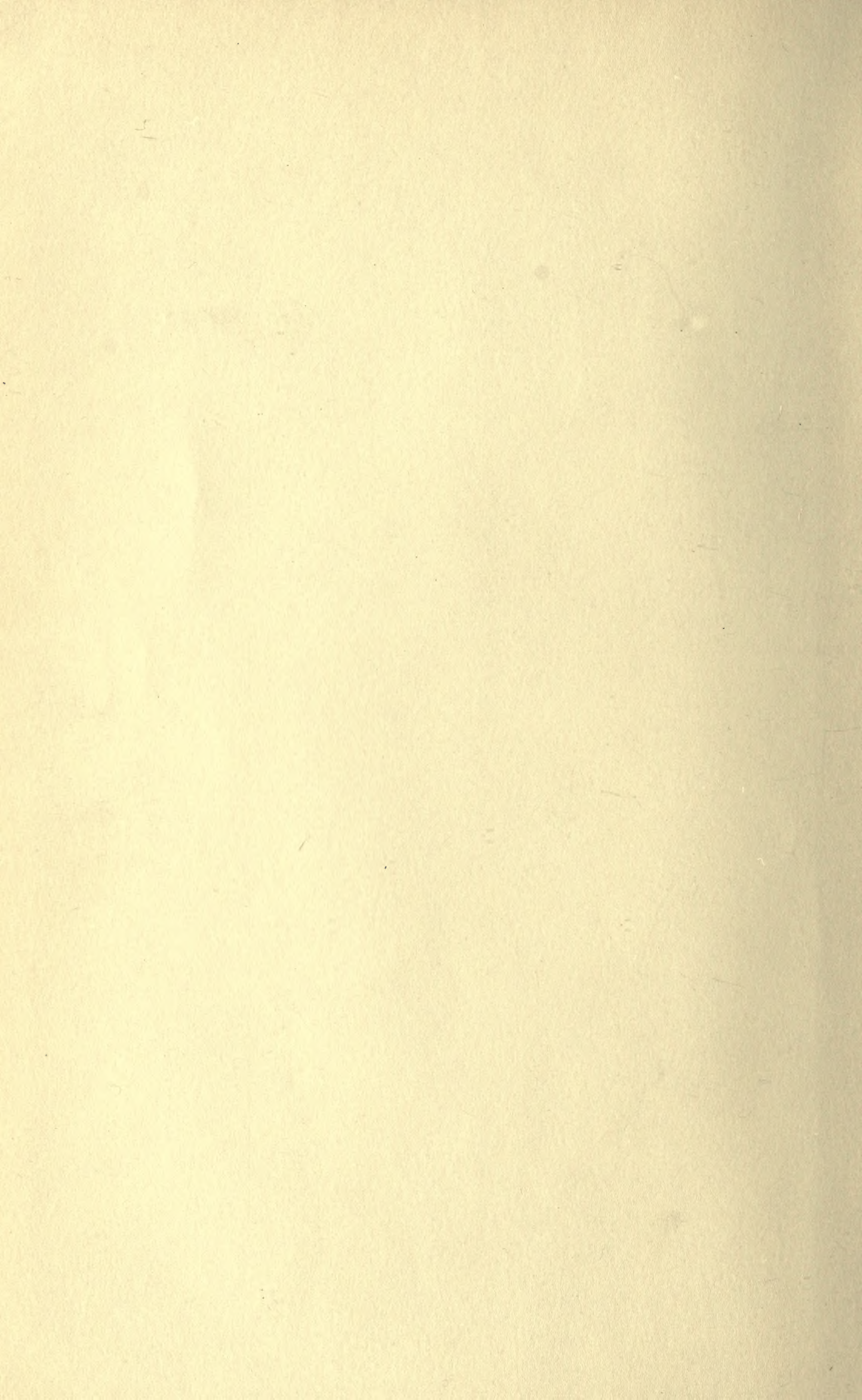




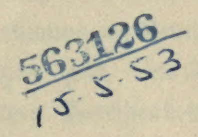


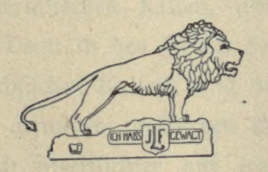


Preußen und Polen.

Der Verlauf und Ausgang
eines zweitausendjährigen Völkergrenzstreites
und
deutsch-slavischer Wechselbeziehungen.

Alexander Wäber.





München.
J. F. Lehmann's Verlag.
1907.

Meisenbach Riffarth & Co., München.

Vorwort.

Vor Jahren beschäftigte mich lebhaft das Problem des Einflusses der Bodenverteilung auf die Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft Dabei stieß ich auf die Frage, warum in den Ländern, die auch von Slaven neben den Deutschen bewohnt werden, das Deutschtum in letzterer Zeit beständig zurückgeht. Auch schien mir der Untersuchung wert eine weitere Frage, inwieweit der Anspruch der Slaven auf den ausschließlichen Besitz jener Länder als ihres Stammgebietes und ihrer ursprünglichen Heimat geschichtlich berechtigt ist. Indem ich beiden Fragen nachging, ist dieses Buch entstanden.

Zugleich lernte ich an der Hand geschichtlicher Tatsachen erkennen, daß der vielgerühmte kosmopolitische Idealismus der Deutschen, der auch mich seit meinen jungen Jahren befangen hielt, eine Blüte aus der jammervollen Zeit ihrer staatsbürgerlichen Zerrissenheit ist, wo sie wohl viele Vaterländchen hatten, aber kein großes, einiges, machtvolles Vaterland. Denn in den Zeiten des Aufschwungs deutscher Volkskraft unter den sächsischen Kaisern und den Hohenstaufen schienen die Deutschen von einer gesunden, volklichen Eigenliebe beseelt zu sein.

Indem dieses Buch Streiflichter auf die Wechselbeziehungen der Deutschen und Slaven während zweier Jahrtausenden und zuletzt auf das Verhältnis des preußischen Staates zu den Polen wirft, will es durch Beleuchtung der Zeit des ruhmreichen Aufschwungs deutschen Volksgeistes und der seines kummervollen Niederganges sein Schärflein dazu beitragen, daß eine gesunde volkliche Eigenliebe im Deutschen gestärkt werde. Denn ohne dieselbe wird der Deutsche ewig dem Dichter zu vergleichen sein, der bei der Verteilung der Güter der Erde zu spät

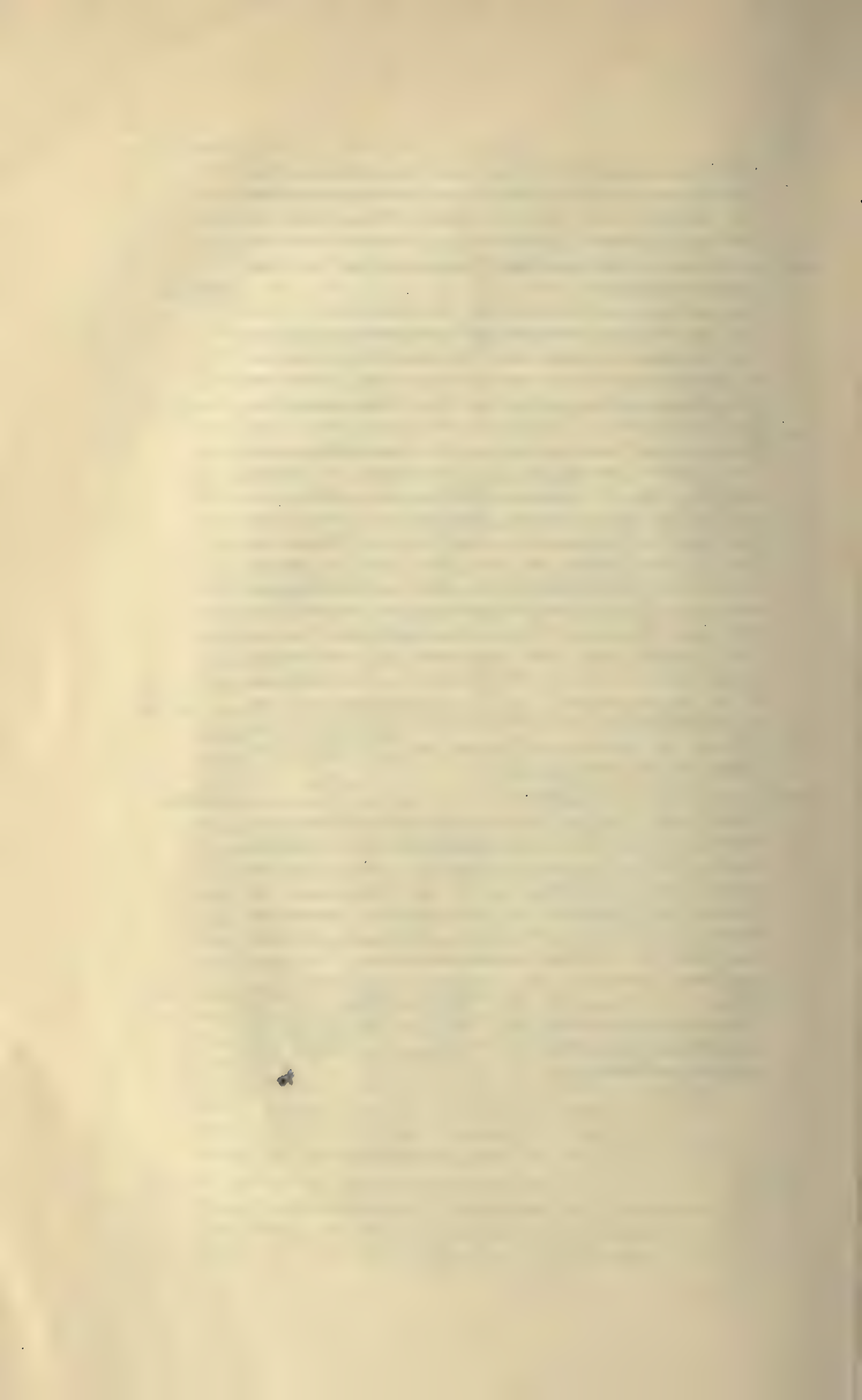
kam, und selbst zum Spotte geringerer und minderwertiger Völkerschaften werden.

Von dieser Aufgabe getragen, möge dieses Buch ins Land gehen. Ein gütiges Geschick bereite ihm eine gute Heimstätte im deutschen Volke!

Bozen-Gries, den 8. Mai 1907.

Der Verfasser.

Inhalt.



Erster Abschnitt.

Das alte Germanien und seine Grenzvölker.

> Ein Volk, das bestimmt ist, eine große Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, wird sich auf der niedrigsten Stufe als ein tatkräftiges, energisches ausweisen. So erkannte Tacitus schon in unseren Vätern, wie gering auch ihre Kultur sein mochte, doch die gewaltigen Elemente, die später den germanischen Stamm zum Herrn Europas machen sollte.
>
> Hagen: „Fragen der Zeit vom historischen Standpunkt betrachtet."

Dunkel und widersprechend sind die ersten spärlichen Nachrichten, welche die Schriften der Alten über den Norden und Osten Europas uns überliefert haben. Dichtung und Wahrheit sind da zu einem schwankenden Gebilde zusammengeflossen. Hatte doch selbst die griechische Welt vor dem Erscheinen der Kimbern und Teutonen im Süden unseres Weltteiles keine Kenntnis von dem Dasein der Germanen als eines von den Skythen und Kelten abgesonderten Volksstammes. Im allgemeinen kannte sie im Norden und Osten Europas nur Gallier oder Galater und Skythen und machte sich von der Ausdehnung und den räumlichen Verhältnissen der diesen beiden Volksstämmen zugezählten Völkerschaften recht unklare und willkürliche Vorstellung. So teilte sie unstreitig germanische Völker bald den Galliern, bald den Skythen zu. Häufiger geschah wohl das erstere. Auch der Masilier Pytheas, der als erster zwei germanische Völkerschaften bei ihren Namen nannte und unter den „Alten" als Entdecker Germaniens und dessen Bewohner gelten kann, unterschied zwar im Gegensatz zu seinen Nachfolgern deutlich dieselben von den Kelten, aber da er sie sonst nicht unterzubringen verstand, teilte er sie den Skythen zu.

Erst der Schrecken, den die Kimbern und Teutonen über die Bewohner der klassischen Welt brachten, belehrte dieselben eines Besseren. Doch schieden ihre Schriftgelehrten nur schwer und allmählich von der althergebrachten Anschauung, die Deutschland für einen Teil oder die Fortsetzung Galliens ansah. Selbst die Zeitgenossen des Zuges der Kimbern und Teutonen fabelten von einem neuen Einfall der Gallier.

Und noch um unsere Zeitwende erklärte der griechische Geograph Strabo die Germanen für Gallier und meinte, daß die auf dem rechten Rheinufer wohnenden „Galater" wilder, größer und blonder seien, als die linksrheinischen, sonst aber beide in Gestalt, Sitte und Lebensweise so sehr glichen, daß die Römer die rechtsrheinischen wegen der angeführten äußeren Merkmale Germani, d. h. echte Gallier genannt hätten.

Daß der gelehrte Strabo hinsichtlich der Ethnologie der Germanen sich gründlich auf den Holzweg verirrt hat und die Sprache der Germanen und andere sie von den Kelten scheidende Merkmale entweder gar nicht gekannt oder ihnen nicht die gehörige Bedeutung beigemessen hat, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Auf besserer Fährte befanden sich jedenfalls die Römer, die durch den Kimbern- und Teutonenzug in schwere Mitleidenschaft gezogen, nachher durch Cäsars Kriege in Gallien und durch Gewinnung der Rhein- und Donaugrenze Nachbarn der Germanen geworden, deren Art und Weise nur zu gut kennen und erkennen mußten.

Und welche bedeutsame Vorbedeutung!

Zu derselben Zeit, als ein hellstrahlender Stern einer neuen Erkenntnis im Jordanlande aufging, traten aus dem Dunkel der kimmerischen Nacht hervor die erkennbaren Konturen des waldumrauschten deutschen Mittelgebirges und der Karpaten und hinter denselben die grasreichen, von sumpfigen Flußniederungen und finsteren Urwaldregionen unterbrochenen Weideflächen der norddeutschen und sarmatischen Ebenen mit ihren fellumgürteten riesenleibigen Bewohnern.

Zur Verbreitung der Kunde von den nun in die Geschichte eintretenden, bisher nur oberflächlich gekannten Völkern und Ländern trugen außer Julius Cäsar die Geographen Strabo und Pomponius Mela, der Polyhistor Plinius der Aeltere und der Geschichtsschreiber Tacitus, die im ersten Jahrhundert n. Chr. lebten, sowie der um ein Menschenalter etwa jüngere griechische Mathematiker und Geograph Ptolemäus ein Erhebliches bei.

Wenn wir auch ihrer Gelehrsamkeit unsere Achtung zollen und ihnen dankbar sind für die Kunde, die ihre Schriften von unseren Altvordern gebracht haben, so können wir doch unsere Augen nicht verschließen vor den meist unbewußten Uebertreibungen und willkürlichen Auslegungen von ihnen nicht verstandener Begebenheiten, vor der oft ungerechten und parteiischen Beurteilung damaliger Zustände unseres Vaterlandes und seiner Bewohner. Die von ihnen gemachten oder zugelassenen Fehler und Mißgriffe sind aber entschuldbar. Sind es doch Fremde, die über ihnen fremde und sogar feindliche Völker berichten!

Es mußte ihnen daher das richtige Verständnis für die Sitten und Gebräuche, für die Art und Weise dieser abgehen. Auch ihre Gewährsmänner, die am Rhein und an der Donau stehenden Befehlshaber und Soldaten der römischen Kohorten, die zeitweilig daselbst sich aufhaltenden Händler und andere Glücksjäger sind nicht einwandfreie Berichterstatter. Aus den gesegneten Geländen der Mittelmeerländer zumeist stammend, konnten diese die Urwälder und Sümpfe Germaniens mit ihren naturfrischen aber rauhen, wilden und trotzigen Bewohnern nur mit Grauen und Unbehagen betrachten. Ohne Sinn für wilde Naturschönheiten — galten selbst die Alpen dem römischen Dichter „grauenerregend" — priesen sie das Geschick gütig, das ihnen nach vollendeter Dienstzeit oder erzieltem Erwerbe gestattete, dem ungastlichen Norden den Rücken zu kehren und friedlichere Gefilde aufzusuchen. Naturgemäß blieben auf ihre Mitteilungen nicht ohne Einfluß die in der Fremde empfangenen Eindrücke, die erlebten Schrecken, die Stimmung der ausgestandenen Gefahren und die Sehnsucht, baldmöglichst den Norden mit dem gesegneten Süden zu vertauschen.

Bei dieser Sachlage muß man die Wahrheitsliebe, den Edelmut und die Hochherzigkeit eines Tacitus bewundern, daß das von ihm in seiner Schrift „Germania" von dem alten Deutschland und seinen Bewohnern entworfene Bild trotz mancher Irrtümer und Uebertreibungen im ganzen nicht niedriger steht als sein Gegenstand. In der Tat haben die Germanen gleich bei ihrem Eintritte in die Weltgeschichte in dem genannten römischen Staatsmanne und Geschichtsschreiber sowohl einen hochherzigen Gegner als auch unparteiischen Richter und wahrhaften Zeugen ihrer Taten gefunden. In seiner lebensvollen und äußerst treuen Schilderung und Beschreibung der Wohnsitze, der äußeren und inneren Art, des Aussehens, der Sitte und Lebensweise der deutschen Altvordern hat der römische Geschichtsschreiber ihnen und zugleich sich selbst ein Denkmal aere perennius gesetzt. In ihr erkennen wir ein naturfrisches Volk freier Männer, deren Rechte und Pflichten aus ihrer Freiheit stammten. Dagegen verblieb die zahlreiche und minder unternehmende Völkersippe der S l a v e n noch mehrere Jahrhunderte im Hintergrunde der Weltbühne. Und selbst als sie aus demselben hervortrat, so hat doch im weiteren Laufe der Zeiten das Slaventum nicht die Fackel des Lebens zu schwingen vermocht und nicht den weltbewegenden Unternehmungsgeist offenbart, welcher den Völkern germanischer Abstammung von der Vorsehung als Erbteil bereits in die Wiege gelegt zu sein scheint. Daher ist das Urteil Herders wohl nicht zu hart, die Slaven seien ein Koloß, der auf der Erde einen größeren Raum einnehme als in der Geschichte.

Im allgemeinen ließen die römischen Geschichtsschreiber und Chorographen Germanien von drei Flüssen, dem Rhein, der Donau und der Weichsel begrenzen. Das Land, das östlich vom Rhein, nördlich von der Donau und westlich von der Weichsel lag, war nach römischer Anschauung Germanien. Im Norden reichte dasselbe bis an das Weltmeer. Denn die Römer, wie auch die ihnen folgenden Völker- und Länderdarsteller bis tief ins Mittelalter hinein, zählten zu Germanien auch die von germanischen Völkerschaften besiedelten Halbinseln Jütlands und Skandinaviens nebst den anliegenden Inseln.

Wenn die römischen Autoren Germanien im allgemeinen durch die drei genannten Flüsse begrenzen lassen, so schrieben sie unter dem Eindrucke der in Rom seit Augustus anerkannten offiziellen Weltkarte, die vor allem das römische Gebiet ins Auge faßte und dasselbe durch den Rhein und die Donau nach Norden und Osten abschloß. Jenseits des Territoriums des römischen Staates war das freie, der römischen Herrschaft noch nicht unterworfene Germanien, die *Γερμανία μεγάλη* des Ptolemäus, die nach Norden in den Fluten des Ozeans ihren natürlichen Abschluß fand.

Offenbar wollten die Römer, den Rhein und die Donau als die feste Grenzscheide des von ihnen Germanien genannten Landes angebend, nicht die ethnographischen Grenzen desselben bezeichnen. Denn es war ihnen nicht unbekannt, daß zu ihrer Zeit und bereits früher deutsche Völkerschaften die von ihnen bezeichnete Grenzlinie überschritten und besonders zahlreich am linken Rheinufer sich angesiedelt hatten. Befand sich doch bereits bei Cäsars Erscheinen in Gallien (im Jahre 58 v. Chr.) das linke Rheinufer vom Elsaß bis zur Rheinmündung zum großen Teil im Besitze der Deutschen. Da saßen die Vangionen in der Rheinebene zwischen Mainz und Worms. Ihr Namen wird wohl nicht mit Unrecht von einem altdeutschen Worte, das Ebene, Feld, Acker bedeutet, hergeleitet — gotisch vaggs, altnordisch vangr, althochdeutsch, altsächsisch und angelsächsisch wang. Südlicher von ihnen hatten sich die Nemeter um Speier und die Triboker im nördlichen Elsaß angesiedelt. Ihren Namen scheinen beide Völker von ihren gallischen Nachbarn erhalten zu haben, obgleich sie nach dem Zeugnisse der Alten entschieden deutscher Herkunft gewesen sind. Cäsar kennt sie neben den Markomannen, Sueben, Haruden als Bestandteile der germanischen Scharen des Ariovist. Der letztere, bekanntlich ein deutscher Heerführer oder Herzog, hatte seine wagefrohen Volksgenossen um sich gesammelt und war mit ihnen im Jahre 71 v. Chr. über den Rhein in das Gallierland gezogen, um den keltischen Sequanern in ihren Kämpfen

gegen die Hädüer beizustehen. Für seine Hilfeleistung verlangte und erhielt er den dritten Teil des Sequanerlandes. Nachdem er hier seine Kriegsscharen angesiedelt hatte, zogen bald zu ihm über den Rhein ganze Völkerschaften mit Weib, Kind und Kegel, angelockt von dem über Gallien verbreiteten Gerüchte des wärmeren Klimas und fruchtbaren Bodens. Durch immer neue Zuzüge gestärkt, stieg Ariovists Macht zusehends, so daß den Fürsten und Völkern Galliens das im oberen Elsaß errichtete Suebenreich Grauen und Befürchtung einflößte. Schon war dem kühnen deutschen Heerführer ein großer Teil des nördlichen Galliens untertänig und es drohte bereits damals eine vorwärtsdräuende deutsche Völkerwoge Gallien zu überfluten, wenn nicht Cäsar, von den Galliern zu Hilfe gerufen, durch seinen Sieg über Ariovist die Flut zurückgedrängt, die Germanen über den Rhein zurückgeworfen und für das römische Reich die Rheingrenze gewonnen hätte.

Nach der Niederlage des Ariovist kehrten nicht alle deutschen Heerscharen über den Rhein zurück. Nach dem Zeugnis Cäsars blieben auf gallischen Boden die Nemeter und Triboker. Auch Plinius und Tacitus fanden dieselben und die ihnen benachbarten Vangionen in den alten Sitzen. Daraus zieht Zeuß, wie mir dünkt, mit Recht den Schluß, daß die genannten drei Völkerschaften nicht erst unter der Führung Ariovists zum ersten Male den gallischen Boden betraten, sondern schon geraume Zeit vor ihm auf dem linken Rheinufer gewohnt haben.

Einen zweiten germanischen Einbruch in das nördliche Gallien, nämlich der Usipier und Tenchterer, wehrte Cäsar durch treulosen Ueberfall ab. Doch konnten seine Nachfolger in der Machtfülle Roms nur zeitweilig den Andrang der Deutschen aufhalten und suchten sich vor demselben durch Deutsche zu schützen. So räumte Augustus den germanischen Ubiern Sitze am linken Rheinufer von Gelduba bis Tolbiacum (Zülpich) ein. Ihr Hauptort war das mächtige Köln (Colonia Agrippinnesis). Und Tiberius versetzte von dem rechten an das linke Rheinufer 40000 Köpfe der Sigamber oder Sugamber. So wurden schon zu Tacitus Zeiten die Deutschen ein so maßgebender Teil der Bevölkerung des linken Rheinufers, daß die dasselbe umschließende römische Provinz auch Germanien genannt wurde, welche in zwei Teile, das obere Germanien — Germania superior — mit Mainz, und das untere Germanien — Germania inferior — mit Köln als Hauptorte zerfiel.

Die über den Rhein gedrungenen Kriegsscharen Ariovists wurden wohl von derselben germanischen Völkerwelle getragen, die um

dieselbe Zeit aus dem deutschen Waldgebirge nach Süden vordrang. Die Völker dieser Woge begriffen Cäsar, Tacitus und andere Römer unter dem Sammelnamen der S u e b e n und nannten sie demgemäß. Bald unterschieden sie unter denselben die einzelnen Völker als Hermunduren, Markomannen, Quaden, Semnonen, Chatten u. s. w. Es sind also die Sueben ein Komplex deutscher Stämme, für den Plinius eine andere Bezeichnung, nämlich die der Herminonen, hat. Den südlichsten Ausläufer des einst zahlreichen Suebenstammes finden wir in Deutschland in den „Schwaben" wieder, in deren Blute und Namen er noch aus vergangenen alten Zeiten fortlebt.

Der Ursprung des Suebennamens ist dunkel. Grimm wollte ihn von dem althochdeutschen Worte sueban herleiten und deutete pacifici. Zeuß zog das althochdeutsche Wort suebân heran und erklärte die Sueben für die Unstäten, Schweifenden. Diese Auslegung hat eine Berechtigung für sich, beachtet man die Schilderung ihrer Lebensweise seitens der Römer. Wackernagel glaubte sie für die Schläfrigen zu halten. Auch Karl Müllenhoff meinte, daß ihre Benennung vielleicht als Scheltnamen aufgefaßt werden müßte, wie es Wackernagel getan habe. Die Sueben mögen in scherzhafter Weise als „Schlafmützen" genannt worden sein, wie wir heute noch den Namen Schwaben in ähnlichem Sinne verwenden. Die Sueben wären dann die in der Kultur zurückgebliebenen Altgermanen. Daß aber die Sueben, bei ihrer Schlafmützigkeit, es verstanden haben, echte „Schwabenstreiche" auszuteilen, das haben die an der Donau auf der Wacht stehenden Römer zu oft erfahren müssen.

Doch wenden wir unsere Aufmerksamkeit den einzelnen suebischen Völkerschaften zu.

Als erstes den Römern an der Donau benachbarte germanische Volk kennt Tacitus die H e r m u n d u r e n. Ursprünglich scheinen ihre Sitze sich nur vom Harz, der sie von den Cheruskern schied, und der mittleren Elbe bis zum sächsischen Erzgebirge und dem Thüringerwalde erstreckt zu haben. Wenigstens läßt Vellejus die Elbe die Hermunduren und Semnonen scheiden. Nach Westen hin scheint die Werra der Grenzfluß gegen die Chatten gewesen zu sein. Darauf verweist eine Nachricht, daß im Sommer des Jahres 59 die Hermunduren mit den Chatten um den Besitz heiliger Salzquellen an ihrem Grenzflusse gekämpft hätten, der nach Lage der Sache nur die heutige Werra sein kann. Später als die Markomannen die Gelände am Main verlassen hatten und nach Böhmen ausgewandert waren, drangen die Hermunduren nach Süden vor und besetzten das Land am oberen und mittleren Main. So wurden sie Grenznachbarn der

Römer, die von Rhätien aus bis an die Donau ihre Feldzeichen vorgeschoben hatten. Mit den Römern hielten sie gute Nachbarschaft und knüpften Handelsbeziehungen an. Daher lobt Tacitus ihren Staat als den Römern in Treue ergeben. Auch waren sie von den lästigen Fesseln befreit. die die Römer zum Schutze ihrer Grenzen gegen die wehrhaften und kampfesmutigen Germanen eingeführt hatten. Sie brauchten beim Ueberschreiten der römischen Grenze nicht ihre Waffen niederzulegen und konnten ohne militärische Begleitung das römische Gebiet bis tief nach Augsburg hinein betreten. Nachher ward ihr Name unter den Völkern erwähnt, die im großen markomannischem Kriege gegen Kaiser Marc Aurel kämpften. Zuletzt werden die Hermunduren als Hermanduli von Jordanes und im Veroneser Völkerverzeichnis genannt. Dann scheint ihr Name in den der Thüringer aufgegangen zu sein, der im fünften Jahrhundert n. Chr. zum ersten Male erwähnt wird. Für eine solche Annahme spricht der Umstand, daß sowohl ihre Sitze als auch ihre Namen sich decken. In dem ersten Bestandteile desselben Hermun hat Zeuß richtig Irmin erkannt — das H ist hier nicht wurzelhaft — und den zweiten Bestandteil vom Worte durus abgeleitet, das in Thoringus, Thurnigus, althochdeutsch Durinc, mittelhochdeutsch Dürinc die patronnymische Ableitung erhalten hat. So sind die Hermunduren die großen, die gesamten Duren.

Die Gelände am Main, welche die Hermunduren besetzten, waren ehemals von einem keltischen Volke besiedelt. Cäsar nennt sie Volcae Tectosages und meint, daß sie noch zu seiner Zeit um den hercynischen Wald, den großen Gebirgswaldgürtel, der einst germanisches und keltisches Volkstum geschieden, gewohnt hätten. Wir können ihre Wohnsitze als sich vom Main bis zur Weser erstreckend vorstellen. Doch zu Cäsars Zeit scheinen sie bereits dieselben aufgegeben zu haben und verschollen zu sein, von vorwärts drängenden suebischen Völkerschaften zersprengt, unterjocht oder ganz aufgerieben. Jedenfalls sind sie einst Nachbarn der Germanen gewesen und wohl vielfach mit denselben in Berührung gekommen. Daher haben die Germanen deren Volksnamen zuerst auf alle Kelten, später auch auf die romanisierten Bestandteile der letzteren, endlich auf alle lateinisch Redende übertragen und sie W a l c h e, W e l s c h e genannt. Denn Volca und das deutsche Walh, in der Mehrzahl Walhâs, Walhôs sind buchstäblich nach allen Lautgesetzen und selbst der Flexion nach ein und dasselbe Wort, wie uns Karl Müllenhoff in seinem epochemachenden Werke „Deutsche Altertumskunde" belehrt.

Aus den suebischen Kriegsscharen, die den hercynischen Urwaldgürtel durchbrachen und die südlich von demselben am Main sich ausdehnende

große Mark besiedelten, bildete sich das Volk der Markomannen. Ihren Namen als Grenzmänner oder Waldmänner haben sie von dem eingenommenen Lande erhalten. Denn „Mark" bezeichnet im allgemeinen die Grenze. Da aber die alten Deutschen wie überhaupt Völker im Naturzustande ihre Landes- und selbst Gaugrenzen durch Wälder schützten, so wurde die Bedeutung der Mark auch auf den Wald ausgedehnt. Daher konnten Markomannen sowohl Grenzler als auch Waldbewohner heißen. So nannte man Markomannen Grenzbewohner Schwedens gegen Norwegen. Auch die Bewohner der gegen Dänen und Slaven befestigten Grenzgebiete des später fränkischen Reiches hießen Markmänner.

Die Markomannen hatten sich als Volk bereits zu Cäsars Zeit gebildet. Denn derselbe führt sie unter den germanischen Scharen des Ariovists an. Drusus findet sie noch am Main vor. Aber Marobodus, der aller Wahrscheinlichkeit fürchtete, daß die zu der Zeit an der Donau und dem Rhein mit großer Macht auftretenden und ehrgeizige Pläne verratenden Römer sein Volk — die Markomannen — mit eisernen Klammern umfassen könnten, führte es in kühnem Zuge aus der bedrohten Position vom Main in das gesegnete und durch Berge geschützte Land der keltischen Bojer über. Ob die letzteren ihre Heimat freiwillig verlassen haben oder von den eindringenden Germanen aus derselben hinausgedrängt wurden, lassen die alten Quellen nicht recht erkennen. Nur aus dem späteren Namen des Landes Bajahaim (Bojohaemum), Baiheim, althochdeutsch Beheim und jetzt Böhmen d. h. Heim der Bojer, den die Deutschen bereits im letzten Jahrhundert v. Chr. beigelegt hatten, schließen wir, daß die Bojer dort einst ihre Siedlung gehabt haben. Doch bereits um das Jahr 60 v. Chr. müssen sie ihr früheres Heim verlassen haben. Sehr wahrscheinlich gingen sie rechtzeitig einem Zusammenpralle mit den in Böhmen eindringenden suebischen Volksscharen freiwillig aus dem Weg und glaubten hinter der Donau in der Nachbarschaft der ihnen stammverwandten keltischen Völkerschaften Pannoniens und Norikums für ihr Volkstum ausreichenderen Schutz zu finden. Dort finden wir die Bojer als Verbündete der Noriker gegen Berybistas auftreten, der in Dakien ein Reich begründet hatte. Doch im Kampfe mit diesem unterlagen sie. Die Reste ihres Volkes erhielten sich noch einige Zeit an der Grenze Norikums zwischen dem Platten- und Neusiedlersee.

Zwischen den Markomannen und Hermunduren schaltet Tacitus die Varisten oder Naristen ein. Doch scheinen ihre Wohnsitze schon außerhalb Böhmen, dem Lande der Hermunduren näher gelegen zu

sein (Juxta Hermunduros Varisti). Man nimmt an, daß sie um das Fichtelgebirge und davon südlicher in der heutigen bayerischen Oberpfalz gewohnt haben und dort als Zweig der Markomannen bei deren Uebersiedelung nach Böhmen zurückgeblieben sind. Jedenfalls sind sie nie eine bedeutende germanische Völkerschaft gewesen, da sie bei der Wiedergabe des Laufes der Dinge nicht häufig genannt wurden. Selbst über ihren Namen hat nicht ein gütiger Stern gewaltet. Denn die Schriftsteller der Alten nennen sie bald Varisten bald Naristen und Narisden.

An Bedeutung überragen die Varisten die östlichen Nachbarn der Markomannen, die gleichfalls zum suebischen oder oberdeutschen Volksstamm gehörigen Quaden. Sie werden gewöhnlich im Verein mit den Markomannen genannt und machen wie diese als Grenznachbarn der Römer denselben das Leben recht sauer. Auch spielen sie eine große Rolle im furchtbaren Markomannenkriege. Doch erst im vierten Jahrhunderte n. Chr. scheinen sie im Zenit ihrer Macht zu stehen, die aber danach schnell sinkt. Ihre Sitze werden deutlich umgrenzt angegeben. Nach den Berichten der Alten haben sich dieselben vom hercynischen Waldgebirge, an dieser Stelle von dem Böhmen und Mähren scheidenden mährischen Waldzuge, bis zum Lunawalde oder dem jetzigen Mannhart und den Eisengruben erstreckt. Da die letzteren von den keltischen Cotinen bearbeitet wurden und daher sich in deren Gebiet im nordwestlichen Ungarn befunden haben, so müssen die Quaden das Flußgebiet der March und der Taya, das heutige Mähren nebst einem Strich Landes im nordwestlichen Ungarn bis zum Wag besiedelt haben. Ob ihre Sitze bis zur Donau herabgereicht haben, ist zweifelhaft. Die Vermutung spricht dafür. Ebenso zweifelhaft ist es, ob sie vor der Besiedelung Böhmens durch die Markomannen Mähren eigenommen haben oder zugleich mit diesen gekommen sind. Dunkel ist auch ihr Name. Zeuß und nach ihm Müllenhoff meinen, daß bei der Erklärung desselben in Betracht komme das gotische Wort quithan, reden, sprechen. Mit demselben soll auch das altfriesische Wort ked — eigentlich Verkünder — dann Gerichtsperson zusammenhängen.

Bei den Quaden macht Tacitus halt, als ob er weiter östlich an der Donau kein anderes oder wenigstens kein beachtenswertes germanisches Volk vorgefunden hätte, das gleichsam die Stirn Germaniens, die Fronte Germaniens — frons Germaniae — gegen Rom von der Donauseite gezeigt hätte, wie die bisher genannten deutschen Stämme. Daher beginnt er mit der Aufzählung der im Rücken der Markomannen und Quaden, d. h. der hinter denselben wohnhaften Völker.

Das ist befremdlich. Kennt doch Tacitus in seinen Annalen im Norden von Pannonien und der Donau das suebische Reich des V a n n i u s. Dasselbe gründeten bekanntlich die Römer aus den Kriegern Marbods und des Gotenfürsten Katualdas, der den ersteren gestürzt hatte, dann aber von den Hermunduren vertrieben wurde, und gaben in dem Könige Vannius, einem Quaden, ein Oberhaupt. Da aber die Sueben den Grundstock des neuen Reiches offenbar gebildet hatten, so nennt Plinius Suebi regnumque Vannianum nebeneinander. Durch glückliche Kriege und diplomatisches Geschick hatte Vannius es verstanden, die Grenzen seines Reiches auszudehnen und mehrere nördlich von der Donau wohnende Völker unter seinem Szepter zu vereinigen. Sein wachsendes Glück wurde ihm aber zum Verderben. Mit inneren Widersachern streitend, unterlag er und sein Reich schließlich den Angriffen der Hermunduren und Lugier.

Tacitus gibt in seinen Annalen auch die Grenzen des vannischen Reiches an. Er läßt dasselbe an dem linken Ufer der Donau von der March (Marus) bis zum Cusus erstrecken. Wie O. Pniower es überzeugend nachgewiesen hat, so kann der Cusus nur die Eipel sein.

Dort ungefähr, wo das Reich des Vannius gestanden, verlegt später Ptolemäus das große Volk der Böhmen — *μέγα έθνος οἱ Βαῖμοι* — deren Sitze sich auch in der Ebene zwischen March und Eipel bis an die Donau — *μέχρι τοῦ Δανουβίου* — erstreckt hatten. In ihnen hat bereits Zeuß die aus Baihänum an die Donau versetzten Krieger Marbods und Katualdas erkannt. Der Name *Βαῖμοι* ist bei der Flüchtigkeit, mit der Ptolemäus und im allgemeinen die Griechen deutsche Namen behandelt haben, aus *Βαίαιμοι* (Müllenhoff) oder *Βαίιμοι* (Zeuß) durch Zusammenziehung verdorben worden. Die letzteren Formen „geben mit großer Treue wieder die Laute, wie sie von deutschem Munde gesprochen wurden". *Βαίαιμοι* ist aber das Volk an der Donau genannt worden nach dem Lande, aus welchem es herstammt, ganz ebenso wie die aus Baihämum gekommenen und über die Donau gegangenen Markomannen jenseits der Donau nach ihrem Stammlande Bajuvarii, d. h. Bewohner von Böhmen hießen und den späteren Bayern den Namen gaben. — Demnach waren die Baiaimoi, Baiimoi, Böhmen die aus Bajaheim stammenden Sueben, überhaupt die östlich von der March angesiedelten Sueben. Daß Tacitus ihrer, sowie des vannischen Reiches in seiner Germania nicht weiter erwähnt, darf nicht Verwunderung erregen. Jenes Reich bestand nicht mehr, als er seine Germania schrieb. Zweitens war Vannius selbst und ein großer Teil der Bewohner seines Reiches von quadischer Her-

kunft. Auch nannten Tacitus und die übrigen Römer die Sueben bald bei ihrem Stammnamen, bald unterschieden sie die besonderen Völker derselben als Markomannen, Quaden u. s. w. Daher ist anzunehmen, daß Tacitus in den Namen der Quaden auch die Baimoi und andere östlich von der March wohnhaften Sueben mit einbegriffen hat.

Hält man an dieser Annahme fest, daß Tacitus mit dem gemeinsamen Namen der Quaden alle linksdanubischen suebischen Völkerschaften und Gaue von dem böhmisch-mährischen Waldgebirge bis zur Eipel zusammengefaßt hat, so wird seine weitere Aufstellung der Ostvölker Germaniens klar, die gleich den Völkern, die ihre Stirn Rom zugekehrt haben, ihre Front gegen Skythien wandten. Beschränkt man dagegen das Land der Quaden auf das Gebiet des heutigen Mährens, so findet sich einerseits für die Sitze einiger von ihm aufgeführter Völkerschaften kein genügender Raum, andrerseits lassen sich manche Angaben der Alten nicht gut erklären. Diese Erwägungen drängen zu dem übrigens naheliegenden Schlusse, daß Tacitus in der Beschreibung Germaniens an der von den Alten allgemein anerkannten Grenze desselben festgehalten hat, die durch eine von der Biegung der Donau bei Waitzen bis zur Weichsel gezogene Linie gebildet wird.

Von den im Rücken der Markomannen und Quaden seßhaften Völkerschaften sollen nach Angabe des Tacitus die Marsinge und Buren in Sprache und Sitte den Sueben gleichen, die Cotiner aber durch den Gebrauch der gallischen und die der Osen durch den der pannonischen Sprache als Nichtgermanen sich ausgewiesen haben.

Was die Marsinge anbetrifft, so steckt in ihrem Namen die deutsche patronymische Ableitungssilbe inge, die z. B. in den Namen der Silinge, Turcilinge, Asdinge wiederkehrt. Es nennt sie nur Tacitus, sonst kehrt ihr Name nicht wieder. Wahrscheinlich haben sie denselben von dem über sie herrschenden Geschlecht erhalten. Ihre Sitze mußten wir gemäß der tacitäischen Aufstellung am Nordabhange der vandalischen oder askiburgischen Berge — der heutigen Sudeten — suchen.

Oestlich von den Marsingen sind die Sitze der Buren an den Oder- und Weichselquellen zu denken. Doch scheinen sich dieselben auch jenseits der Karpaten über die Täler der oberen Wag ausgedehnt zu haben. Auf diese Lage weist die Bundesgenossenschaft der Buren und Daken in den Kriegen gegen die Römer hin. Nach dem Markomannenkriege kommt ihr Name nur noch auf der peutingerschen Tafel vor. Müllenhoff erklärt denselben durch das gotische Wort baur, das aldnordisch burr, angelsächsisch bure lautet und Sohn bedeutet. Tacitus zählt die Buren den Sueben zu und nennt sie einfach

Buri, während Ptolemäus sie für eine lugische Völkerschaft hält, wie schon aus ihrer Benennung als *Λούγιοι Βοῦροι* hervorgeht.

Die Cotiner oder Gothiner, wie ihr Name auch geschrieben wird, sind die Nachkommen einer Völkerschaft, welche die einst Mitteleuropa überflutende gallische Völkerwelle hier im ungarischen Erzgebirge zurückgelassen hat. Der Erzreichtum ihrer neuen Heimat lockte sie zum Bergbau. Bereits Tacitus weiß von ihnen zu erzählen, daß sie Eisen gegraben hätten. In dem von ihnen bewohnten Lande sind wohl auch die im Altertume berühmten Eisengruben — *τὰσιδηρωρυχεῖα* des Ptolemäus — zu denken. Nach der Beschreibung des letzteren müßte man freilich sie im Manhart oder im Westen desselben suchen. Es scheint aber Ptolemäus in seiner Flüchtigkeit den Osten mit dem Westen verwechselt zu haben. Denn in überzeugender Weise hat Professor Ed. Süß nachgewiesen, daß die Gruben nicht dort zu finden seien, wo Ptolemäus sie gesetzt, sondern östlich davon, im ungarischen Erzgebirge. Da aber die Feststellung der Lage der „Eisengruben“ für die Darstellung der Wohnsitze der südöstlichen germanischen Völker von Bedeutung ist, so sei hier der Inhalt des Süßschen Gutachtens wiedergegeben, wie es im zweiten Bande der Müllenhoffschen „Deutschen Altertumskunde“ zum Abdruck gelangt ist.

„Es dürfte sehr schwer sein“, schreibt Professor Ed. Süß, „das Vorhandensein einer erzfördernden Bevölkerung im Westen des Manhart aus den physischen Verhältnissen des Landes zu begründen. Es sind wohl etwas mehr gegen Nordwest einzelne kleine Vorkommnisse von Eisenerzen bekannt, aber diese sind viel zu unbedeutend, als daß man in ihnen die Spuren des von Ptolemäus erwähnten Erzgebietes — die Eisengruben — suchen dürfte. Ueber die Angaben bei Tacitus scheint mir wenig Zweifel herrschen zu können und führt auch hier die Beschaffenheit der Gebirge zu einer Bestätigung der Vermutung, nämlich in das Gebiet der oberen Gran, in den Komitaten Sohl, Zips und Gömör. Dort zeigt die große Zahl kleiner Baue, daß das Erz leicht verfolgbar zutage liegt und mit geringen Mitteln gewonnen werden kann, und dieser Umstand scheint mir für das hohe Alter bergmännischen Betriebes gerade in diesem Gebiete zu sprechen.

Wenn die Grenze der Jazygo-Sarmaten gegen die Germanen in der Tat durch eine meridiane Linie von dem Winkel der südwärts sich wendenden Donau bezeichnet wird, welcher Winkel bei Waizen liegt, so liegen die Erzgruben der Cotini gerade im Gebiete dieser Grenze und mag es sich hieraus recht wohl erklären, daß die Cotini zugleich den Quaden und den Jazygo-Sarmaten tributär waren.“

Wie die Cotiner waren auch die Osen den Quaden und Jazygo-Sarmaten tributpflichtig. Daher müssen beide Völker zwischen den Quaden und Jazygo-Sarmaten angesessen gewesen sein und man wird O. Pniower zustimmen, wenn er ihre Wohnsitze an der oberen Gran und Eipel zu finden meint. Nur ist anzunehmen, daß die Osen näher zur Donau gewohnt haben, wo jenseits dieses Flußes die Anwesenheit

ihnen verwandter pannonischer (d. h. illyrischer) Volksstämme ihrer Nationalität gleichsam einen Rückhalt gewährte. Dagegen waren die Lotiner tiefer im Gebirge angesiedelt. Doch als fremdländische Stämme konnten beide ihre Unabhängigkeit, zwischen den streitbaren Quaden und den räuberischen Jazygen-Sarmaten gestellt, nicht lange bewahren. Es ist bezeichnend, daß Tacitus als Beweis für die nichtgermanische Herkunft der Lotiner und Osen den Umstand anführt, daß sie die Tributpflichtigkeit duldeten. Offenbar hielt er ein Aufgeben der Freiheit und Selbständigkeit nicht nach der Art deutscher Völker von damals. Die tiefe Wahrheit, die in Goethes Worten liegt: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte" scheint das bewegende Prinzip altdeutscher Gesellschaftsordnung gewesen zu sein.

Die Schilderung, die Tacitus von dem Charakter des von den vier eben genannten Völkerschaften, den Marsingen, Buren, Lotinen und Osen bewohnten Landes entwirft, deckt sich mit der Natur desselben. Er schreibt nämlich, daß alle diese Völker wenig ebenes Land besäßen, im übrigen aber Waldschluchten, Bergscheitel und Bergrücken inne hätten. Es ist offenbar, daß die im ersten Kapitel der Germania erwähnten Berge, die Germanien von den Bewohnern Daciens und Sarmatiens scheiden, nach der Sachlage keine anderen sein können, als die westlichen Karpaten und deren südlichen Ausläufer, die unter dem Namen des ungarischen Erzgebirges bekannt sind.

Es ist auffallend, daß Tacitus, die eingeschlagene Richtung nach Norden verfolgend, nicht den Lauf der Weichsel als Grenzscheide Germaniens und Sarmatiens namentlich bezeichnet, wie es andere Schriftsteller der Alten getan haben. Statt dessen läßt er „in rhetorischer Weise" beide Länder durch Berge und gegenseitige Furcht getrennt sein. Trotzdem erkennt man an der im Norden der Karpaten bis zur Ostsee von ihm aufgeführten Völkerreihe, daß er tatsächlich die Weichsel als Ostgrenze des von ihm beschriebenen Germaniens und an dem unteren Laufe des Flusses eine über sie hinausgehende Landstrecke im Auge behalten hat.

Da dehnen sich die Wohnsitze der lugischen oder lygischen Völker weit aus, die sich, falls die Angaben des Tacitus, Plinius und Ptolemäus zusammengehalten werden, von den Sudeten über Schlesien, Oberlausitz, Posen und den westlichen Teil des jetzigen Königreichs Polen bis zur Weichsel erstreckt haben müssen.

In seiner Germania nennt Tacitus nur die Lugier (Lygionum nomen), während Plinius diesen Namen gar nicht zu kennen scheint, sondern an Stelle der Lugier vandilische Völker und Burgunder anführt. Ptolemäus nennt wiederum beide, die Lugier und die Burgunder. Diesen

auffallenden Umstand erklärt Müllenhoff in trefflicher Weise. Tacitus, so urteilt Müllenhoff, gebe dem Lugiernamen eine sehr weite Ausdehnung und nenne aus der Menge der darunter begriffenen Völkernamen nur die hervorragendsten — die Harier, Helväconen, Manimer, Elisier und Nahervanalen. Bedenken wir aber, daß die Burgunder, wie ihr Auftreten in der Geschichte lehrt, erst später vorrückten, als die südlichen Lugier unter dem Namen die Vandalen, so sei es klar, daß der Burgundername eigentlich nur die nördlichen Völker der Lugier umfaßt habe. Der Widerspruch zwischen Tacitus und Plinius läuft nach der Ansicht Müllenhoffs darauf hinaus, daß beide einen Kollektivbegriff in unbestimmter Ausdehnung gebrauchen, wie es zu ihrer Zeit, wo sich Vandalen und Lugier noch nicht gesondert hatten, gewiß erlaubt war. Tacitus gibt den Lugiernamen eine weitere Ausdehnung, so daß die Burgunder darunter begriffen sind, Plinius schließt in dem der Burgunder die Lugier mit ein.

Ptolemäus nimmt den Lugiernamen wieder auf, begreift aber darunter drei Völkerschaften, die Lugii Omani an der Südseite der Burgunder in dem Flachlande um die Warte, die Lugii Didoni östlich von dem askiburgischen oder Riesengebirge in dem Hügellande um die mittlere Oder und die Lugii Buri im Süden der Didoni, um die Oder- und Weichselquellen herum. Wie wir bereits gesehen haben, so nennt Tacitus die letzteren mit einem Namen die Buri.

Plinius nennt die Vandilier oder Vandalen zuerst und zählt sie den fünf germanischen Geschlechtsstämmen zu — genera quinque Germanorum. Im ausgedehnten Sinne begreift er in die Vandilier alle östlichen Völkerschaften Germaniens, die in seine Genealogie von den Ingväonen, Istväonen, Herminonen und Peukiner-Bastarnen nicht hineinpassen, wie die Burgunder, Wariner, die gotischen Völker u. s. w. Später wurde der Name der Vandilier, der von Cassius Dio, Cassiodor, Jordanes Vandali, Wandali geschrieben wurde, auf ein zwischen der Oder und Weichsel eingesessenes Volk beschränkt, das unter Königen aus dem Geschlechte der Asdinge oder Hasdinge stand. Dieses Volk ist aber kein anderes, als die südlichen Lugier. Daß die Wohnsitze der Vandalen in jener Gegend zu suchen seien, darauf verweist auch die Benennung des Riesengebirges als vandalische Berge. Daher wird wohl Felix Dahn in seiner „Geschichte der deutschen Urzeit" ihr Gebiet einiger Maßen richtig umgrenzt haben, wenn er behauptet, daß dasselbe, südöstlich unter die Semnonen gestellt, sich von der Oberlausitz und dem nordwestlichen Abhängen des Riesengebirges gegen Norden, am linken Oderufer aufwärts zwischen Semnonen im Westen und Burgundern im Osten des Stromes sich hingezogen habe.

Die Burgunder, deren Namen wohl auch eine Gesamtheit kleinerer Völker umfaßt, wurden, wie wir oben gesehen, in den Kollektivnamen der Lugier eingeschlossen. Ptolemäus setzt ihre Sitze zwischen die der Rugier, Vandalen und Lugier. Wir werden dieselben an dem Nordufer der Netze und Warte zwischen der Oder und der Weichsel suchen. Der Name der Burgunder enthält nach der Erklärung Müllenhoffs das Wort — burg. Bei Ulfilas bedeutet baurgs πολις einmal arx, castellum. Wie baurgs im Gotischen sowohl den offenen als den befestigten Ort bezeichnet, so hat es im Althochdeutschen und Altsächsischen diesen doppelten Sinn. Burg ist eigentlich jeder Ort, wo man Schutz findet, daher altnordisch borg sowohl einen Hügel als auch einen natürlichen oder umwallten festen Ort bedeutet. Der Name Burgunder wird etwa die Schutzorte Besitzenden oder darin Wohnenden bedeuten. Damit wird wohl in Verbindung der Ruf der Burgunder als tüchtiger Baumeister stehen. Doch auch auf natürliche Schutzwehren deutet die Schilderung hin, die Tacitus von diesem Teile Germaniens entwirft, daß die Gegenden oder Völkerschaften dort durch Flüsse und Sumpfland und Markwälder geschützt waren.

Die Insel Bornholm scheint auch von den Burgundern ihren Namen erhalten zu haben, da sie die Isländer Burgunderholm und Wulfstan Burgundaland nennen.

Den eingeschlagenen Weg nach Norden verfolgend, nennt Tacitus jenseits der Lygier die Gotonen oder Goten und dann bereits am Meeresstrande die Rugier und Lemovier. Da die Sitze der Rugier sich an den pommerschen Küsten hinzogen, die der unbedeutenden Lemovier denselben benachbart waren, so bleibt für die Goten kein anderes Land frei als die Ufer der unteren Weichsel, insbesonders das Gebiet in der Beugung derselben von der Einmündung des Bugs bis zu ihrer Mündung ins Meer. Dort findet sie Plinius vor, der auch einen an den Gotennamen — gutthiuda — erinnernden Fluß Guthalus oder Guttalus nennt. Die Reihenfolge, in der Plinius ihn unter der Zahl der deutschen Ströme aufführt — H. N. IV. 14. Germanorum amnes clari in Oceanum defluunt: Guttalus, Vistillus, Albis, Visurgis, Amisius, Rhenus, Mosa — zwingt zu dem Schlusse, daß in dem Guttalus wir einen von der Weichsel östlich fließenden Fluß, sehr wahrscheinlich die jetzige Pregel zu suchen haben. Wir können annehmen, daß dieselbe als Grenzfluß der Goten nach Osten hin nach dem an seinen Ufern lebenden oder bekannten Volke benannt worden ist. In die Beugung der unteren Weichsel, an deren rechtem Ufer, gegenüber den Burgundern (Burguntoi) am linken Ufer, verlegt auch Ptolemäus die Wohnsitze der Goten.

Da die Träger dieser drei ältesten Zeugnisse von den Wohnsitzen der Goten — Tacitus, Plinius und Ptolemäus — ihre Kunde von Gewährsmännern schöpften, die keine Ursache hatten, die Unwahrheit zu sagen, so müssen wir als Siedelungsgebiet der Goten die Beugung der unteren Weichsel von dem Einfluß des Bugs bis zur Mündung derselben ins Meer, im Osten bis zur Pregel uns denken. Das ist freilich ein umfangreiches Landgebiet, jedoch nicht zu groß, um als Stammland des deutschen Heldenvolkes κατ ἐξοχήν, des Hauptträgers der deutschen Heldensage und Heldendichtung zu gelten, das später am Schwarzen Meere, am Dnieper und Dniester ein mächtiges Reich zu gründen und dann die Donauländer, Italien, das südliche Frankreich und die Iberische Halbinsel mit seinen Heerscharen zu überschwemmen vermochte, so daß die genannten Länder und die Küsten des Schwarzen und Aegäischen Meeres von dem Getöse seiner Waffen widerhallte.

In seinem Stammlande hat das Gotenvolk Jahrhunderte verbracht. Generationen gingen nach Generationen dahin, bis das Volk groß und mächtig geworden war, daß die überschüssige Kraft desselben in der Ferne eine neue Heimat suchen mußte. Bereits der Massilier Pytheas, der um das Jahr 320 v. Chr. seine Entdeckungsreise nach dem Norden unternahm, erwähnte nach dem Zeugnisse des Plinius in der Nachbarschaft der Bernsteininsel eines germanischen Volkes, der Gutonen. Die Bernsteininsel ist unzweifelhaft das spätere Samland, das noch von den Chronisten des Mittelalters, wie z. B. von Adam von Bremen, für eine Insel gehalten wurde. Muß man das zugeben, so sind auch die Gutones kein anderes Volk gewesen, als die Gutones des Tacitus, Gythones des Ptolemäus, die Goti, Gothi und Gotthi anderer griechischer und römischer Schriftsteller. Die Gutones oder Goten, deren Pytheas erwähnt, hatten bereits im vierten Jahrhundert v. Chr. dieselben Wohnsitze an der unteren Weichsel und an der Ostsee inne, wo sie vier bis fünf Jahrhunderte später Tacitus, Plinius und Ptolemäus oder deren Gewährsmänner angetroffen haben.

Pytheas war bekanntlich der erste gelehrte Grieche, der weit hinauf nach den Norden Europas gedrungen ist, war nach moderner Anschauung der erste Polarfahrer, der, wie es scheint, sich zum Ziele gesetzt hatte, „das wunderbar große Phänomen der Steigung des Pols und der Neigung des Kosmos gemäß der Veränderung des Horizonts nach Norden hin mit eigenen Augen zu verfolgen und zugleich die Ausdehnung unseres Weltalls und die Zugänglichkeit seiner Länder zu erkunden.“ Auf seiner Forschungs- und Entdeckungsreise, die er vor

etwa 2200 Jahren aus Massalia, dem jetzigen Marseille unternahm, umsegelte er zuerst die Iberische Halbinsel, fuhr dann an der Küste Galliens hin bis zur jetzigen Bretagne, suchte von da das gegenüberliegende Zinnland der großen Insel Albion auf, verfolgte dann die eingeschlagene Richtung nach Norden an der Küste Brittaniens weiter, erreichte schließlich die Insel Thule, die angeblich sechs Tagereisen von Brittanien entfernt war, und längs dem „geronnenen" Meere segelnd glaubte er an den Tanais gelangt zu sein und den ganzen Weltteil von Gadeira, dem jetzigen Cadix, bis gegen Asien umschifft zu haben. Daß er nicht auf diesem Wege den Tanais, den jetzigen Don, nach Ansicht der Griechen die Grenzscheide Asiens und Europas, erreicht hat und auch nicht erreichen konnte, ist ganz klar. Daher muß Pytheas irgend einen anderen in die Ostsee oder die Nordsee mündenden Strom für den Tanais gehalten haben. Diesen Strom hat man früher in der Düna wiederzufinden geglaubt. Doch ist es nicht recht glaubhaft, daß Pytheas seine Fahrt soweit nach dem Osten ausgedehnt hat, und nach der gründlichen Untersuchung Müllenhoffs scheint es mehr als zweifelhaft zu sein, ob der massilische Entdeckungsreisende die Küsten der Ostsee besucht hat. Er ist wohl nicht weiter als bis zum Kattegat vorgedrungen. Doch dadurch ist keineswegs die Annahme ausgeschlossen, daß er von der Ostsee und der daselbst belegenen Bernsteininsel durch Mitteilungen an der Nordsee angesessener Völkerschaften Kunde erhalten hat. Berichtet doch Pytheas als Entdeckungsreisender nicht allein über Selbsterlebtes und Selbsterschautes, sondern auch über ihm zugetragene Nachrichten. Da dieselben manches Neue, von den früheren Schriftstellern der Alten noch nicht Vernommenes enthielten, die Neigung des Pytheas zu Uebertreibungen auch nicht unbemerkt blieb, so ist seine Glaubwürdigkeit von späteren Autoren, besonders von Strabo, stark angezweifelt worden, oft auch mit Unrecht. Der über ihn entfachte Streit hat sich selbst in unseren Tagen nicht ganz gelegt, vielmehr immer neue Nahrung gefunden, vorzüglich dank dem Umstande, daß seine Schrift in ihrem Wortlaute uns nicht mehr vorliegt, sondern wir von ihrem Inhalte nur durch die Mitteilungen und Auszüge späterer Autoren bruchstückweise Kunde erhalten. So hat auch Pytheas Bericht über die Bernsteininsel und deren Bewohner, die den Bernstein an ihren Küsten sammelten, verschieden geartete Deutungen über sich ergehen lassen müssen.

Die betreffende Stelle in der Historia naturalis des Plinius die sich als Auszug aus der Schrift des Pytheas legitimiert, lautet aber: Pytheas (dicit) Gutonibus, Germaniae genti, accoli aestuarium oceani, Mentonomon nomine, spatio stadiorum sex millium. Ab hoc diei navigatione abesse insulam Abalum: illo per ver fluctibus adveti (succinum) et esse concreti maris purgamentum; incolas pro ligno ad ignem uti eo proximis-que Teutonibus vendere. Da nun an der angegebenen Stelle zuerst die Goten oder Gutonen als Nachbarn der Bernsteininsel Abalus genannt, sodann die sehr nahe (proxime) wohnhaften Teutonen als Abnehmer des Bernsteins aufgeführt werden, so haben einige Interpreten einen Widerspruch in der Mitteilung des Plinius entdeckt und denselben nach ihrer Weise zu lösen versucht. Zeuß hat sich zur Annahme verleiten lassen, daß Plinius an der zweiten Stelle sich verlesen und statt abermals *Γούτονες* versehentlich *Τεύτονες* geschrieben habe. Ganz dem entgegengesetzt hat aber Müllenhoff behauptet, daß das Versehen des Plinius an der ersten Stelle stattgefunden, indem er den Volksnamen *Τεύτονες*, weil „in der Handschrift die ersten Buchstaben verwischt und undeutlich gewesen", als *Γύτονες* oder *Γούτονες* verlesen habe. So müßte nach Zeuß an beiden Stellen Gutones, nach Müllenhoff

aber Teutones gelesen werden. Der eine merzte aus der Schrift des Plinius den ersten, der andere den zweiten germanischen Völkernamen aus.

Der Widerspruch, in den beide Gelehrten bei der Deutung obiger Stelle gefallen sind, sowie die entgegengesetzten Schlüsse, zu denen sie, folgegerecht vorschreiten wollend, trotzdem gelangt sind, reden aber nur eine zu deutliche Sprache, daß das von ihnen eingeschlagene Verfahren beide auf falsche Wege geleitet hat.

Bei der Wichtigkeit der streitigen Frage — denn für das deutsche Volk kann es nicht gleichgültig sein, ob durch die Interpretationskunst von Gelehrten, mögen sie noch so hoch stehen, wie Zeuß und Müllenhoff, das älteste Zeugnis von dem Namen zweier germanischer Völker zum Teil vernichtet und aufgehoben wird — verlohnt es sich jedenfalls der Mühe, zu untersuchen, ob gegenüber dem Eliminationsverfahren eines Zeuß oder Müllenhoff nicht die Möglichkeit eines dritten Weges gegeben ist, das weder dem einen, noch dem andern Volksnamen Gewalt antut, d. h. *Γούτονες* und *Τεύτονες* des Plinius unbeschadet nebeneinander in der Schrift leben läßt. Die Möglichkeit dieses dritten Weges ist gegeben. Daher werden die verehrten Leser dieses Buches mir verzeihen, wenn ich in Anbetracht der Wichtigkeit der aufgeworfenen Streitfrage von dem ihm vorgesteckten Ziele abweiche und einen Ausflug seitwärts mache.

Müllenhoff hat in seiner „Deutschen Altertumskunde" die Ansicht ausgesprochen und zu begründen gesucht, daß die von Pytheas genannte Bernsteininsel nicht in der Ostsee, sondern an der Nordseeküste zu suchen sei. Aber er muß selbst zugestehen, daß die Nachricht von der Menge des auf Abalus gefundenen Bernsteins dieser Annahme nicht günstig ist. Er entkleidete aber die von Pytheas gebrachte Nachricht ihrer Bedeutung, nannte sie „fabulos" und behauptete, Pytheas hätte nicht als ehrlicher Augenzeuge erzählt, daß die Leute dort (d. h. auf der Insel Abalus) ihn (den Bernstein) statt des Holzes brannten oder zum Feuer gebrauchten. Daneben sucht Müllenhoff zu beweisen, daß an der Nordseeküste auch Bernstein anzutreffen und in früheren Zeiten dort in viel größerer Menge gewonnen worden sei, und daß daher auch eine Nordseeinsel als Abalus gedacht werden könne, wenn man nur die Uebertreibungen des Pytheas auf das richtige Maß zurückführe.

Die von Müllenhoff zur Stütze seiner Ansicht angezogenen Argumente sind aber wenig überzeugend und so kunstvoll aufgebaut, daß sie leicht zerfallen.

Müllenhoff ist nämlich der Ansicht, daß die Fabel von der Menge des Bernsteins wohl unleugbar auf den auf allen Marschinseln der Nordsee herrschenden Mangel an Holz und Brennmaterial hinweise und vielleicht voraussetze, daß man sich dafür auch des modrigen, harzigen Holzes und des Seetangs, mit dem zusammen der Bernstein gewöhnlich gefunden wurde, wie des Torfes oder Dargs, der auch auf dem Meeresboden bei Ebbezeit gegraben werde, bedient habe. Die Fabel scheine ihm eine echte Volkssage, ein Volksscherz zu sein, und der Fingerzeig, den sie gebe, komme noch hinzu zu den andern Hindeutungen auf die Nordsee. Diese Hindeutungen sind aber keine anderen, als die in Niemanns schleswig-holsteinischer Landeskunde I im Jahre 1799 gebrachte Notiz von dem am Ausfluß der Eider gefundenen Bernstein: „schwarze Stücke sind keine Handelsware; sondern arme Leute bedienen sich ihrer zum Anzünden statt der Lichte", und die in Niemanns schleswig-holsteinischen Provinzialberichten wiedergegebene Erzählung des „ehrwürdigen Predigers Heinrich Wolf aus Norderditmarschen", daß in den ersten Jahren seines Hierseins (seit 1762) „eine alte Frau ein ziemlich

großes Stück manchen Winter statt eines Lichts gebrauchte, wenn sie abends in ihrem Hause herumging."

Es ist selbstverständlich, daß Müllenhoff, falls er die Bernsteininsel an der Nordseeküste suchte und dort gefunden glaubte, nicht die Goten als Nachbarn derselben belassen konnte. Denn Goten haben niemals in der Nähe der Nordseeküste ihre Siedelung gehabt. Daher mußte er zu dem Schlusse gelangen, daß der Gotenname in dem betreffenden Auszug des Plinius aus der Mitteilung des Pytheas durch ein Versehen, etwa durch einen Schreibfehler hineingeraten ist.

Doch einer derartigen Annahme, abgesehen von ihrer Glaubwürdigkeit, widersprechen die Angaben des Pytheas über die Menge des an den Gestaden der Insel Abalus ausgeworfenen Bernsteins und ist schwer zusammenzureimen mit den Kenntnissen, die die Alten vom Bernstein und dessen Fundorten hatten.

Die Schrift des Pytheas über seine Fahrt hat sich nicht erhalten. Von ihr haben wir nur einzelne Bruchstücke, die spätere Schriftsteller in ihren Auszügen aus der Schrift uns übermittelt haben. Offenbar haben sie dabei den Pytheasschen Bericht vor sich gehabt. Daher müssen wir annehmen, daß sie aus demselben auch solche Kenntnisse geschöpft haben, die aufzuzeichnen sie nicht für zweckentsprechend hielten. Nun ist es auffallend, daß diese Schriftsteller, mit Ausnahme von Diodor, die Bernsteininsel nicht so weit westlich setzten, daß sie als Eiland der Nordsee gelten kann. Aus ihren Angaben müssen wir vielmehr den Eindruck gewinnen, daß sie die Bernsteininsel sich weiter östlich gedacht haben. Sie alle versetzen den Fundort des Bernsteins ins nördliche Skythien. Der Perieget Dionysius sucht ihn sogar in Gegenden über dem Pontus. Offenbar haben sich dazu Anhaltspunkte in dem Bericht des Pytheas gefunden, bei denen sie nicht länger verweilten. Daß aber durch die Entdeckungsreise des Pytheas sich bei den Alten ein Umschwung der Ansichten über den Fundort des Bernsteins vollzogen hatte, zeugt die Erklärung des Timäus, der, dem Pytheas sonst folgend, sich kategorisch gegen die bisher übliche Meinung ausspricht, als ob der Po der Bernsteinfluß Eridanus wäre, und nachdrücklich betont, daß der Bernstein nur auf einer Insel des Ozeans gefunden werde und nirgendswo sonst auf der Welt.

Wenn schon die nach der Fahrt des Pytheas über den Norden Europas gebrachte lichtere Kunde, wie sie bei den ihm folgenden Schriftstellern zutage tritt, schwer die Deutung zuläßt, Pytheas habe bei seiner Insel Abalus sich ein Eiland der Nordsee gedacht, so wird eine derartige Annahme noch unhaltbarer in Anbetracht der von ihm geschilderten Menge des daselbst ausgeworfenen Bernsteins.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch die Nordsee Bernstein an ihren Küsten ausspült und früher in größerer Mange ausgeworfen hat, als jetzt. Ferner muß zugegeben werden, daß Bernstein auf dem Wege des Tauschhandels in erheblicher Menge von dem Ostseestrand an die Nordsee gelangt ist, um von dort die Zinninsel Albion und durch Gallien die Mittelmeerküste zu erreichen, und dort ein gesuchter Handelsartikel zu werden. Deshalb ist es zu verstehen, daß die Soldaten des Germanikus eine Nordseeinsel, auf der sie Bernstein antrafen, Glaesaria nach dem deutschen Ausdrucke für Bernstein — glaes — nannten. Doch wußte man in Rom nur zu gut, was von dem daselbst gefundenen Bernstein zu halten sei. Nero schickte daher einen Ritter, um Bernstein zu holen, nicht nach dem ihm leichter zu erreichenden Nordseegestade, sondern nach der preußischen Küste. Von dort ließ Nero einmal 13000 Pfund Bernstein holen. Und bald war in Rom eine solche Menge Bernstein vorhanden, daß man aus ihm nicht allein beliebte

Schmucksachen anfertigte, sondern ihn auch zur Ausschmückung der Gladiatorspiele verwandte. Die Wirteln der Netze, die Verzierungen der Waffen, kurz der ganze Apparat des Tages war aus Bernstein gefertigt. Es ist daher begreiflich, daß Schriftsteller wie Diodor, Tacitus und Plinius die Bernsteininsel an der Ostseeküste als die einzige Ursprungsstätte des als Schmuck-, Heil- und Räucherungsmittel geschätzten Erzeugnisses der spülenden und auswerfenden Tätigkeit der Wellen des nordischen Meeres priesen. Die Schilderung der Germania, daß die Aestier den Bernstein in Untiefen und am Meeresstrande auflesen und gering achteten, so daß er unbeachtet zwischen den Auswürfen des Meeres lang gelegen habe, bis der Luxus der Römer ihm einen Namen gegeben habe, stimmt mit der Erzählung des Pytheas von der Menge des an dem Strande der Insel Abalus ausgeworfenen Bernsteins und von der Unkenntnis der dortigen Bewohner über den Wert desselben überein. Und noch im Mittelalter bis zur Neuzeit war die preußische Küste wegen ihres Bernsteins bekannt. Hartmann berichtet in seiner in Frankfurt 1671 erschienenen Schrift succini prussici historia, daß an der Küste Samlands bei günstigem Auswurf in drei bis vier Stunden ungefähr zwanzig bis dreißig Scheffel oder 2000 Pfund Bernstein gewonnen worden seien. Die Ausbeute an ausgeworfenem Bernstein scheint sich wohl im Laufe der Zeit vermindert zu haben. Trotzdem werden noch ganz bedeutende Mengen desselben an der preußischen Küste von Samland bis hinauf nach Memel gewonnen. So berichtet Dr. F. Waldmann in seiner Schrift „zur Geschichte des Bernsteins", daß in der Gegend von Palmnicken in einer Herbstnacht des Jahres 1862 der Auswurf 4000 Pfund Bernstein betragen habe.

Da der Bernstein in großer Menge nur an der samländischen Küste und auf der kurischen Nehrung bis nach Memel hinauf als Auswurf des Meeres gewonnen wird und je weiter man sich von diesen reichen Fundstätten desselben entfernt, er nur in geringerem Maße und kleineren Stücken angetroffen wird, so hat man seit alters her nur jenen Teil der preußischen Küste für das wahre Bernsteinland gehalten. Daher urteilt auch Tacitus in seiner Germania, daß nur die Aestier, die Bewohner jenes Küstenstriches, den Bernstein auflasen.

Auch die übrigen Bedenken Müllenhoffs lassen sich leicht forträumen. Die Anschauung, welche die Ostsee für einen Busen des Nordmeeres und Skandinavien für eine Insel hielt, herrschte noch am Anfange des Mittelalters. Gleichermaßen galt Samland noch im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Ostseefahrern als Insel. Und noch heute stellen die Gewässer des Pregels und der Deine eine Verbindung des frischen Haffs mit dem kurischen her. In früheren Zeiten werden diese Gewässer mächtiger gewesen sein, so daß Samland, durch sie von dem übrigen Lande gleichsam abgeschlossen, den Eindruck einer Insel machen konnte. Deshalb tut Müllenhoff nicht recht, wenn er betont, „daß das preußische Bernsteinland nur eine Halbinsel, nicht eine Insel sei." Ferner können auch die aus den angeführten Größenmaßen hergeleiteten Gründe kaum Anerkennung finden. Müllenhoff urteilt folgendermaßen: Nehme man die Ostsee für den Busen des Ozeans, so sei mit den 6000 Stadien ebensowenig wie mit der Entfernung von einer Tagereise für die Bernsteininsel etwas anzufangen oder auszukommen. Nach den bei Brittanien gemachten Erfahrungen müsse man die 6000 Stadien (150 Meilen) auf die Hälfte reduzieren, um die wahre Länge der etwa von Pytheas befahrenen Strecke zu erhalten, und kehrte er aus dem Norden von Thule längs der Ostküste von Brittanien zurück, so habe er von Kantion

aus mit 75 Meilen ungefähr die Weser- und Elbmündung erreichen und so die Weite des Busens Mentonomon oder vielleicht auch von der nördlichen Rheinmündung, dem Fliesstrom, an bis nach Jütland hinauf den Busen und die Länge der von Teutonen bewohnten Küste messen können. Aber zu diesen Ausführungen Müllenhoffs ist zu bemerken: Selbst wenn man den Schlußfolgerungen Müllenhoffs beipflichten und zugeben wollte, daß Pytheas nicht weiter als bis zu dem östlichen Gestade der Nordsee gelangt ist, so fehlt noch der Beweis, daß er von der Ostküste Brittaniens, etwa von Kantion die Länge des Busens Mentonomon gemessen und berechnet hat. Vielmehr muß Folgendes in Erwägung gezogen werden: Pytheas hatte seine Reise unternommen, um die Länder des Nordens zu erforschen. Dabei schwebte ihm wohl als erstrebenswertes Ziel auch die Auffindung der geheimnisvollen Fundstätte des Bernsteins vor, welcher im Altertum dem Golde gleichgeschätzt wurde. Selbstverständlich suchte er diese Fundstätte zu erreichen und, wenn ihm solches auch nicht gelang, durch Umfrage bei den Eingeborenen Kunde von dem fabelhaften Bernsteinlande zu erhalten. Von den Bewohnern der Ostküste der Nordsee, wohin Pytheas auch nach dem Dafürhalten Müllenhoffs jedenfalls gelangt ist, muß er nun erfahren haben, daß der Bernstein von einer Insel komme, deren Entfernung er nach den Angaben der Bernsteinfahrer auf ungefähr 6000 Stadien berechnete. Diese Auskunft konnte Pytheas um so leichter erhalten, als die Bewohner der Nordseeküste von Alters her mit Bernstein als Tauschmittel handelten. Die Auskunft dürfte auch den richtigen Verhältnissen entsprechen, wenn man naturgemäß die Entfernung der holstein-schleswigischen oder mecklenburgischen Küste, wohin der Bernstein auf dem Wasserwege zuerst gelangte, zum Ausgangspunkte der Messung annehmen wollte, und nicht die Ostküste Brittaniens. Auch ist es zweifelhaft, ob Pytheas hat sagen wollen, daß das aestuarium oceani, Mentonomon nomine, 6000 Stadien Länge messe. Vielmehr liegt die Deutung näher, daß er mit den 6000 Stadien nur die Entfernung des Meerbusens Mentonomon von dem Standorte seines Schiffes angeben wollte. Darauf weist der weitere Bericht des Pytheas hin, daß von der Bucht Mentonomon (ab hoc.) die Insel Abalus nur eine Tagesfahrt entfernt sei. Das hat aber Pytheas nicht behaupten können, falls er die Ausdehnung jener Bucht oder jenes Meerbusens auf 6000 Stadien abgeschätzt hätte. Nimmt man dagegen an, daß mit dem aestuarium Mentonomon entweder das frische oder kurische Haff oder die Danziger Bucht gemeint wäre, so entspricht die Entfernung Samlands davon mit einer Tagefahrt den tatsächlichen Verhältnissen. Auch der von Plinius gebrauchte Ausdruck aestuarium deutet die an jener Küste Preußens beliebte Haffbildung an.

Mit den von den Epitomatoren des Pytheas übermittelten Namen ist vollends nichts anzufangen, falls die Bernsteininsel an die Küste der Nordsee versetzt wird. Der Name Abalus, der von anderen dem Pytheas folgenden Schriftstellern oder in einigen Handschriften in der Form von Balcia, Abalcia, Baltia, Balthea wiedergegeben wird, erinnert an die Bezeichnung der Ostsee als baltisches Meer. Auch versichern Bayer in den comment. Academiae Petrop. V 359 und Prätorius, daß die Bewohner der samländischen und samogitischen Küste sich Baltikkei, d. h. weißes Volk nennen. Dasselbe wiederholt Bohusz, der noch ausdrücklich bemerkt, daß die Bernsteininsel zu seiner Zeit Baltica geheißen habe. Diese Namen erinnern an das litauische Wort baltas, balta (lett. balts, balta) — weiß. Und trotz der erfahrenen Anfechtung muß noch zur Zeit daran festgehalten werden, daß das baltische Meer von jenem litauisch-lettischen Worte

seinen Namen erhalten hat, denn eine bessere Deutung ist bisher nicht gelungen. Seit alters her haben litauisch-lettische Völker die Meeresküste von Samland bis hinauf zum finnischen Meerbusen innegehabt, bis sie im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die aus dem Nordosten eingewanderten finnischen Stämme von der Küste zum Teil abgedrängt wurden. Und wie die Slaven ihr Bjeloje more d. h. weißes Meer, ihr Bjeloje osero, d. h. weißen See haben, so nannten die alten Balten, d. h. Litauer, Letten und die alten Preußen ihr Meer das weiße — baltá jûra. Noch jetzt preist der Balte in seinen uralten Volksliedern sein Meer als das **weiße** Mütterchen — baltá jûras mâmulina und gebrauchen Letten und Litauer mit baltas, balta — weiß — zusammengesetzte Eigennamen zur Bezeichnung von Oertlichkeiten. Und indem sie sich ihres Unterschiedes von den dunkelhaarigen und dunkelhäutigen finnischen und sarmatischen Völkerschaften bewußt wurden, nannten sie als echt blonde Arier sich die Weißen, gleich wie ihre entfernten Stammesbrüder im fernen Iran und Indien — arya, aryan — die Weißen, die Blonden.

Weitere fremd klingende Worte sind der Name des Meerbusens Mentonomon, die Insel des Timäus Baunonia oder Raumonia. Den letzteren Namen versucht Müllenhoff zu deuten. Darauf hinweisend, daß nach Plinius römische Soldaten einige Nordseeinseln Fabaria wegen der dort wildwachsenden Bohnen genannt haben, kommt er zum Schlusse, daß man allerdings Baunonia für den entsprechenden deutschen Namen der Küstenstriche halten könne, „der vom alten bauna, althochdeutsch bona abgeleitet werde." „Auch Raunonia, wenn diese Lesart der Handschriften zweiter Klasse die richtige," urteilt Müllenhoff weiter, „könnte nach altnordisch raun, reyna dem Ausdruck des Tacitus von den Aestiern et mare scrutantur entsprechen und im Deutschen soviel bedeuten als im Lateinischen etwa scrutinia." Aber diese Deutungen befriedigen offenbar Müllenhoff nicht, denn, nachdem er sie versucht, urteilt er, „daß die alten Teutonen ihre Küste nach den Bohnen oder auch nach dem Bernsteinsuchen benannt haben, wird sich nie mit Gewißheit behaupten lassen und ebensowenig auf andere Deutungen Gewicht zu legen sein."

Das ist gewiß richtig. Daher wollen auch wir uns nicht bemühen, die Bedeutung jener Namen zu ergründen. Nur zu bemerken wäre, daß in der zweiten Hälfte von Mentonomon wahrscheinlich der Name des Memel- oder Niemonstromes steckt, der litauisch Nomas, Namunas heißt. Daß aber bereits zur Zeit des Pytheas litauisch-lettische Völker die Ostseegestade des baltischen Meeres bewohnt haben, scheint nach den Ergebnissen der neueren Forschungen nicht mehr zweifelhaft zu sein. Und kein Bedenken steht dem entgegen, daß zu derselben Zeit die Goten deren südwestlichen Nachbarn gewesen sind.

Spricht somit mehr die Wahrscheinlichkeit dafür, daß in der Bernsteininsel des Pytheas der jetzige hauptsächlichste Fundort des Bernsteins — Samland — wiedererkannt werde, so folgt daraus, daß auch die Schreibweise *Γούτονες* zu Recht besteht. Goten waren im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung rechts von der Weichsel in nächster Nachbarschaft Samlands angesiedelt und Goten haben daselbst die Gewährsmänner des Pytheas angetroffen. Daß dazwischen etwa 400 Jahre verflossen waren, kann doch nicht als Argument gegen ihre frühere Ansässigkeit in den Gegenden angeführt werden, die wir als Stammland des Gotenvolkes kennen. Bewohnen doch Völker, die Bestand haben, denselben Flecken Erde nicht bloß Jahrhunderte, sondern auch Jahrtausende.

Wenn nun der Gotenname bestehen bleibt, so fragt es sich, wie der Widerspruch zu lösen ist, der darin liegt, daß Pytheas zuerst die Goten als Anwohner des der Bernsteininsel benachbarten Meerbusens Montonomon nennt, gleich darauf aber berichtet, daß die Bewohner von Abalus den Bernstein den sehr nahe wohnenden Teutonen verkauften.

Der Widerspruch ist nicht unlösbar, wenn man die tatsächlichen Verhältnisse betrachtet, die zur Zeit Pytheas bestanden haben mögen und über die die archäologischen Funde eine bessere Kunde verbreiten, als selbst die Schriften der Griechen und Römer.

Die im südlichen Schweden, auf den dänischen Inseln, auf Jütland und in Norddeutschland aufgedeckten alten Gräber lassen erkennen, daß Bernstein in dem Lande nördlich vom Harz, vom Erz- und Riesengebirge bis an die Bernsteinküste, in Jütland, auf den dänischen Inseln und jenseits der Ostsee noch im südlichen Schweden, kurz in dem Lande, den wir als Ursitz der Germanen kennen, als Schmuck in Gebrauch gewesen ist. In diesem Gebiete, führt Matthias Much in seiner „Heimat der Indogermanen" weiter aus, ist er in der jüngeren Steinzeit allgemein verbreitet, also wohl längst bekannt, und wenn wir die ältesten Funde berücksichtigen, ist es nicht abzuweisen, daß es so schon im vierten Jahrtausend vor Christi gewesen ist. Da in dieser frühen Zeit der Bernstein anderwärts in Europa noch nirgends angetroffen wird, so zieht Much daraus den Schluß, daß die Menschen an den Küsten der Ost- und Nordsee den Bernstein, den ihnen das Meer freiwillig und in solcher Fülle zu Füßen gelegt, zuerst kennen gelernt und als Schmuck verwendet haben, und daß die Nähe der Bernstein führenden Meeresküste es erklärlich macht, daß er im anschließenden Binnenlande bis an den Harz, an das Erz- und Riesengebirge und bis an die Karpaten hinein schon in der jüngeren Steinzeit eine allgemeine Verbreitung erfahren konnte.

Nun wird in dem bezeichneten Gebiete, mit Ausnahme des östlichen Teils desselben, der Bernstein in so geringen Massen und in so kleinen Stücken gefunden, daß der in den alten Gräbern angetroffene Bernsteinschmuck nicht aus örtlichen Fundstellen stammen kann. Daher ist sein Ursprung in dem wahren Bernsteinlande zu suchen und anzunehmen, daß der Bernstein bereits im neolithischen Zeitalter durch den Tauschhandel über ein weites Gebiet, soweit überhaupt germanische Völker ihre Wohnsitze gehabt, Verbreitung fand. Der Tauschhandel wurde aber vorzüglich auf dem Wasserwege vermittelt, wie überhaupt das Wasser die leichteste und daher auch die früheste Verbindung zwischen entfernten Gegenden herstellte. Besonders war die Ostsee mit ihren vielen Eilanden und buchtenreichen Küsten, mit den in sie mündenden großen Strömen geeignet, bei ihren Anwohnern den Sinn für Schiffahrt zu wecken und die Schiffsbaukunst zu entwickeln. Daher werden wir O. Montelius beipflichten, wenn er in seinem Werke über die „Kultur Schwedens" auf die schon im Steinalter vorhandene Möglichkeit der Ostseebewohner hinweist, größere Schiffe zu bauen und auch längere Fahrten zu unternehmen. Eisen und sonstiges Erz ist wohl beim Schiffbau mit Erfolg verwendbar, doch ein zum Schiffbau unbedingt erforderliches Material sind sie nicht. Das beweisen die Schiffe der Nordländer, die im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Verkehr zwischen Norwegen, Island und Grönland vermittelten. Da waren die Planken mit Holznägeln zusammengefügt und an die Spanten befestigt. In derart gebauten Schiffen steckte kein einziger eiserner Nagel. Daß man Schiffe ohne Erz nicht nur bauen, sondern auch weite Meere damit befahren kann, haben die Bewohner der Südseeinseln noch in neuerer Zeit bewiesen.

Dafür, daß tatsächlich bereits in der Steinzeit die Anwohner der Ostsee dieselbe mit ihren Fahrzeugen befahren haben, sprechen auch die Felsenbilder Schwedens. An einzelnen Stellen sind da ganze Flotten zu sehen und die größeren Schiffe haben 23, 25 bis 28 Ruderbänke. Das setzt, wie Montelius in seiner schon genannten Schrift näher ausführt, eine Besatzung des Schiffes von mindestens 46, 50 bis 56 Ruderleuten nebst einer entsprechenden Zahl von Kriegern und sonstiger Hilfsmannschaft voraus.

Schiffe von solcher Größe, bemerkt M. Much in seiner vortrefflichen Schrift über „die Heimat der Indogermanen", Flotten von solcher Schiffszahl, wie sie in der Bronzezeit den Felsenbildern zufolge auf der See schwammen, können auch nicht das eines augenblicklichen Entschlusses sein, der gedacht und schon ausgeführt ist, ja der bloße Gedanke konnte nicht sofort in diesem Umfange gefaßt werden; er konnte erst mit seinen Zielen wachsen. Viele Generationen mußten mit dem Schiffsbau und der Schifffahrt beschäftigt gewesen sein, ehe sie beide in solchem Umfange ins Werk zu setzen vermochten, und so dürfen wir schon den Steinalterleuten nicht unbedeutende Kenntnisse im Schiffsbau zumuten, aber auch Unternehmungsgeist und entsprechende Erfolge, weil ohne sie die nordische Schiffahrt sich nicht zu solcher Höhe hätte erheben können, wie sie uns die Felsenbilder zeigen.

Im Hinblick auf die Möglichkeit, bereits im Steinalter größere Schiffe zu bauen und damit die Gestade der Ostsee zu befahren, nähert sich die Annahme der Wirklichkeit, daß nicht erst am Anfange unserer Zeitrechnung ein reger Schiffsverkehr zwischen dem südlichen Schweden, den dänischen Inseln, der Nordküste Deutschlands bis hinauf nach Samland sich gebildet, sondern daß derselbe bereits in viel früherer Zeit und selbst im Zeitalter des Pytheas bestanden hat. Darauf weist auch die Mitteilung der Germania hin, daß die Völkerschaften der Sujonen, der Vorfahren der späteren Schweden, durch ihre Flotten stark gewesen seien.

Unter den Völkern aber, die in altersgrauer Zeit an dem Schiffsverkehr auf der Ostsee teilgenommen haben, scheinen die T e u t o n e n eine hervorragende Rolle gespielt zu haben. Dieselben werden von Mela, Plinius und Ptolemäus zusammen mit den Kimbern oder als Nachbarn derselben genannt. So sind sie auch auf der römischen Weltkarte, wie sie uns die Inhaltsangabe des Julius Honorius'schen Exemplars derselben wiedergibt, dargestellt worden.

Da nun die Kimbern nach den Angaben der Schriftsteller der Alten auf der nach ihnen benannten kimbrischen Halbinsel (Jütland) ihre Siedelung gehabt haben, so wird man nicht viel vom rechten Wege abweichen, wenn man die Sitze der Teutonen in der Nachbarschaft der kimbrischen Halbinsel sucht. Und zwar scheinen die Teutonen nach dem Zeugnisse der Gewährsmänner Melas bis nach Schonen hin gewohnt zu haben, dagegen hat sich Plinius dieselben in Mecklenburg bis an die Mündung der Oder gedacht. Mit der letzteren Anschauung scheint auch Ptolemäus übereinzustimmen, indem er westlich von der Oder die Teutonen und weiter die Teutonarier wohnen läßt.

Ihre Sitze an der Meeresküste, mag man dieselben in Schonen und auf den dänischen Inseln oder an dem deutschen Ostseestrand westlich von der Oder verlegen, machte die Teutonen besonders geeignet, eine Vermittlerrolle beim Bernsteinhandel zu spielen. Hält man das fest, so wird auch der angebliche Widerspruch, der in der Mitteilung des Pytheas gefunden wird, leicht gehoben.

Nach den Fundstätten des Bernsteins forschend, erfuhr Pytheas, daß derselbe in großer Menge auf einer Insel anzutreffen sei, die eine Tagereise von dem

Busen Mentonomon entfernt ist, und daß an diesem Busen die Goten wohnten. Daneben wurde ihm die Mitteilung, daß die Insulaner ihr glänzendes Landeserzeugnis den Teutonen verkauften. Da nun Pytheas aller Wahrscheinlichkeit seine Fahrt nicht bis in die Nähe der Bernsteininsel ausgedehnt, aber unzweifelhaft die Gestade der Nordsee befahren hat und vielleicht sogar ins Kattegat gelangt ist, so konnte er sich in seinen Aufzeichnungen sehr leicht einer Redewendung bedient haben, durch welche die Teutonen als eine zur Zeit, als er seine Notiz über den Bernstein aufzeichnete, von dem Standorte seines Schiffes nicht weit entfernte Völkerschaft bezeichnet wurde. Plinius aber, der in Kürze den Bericht des Pytheas wiederzugeben versuchte, hat in seiner flüchtigen Art, die sich in seinen Schriften bemerkbar macht, sobald er über die Mitteilungen und Ansichten anderer referiert, sehr wahrscheinlich die Redewendung Pytheas von der Nachbarschaft der Teutonen auf die Bernsteininsel bezogen und so den Widerspruch verschuldet, daß er zuerst Abalus nur eine Tagereise von dem Meerbusen Mentonomon und den an demselben wohnenden Goten entfernt sein läßt, hinterher aber die Teutonen als die nächsten Nachbarn der Inselbewohner nennt.

Demnach drängen die obigen Erwägungen zum Schlusse, daß bereits zur Zeit der Fahrt des Pytheas, also im vierten Jahrhundert v. Chr., Goten in dem Lande an der unteren Weichsel und am Frischen Haff ansässig waren.

Nachdem wir nun nachgewiesen zu haben glauben, daß Pytheas aller Wahrscheinlichkeit nach sowohl die Goten als auch die Teutonen erwähnt hat, kehren wir zur Darstellung der Germania zurück.

Nicht viel berichtet Tacitus von den Goten. Doch ist seine kurze Bemerkung bedeutsam, daß bei ihnen die Regierung die Zügel bereits ein wenig straffer angezogen habe, als bei den übrigen Germanen. Bekanntlich befand sich bei den letzteren die Regierungsgewalt in dem ersten Stadium der Entwicklung. Ein Königtum, das die Begriffe der Einheit des Volkes und der höchsten Gewalt vereinigte, kam nicht bei allen deutschen Völkern vor. Die Richtergewalt vertraten vom Volke gauweise erwählte Richter oder Grafen. Dieselben waren aber nicht Führer und Leiter des ganzen Volkes, da sie nur einem Gau desselben vorstanden und nur einen Teil der höchsten Gewalt im Volke, nur die richterliche zum Ausdruck brachten. In Kriegszeiten, wo die Kräfte mehrerer Gaue zusammengefaßt wurden, leitete die Sache des Volkes ein erkürter Führer oder Herzog. Graf und Herzog in einer Person war aber der König. Die Führerschaft im Kriege war in dem Grade das Vorrecht und zugleich die Pflicht des Königs, daß derselbe Heerführer oder gar kein König war. Auch das oberste Richteramt übte er aus, obgleich zum Teil die Gaugrafen neben ihm fortbestanden. Doch zwischen ihm und den letzteren bestand der bedeutende Unterschied, daß der König das Richteramt ausübte kraft eigenen Rechts, der Graf aber im Auftrage des Volkes, und des ersteren Zuständigkeit sich über das ganze Volk erstreckte, die des anderen nur so weit reichte, als der

Bann des Gaues. Die Gewalt des Herzogs war nur zu und für Kriegszeiten, vorübergehend und daher zeitweilig beschränkt. Doch abgesehen davon, überragte die Autorität des Königs die des Grafen sowie die des Herzogs kraft der Verehrung, die das Volk dem Königshause erwies. Diese Verehrung, die sich bis zur Herleitung der Abkunft des Königsgeschlechts von den Göttern äußerte, ließen den Deutschen das Fehlen eines Königsgeschlechts schwer empfinden. Deshalb gab das Volk das Königtum auf nach großer Schwächung und schweren Niederlagen, erhob einen König wieder auf den Schild, sobald bessere Zeiten eintraten und es im Aufschwunge begriffen war. Auch ging das Königtum zeitweilig verloren, wenn das Volk sich ausbreitete und in Stämme zerfiel, welche die Neigung zur Unabhängigkeit hatten und aus welchen sich später neue Völker entwickelten.

Endlich stand dem Könige die Leitung der Volksversammlung zu. So war er des Volkes Führer und Leiter im vollen Sinne des Wortes, wie auch das gotische Wort reiks, althochdeutsch als zweites Glied in Eigennamen rîh, ausdrückt. Dasselbe ist eines Stammes mit dem lateinischen rex, das bekanntlich von regere leiten, regieren hergeleitet wird.

Ein anderes Wort im Deutschen für König ist chuninc, kuning altnordisch konungr. Dasselbe ist ein einfaches Patronymikum von konr und bedeutet nur Sohn, Abkömmling. Die Ableitung bringt in Erinnerung die Herkunft des Königs von einem Geschlecht, vom Adel. Denn das Wort adel (ursprünglich Neutrum, althochdeutsch adel, edili, edili, altsächsisch odal, odali, angelsächsisch ädelo, altnordisch adal, edli) bedeutet, wie Müllenhoff in seiner „Deutschen Altertumskunde" klarlegt, ganz allgemein „angeborene Art, natürliche Beschaffenheit", dann Herkunft, Geschlecht, woraus sich weiter die gesteigerte Bedeutung „gutes Geschlecht" ergibt. Ein adelesman ist ein Mann von freigebornem Geschlecht oder Stand . . . . Also jeder freie Mensch, bei dem man überhaupt von Geschlecht reden kann, hat sein adal, wie als Grundbesitzer sein ôdal. Daher kann althochdeutsch edeling und namentlich angelsächsisch âdeling jeder anständige Mann heißen, insofern als er einem Geschlechte angehört oder daraus entsprossen ist. Natürlich gab es auch Familien, die im höheren Sinne edel waren, die in ihrem Stamme hervorragten durch Ansehen, das sich auf altem Besitz, großen Verdiensten und ausgezeichneten Eigenschaften gründete. Solche nobiles nach weiterem Begriff erwähnt Tacitus Germ. 25, 13 und Ann. 2, 11. Es sind eigentlich nur angesehene Leute, aus denen unter Umständen ein Herrscher hervorgehen konnte. Es wäre aber voreilig, schließt Müllenhoff weiter, daraus auf einen germanischen staatsrechtlichen Begriff der Nobilität zu schließen. Denn es gab keinen privilegierten

Stand, kein rechtlich bevorzugtes Geschlecht neben dem königlichen oder fürstlichen zur Herrschaft berufenen, dem Träger der im Volk ruhenden Macht. Es durchdrang vielmehr der Begriff des Adels der Abstammung, des Geschlechts das ganze Volk und erfuhr nur eine Steigerung durch Einschränkung auf ein besonderes bevorzugtes Geschlecht, das an der Spitze stand und *κατ ἐξοχήν* „das edle" hieß.

Aus diesem Geschlecht wählte das Volk den König. Denn eine Wahl fand auch dann statt, falls ein Königsgeschlecht da war und die Regel beobachtet wurde, daß der älteste Sohn dem Vater folgte. Das Volk begab sich nicht seines Rechts, zur Wahl eines anderen zu schreiten, falls der präsumtive Nachfolger auf dem Königsthrone für untüchtig gehalten wurde oder unbeliebt war. Daher schreibt Tacitus: Die Führer stehen an der Spitze mehr durch das Beispiel als durch die Machtvollkommenheit; wenn sie rasch sind, wenn sie hervorragen, wenn sie vor der Schlachtlinie tätig sind, durch die Bewunderung.

Nicht anders war es bei den Goten. Daß aber die straffere Herrschergewalt die Volksfreiheit nicht zu unterdrücken vermocht hat, darauf deutet die weitere Bemerkung der Germania hin, daß die strafferen Zügel der Freiheit nicht Gewalt angetan oder über die Freiheit sich erhoben habe. Demnach blieben trotz der stärkeren Königsgewalt die Volksversammlungen, die Erkürung der Führer und die sonstigen Freiheiten des Volkes bestehen. Bei den Goten scheint sich also das Ideal einer jeden Verfassung verwirklicht zu haben: die Verbindung einer starken Regierungsgewalt mit der Freiheit des Volkes.

Die erstere bedurften sie nur zu sehr in ihrer ausgesetzten Lage an der Grenze des von Germanen bewohnten Landes. Wie ein Keil schob sich das gotische Gebiet in die Landschaften ihnen fremder und daher feindlicher Stämme weit nach Osten vor. Da konnte nur eine starke Königsgewalt das Volk im Kampfe ums Dasein aufrecht erhalten. Zugleich zwang die beständige Gefahr sie früher, die kleinen gesellschaftlichen Verbände — Sippe, Gemeinde und Gau — zu größeren Gruppen zusammenzufassen, welche schließlich in der Gewalt des Königs und in der Einheit des Volkes ihren Abschluß fanden.

Die Einigung des Volkes und die dadurch bewirkte stärkere Königsgewalt wappneten aber die Goten, nicht allein den Kampf ums Dasein zu bestehen, sondern späterhin ihre Herrschaft von den östlichen Karpaten bis zum Don im Norden des Schwarzen Meeres auszubreiten. Das Wachsen derselben zu solchem Umfange wäre nicht denkbar, wenn man der gotischen Königsgewalt nicht die gesellschaftlichen Zustände entgegenhielt, die bei den östlichen Nachbarn der Goten, den über die weiten sarmatischen Ebenen ausgeflossenen Wenden oder Slaven vor-

herrschten. Da ist das Zeugnis solcher Autoren von besonderem Wert, die sowohl gotische als auch slavische Art kannten. Solche waren zum Beispiel der Schriftsteller Prokop und der Strategiker Maurikios aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr. Der erstere berichtet, daß die Slaven und Anten nicht durch einen Mann beherrscht werden, sondern von altersher in der Demokratie lebten. Und Maurikios schreibt: „Herrscherlos und einander gegenseitig hassend, kennen sie (d. h. die Slaven und Anten) keine Schlachtordnung und denken nicht daran, in geschlossenen Reihen zu kämpfen und auf offenem und ebenem Felde zu erscheinen. Tun sie es einmal, so machen sie wohl einen heftigen Anlauf, eilen aber auch wieder den Waldungen zu, wo sie in der Enge gut zu kämpfen wissen. In Bezug auf Verträge sind sie durchaus unzuverlässig und schwer einhellig, durch Furcht mehr als Geschenke nachgebend. Bei Verschiedenheit der Meinung unter ihnen kommt es entweder zu keinem Uebereinkommen, oder der Beschluß der Bestimmenden wird von den Andern sogleich übertreten, da bei entgegengesetzten Ansichten keiner dem andern sich fügen will."

Nimmt man noch hinzu, was die genannten Gewährsmänner von der Bewaffnung der Slaven berichten, daß die Menge zu Fuß in die Schlacht ziehe, mit kleinen und unhandlichen Schilden und Wurfspießen, durchaus ohne Panzer, einige selbst ohne Leibrock und Mantel, nur mit einem Schurz um Hüften und Lenden, so wird wohl das Urteil des gotischen Geschichtsschreibers Jordanes das Richtige getroffen haben, wenn er schreibt, die Wenden seien wohl an Volkszahl stark, in Waffen aber gering zu achten. Daher begreift man, wie die Goten sie nach kurzem Widerstande unterwarfen. Es konnten nämlich die Slaven, bei denen, wie Müllenhoff betont, der Trieb nach einer bürgerlichen oder staatlichen Ordnung von jeher sehr schwach war und denen es an edlen, alten Geschlechtern gefehlt hat, in denen das Bewußtsein der Gemeinschaft seinen festen bleibenden Halt hatte und in Krieg und Frieden seine geborenen Führer fand, bei ihrer Herrenlosigkeit, Ungebundenheit und der Unsicherheit ihrer zur Anarchie neigenden Zustände dem Ansturm des von einem König geführten und durch denselben geeinigten Gotenvolkes auf die Dauer nicht widerstehen. Und hoch über die slavische Unzuverlässigkeit stand die Treue, die die deutschen Krieger untereinander und dieselben wiederum mit ihren Führern zu einem geschlossenen Ganzen verband. Dieses den germanischen Völkern besonders eigene Gefühl der Treue ist aber der Kitt der von ihnen gegründeten Staaten gewesen, wie es überhaupt die Germanen zu den staatenbildenden und

staatserhaltenden Völkern gemacht hat, die sie geworden sind.

Nach den Goten nannte Tacitus in seiner Germania an der Ostsee die Rugier und Lomovier. Der letzteren erwähnt nur Tacitus, kein anderer Schriftsteller. Sie werden wohl ein unbedeutendes Volk gewesen sein. Auch die Schreibweise ihres Namens steht nicht fest. Statt Lemovii können sie auch Lemonii geheißen haben. Die Rugier wohnten an der pommerschen Küste, wo ihr Gebiet bis an die Mündung der Weichsel sich erstreckt haben mochte. Darauf deutet die Angabe des Jordanes, daß die Ulmerugi, d. h. die Inselrugen vor ihrer Vertreibung durch die Goten die Weichselmündung innegehabt haben. Auch nennt Ptolemäus zwischen der Weichsel und Oder einen Ort *Ῥούγιον*, der offenbar an den Volksnamen erinnert. Ob die Insel Rügen von den Rugiern ihren Namen erhalten hat, ist zweifelhaft, da das so genannte Volk wohl kaum seine Sitze so weit nach Westen ausgedehnt hat. Daher wir der Name der Insel von dem späteren slavischen Volk der Rujani hergeleitet. Doch wenn man das auch zugeben wollte, so ist noch keineswegs ausgemacht, ob die Rujani nicht Slaven gewesen, die aus dem Rugierlande gekommen und sich nach dem ehemaligen germanischen Volke, das einst in Pommern ansässig war, benannt haben.

Plinius kennt den Namen der Rugier nicht und setzt an deren Stelle die Skirren, während Ptolemäus das Gebiet von der Weichsel bis zur Oder den *Ῥουτίκλειοι* zuweist. Zeuß hat vorgeschlagen, statt *Ῥουτίκλειοι Τουρκίλειοι* zu lesen, welcher Name nach römischer Schreibweise Turcilii lauten würde. Diese würden an das königliche Geschlecht der Skirren, an die Turlcilinge erinnern. Bekanntlich entstammte Odoaker aus diesem Geschlecht. Demnach scheinen Rugier und Skirren die Namen eines und desselben Volkes oder zweier Hauptstämme desselben gewesen zu sein. Müllenhoff wird wohl das Rechte getroffen haben durch die Erklärung, daß dem einen Namen der beiden engverbundenen Völker von den genannten Schriftstellern eine allgemeinere und umfassendere Bedeutung gegeben wurde, als ihm im Grunde zukam.

Das von dem Rhein, der Donau und der Weichsel umschlossene Land, dem sich jenseits des Meeres die dänischen Inseln und der südliche und mittlere Teil der skandinavischen Halbinsel anschlossen, war also zu Beginn unserer Zeitrechnung die Heimat der Germanen. Und wenn auch deutsche Völker jenseits dieser Ströme ihre Sitze hatten, so

war doch Germanien bei den römischen Schriftstellern nicht bloß ein geographischer, sondern ganz vorzüglich ein ethnographischer Begriff. Man lese nur die Schriften derselben, besonders Tacitus, aufmerksam und man wird den Eindruck gewinnen, daß es denselben mehr darauf ankam, die germanische Art, die Abkunft, das äußere Aussehen, die Sitten und Gebräuche der Germanen zu schildern, als die Eigenart des Landes.

Schon zu Cäsars, Plinius und Tacitus Zeiten hielten sich die Germanen für die Urbewohner des Landes. Die Stimme des Volkes aber, so bemerkt der den Deutschen keineswegs gewogene slavische Schriftsteller Schafarik, namentlich die eines so sagenreichen, wie es die Deutschen damals waren, ist in dieser Beziehung stets eins der glaubwürdigsten Zeugnisse.

Dazu stimmt auch das Zeugnis der Germania, daß die Germanen sich durchaus nicht mit Zuzüglern vermischt, d. h. ihre Nationalität rein erhalten hätten. Zieht man noch in Betracht, wie sorgfältig Tacitus die fremdländische Abstammung der innerhalb der Grenzen Germaniens angesiedelten Cotiner und Osen unterstreicht, von den Bastarnen berichtet, daß dieselben entgegen der Sitte der Germanen durch geschlossene Mischehen die Reinheit des Blutes verlören, und daß er solche Nachrichten nur durch deutsche Gewährsmänner erhalten konnte, so ist aus diesen Tatsachen nur der Schluß möglich, daß das ganze von Tacitus geschilderte Germanien, mit Ausnahme der Gebiete der Cotiner und Osen, tatsächlich von unvermischten und unverfälschten Germanen besiedelt war.

Von der Einheit des Stammes und der Reinheit des Blutes reden auch eine nur zu deutliche Sprache nicht nur die übereinstimmenden Schilderungen der Alten von dem Aussehen und der Art der Germanen, sondern auch die in alten Liedern fortlebenden Sagen der germanischen Völker, die voll von Genealogien waren, welche zu einem gemeinsamen göttlichen Stammvater hinaufreichten.

Endlich legen die archäologischen Funde davon Zeugnis ab, daß schon in der jüngeren Steinzeit die dänischen Inseln, das südliche Skandinavien und Norddeutschland bis zur Weichsel und selbst über die untere Weichsel hinaus von Völkerschaften bewohnt wurden, die blutsverwandt waren. So einheitlich in bezug auf Formgebung und Zweckbestimmung sind die daselbst aufgefundenen Werkzeuge und Geräte! Auch fand man in den Gräbern dieses Gebietes langköpfige Schädel und in vielen Gräbern eine bedeutende Körpergröße der Bestatteten. Die hin und wieder aufgedeckten Gräber, die Kurzschädelige in sich

bargen, haben aber als Ausnahme zu gelten. Dieser Umstand spricht auch für die Annahme, daß das bezeichnete Gebiet bereits zur Steinzeit eine Bevölkerung germanischer Abstammung hatte, das, wie der Bericht des Pytheas beweist, bereits vor zweitausend Jahren den unteren Lauf der Weichsel überschritten hatte.

Liegt vor unseren Blicken die Karte des alten Germaniens, vom Rhein bis zur Weichsel, von der Donau bis hinauf nach Schweden, ausgebreitet, so werden dieselben an der Landschaft zwischen Elbe und Oder, wo heute die Mark Brandenburg liegt, als dem Mittelpunkt des germanischen Landes haften bleiben. Und fürwahr schien diese Landschaft bereits zum Beginn unserer Zeitrechnung die Achse des alten Germaniens gewesen zu sein. Tacitus nennt ihre Bewohner — die Semnonen — die ältesten und edelsten aller Sueben. Ihre Wohnsitze erstreckten sich über die Flußgebiete der Havel und der Spree, zwischen Elbe und Oder, so daß sie an der Elbe mit den Hermunduren, an der Oder mit den Burgundern, im Südosten mit den Silingen und lugischen Völkerschaften zusammentrafen. Den Herzen Deutschlands einnehmend, scheinen sie der Ausgang aller suebischen Völkerschaften gewesen zu sein. Ihr Name, den Felix Dahn von semnon — sammeln — herleitet, weist, wie derselbe weiter schließt, auf die zusammenfassende Bedeutung dieses Volkes, bei welchem als an der Wiege aller Sueben große Versammlungen und Opferfeste stattfanden, besucht von allen Völkerschaften suebischen Blutes. Und Müllenhoff sucht in ihrem Lande sogar die Urheimat der Germanen. Dafür spricht auch die Großartigkeit des Kultus, die Tacitus mit einer gewissen geheimnisvollen Scheu schildert und die die Feier des Ursprungs des Volkes bildet.

Und wie wunderbar! Die Landschaft, die bereits vor etwa zwei Jahrtausenden gleichsam die Achse germanischen Lebens gewesen ist, wurde in späteren Zeiten zum Grundstock, um welchen sich die deutschen Völker sammelten und an welchem das neue Deutsche Reich emporwuchs.

Zweiter Abschnitt.

Die Völker im Osten Germaniens.

„Für den alten Slaven gab es nur drei Möglichkeiten, entweder eine uralaltaische oder eine germanische Herrschaft oder Anarchie, und diese drei Zustände machen so ziemlich seine ganze Vorgeschichte aus."

J. Peisker.

Nicht so sehr deshalb, um Germanien unermeßlich groß erscheinen zu lassen und seine Volksgenossen auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die ihnen aus den deutschen Wäldern drohte, ließ Tacitus die Grenzen Germaniens nach Osten gleichsam offen und gab sich den Anschein, als ob er nicht wüßte, sollte er die ostwärts von Germanien wohnhaften Völker noch den Germanen zuzählen oder nicht. Ich glaube, der Grund zu dem Zweifel Tacitus ist ein weit einfacherer und näherliegender. Derselbe ist ihm nämlich aufgestiegen, weil er aus den Angaben seiner Gewährsmänner nichts Besseres zu machen wußte. Aus denselben konnte er nur entnehmen, daß die weiter unten angeführten Völker den Uebergang von den Germanen zu den Sarmaten bildeten und daher die Züge der einen als der anderen verrieten.

Unter diesen waren die Aestier, die Bewohner des Bernsteinlandes, die nächsten Nachbarn der Goten. Tacitus berichtet von denselben, daß sie in Sitte und Tracht den germanischen Sueben, in ihrer Sprache aber den Bewohnern Brittaniens näher ständen. Es sind aber die in der Germania geschilderten Aestiorum gentes keinesweg Germanen sondern es ist Aestii, die Cassiodor und Jordanes Aesti und Haesti, Einhart, der Verfasser der Lebensbeschreibung Karls des Goßen, Aisti, König Alfred von England Osti, Wulfstans Reisebericht Este, und die Normanen Eistr, Eistir genannt haben, der gemeinsame Namen, den die Deutschen und Normannen den im südöstlichen Winkel der Ostsee und weiter ost- und nordwärts an der Memel und an der Düna sowie deren Nebenflüssen wohnhaften und zu Tacitus

Zeiten aller Wahrscheinlichkeit nach bis zum finnischen Meerbusen hinauf reichenden Völkerschaften baltischer Abstammung beigelegt haben. Zu denselben gehörten, wie bekanntlich, die alten Preußen und werden noch jetzt die Litauer und Letten gezählt. Demnach haben die jetzigen Esten, die Bewohner des nördlichen Teils der Ostseeprovinzen Rußlands, nichts Gemeinsames mit den Aestiern des Tacitus. Sie sind finnischer Abstammung und sind, wie skandinavische und finnländische Geschichts- und Sprachforscher in überzeugender Weise nachgewiesen haben, erst um das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung in ihre jetzigen Wohnsitze am finnischen Meerbusen und an der Ostsee eingewandert, höchst wahrscheinlich die Letten oder andere ästische Völkerschaften vom Südufer des finnischen Meerbusens weiter nach Süden zur Aa und Düna abdrängend. Die alten Aestier, Eisten oder Ehsten waren aber unzweifelhaft Glieder der arischen oder indogermanischen Völkerfamilie. Auch sind sie als Urbewohner der Ostgestade des baltischen Meeres anzusehen, inwiefern überhaupt von Autochthonen im geschichtlichen Sinne gesprochen werden kann. Erst in der Folgezeit übertrugen Deutsche und Normannen den Esten- oder Eistennamen auf die finnischen Einwanderer, nachdem sich dieselben durch ihre kühnen See- und Raubfahrten bemerkbar und gefürchtet gemacht hatten. Aus der Anwendung des Estennamens auf einen ganz anderen Volksstamm hat nun Müllenhoff in seiner scharfsinnigen Weise den Schluß gezogen, daß die Skandinavier auf der ihnen gegenüberliegenden Küste der Ostsee auch am finnischen Meerbusen wirklich einmal echte Eisten gekannt, d. h. dort eine den Letten, Litauern und alten Preußen stammverwandte Bevölkerung angetroffen haben und den Landesnamen beibehielten, als die Bevölkerung wechselte, dergestalt das Ethnikum auf die neuen Bewohner übertragend. Es haben die finnischen Esten in früheren Zeiten sich niemals selbst den Estennamen beigelegt, sondern sich als Maarahwas d. h. Landvolk bezeichnet. Auch kennen sie die ihnen jetzt benachbarten Letten nicht unter dem Estennamen, sondern nennen sie Igauni nach einer estnischen Grenzlandschaft Igaunia oder Ugganois. Ferner werden sie in den russischen Chroniken nicht Esten, sondern Tschud genannt. Und noch heute bezeichnet das gewöhnliche russische Volk die finnischen Esten mit dem Worte Tschuchnà, das eine verächtliche Nebenbedeutung hat.

Wenn auch die Aestier nicht germanischer, sondern baltischer Abstammung gewesen sind, so scheint doch der Zweifel Tacitus, ob er sie den Germanen zuzählen solle, nicht ganz unberechtigt. Bilden doch die Völker baltischen oder eistischen Stammes, zu denen bekanntlich nicht allein die ins Deutschtum aufgegangenen alten Preußen, sondern auch

die noch jetzt etwa drei Millionen Köpfe zählenden Litauer und Letten gehören, nach Sprache, Körperbildung und Siedelung den Uebergang von den Germanen zu den Slaven. Selbst der am weitesten nach Nordosten, in die nächste Nachbarschaft der Russen und Finnen sich erstreckende und daher von den alten Wohnsitzen der Deutschen am entferntesten gelegene Zweig der baltischen oder eistischen Völkersippe, die Letten stehen der Körperbildung nach näher den Germanen als den Slaven, wie Dr. Otto Wäber in seinen „Beiträgen zur Anthropologie der Letten" dargetan hat. — Die Aehnlichkeit der Letten und Deutschen ist auch Professor Rudolf Virchow aufgefallen, der im Sommer 1877 eine wissenschaftliche Reise in die Ostseeprovinzen Rußlands unternommen und durch eigene Anschauung Letten gekannt hat. Derselbe hervorragende Gelehrte sprach sich über das Aeußere der Letten folgendermaßen aus: „Im Allgemeinen kann ich nicht anders sagen, als daß ich unter den Letten eine große Zahl von Individuen gefunden habe — und da ich mich mehr auf dem Lande aufhielt, so ist dieser Eindruck vielleicht von größerer Bedeutung — in denen ich Landsleute zu sehen glaubte. Ich habe kaum eine fremde Bevölkerung gesehen, welche unserer Landbevölkerung (d. h. Norddeutschlands) mehr genähert wäre, wie diese." Und soweit Virchow überhaupt Schädel von Litauern und Letten gesehen hat, ist er nicht im Stande gewesen, an ihnen einen Typus zu finden, der in den Hauptzügen vom germanischen abwiche. Freilich sei die Zahl seiner Untersuchungen, bemerkt Virchow, noch nicht groß genug, um die Frage endgültig zu entscheiden, aber er könne es nicht verhehlen, daß der Eindruck, den er mitgebracht, der ist, daß es kaum ein zweites Volk geben dürfte, dessen Schädel germanischen Typen so nahe stehen, wie die der lettischen Bevölkerung.

Es ist anzunehmen, daß zu Tacitus Zeiten die Verwandtschafts-Aehnlichkeit noch mehr hervortrat und sich besonders stark bei den nächsten Nachbarn der Goten, bei den alten Preußen ausprägte. Auch scheinen in jenen längst entschwundenen Zeiten rege Wechselbeziehungen zwischen den Goten und den Aestiern bestanden zu haben. Davon geben nicht allein die Berichte alter Schriftgelehrter, sondern auch die zahlreichen in dem baltischen Gebiet aufgedeckten Grabfunde gotischer Herkunft Kunde. Von denselben wie überhaupt von der Verwandtschaft der Goten mit den Aestiern legen weiter die Sprachdenkmäler beider Völker oft in überraschender Weise Zeugnis ab. Freilich ist das Gleichartige und das Uebereinstimmende in beiden Sprachen zum Teil auf ihre von demselben Ursprunge entsprossene Stammesverwandtschaft zurückzuführen und weit seltener von einer direkten Einwirkung des einen Volkes auf das andere herzuleiten. Wie bekanntlich, wird die baltische

oder ästische, eistische Sprachsippe als besonderer Zweig des indogermanischen oder arischen Sprachstammes anerkannt, wie das Germanische, das Slavische und die anderen aus derselben indogermanischen Ursprache entsprossenen Idiome. Nur sind die Zeit der Abzweigung, die Wege, die eine jede Sprache danach eingeschlagen, die Ausbreitung, die sie gewonnen, bei den verschiedenen von derselben Ursprache ableitbaren Sprachsippen verschieden gewesen. Diese Verschiedenheit hat ihren Ausdruck in den Verwandtschaftsgraden der aus derselben Ursprache entstammten Sprachen, Dialekten und Mundarten gefunden. Wie bereits Zeuß den Gedanken ausgesprochen, Grimm demselben gefolgt und namentlich August Schleicher denselben eingehender begründet hat, so bildeten die Germanen, Slaven, Balten oder Aestier in Folge ihrer näheren Verwandtschaft eine besondere Abteilung der indogermanischen Völkerfamilie. Dieselbe nennt Schleicher die slavodeutsche oder nordeuropäische Abteilung, welche sich wiederum in eine deutsche und eine slavolitauische, slavolettische oder mit einem gemeinsamen Namen besser bezeichnet, in eine slavobaltische Sippe auseinanderging, letztere aber im Laufe der Zeit in einen rein slavischen und einen baltischen Zweig spaltete. Aus dem letzteren sind wiederum die Sprachen der jetzt gänzlich in das Deutschtum aufgegangenen alten Preußen und der dennoch als besondere Völker fortlebenden Litauer und Letten hervorgegangen. Und zwar stehen von den Sprachen des slavobaltischen Zweiges die baltischen dem Deutschen näher, als die slavischen. Und je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht, desto deutlicher tritt die Verwandtschaft hervor. Doch von allen deutschen Mundarten weist das Gotische die größte Gleichartigkeit der Laute und Wortformen mit der baltischen Sippe auf, so daß durch das Litauische, Lettische und das denselben eng verwandte Altpreußische das Gotische erklärt und gedeutet werden kann und umgekehrt. Besonders in der Deklination der weiblichen a-Stimme tritt eine merkwürdige Uebereinstimmung des Gotischen mit dem Litauischen zu Tage, wie aus folgender Gegenüberstellung zu ersehen sein wird:

	gotisch		litauisch
		Einzahl	
Nom.	giba Gabe		merga Mädchen
Gen.	gibos		mergos
Dat.	gibai		mergai
Akk.	giba		merga
		Mehrzahl	
Nom.	gibos		mergos
Gen.	gibo		mergu
Dat.	gibom		mergoms
Akk.	gibos		mergas.

Auch der Wortschatz beider Sprachen zeugt manchmal von einer frappanten Uebereinstimmung, die nicht immer von der Herkunft aus einer gemeinsamen Ursprache hergeleitet werden kann. Vielmehr muß sie das Ergebnis einen langen Zeitraum waltender Kultureinflüsse des einen Volkes auf das andere sein.

Daß trotz der deutlich hervortretenden verwandtschaftlichen Züge der Deutschen und Balten (Aestier) auch das beide Völkerstämme Trennende in der Sprache nicht der Aufmerksamkeit des römischen Geschichtsschreibers entgangen war, beweist der Bericht der Germania, daß die Aestier in Sitte und Tracht zwar den Sueben, in der Sprache aber den Bewohnern Brittaniens näher ständen. Freilich irrt sich Tacitus über die Sprache der Aestier, die doch dem Deutschen näher stand als den keltischen Mundarten der alten Bewohner Brittaniens. Doch ist der Irrtum des römischen Geschichtsschreibers begreiflich. Er scheint dem Berichte seines deutschen Gewährsmannes einfach gefolgt zu sein, der wahrscheinlich die Sprache der brittischen Inselbewohner höchst oberflächlich gekannt oder von derselben nur einige Kunde erhalten, von der Sprache der Aestier aber nur soviel gewußt hat, daß sie eine von der suebischen abweichende sei, und dann durch Kombination beider Wahrnehmungen sich zu dem falschen Urteile hat verleiten lassen, daß die Sprache der Aestier der brittischen näher stände als der der germanischen Sueben.

Demnach waren die Aestier des Tacitus nicht Germanen, hatten aber ihren Namen von den letzteren erhalten, mag man denselben von dem gotischen aistan — verehren — oder von der germanischen Bezeichnung des Ostens herleiten.

Sollte dem Namen der Aestier das erstere Zeitwort zugrunde liegen, so haben aller Wahrscheinlichkeit nach die Goten ihre östlichen Nachbarn wegen ihres friedfertigen Charakters die aisteis, aistjus — die Achtbaren, Ehrenwerten — genannt. Und in der Tat wird der friedfertige, mehr den Künsten des Friedens als des Krieges zugetane Sinn der Aestier von glaubwürdigen Zeugen besonders hervorgehoben. So berichtet bereits Tacitus, daß bei den Aestiern der Gebrauch des Eisens gering, häufiger der der hölzernen Keule sei, sowie daß sie Getreide und andere Früchte mit größerer Sorgfalt anbauten, als die Germanen, deren Sinn, wie bekannt, mehr auf eine kriegerische Tätigkeit gerichtet war. Und der römische Staatsmann und Gelehrte unter Theodorich dem Großen Cassiodor (Jordanes c. 5) nennt die Aestier ein durchaus friedfertiges Menschengeschlecht — pacatum hominum genus omnino —, welche eine sehr große Strecke des Meeresufers inne hätten — qui longissima ripa oceani insident. Ferner bezeugt

Adam von Bremen, der etwa eintausend Jahre nach Tacitus und fünfhundert Jahre nach Cassiodor lebte, über das Hauptvolk der alten Aestier, über die Samländer oder Preußen (Sembi vel Pruzzi), daß sie sehr humane Leute seien — homines humanissimi — und schließt die Schilderung ihrer Lebensart mit der Versicherung, daß er viel Lobenswertes von ihren Sitten sagen könnte, wenn sie nur den Glauben an Christum hätten. Und noch heute stehen die bis auf unsere Zeit erhaltenen Reste des einst zahlreicheren Aestierstammes, die Litauer und insbesonders die Letten, als Ackerbauer und Landwirte in gntem Rufe.

Obgleich nun die Ehrung der Altvordern der späteren Preußen, Litauer und Letten, als die Achtbaren ihrer Lebensweise nicht unangemessen erscheint, so liegt doch die Wahrscheinlichkeit näher, daß der Name der Aestier nicht von dem gotischen Verbum aistan abzuleiten ist, sondern vielmehr von einem Worte, das den Germanen zur Bezeichnung des Ostens diente und in den skandinavischen und deutschen Mundarten in Zusammensetzungen austr-, eystr-, ôstar-, oester-, aust-, aest-, east-, êst- und ôst- lautete. Es haben demnach die Normannen und die alten Deutschen die Bevölkerung der Ostgestade des baltischen Meeres, schlechthin Ostleute genannt, entsprechend der Benennung der Ostsee als Austmarr, Eystrasalt, Oestarsalt, Eastsae, Ostsae, und der dahinter belegenen Länder als Austrvegr, Austrland, Austrrîki, Oesterland, Eastland, Eistland, Aestland, Estland.

Erinnerung an die frühere Nachbarschaft und die in alter Zeit bestandenen Wechselbeziehungen und nicht allein der bis in den Norden gedrungene Ruhm Dietrichs von Bern mögen die Aestier veranlaßt haben, eine Gesandtschaft mit Geschenken an Bernstein an den Hof des großen Gotenkönigs in Italien zu senden. Die ästischen Gesandten wurden daselbst höchst huldvoll aufgenommen und dann reichlich beschenkt in die Heimat entlassen.

Denkwürdig ist der Inhalt des Schreibens, das der Herrscher der Ostgoten den Gesandten mit auf den Weg gegeben hat. Cassiodor, der Sekretär des Königs, hat dasselbe unter der Aufschrift Haestis rex Theodoricus aufbewahrt. Es lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

„In der Ankunft Eurer Gesandten haben wir Euer großes Verlangen erkannt, mit uns bekannt zu werden. Daß Ihr, an den Küsten des Ozeans wohnend, dennoch in Gesinnung mit uns verbunden sein möchtet, ist für uns eine äußerst angenehme und werte Bitte, sowie es uns freut, daß auch zu Euch unser Name gedrungen ist, an die wir doch keine Befehle ergehen lassen konnten. Liebet nun auch den Euch Bekannten, den unbekannt Ihr mit Sehnsucht aufgesucht habt; denn unter so vielen Völkern die Reise zu wagen, setzt einen dringenden Wunsch voraus. Euch also unsern geneigten Gruß wiederum entgegenbietend, melden wir, daß wir das Geschenk des Bernsteins, welches von Euch durch die Ueber-

bringer dieses Schreibens an uns gelangt ist, mit dankbarer Gesinnung aufgenommen haben. Die an Eure Ufer strömende Welle des Ozeans bringt, wie auch der Bericht der Euren enthielt, diesen leichten Stoff an Euer Land; aber woher er komme, sei Euch, wie sie erklärten, unbekannt, wiewohl Ihr von allen andern Menschen bei der Spende in Eurer Heimat ihn einsammelt. Nach der Schrift eines gewissen Cornelius fließt er auf Inseln mitten im Ozean als Saft aus einem Baum (ex arboris succo), weshalb er auch succinum genannt wird, und erhärtet allmählich durch der Sonne Glut. Denn es geht die helle, weiche Beschaffenheit in ausgeschwitztes Metall über, bald in gelblich roter Farbe glänzend, bald in feuriger Helle schimmernd, so daß, wenn es an die Meeresgrenze hingleitet, durch die wechselnde Meeresbewegung gereinigt an Euren Ufern ausgespült werden soll. Dies glaubten wir deshalb erwähnen zu müssen, damit Ihr keineswegs glauben möget, es sei uns unbekannt, was nach Eurer Meinung ein verborgenes Geheimnis ist. Besuchet uns jedoch in solcher Weise noch öfter auf den Wegen, die Eure Liebe geöffnet hat, weil es immer frommt, reicher Könige Gunst zu erwerben, welche, wenn auch durch ein geringes Geschenk zu milder Gunst gewonnen, immer um größere Belohnung bemüht sind. Manches lassen wir Euch durch Eure Gesandten auch mündlich überbringen, durch welche wir, wie wir Euch melden, übersandt haben, was Euch angenehm sein muß."

Ein anderes Volk, das gleichfalls den Zweifel Tacitus erregte, ob er es den Germanen zuzählen sollte, waren die Bastarnen oder Peukiner. Ihre Wohnsitze dehnten sich von den Landschaften der Lugier und Buren an der Ostseite des karpatischen Gebirgszuges bis zu den Donaumündungen aus. Nach einer der von ihnen daselbst besetzten Insel Peuke heißen sie auch Peukiner oder Peuker. Ptolemäus, der aus den Bastarnen und Peukinern zwei Völkerschaften schafft, nennt auch einen Berg Peuke, der wohl in den Karpaten zu suchen ist.

Tacitus scheint sich der Ansicht zuzuneigen, daß die Bastarnen germanischer Abkunft gewesen sind. Das geht aus seinem Bericht hervor, daß sie in Sprache, äußeren Lebensverhältnissen, Siedelung, Weise des Häuserbaues sich wie Germanen benahmen (sermone, cultu sede ac domiciliis ut Germani agunt). Wenn sich trotzdem bei ihm ein Zweifel über das Volkstum der Bastarnen regte, so wird wohl der Grund davon in der ihm gewordenen Mitteilung zu suchen sein, daß dieselben durch geschlossene Mischehen die Reinheit des Blutes verlören, was bei den übrigen Germanen sonst nicht der Fall war, und in ihrem Aussehen den Sarmaten einigermaßen ähnlich würden — conubiis mixtis nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur —. Aus dem Grunde, sowie angesichts ihrer außerhalb der Grenzen Germaniens weit nach Sarmatien vorgeschobenen Lage und der Tatsache, daß die griechischen Schriftsteller, die zuerst von ihrem Dasein die Kunde bringen, von ihrem germanischen Ursprung nichts zu berichten wissen, sondern sie teils Bastarnen, teils Galater nennen, ist die deutsche

Abstammung der Bastarnen vielfach bestritten worden. Insbesondere haben slavische Gelehrte ihnen das Deutschtum abgesprochen. Doch sind die dagegen angeführten Gründe so fadenscheinig, daß sie den Eindruck hinterlassen, es komme den bezeichneten Gelehrten weniger um die Erforschung der Wahrheit an, als ihnen die Anerkennung lästig war, daß bereits im grauen Altertume Germanen Eingesessene von Ländern waren, die sie als Urheimat der Slaven bisher angesehen hatten. Die Leugner der deutschen Abstammung der Bastarnen übersehen aber in ihrem Eifer, daß die älteren griechischen Schriftsteller überhaupt noch keine Germanen als besonderen Volksstamm kannten, sondern das mittlere und nördliche Europa von Skythen und Kelten bewohnen ließen, die nachmaligen Germanen aber teils unter den Begriff der Skythen, teils unter den der Kelten, von ihnen gewöhnlich Galater genannt, zusammenfaßten. Und um so leichter waren die Griechen geneigt in den ungestümen und kriegerischen Bastarnen Gallier oder deren Nachzügler zu vermuten, als die Erinnerung an den furchtbaren Ansturm gallischer Heerhaufen **noch frisch im Gedächtnisse aller war, die ein Menschenalter früher die Hämushalbinsel mit schrecklicher Verwüstung heimgesucht hatten.**

Erst die Römer, die infolge ihrer zahlreichen Kriege mit den Deutschen zu einer besseren Einsicht in das Wesen deutscher Art gelangt waren und dieselben von fremden Volkstum zu unterscheiden lernten, haben zuerst die Bastarnen als deutsches Volk erkannt. Dank der durch sie über die Germanen verbreiteten helleren Funde haben daher auch die späteren Schriftsteller die Bastarnen zu den Deutschen gezählt. Plinius macht sogar die Peucini Bastarnae zu einem der fünf germanischen Stammvölker (genera Germanorum quinque). So fest stand bei ihm die Ansicht von der germanischen Herkunft derselben. Für dieselbe spricht auch der Umstand, daß die Bastarnen im Verein mit andern deutschen Völkern handelnd auftreten, zuerst mit den Skirren, dann mit den Goten. Und zwar erscheinen die Skirren, nach der Deutung ihres Namens — die Hellen, Reinen, Klaren — bereits am Anfange des zweiten Jahrhunderts v. Chr. beim Auftreten der Bastarnen in der Nähe der Donau im Gefolge der letzteren. Was aber die Entfernung derselben von ihrem germanischen Stammlande anbetrifft, so kann dieser Umstand nicht gegen ihre deutsche Abstammung ausgebeutet werden, da z. B. zahlreiche deutsche Völkerschaften, wie die Kimbern, Teutonen, Goten, Vandalen, Sueben usw. noch viel weiter über die Grenzen ihres ursprünglichen heimatlichen Gebiets hinausgeschweift sind. Auch scheinen die Bastarnen einst in engem Anschluß an andere deutschen Stämme ihre Sitze gehabt zu haben. So verzeichnet Ptolemäus die Peukiner noch als östliche Nachbarn der

Burgionen oder Buren, einer an den Oder- und Weichselquellen eingesessenen Völkerschaft, und setzt die Wohnsitze der Bastarnen niedriger in südöstlicher Richtung an. Dieselben zählt er zu den sehr großen Völkerschaften (*ἔϑνη μέγιστα*), die hinter Dacien wohnen, d. h. am Nordabhange der Karpaten. Für ihre große Ausbreitung spricht auch die peutingersche Tafel, auf der die Karpaten Alpes Bastarnicae heißen.

Demnach scheinen die ursprünglichen Sitze der Bastarnen östlich von den Buren und südöstlich von den Lugiern an der oberen Weichsel und auf den nördlichen Abhängen der Karpaten, im jetzigen westlichen Galizien gewesen zu sein. Von dort sind sie im Vereine mit den Skirren, die einst am linken Ufer der Weichsel wohnten und dann an der Weichsel hinaufgezogen waren, allmählich längs den nördlichen und östlichen Abhängen der Karpaten herabgewandert, bis zu den Mündungen des Dniesters und der Donau, das jetzige östliche Galizien, die Bukowina, die Moldau und Bessarabien besetzend. Ihre wilde Tapferkeit machte sie zu gefürchteten Feinden und zu geschätzten Bundesgenossen. Philipp V. von Macedonien glaubte in ihnen ein machtvolles Rüstzeug zum Kampfe gegen Rom gefunden zu haben und reizte sie zu einem Feldzuge an das Adriatische Meer und zu einem Einfalle in Italien. Auch forderte er sie auf, mit Weib und Kind in die Nähe von Macedonien überzusiedeln. Sein Nachfolger Perseus griff seinen Plan wieder auf, suchte durch die Bastarnen die alten Feinde Macedoniens und die Schützlinge Roms, die Triballer im heutigen Serbien, zu vernichten und den deutschen Heerscharen den Weg nach Italien zu öffnen. Doch der Plan scheiterte an der verzweifelten Tapferkeit der Triballer. Der Angriff der Bastarnen wurde abgeschlagen und auf dem Rückzuge fand das bastarnische Kriegsvolk seinen Untergang unter dem einbrechenden Eise der Donau. Später kämpften bastarnische Heerhaufen unter Mithridates gegen Rom. Und nur der Tod des unternehmenden pontischen Königs vereitelte dessen abenteuerlichen Plan, im Verein mit den Bastarnen und andern nördlich vom Schwarzen Meer und der Donau wohnhaften wilden Völkerschaften nach Italien zu ziehen und gleich Hannibal die Römer in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Jedoch bedrohlicher, als den Römern, ward die Nachbarschaft der Bastarnen den griechischen Kolonien am Schwarzen Meere, die viel durch ihre Einfälle zu leiden hatten. Im markomannischen Kriege plünderten die Bastarnen im Vereine mit andern Völkern Dacien. Später, als die Goten bis in die Steppen Südrußlands hinabgezogen waren, geschieht der Bastarnen im Gefolge derselben Erwähnung. Sie nehmen auch Teil am sogenannten großen skythischen Kriege, der im Jahre 238 n. Chr. begann und von da ab fast durch

das ganze Jahrhundert wütete, die Goten und deren Stammverwandte zu Herren der Länder am Schwarzen Meer und der unteren Donau machend. Kaiser Probus räumte den Bastarnen Wohnsitze in Dacien ein, wo sie sich als Verbündete der Römer an ein ruhigeres Leben gewöhnten und sich dem Ackerbau ergaben. Nach der Besetzung Daciens durch die Goten vermischten sie sich mit den letzteren. Die mit dem Einbruche der Hunnen entfachte Völkerbewegung riß sie wohl auch fort. So finden wir sie unter den Scharen Attilas auf den katalaunischen Feldern kämpfend. Von da ab verschwindet ihr Name, nachdem er über sechs Jahrhunderte Schrecken verbreitet hatte.

Je weiter Tacitus bei der Aufzählung der im Norden und Osten Europas wohnhaften Völkerschaften sich von der Weichsel entfernt, desto unsicherer wird sein Urteil, ob er dieselben noch für Germanen halten soll. Wie wir gesehen, trug er Bedenken, die Aestier ihrer Sprache wegen denselben zuzuzählen. Ein weiterer Zweifel, freilich aus einem anderen Grunde, wird ihm hinsichtlich der Bastarnen wach, doch neigt er sich der Ansicht von ihrer germanischen Herkunft zu. Schwerer dagegen wird es ihm, die nördlichen und östlichen Nachbarn der Germanen, die Weneden oder Wenden denselben zuzuzählen. Während er bei den Bastarnen als Erkennungszeichen deutschen Volkstums ihre Sprache, Lebensweise, Siedelung und die Bauart ihrer Häuser anführt, gehen den Wenden die ersten drei Merkmale deutscher Abkunft gänzlich ab. Ja, was Tacitus von ihrer Lebensweise zu berichten weiß, daß sie vieles von den Sarmaten angenommen hätten und die zwischen den Peukinern und den Finnen sich erstreckenden Wälder und Berge mit Raubzügen durchstreiften, spricht mehr von sarmatischer als germanischer Lebensweise. Wenn er trotzdem seine Weneden lieber den Germanen als den Sarmaten beigesellen möchte, so führt er als Grund dafür an, daß sie Häuser bauten, Schilde führten und des Gebrauchs und der Schnelligkeit der Füße sich erfreuten, was alles bei den bekanntlich auf Wagen und Pferden lebenden und Schuppen- oder Lederpanzer tragenden Sarmaten anders war. Jene Eigenschaften können aber nicht als Merkmale der Nationalität herhalten, wie es die bei den Bastarnen hervorgehobenen — Sprache, Lebensweise, Siedelung — sind. Und in der Tat sind die Wenden nicht Germanen, sondern Slaven. Winidi, Winedi, Winades, Winadi, Winadones, Winuli, Winithas, Winithi, Winethi, Vineti, Winetes, Hwindi, Guinidi, Guinidini, Gunedes, Wenedi, Venedi, „Winden", „Weneden" und „Wenden" sind die Namen, beziehungsweise die Schreibarten derselben, wie Deutsche, sowohl in lateinischer als deutscher Sprache schreibende Autoren die Slaven von jeher bezeichnet haben.

Und demgemäß nannten sie auch deren Land Wenedoma, Wenedum, Weonodland, Winadland, Wenadaland, Vindland, Vinland, Wentland, Wendland, Wenedenland usw. In den skandinavischen Sprachen finden wir denselben Volks- und Landesnamen in den Wortbildungen Vanr, Plur. Vanir, Vanaheimr, Vanaland, Wanland, Vanaquisl wieder. Fast gleichlautend sind die Namen, mit denen finnische Völkerschaften in ihren verschiedenen Mundarten die Slaven, insbesonders die Russen und Rußland bezeichnen — Wenäläien, Wenälaiset, Wänälaien, Wänälaiset, Wennelane, Wenemees, Wänä, Wenne, Wänämaa, Wenemaa, Wenahenmaa u. dgl.

Die angeführten Namen sind nicht slavischen Ursprungs, denn nie und nirgend haben die Slaven so sich selbst genannt. Auch haben die slavischen Sprachen kein Wort, von dem man jene Volksnamen mit einiger Sicherheit herleiten könnte. Vielmehr spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie Varianten eines uralten Stammnamens sind, mit dem die Germanen nach den Mundarten ihrer Sprache Völker slavischen Stammes bezeichnet haben, mag man ihn im Zusammenhang mit dem gotischen Worte vinja — Weide — oder mit dem von der gleichen Wurzel entsprossenen althochdeutschen Worte Winidâ — Nomade — bringen, das mittelhochdeutsch „Winde" und angelsächsisch Winadas lautet. Im ersten Falle hätten die Slaven ihren Namen von den Deutschen erhalten, weil sie ein Hirtenvolk gewesen, das gute und viele Weiden besitzt. Im andern Falle wäre ihre unstäte Lebensweise bei der Namengebung maßgebend gewesen. Das würde nur den Bericht des Tacitus bestätigen, daß sie die zwischen den Peukinern und den Finnen sich erstreckenden Wälder und Bergzüge mit Raubzügen durchstreiften. Auch spätere Schriftsteller betonen die Beweglichkeit der alten Slaven. So berichtet der byzantinische Geschichtsschreiber Prokop von ihnen, daß sie in elenden Hütten weit voneinander zerstreut wohnten und jeder oft seinen Wohnsitz wechsele, — und der byzantinische Feldherr Maurikios, daß sie nichts Entbehrliches offen im Besitz behielten und ein Räuberleben führten *(βίον ζῶντα ληστρικόν)*. Als ein Jäger- und Nomadenvolk hatten die Slaven auch ein riesiges Wohngebiet nötig, um auf demselben ihren Lebensunterhalt zu finden.

Obgleich das slavische Volkstum der Wenden jetzt über jeden Zweifel erhaben ist, so werden wir trotzdem es nicht dem Tacitus zu großem Irrtum anrechnen, wenn er dieselben noch zu den Germanen zu rechnen gewillt ist. Von allen arischen Völkerschaften steht ja nach der baltischen die slavische Völkersippe der germanischen am nächsten in Sprache und Abstammung. Und vor etwa zwei Jahrtausenden müssen die Merkmale gemeinsamer Herkunft noch deutlicher hervorge-

treten sein, als die Slaven noch nicht zahlreiche Bruchteile finnischen, hunnischen, bulgarischen, avarischen, madjarischen und sonstigen mongolischen und türkisch-tatarischen Volkstums in sich aufgenommen und dadurch sich von dem Urtypus arischen Wesens entfernt hatten. Begegnet man doch noch jetzt unter den Großrussen und besonders unter den mit fremdem Volkstum weniger durchsetzten Weißrussen recht häufig Individuen, bei denen sich die Merkmale arischer Herkunft — hoher Wuchs, helle Hautfarbe, blondes Haar und blaue Augen — in aller Reinheit erhalten haben. Erst durch die Beimischung mongolischen, finnischen und türkisch-tatarischen Blutes hat sich im Laufe der Zeit der Volkstypus ausgebildet, den wir heutzutage als slavischen erkennen. Denselben beschreibt P. J. Schafarik in seinen „Slavischen Altertümern" nach dem Vorgange Edwards (Časop. českeho museum 1832 Heft 3 Seite 280) folgendermaßen: „Die Gestalt des Kopfes nähert sich der Quadratform, vorzüglich wenn man das Gesicht betrachtet, denn seine Länge ist wenig beträchtlicher als seine Breite, die Stirn ist aber merklich eingedrückt, die Kinnbacken sind wagerecht. Die Nase ist nicht so lang, als die Entfernung von ihrem Ende bis zum Barte beträgt; sie ist ohne bedeutende Krümmung; wenn diese auffallender wäre, so würde sie merklicher konkav sein, so daß ihre Spitze etwas aufrecht stehen würde; der untere Teil der Nase ist etwas breiter, das Ende rund. Die Augen, etwas tief, liegen vollkommen horizontal; wenn man etwas Eigentümliches von ihnen bemerken wollte, so könnte man sie im Verhältnis zum Kopfe etwas zu klein nennen. Die etwas dünnen Augenbrauen nähern sich den Augen, namentlich im innern Winkel, woraus sie oft etwas schräg auslaufen. Der Mund ist nicht hervorstehend, die Lippen sind nicht dick und nähern sich der Nase mehr als das Ende des Bartes. Zu diesen Merkmalen tritt noch ein eigentümlicher, ziemlich allgemeiner Mangel, namlich der dünne Bartwuchs."

Die geschilderte Körperbeschaffenheit legt Schafarik ganz ausdrücklich nur den „heutigen", wie er selbst hervorhebt, „mit fremden Elementen stark durchmischten Slaven" bei. Die Slaven der Urzeit müssen aber, wie bereits hervorgehoben ist, sowohl in Körperbildung als auch in der Sprache dem arischen Stammtypus und damit auch den Deutschen bedeutend näher gestanden haben, als die heutigen Vertreter des Slaventums nach dem Verlaufe von zwei Jahrtausenden. Daher wird der Meinung Niederles beizupflichten sein, der zufolge die Germanen, Gallier und alten Slaven ursprünglich einem Typus, dem der Langschädler mit heller Haut- und Haarfarbe angehört haben und noch in den Anfängen der historischen Zeiten ziemlich einander ähnlich waren.

Was endlich den dritten Volksstamm anbetrifft, den zu den Germanen zuzuzählen Tacitus Bedenken trägt, nämlich die Finnen, so entwirft er von ihnen ein derartiges Bild, daß seine Absicht, die Frage zu verneinen, nicht im Zweifel läßt. In der Tat weiß er nicht ein äußeres Merkmal, nicht einen Zug in ihrer Lebensweise anzugeben, die an eine Verwandtschaft mit den Germanen erinnerte. Alles, was er von den Finnen mitteilt — von ihrer außerordentlichen Wildheit und gräßlichen Armut, von dem Fehlen der Waffen, der Pferde und der festen Wohnungen, von dem Gebrauch der Kräuter als Nahrung, der Felle als Kleidung und des Fußbodens als Schlafstätte, von der Kunst im Bogenschießen mit Pfeilen, die aus Mangel an Eisen mit Knochenspitzen geschärft sind, endlich von ihrer Sorglosigkeit, die ihnen selbst den Wunsch entbehrlich macht — ist gar nicht in Einklang zu bringen mit seinem Urteile über deutsche Art. Wenn trotzdem Tacitus zu schwanken scheint, ob er nicht gleich den Wenden auch die Finnen den Germanen beigesellen soll, so scheint nur in diesem Falle einige Berechtigung die Vermutung zu haben, daß es in seiner Absicht gelegen habe, Germanien nach Nordosten hin gleichsam als unbegrenzt groß hinzustellen und dadurch die Römer auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die ihnen von Germanien her drohte und die er in seinem hellen Geiste als kommend erfaßte.

Abgesehen von seinem unbewußten oder beabsichtigten Irrtum hinsichtlich des Volkstums der Wenden und Finnen, hat Tacitus eine so klare und übersichtliche Aufstellung der im Osten Deutschlands und darüber hinaus wohnhaften Völkerschaften gegeben, wie niemand vor ihm und auch lange nach ihm niemand. Beginnend von den suebischen Quaden im südöstlichen Winkel Germaniens, hat er, von Süden nach Norden vorwärts schreitend, gleichsam schichtenweise die deutschen Volksstämme in ihrer Reihenfolge aufgezählt, nur zwei weiter östlich in den Karpaten angesiedelte Völker — die Cotiner und die Osen — wegen ihres fremden Volkstums aus der Perlenreihe germanischer Völker ausnehmend, um schließlich an die untere Weichsel und die Ostsee zu gelangen. Hier macht Tacitus nicht Halt, sondern nachdem er eine Schilderung von dem zahlreichen, mächtigen und schiffskundigen Volke der Sujonen oder Swionen — den Vorfahren der Schweden — entworfen, setzt er über das suebische Meer oder die Ostsee zu den Aestiern über und beschreibt dann die Bastarnen, Wenden und Finnen. Hierbei bewahrt der römische Geschichtsschreiber dieselbe Anordnung, die er bei der Aufzählung der deutschen Völkerschaften Ostgermaniens beobachtet hatte. Er nennt zuerst im Süden die Bastarnen an den Nord- und Ostabhängen der Karpaten, um dann, in nordöstlicher

Richtung abermals fortschreitend, zu den Wenden zu gelangen und mit den Finnen zu schließen. Die Wohnsitze der beiden letzteren Volksstämme sind leicht erkennbar. Wie die Wissenschaft es jetzt klar gelegt hat und von verschiedenen Gewährsmännern bestätigt worden ist, so haben bereits um die Wende unserer Zeitrechnung finnische oder ugrisch-tschudische Völkerschaften den ganzen Norden Europas, vom nördlichen Skandinavien bis zur Ural-Kette, bewohnt. Nur reichten ihre Sitze südlicher als heutzutage. Der Boden, auf dem die späteren Glanzstätten slavisch-russischer Macht und Herrlichkeit — Groß-Nowgorod und Moskau — sich erhoben, gehörte damals, vor zwei Jahrtausenden, noch ganz dem finnischen Volkstum an, das sich über den ganzen oberen und mittleren Lauf der Wolga und deren Nebenflüsse ausbreitete. Da nun die Sitze der Wenden oder Slaven sich von den Bastarnen bis zu den Finnen erstreckten, so müssen dieselben nach der Völkeraufstellung des Tacitus sich über die Flußgebiete des oberen und mittleren Dniepers, des oberen Dons und der oberen Düna ausgedehnt haben, im weiten Bogen die baltischen oder ästischen Völkerschaften umfassend und durch die Sumpfregionen des Pripets und der Beresina von den letzteren geschieden. Das ist das alte Stammland der Slaven oder Wenden, an Ausdehnung nicht geringer als die alte Heimat der Germanen. Alle Nachrichten der Alten und der Schriftsteller des frühen Mittelalters, die von den Slaven in erkennbarer Weise Kunde geben, weisen auf dieses Stammland hin. Und entsprechend der großen Ausdehnung des Landes muß auch die Volkszahl der Slaven selbst in den frühesten Perioden ihrer Geschichte eine bedeutende gewesen sein. Wenn Tacitus sie noch die zwischen dem Lande der Bastarnen und dem der Finnen belegenen Wälder und Berge im Räuberleben durchirren läßt, so zählt kaum ein Jahrhundert später Ptolemäus die Wenden — *Οὐενέδαι* — zu den größten Völkerschaften Sarmatiens und der gotische Geschichtsschreiber Jornandes nennt im sechsten Jahrhundert n. Chr. sie ein zahlreiches und durch ihre Unzahl mächtiges Volk — natio populosa und numerositate pollentes, das sich über unermeßliche Räume ausbreitete, — per immensa spatia. Auch spätere Autoren rühmen ihre große Unzahl.

Die bedeutende Ausdehnung ihres Stammlandes und ihr Volksreichtum machen es begreiflich, daß die Slaven zur Zeit der großen Völkerwanderung und nach dem teilweisen Abzug deutscher Völkerschaften von der Weichsel, von der Oder und der Donau in ein paar Jahrhunderten so ausgedehnte Länderstrecken besetzen nnd zugleich am Schwarzen Meer und an der Ostsee, an der Weichsel und der Oder, sowie an der Donau und selbst darüber hinaus in Mösien, Illyrien

und Macedonien handelnd und mitwirkend auftreten konnten. Allein aus der Zeit des Tacitus und auch vor ihm liegt nicht eine Tatsache, nicht eine Nachricht vor, die mit einiger Sicherheit den Schluß erlauben würde, daß die Slaven damals oder je zuvor die Weichsel oder die Karpaten überschritten hätten. Alles, was über die ursprünglichen Wohnsitze der Slaven in den Donauländern und selbst am adriatischen Meere gefabelt worden, ist in das Reich müßiger Erfindungen und phantastischer Träumereien zu verweisen. Jedenfalls haben die Slaven erst nach den Germanen von den Ländern am linken Ufer der Weichsel, an der Oder und der Donau Besitz ergriffen, nachdem letztere von den deutschen Völkerschaften teilweise oder ganz geräumt und aufgegeben waren. Daher gebührt in jenen Gebieten die Priorität nicht den Slaven, sondern den Germanen, wenn man hinsichtlich der Donauländer von deren früherer Bevölkerung rhätisch-etruskischer, keltischer, illyrischer und dakisch-thrakischer Herkunft absehen wollte.

Damit soll aber den Slaven keineswegs der Hang abgesprochen werden, über die Grenzen ihres Stammlandes hinaus sich auszubreiten, als dieselben ihnen zu eng wurden. Die äußerst extensive Ausnutzung des Bodens ließ trotz der Ausdehnung nur eine beschränkte Bevölkerungsdichtigkeit zu. Daher waren sie gezwungen, um nicht zu verkommen oder Hungers zu sterben, neue Wohnsitze aufzusuchen, entweder selbstständig oder in Gefolgschaft anderer Völker, wie der Hunnen, Bulgaren und Avaren. Der Selbsterhaltungstrieb gab ihnen das Recht dazu. Doch nicht die gleiche Berechtigung steht ihren Nachkommen, den slavischen Gelehrten der Neuzeit zur Seite, wenn sie ganze Länder als slavisches Stammgut und altslavischen Erbbesitz für ihre Volksgenossen ausschließlich in Anspruch nehmen, die in Wahrheit ihre Vorfahren in viel späteren Zeiten besiedelt haben und in denen dieselben Einwanderer oder Eindringlinge gewesen sind. Wie weit dabei ihre Eitelkeit und ihr Eifer für ihre Nationalität sie verführt, geschichtliche Tatsachen zu fälschen, das beweisen unter anderen serbische und bulgarische Schriftsteller, die der Umstand, daß im sechsten und siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung slavische Horden raubend die Hämushalbinsel heimsuchten und sich neue Wohnsitze erkämpften, wie Anatole Leroy-Beaulieu bemerkt, auf den Gedanken gebracht hat, „den größten Teil der griechischen Zivilisation vom thrakischen Orpheus bis zum macedonischen Alexander als ein Erbteil der Slaven zu reklamieren."

Das Bestreben der Slaven nach Ausbreitung mag sich schon zu Tacitus Zeiten und wohl auch früher, etwa vor zwei Jahrtausenden betätigt haben. Es spricht wohl einige Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie damals die nordöstlichen Abhänge der Karpaten und die Weichsel

erreicht haben, besonders an deren mittlerem Laufe, wo sich derselbe am weitesten nach Osten vorbeugt. Doch einer weiteren Ausbreitung nach Westen standen ihnen damals unüberwindliche Hindernisse entgegen; an der Weichsel die geschlossene Kette deutscher Völkerschaften, die nicht so leicht beiseite zu schieben war, wie die wenig zahlreichen, friedfertigen und zwischen den an Volkszahl weit überlegenen Germanen und Slaven eingekeilten baltischen Stämme; an den Karpaten die Bastarnen, die wohl die an den nordöstlichen Abhängen der Karpaten angesiedelten slavischen Völkerschaften ihrer Herrschaft unterworfen und slavisches Volkstum in sich aufgenommen haben mögen, jedenfalls aber slavischen Heerhaufen den Durchzug durch ihr Land verlegt haben dürften. Nachher geboten den Slaven die Legionen der römisch gewordenen Provinz Dacien Halt.

Dagegen lag den Slaven der Norden und Nordosten ihres Stammlandes offen, da die dünngesäete, noch gänzlich in Unkultur verharrende, in zahlreiche kleine Stämme zersplitterte finnische Bevölkerung ihrer Ausbreitung nur geringen Widerstand entgegensetzen konnte. An den Flußläufen herauf- und herabziehend, drangen die Slaven in finnisches Gebiet ein und besetzten zuerst die fischreichen und fruchtbaren Weidegelände der Flüsse. Nachdem sie derart das geschlossene finnische Gebiet durchbrochen und die einzelnen finnischen Stämme voneinander isoliert hatten, verbreiteten sie sich allmählich über das entlegenere Flachland. Die eingeborene Bevölkerung wurde zum Teil aufgerieben, zum Teil verdrängt, zum Teil vermischte sie sich mit den Einwanderern. Dieser Prozeß der Absorbierung finnischen Volkstums durch das slavische, der bereits in vorhistorischer Zeit begonnen hatte, ist noch heute nicht zum Stillstande gekommen. Auf diese Weise sind ganze finnische Völkerschaften verschwunden und im Laufe der Zeit nicht allein die Gebiete von Groß-Novgorod, die Nevamündung, das Land um Moskau herum slavisch geworden, sondern auch der ganze Norden und Osten des europäischen Rußlands, die Länder um die nördliche Dwina und das unermeßliche Wolgagebiet. An die ursprüngliche Bevölkerung dieser umfangreichen Länderstrecken erinnern noch die Enklaven finnischen Volkstums, die sich an abgelegenen Orten zerstreut erhalten haben. Gleich vereinsamten Eilanden im Weltmeer ragen sie noch dem Auge erkennbar hervor, umwogt von der Flut slavischen Volkstums. Well' an Welle drängt sich an den schutzlosen Strand dieser vergessenen Eilande und spült einen Fußbreit Landes nach dem anderen ab. Und in absehbarer Zukunft winkt schon der Augenblick, wo das letzte Stück Erde weggeschwemmt sein wird und die Höhen der finnischen Eilande versinken in die nivellierende slavische Hochflut.

Nur drei finnische Völkerschaften scheint die Vorsehung vor dem Schicksal bewahrt zu haben, das Los ihrer untergegangenen oder untergehenden Stammesgenossen zu teilen. Das sind die Finnen im heutigen Großfürstentum Finnland, die Esten in Estland und Nordlivland und die Madjaren in Ungarn. Die protestantischen Finnen oder Suomi, deren Volkszahl über drei Millionen Köpfe beträgt, haben unter der milden Herrschaft der Schweden nicht allein ihre Nationalität bewahrt, sondern sind, Jahrhunderte hindurch dem erhebenden, läuternden und befreienden Einflusse westeuropäischer Zivilisation ausgesetzt, selbst zum Kulturvolke geworden, das Nationalgefühl und Vaterland, seine Geschichte und seine Literatur hat. Durch die Beimischung germanischen Blutes und durch die empfangenen Kultureindrücke hat sich im Laufe der Zeit der Volkstypus in Finnland veredelt, so daß der Suomi jetzt weniger an die Art der mongolischen Rasse erinnert, als die russischen Bauern vieler Dörfer des Innern Rußlands. Auch an Intelligenz, Gesittung, Arbeit- und Betriebsamkeit ist er denselben überlegen.

Die eine Million Seelen zählenden Esten, die mit Ausnahme eines nicht bedeutenden Prozentteils griechisch-orthodoxer Konvertiten dem evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnisse anhängen, hat die abwechselnd dänische, deutsche und schwedische Herrschaft gegen sieben Jahrhunderte lang vor dem Schicksale ihrer östlich von dem Peigussee wohnhaften finnisch-tschudischen Stammesgenossen bewahrt. Im Hinblick auf das verschiedenartige Los der germanischen und slavischen Einflüssen unterworfenen finnischen Völkerschaften ist bezeichnend der Ausspruch eines angesehenen und hochgebildeten Esten, des Leibarztes Kaiser Nikolaus von Rußland, Dr. Ph. Karell, den er bei Erwähnung der zwischen den deutschen und estnischen Bewohnern der Baltenlande entbrannten nationalen Zwietracht tat: „Die Esten sollten doch Gott danken, daß die Deutschen zu ihnen gekommen sind, denn ohne sie würden sie längst plattgedrückt sein.“ (Vide Stzb. d. gel. estn. Ges. 1886 S. 179.)

Es scheint demnach, daß die Berührung mit dem slavischen Volkstum zersetzend und vernichtend, dagegen die von den Germanen empfangenen Eindrücke belebend und befruchtend gewirkt haben. Diese Wahrnehmung hat bereits Luden in seiner Geschichte des Mittelalters zur Bemerkung veranlaßt, daß die Letten und Litauer unter polnischer Herrschaft ohne Nutzen untergegangen wären, unter deutschem Einflusse aber dem Geiste der Humanität dienten.

Endlich haben die Madjaren, dank der glücklichen Mischung mit Völkern arischer Abstammung, die einzigen von allen Finnen vermocht, nicht allein ein Staatswesen zu gründen, sondern auch über ein Jahrtausend zu erhalten.

Wie im Norden und Nordosten ihres Kernlandes die Slaven vorzüglich finnisches Volkstum in sich aufnahmen, so gaben im Süden und Südosten desselben Bruchteile ihres Blutes ihnen ab die Völker, welche jemals die Steppen Südrußlands als Nomaden durchstreiften. Jene Steppen bildeten aber nur die Fortsetzung der Salzsteppen und Sandwüsten Innerasiens, die über Turkestan und das südwestliche Sibirien sich ausbreiten. Irgend ein Ackerbau, wie Dr. Peisker vortrefflich ausführt, ist hier, der sommerlichen Trockenheit wegen, ohne künstliche Bewässerung unmöglich, und auch die Tierwelt findet eine ganze Hälfte des Jahres, den Sommer über, keine Nahrung. Sobald das Gras anfängt zu verdorren, entsteht eine allgemeine Flucht von Tier und Mensch, und sie muß rechtzeitig ergriffen werden, um schnell genug Orte mit hinreichender Weide zu erreichen, zum größeren Teil in den weiten Norden, auf ungeheuren Entfernungen. Hier liegen die Sommerweiden, und wenn diese im Herbst durch Verschneiung versagen, dann heißt es den Rückzug in die Winterquartiere der Lößsteppe und der Salzwüste antreten. Die westturkestanische Steppe und Wüste bildet somit — im Gegensatze zu Ostturkestan — erst im Zusammenhange mit den angrenzenden nördlichen, sibirischen Gebieten die nötige Verbindung zu einem, wenn auch durchaus harten Dasein für Mensch und Tier und schafft mit Ostturkestan zusammen den Zustand des Wanderhirtentums, welches zugleich ein Reiternomadentum ist, denn ein Wagen wäre auf den pfadlosen Wanderungen über Berg und Tal, über Fluß und Sumpf ein Ding der Unmöglichkeit, und alles Hab und Gut kann nur auf dem Rücken von Saumtieren vorwärts gebracht werden.

Von dieser natürlichen Heimat des Wanderhirten und Reiternomaden waren die südrussischen Steppen weder durch Gebirge noch andere unüberwindliche Naturhindernisse geschieden. Daher ergossen sich über dieselben gleichsam Well' auf Welle der Salzflut aus dem Innern Asiens immer neue Reiterhorden, die Weideplätze suchten. Als die am äußersten nach Osten vorgeschobenen Arier in Europa hatten die Slaven den Ansturm der in Europa einbrechenden Nomaden zu bestehen und wurden von demselben mehrfach in Mitleidenschaft gezogen. Und wohl selten hat ein Volk die ganze Bitterkeit der Nachbarschaft dieser nomadischen Räuber empfunden, wie die Slaven, die Vámbéry in seinen „Skizzen aus Mittelasien" folgendermaßen schildert:

„Dort, wo Nomaden auf unabsehbaren, wüsten Steppen in der unmittelbaren Nähe eines zivilisierten Landes sich befinden, dort ist Raub und Sklaverei unvermeidlich. Die wüste, arme und nackte Natur hat ihre Kinder mit einer unbändigen Lust zu Abenteuern und überlegenen physischen Kräften ausgerüstet; was der dürre Boden ihrer

Heimat ihnen versagt, das müssen sie bei ihren mehr gesegneten Nachbarn suchen. Der Verkehr geschieht nur selten auf freundschaftlichem Wege, und da der beraubte und hart mitgenommene friedliche Ackerbauer den gutberittenen Nomaden über die Grenze der spurlosen Sandfelder nicht verfolgen kann und es auch nicht wagt, so kann letzterer, geschützt vom Bollwerk seines heimatlichen Terrains, seinen räuberischen Vergnügungen ganz ungestraft nachhängen."

Ebenso war der Slave nicht imstande, den Kampf mit diesen Räubern zu bestehen und vor ihnen sein Weib und Kind, sein Haus und Habe zu schützen. In kleinen Gemeinwesen und zerstreut als Viehzüchter und Ackerbauer lebend, zu einem gemeinsamen Tun schwer zu vereinigen, zu Fuß kämpfend, mußte er die Ueberlegenheit des gutberittenen Nomaden als etwas Verhängnisvolles fühlen. Dagegen war der letztere voll der Kraft bewußt, die das Pferd der seinen zugesellte und die A. Ecker in seiner Abhandlung: „Das europäische Wildpferd und dessen Beziehungen zum domestizierten Pferde" nachstehend schildert: „Eine gewaltige Kraft ist damit (d. h. mit dem Pferde) in den Dienst des Menschen getreten und es ist sehr natürlich, daß auch das Bewußtsein dieser Kraft den Reiter erfüllt. Wer einmal in seinem Leben auf einem guten Pferde dahingejagt ist, hat wohl dieses stolze Gefühl einer ihm zugewachsenen Kraft, ein wahres Herrschergefühl empfunden. In seiner Weise hat auch Mephisto dieser Empfindung Ausdruck verliehen, wenn er sagt:

Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht auch meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann
Als hätt ich vierundzwanzig Beine."

Daher müßten schon im grauen Altertum ein Verkehr der Slaven mit den räuberischen Nomaden der südrussischen Steppen sich Szenen abgespielt haben, die noch vor kurzem, vor der Unterwerfung der Turkmanen durch die Russen, in Innerasien sich wiederholten. Bis dahin überzogen die genannten Wüstensöhne die östlichen Provinzen Persiens mit ununterbrochenen Raubzügen, machten dabei alles, was sich zur Wehr setzte und nicht fortgeschleppt werden konnte, nieder und was arbeitsfähig war, verkauften sie in die Sklaverei. „Man rechnet," erzählt Vámbéry, „daß unter den Tekketurkmanen gegenwärtig (nämlich 1865) mehr als 15000 Reiter Tag und Nacht auf räuberische Exkursionen sinnen, und man kann sich leicht eine Vorstellung davon machen, wieviele Häuser und Dörfer, wieviel Familienglück von diesen habsüchtigen Räubern zerstört wird." Den räuberischen Nomaden Widerstand zu leisten, daran denkt der Perser nur selten, versichert Vámbéry, und

sehr häufig ereignet es sich, daß ein Turkman gegen fünf und noch mehr Perser mit Erfolg den Kampf aufnimmt. „Oft geschieht es," sagte ihm ein Nomade, „daß die Perser aus Furcht die Waffen wegwerfen, Stricke verlangen und sich gegenseitig binden. Wir brauchen nur vom Pferde zu steigen und den letzten zu binden." „Ich bin fast geneigt, zu glauben", sagt Vámbéry, „daß es der alte, in der Geschichte bekannte Schrecken vor den Tataren ist, der sogar den Kühnsten seines Mutes beraubt. Und doch wie teuer muß die Feigheit gebüßt werden! Wer beim Ueberfall niedergehauen wird, ist glücklich zu schätzen. Dem Mutlosen aber, der sich auf Gnade und Ungnade ergibt, werden die Hände gebunden und entweder nimmt ihn der Reiter auf den Sattel, wobei ihm die Füße unter dem Bauch des Pferdes zusammengebunden werden, oder er treibt ihn vor sich her und bindet ihn . . . . an den Schweif des Pferdes. Auf . . . . tagelangem Wege muß er dem Räuber in die öde Heimat folgen."

Daselbst erwartete den Gefangenen das schwerste Los, entweder in der Sklaverei des Ueberwinders zu verbleiben oder als lebende Ware auf die Sklavenmärkte geschleppt zu werden. Und wie noch vor nicht langer Zeit die Turkmanen ihr Wesen getrieben, so haben die Nomaden in den südrussischen Steppen gehaust, beginnend von den Skythen und Sarmaten und mit den Mongolen und Tataren beschließend. Selbst den Brauch der Turkmanen, ihre Sklaven zu blenden oder ihnen die Sehnen an den Fersen zu durchschneiden, um sie am Entkommen zu verhindern, findet sich nach den Berichten zeitgenössischer Schriftsteller bei den Skythen wieder.

Ueber das Volkstum der Skythen ist viel gestritten worden. Man hat in ihnen Arier und selbst die Vorfahren der Germanen sehen wollen. Jedoch ist, wie Dr. J. Peisker ganz richtig bemerkt, in der arischen Völkerfamilie für ein Reiternomadentum kein Raum. Auch kennt man keine Steppe mit arischen Reiternomaden. Dagegen sind die Steppen Innerasiens und Südrußlands von jeher der Tummelplatz mongolischer und türkisch-tatarischer Reiterhorden gewesen. Es scheint überhaupt die geographische Verbreitung jener Stämme im hohen Altertume sich von der heutigen nur wenig verändert zu haben. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß sie überall die Reinheit des Blutes bewahrt haben. Dagegen spricht die Wahrnehmung, „daß der gelbe Mann ziemlich rein bloß im Norden und Nordosten Asiens vorgefunden ist, während er gegen Süden und Westen so unmerklich in das Ariertum übergeht, daß es nicht möglich ist, irgend eine Grenze zwischen ihm und der weißen Rasse wahrzunehmen." Und nicht allein verändert sich durch Blutmischung ihr Aeußeres, sondern oft nehmen jene Nomaden

selbst die Sprache der von ihnen unterworfenen ackerbautreibenden arischen Bevölkerung an, gehen in die Nationalität derselben auf und werden in derselben die herrschende Schicht. Ein redendes Beispiel davon bilden die einst türkisch-tatarischen Bulgaren, die durch einen derartigen Entwicklungsprozeß zu einem slavischen Volke geworden sind. Was sich in historischer Zeit vollzog, konnte um so eher in der vorgeschichtlichen Epoche stattfinden, in der die Arier mehr Viehzüchter als Ackerbauer waren, feste Wohnsitze nicht besaßen und in ihrer Lebensweise sich den Steppenvölkern näherten. Daher scheinen uns Niebuhr, Schafarik, Kiepert und Peisker auf dem rechten Pfade zu sein, wenn sie die Skythen teils für ein sibirisch-mongolisches Volk, teils für iranisierte Uraltaier erklären.

Besonders zutreffend ist das Urteil Kieperts (Lehrbuch der alten Geographie): „Während manche, den Griechen auffallende Züge skythischer Lebensweise auch anderen Barbarenvölkern gemeinsam sind, auch das Haremsleben der stets in den Zeltwagen verschlossen gehaltenen Weiber nur allgemeine asiatische Sitte ist, finden sich andere, gerade für die Skythen charakteristische Sitten, in überraschender Aehnlichkeit nur bei den turanischen Nomadenvölkern Inner- und Nordasiens, in äußerster Schärfe noch heute bei den Völkern speziell mongolischer Abkunft wieder: so die von frühester Jugend an geübte Gewöhnung an das Reiterleben und damit zusammenhängend die Vorliebe für den Genuß des Pferdefleisches, der gesäuerten Pferdemilch und des Pferdekäses, die Berauschung durch Dampfbäder von Hanfsamen, das Brennen der Weichteile des Körpers als Mittel gegen rheumatische Schmerzen, das Vergiften der Pfeilspitzen, endlich Züge äußerster, aller Sitte arischer Völker widerstrebender Rohheit bei den mit massenhaften Menschenopfern verbundenen Begräbnissen der Fürsten und anderen religiösen Zeremonien. Schlachten der Lieblingsfrauen, der Dienerschaft usw. auf dem Grabe, Aufstellung der ausgestopften Leichen gemordeter Krieger zu Pferde um das Grab war, wie bei den alten Skythen, Sitte bei den Mongolen des Mittelalters . . . . Diese Spuren nordasiatischer Verwandtschaft werden bestätigt durch das, was als schärfer blickender Naturforscher Hippokrates über die körperliche Erscheinung der pontischen Skythen mitteilt, indem er die Grundverschiedenheit derselben von allen übrigen, den Griechen damals bekannten Völkern betont und als charakteristische Merkmale außer gelblicher Hautfarbe namentlich Fettleibigkeit, Bartlosigkeit und deshalb unmännliche Gestalt hervorhebt, Züge, die sich in solcher Schärfe bekanntlich nur innerhalb der sogenannten mongolischen Rasse wiederfinden, während sie den Eigenschaften der indoeuropäischen Völkerfamilie fremdartig gegenüberstehen.“ —

Daß die Skythen ein Mischvolk waren, das das Blut verschiedener Rassen in sich aufgenommen hatte, darauf deuten die Bemerkungen der alten Schriftsteller hin. So umfaßten nach Herodot die Skythen mehrere Völker von offenbar verschiedener Rasse. Denn die Schilderungen, die er von den königlichen Skythen, den Nomadenskythen und den ackerbauenden Skythen entwirft, ist nicht mit der Einheit eines Volkes in Einklang zu bringen. Besonders kann der Hauptstock der ackerbauenden

Skythen kaum zu den eigentlichen Skythen gezählt werden. Sehr wahrscheinlich bestand er aus Slaven, welche den Namen ihrer Unterjocher angenommen hatten, wie später ihre Volksgenossen in Bulgarien. Noch deutlicher spricht sich über die große Verschiedenheit der unter den Namen der Skythen inbegriffenen Völker Ephorus aus dem vierten Jahrhundert v. Chr. aus, wenn er sagt: „Die Sitten der Skythen als auch der Sauromaten wären nach den einzelnen Völkern sehr ungleich. Einige wären so roh, daß sie auch Menschenfleisch essen, andere hingegen enthalten sich sogar aller Tiere."

Die Reiterhorden, die derart die ihnen benachbarten seßhaften Völkerschaften mit ihren Raubzügen heimsuchten und teilweise auch unterjochten, nahmen mit der Zeit viel fremdes Blut in sich auf. Dasselbe fand den Zugang zu ihren Adern teils durch die große Zahl der erbeuteten Sklaven, teils durch die Aufnahme der fortgeführten fremden Frauen in ihre Hareme. Das geschah manchmal im großen Maßstabe, wenn die Männer, auf Raubzüge ausziehend und ihre Familien unter einer nicht genügend starken Besatzung zurücklassend, dieselben nach ihrer Rückkehr nicht mehr wiederfanden, da dieselben in der Zwischenzeit von anderen Horden überfallen, vernichtet oder fortgeführt waren. Ueber einen solchen Fall wird von den Madjaren berichtet. Aber ähnliche Fälle müssen sich in der Steppe häufig wiederholt haben in dem furchtbaren Getümmel der daselbst aufeinanderstoßenden Horden und selbst ganzer Völkerschaften. Auf diese Weise fand eine so starke Beimischung fremden Blutes statt, daß die Ueberwinder, wie bei den Bulgaren, sogar die Nationalität der Ueberwundenen annahmen. Von einem ähnlichen Beispiele berichtet der arabische Reisende Ibrahim ibn Jakub, „daß mächtige Stämme aus dem Norden slavisch redeten infolge ihrer Vermischung mit ihnen; so die Petschenegen . . . . und Chasaren."

Bereits die Erzählung Herodots von den königlichen Skythen lassen erkennen, daß die Reiternomaden sich als herrschende Schicht über die unterworfenen Ackerbauer schoben. Die nomadischen Herrn teilten sich, wie Peisker bemerkt: die einen bleiben dem bisherigen Wanderhirtenleben treu und bewahren ihre Nationalität der Sprache nach; die anderen dagegen, welche in die Steppe nicht mehr zurückkehren und inmitten der unterjochten Bauernschaft Winterquartiere beziehen, werden schnell zweisprachig und vergessen schließlich ihre eigene Sprache, werden arisch der Zunge nach.

So haben auch die Slaven als der am weitesten nach Osten vorgeschobene arische Volksstamm in Europa, nicht nur ihr Blut hergeben müssen für die Arisierung der Skythen und mancher ihnen nach-

folgender Steppenvölker, sondern im eigenen Lande deren Herrschaft erfahren und deren Blut in sich aufnehmen müssen. Und so ist es nicht bloß Jahrhunderte, sondern ein paar Jahrtausende gegangen. Es haben Skythen und Sarmaten, Alanen nnd Hunnen, Avaren und Bulgaren, Madjaren und Petschenegen, Chasaren und Polowzer, Mongolen und Tataren Tropfen ihres Blutes in den Adern der Slaven abgelagert. Auf solche Weise sind die letzteren, die ursprünglich gleich den Germanen langschädelig waren, im Laufe der Zeit zu einem vorwiegend kurzschädeligen Mischvolke geworden.

Von allen slavischen Völkern haben wohl am meisten und am längsten die Russen finnische und türkisch-tatarische Einflüsse aushalten müssen. Deshalb werden bei ihnen die Folgen dieser Einflüsse stärker hervortreten, als bei den übrigen Slaven. Die Folgen sind aber zum Teil vorteilhafte, zum Teil nachteilige. Von denselben spricht Anatole Leroy-Beaulieu in seinem Werke L' Empire des Tsars et les Russes, dessen treffliche Uebersetzung ins Deutsche von L. Pezold im Jahre 1881 erschienen ist, folgendermaßen: Der Großrusse habe moralisch wie physisch manchen Zug der ihm assimilierten oder unterworfenen Völkerschaften angenommen; an Körper und Geist sei er schwerfälliger als die weniger gemischten Slaven, die Schönheit der Arier sei bei ihm seltener geworden; von seiner Kreuzung mit den Finnen habe er oft das platte Gesicht, die kleinen Augen, die vorstehenden Backenknochen behalten; von diesem finnischen Einfluß oder von der tatarischen Bedrückung her habe er in seinem Wesen mehr Härte, aber auch mehr Kraft bewahrt, als die übrigen Slaven; er besitze weniger Abhängigkeit, Stolz, Individualität, aber mehr Geduld, Planmäßigkeit und Beharrlichkeit. Diesen Nachteilen setzt aber der berühmte französische Gelehrte folgende Vorteile der Kreuzung entgegen: „Wenn, wie Herzen bemerkt, das slavische Blut im Großrussen schwerfälliger geworden ist, so hat es in seiner Vermischung mit schwerfälligeren Rassen einiges von derjenigen Beweglichkeit verloren, welche anderen slavischen Stämmen so verhängnisvoll geworden ist. Die übertriebene Dehnbarkeit des slavischen Elements ist durch fremde Legierung verbessert, das russische Element hat in seiner Verschmelzung mit dem tatarischen Kupfer oder dem finnischen Blei mehr an Festigkeit gewonnen als es an Reinheit verloren hat. Vielleicht dankt der Großrusse es dieser Kreuzung, daß er über alle seine Nebenbuhler den Sieg davongetragen hat und der Kern des größten Reiches der Welt geworden ist."

Das Verhältnis der Mischung slavischen Blutes mit dem finnischen und türkisch-tatarischen festzustellen, mag wohl für den Anthropologen und Ethnographen viel Verlockendes haben, ist aber ein unfruchtbares

und aussichtsloses Beginnen wegen der Kompliziertheit der dabei in Betracht und zur Entscheidung kommenden Fragen und der Masse des zu überwältigenden Materials. Auch schwankt das Verhältnis nach den Landschaften und selbst nach den Bevölkerungsklassen. Am geringsten wird die fremde Beimischung im slavischen Stammlande, am oberen Dnieper gewesen sein, nicht besonders hervorragend auch an den vom slavischen Kernlande nicht allzu entlegenen und von den Slaven bereits im grauen Altertume besiedelten Flußläufen. Doch je weiter man sich von ihnen entfernt, desto stärker werden die Zeichen nichtarischen Volkstums hervortreten. So bemerkt Leroy-Beaulieu, daß man im nördlichen und nordöstlichen Rußland auf dem Wege vom Fluß ins Binnenland nach einem ganz slavischen einen fast ganz finnischen Typus treffen, ja sogar reine, doch russifizierte Finnen erkennen könne, die ihre Sprache verloren, aber ihre Tracht und ihre Sitten bewahrt haben. Wenn auch nicht so ausgeprägt, begegnen wir im Süden Rußlands derselben Erscheinung, doch erinnert dort der Typus der Landbevölkerung mehr an die ehemaligen Steppenbewohner. Dem Südslaven aber haben nicht allein die Nomadenvölker der südrussischen Steppe, sondern auch die früheren Bewohner der Hämushalbinsel und der Donauländer, die Griechen, Thraker, Illyrier, Kelten und Rhätier einen Teil ihres Blutes abgegeben. Endlich ist das slavische Element in den Landstrichen, die einst von deutschen Stämmen besetzt waren, stark vom Germanentum durchsetzt und beeinflußt worden. Und ich glaube dieser Beimischung germanischen Blutes hat Rußland mehr zu verdanken, als der finnischen und türkisch-tatarischen Mischung. Rußland ist von Germanen, den Warägern, gegründet worden. Germanischer Herkunft waren die Herrscherfamilie und die Bojarengeschlechter, überhaupt der russische Adel, soweit tatarische und mongolische Stammeshäuptlinge in denselben nicht Aufnahme fanden. Nach dem Aussterben des Hauses Romanow kam ein deutsches Herrschergeschlecht auf den russischen Thron, dem durch Verschwägerungen mit deutschen Fürstenhäusern beständig arisch-deutsches Blut zugeführt wurde. Seit Peter dem Großen spielen Germanen, mögen sie Schweden, Dänen, Holländer, Deutsche sein, eine so bedeutende Rolle im russischen Staatsdienste und Staatsleben als Staatsmänner, Feldherren, Beamten und Männer der Wissenschaft, daß Rußland schwer als ein slavisches Staatsgebilde angesehen werden kann, sondern die Bezeichnung eines germanisch-slavischen Staates mit Recht verdient. Durch dieses germanische Element ist Rußland, beginnend von Rjurik und schließend mit der Neuzeit, groß gewachsen und zusammengehalten worden. Und nicht unbegründet ist die Befürchtung, daß mit der freiheitlichen Bewegung in Rußland, die das slavische Element mehr in

den Vordergrund bringen wird, die Festigkeit des Reiches erschüttert werden wird. Deshalb sind auch russische Patrioten, die im Herzen nicht Gegner der Freiheit waren, doch für die Alleinherrschaft eingetreten und haben die Volksherrschaft verworfen.

Trotz der Kreuzung mit so vielen fremden Elementen hat sich doch ein allen slavischen Völkern gemeinsamer Typus, sozusagen ein slavischer Stammtypus ausgebildet, den Schafarik oben gekennzeichnet hat. Die verhältnismäßige Einheitlichkeit desselben läßt sich nur aus dem Umstande erklären, daß sich die Kreuzung allmählich im Verlaufe von ein paar Jahrtausenden vollzogen hat und nicht plötzlich ein übermächtiger Strom fremden Blutes in die Adern der Slaven eingedrungen ist. Deshalb haben die letzteren immer vermocht das fremde Blut zu zerteilen und aufzusaugen, so daß der slavische Stammtypus durch die Kreuzung nicht gänzlich umgestaltet, sondern nach und nach modifiziert wurde.

Die Entwicklung, welche die Slaven genommen, hat aber nicht allein ihrem Aeußeren, sondern auch ihrem Innern ein eigenartiges Gepräge gegeben. Dem äußeren Gewande entspricht auch das innere Wesen. So bemerkt Leroy-Beaulieu, der ein vorzüglicher Beobachter ist, mit Recht, daß die Eigenschaft, die unabhängig von den verschiedenen Kreuzungen, die ihre einzelnen Volksstämme durchgemacht, die ganze slavische Rasse hauptsächlich bezeichne eine Biegsamkeit, eine gewisse Elastizität des Temperaments und des Charakters der Organe und der Intelligenz, die sie dazu befähige, alle Ideen und alle Formen aufzunehmen und zu reproduzieren. Diese slavische Dehnbarkeit kennzeichne die Polen und die Russen, die Nachahmungsgabe der Slaven zeige sich überall in Worten und Gedanken; sei allen Lebensaltern und Geschlechtern eigen. Das sei das Ergebnis ihrer Geschichte und ihrer geographischen Lage gewesen. Da die Slaven, führt der französische Gelehrte weiter aus, lange Zeit hinter den benachbarten Rassen zurückgestanden, so seien sie immer in fremder Schule gewesen. Statt von eigener Erfindung haben sie von Entlehnungen gelebt, und der Geist der Nachahmung sei ihnen zur vorherrschenden Eigenschaft geworden, weil es für sie die nützlichste und zugleich die von ihnen meist geübte gewesen.

Und härter, als sein Urteil über den Geist und den Charakter der Slaven, drückt sich Leroy-Beaulieu aus, wenn er das Fazit der kulturellen Errungenschaften zieht, welche die Menschheit den Slaven zu verdanken hat. In dieser Hinsicht schrieb der sonst maßvolle, vorsichtig abwägende, mehr eine gewisse Voreingenommenheit für das Slaventum an den Tag legende französische Gelehrte in seinem bereits genannten Werke Folgendes:

„Wie die Schule Roms und Griechenlands fast ganz fremd, so sind sie auch durch ihre Lage, ihre Sprache und ihre Religion mehr oder minder den hauptsächlichsten Werkplätzen der Intelligenz des modernen Europa fern geblieben und haben an dessen Arbeit nicht den gleichen Anteil nehmen können, wie die beiden andern großen europäischen Familien. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, die antike, wie die moderne Zivilisation, deren sie selbst sich erfreuen und zu deren Apostel sie sich im Oriente machen, ist fast ohne sie entstanden. Die Russen und die Südslaven haben nicht einen Stein zu derselben herangetragen und der Bau hätte leicht auch der Mitwirkung der westlichen Slaven Polens und Böhmens entraten können. Hätte es keine Slaven gegeben und wäre Europa beim Böhmerwald oder bei den Krainer Alpen zu Ende, so wäre die Zivilisation nicht weniger vollständig, während man sie verstümmeln würde, wollte man aus ihr die Arbeit einer der großen romanischen oder germanischen Nationen streichen.

Dritter Abschnitt.

Slavische Ansprüche.

> Aber unsere Zeit der großen Zahl, der Massierung aller Dinge und Verhältnisse geht eben über alle Kleinheiten und Kleinigkeiten zur Tagesordnung über. Und auf politischem Gebiet haben nur große Völker die Gewähr eines Fortbestehens in der Zukunft und die Freiheit einer selbständigen Organisation, unabhängig von fremden Gebieten. Vom sentimentalen Menschheitsstandpunkte aus kann man es deshalb vielleicht bedauern, wenn man sieht, wie kleine Nationchen sich abquälen, um eine politische Selbständigkeit zu erringen. Sollte aber, wie z. B. Madjaren und Tschechen, eine vorübergehende Gunst der geschichtlichen Entwicklung die Hoffnung vorgaukeln, dieses höchste Ziel aller Völker erreichen zu können, so werden mit Notwendigkeit die Zeiten kommen, die die Kartenhäuser nationaler madjarischer, tschechischer, slovenischer und ähnlicher Staaten hinwegblasen werden. Ehe eine Nation sich die großen Opfer auferlegt, zur Schaffung eines eigenen selbständigen Nationalstaates schreiten zu wollen, sollte sie stets erst die Vorfrage beantwortet haben, ob sie auch im Wettbewerb der Weltmächte wird bestehen können.
>
> Ernst Hasse.

Scheiden wir von Tacitus Germanien die von ihm hinsichtlich ihrer germanischen Abstammung für zweifelhaft erklärten Völkerstämme — die Aestier, Bastarnen, Wenden und Finnen — ab, so verbleibt nach Lage der von ihm schichtenweise vorgeführten germanischen Völker für das eigentlich deutsche Gebiet das Land westwärts von der Weichsel übrig, jedoch mit Ausnahme des unteren Laufes des genannten Flusses, dessen rechtseitiges Ufer, wie wir gesehen, von den Goten besiedelt war. Daher werden wir um die Wende unserer Zeitrechnung die Weichsel als die Ostgrenze Germaniens um so williger anerkennen, als auch namhafte Autoren der Alten derselben den Charakter einer Völkerscheide beigelegt haben. Bereits der Vorgänger Tacitus, der Geograph Pomponius Mela, weiß, daß die Weichsel, von ihm Wisula genannt,

die Grenze zwischen verschiedenem Volkstum bildet, indem er durch sie Scythien und Sarmatien scheiden läßt. Offenbar ist hier Mela einer älteren griechischen Quelle gefolgt, denn, wie bereits hervorgehoben, kannten die alten Griechen den Namen der Germanen nicht, sondern im nördlichen Europa nur Kelten und Skythen und ließen die Germanen bald als Skythen, bald als Galaten gelten. Daher würde Mela, falls er die Germanen unter ihrem späteren Volksnamen gekannt hätte, sich so, wie die spätere Schriftsteller ausgedrückt haben, daß die Weichsel Germanien von Sarmatien scheide. Denn offenbar trägt Plinius nur der durch die erweiterte Kenntnis des europäischen Nordens bedingten Anschauung Rechnung, wenn er sagt, daß der Skythenname durchaus in Sarmatien und Germanien über- oder aufgegangen und die alte Benennung nur den entlegensten, den übrigen Menschen beinahe unbekannten Völkern verblieben sei.

Ferner finden wir die Ansicht, daß die Weichsel gegen Osten die Grenze Germaniens sei, bei Agrippa vertreten und dürfen sie, wie Müllenhoff hervorhebt, auch für die — sozusagen — offiziell im römischen Reich durch Augustus in der Chorographie und auf der Weltkarte anerkannte halten. Desgleichen läßt auch Ptolemäus Groß-Germanien von Sarmatien durch die Weichsel geschieden sein. Selbst die durch die Völkerwanderung bewirkte Verschiebung des ethnographischen Gebildes des östlichen Deutschlands hatte die früher bestandene Auffassung von der Ostgrenze Germaniens noch so wenig erschüttert, daß nach Verlauf von vier Jahrhunderten noch der Geschichtsschreiber des Gotenvolkes Jordanes bzw. Kassiodor an derselben festhielt, obgleich es ihm nicht unbekannt war, daß inzwischen mehrere Völkerschaften den Osten Germaniens geräumt hatten und Slaven an ihre Stelle getreten waren. Es berichtet nämlich Jordanes von dem etwa um das Jahr 500 n. Chr. zu setzenden Zuge eines Teils der Heruler von der Donau nordwärts, daß sie zuerst alle Völker der Slaven der Reihe nach passiert, dann viel ödes Land durchwandert, bis sie die Warnen erreicht, und von dort zu den Dänen und über den Ozean nach Thule (Skandinavien) gelangt seien.

Alle diese Beweise zusammenfassend, urteilt K. Müllenhoff: „Daß die obere Weichsel mindestens bis zur Einmündung des Bugs, von wo abwärts ungefähr das Gebiet der Goten begann, die Ostgrenze der Germanen war, steht durch das Zeugnis der Alten vollkommen fest, nicht etwa weil diese auf eigner Anschauung und Nachforschung, wohl aber auf der Aussage kundiger Germanen beruhen, die die Unwahrheit zu sagen keine Ursache hatten, deren Glaubwürdigkeit auch niemand anfechten wird, der nur bedenkt, daß die

Goten ihre durch die alten Zeugen wie die eigne spätere Ueberlieferung gleichmäßig anerkannte Stellung innerhalb der großen Beugung des unteren Flusses ohne die Stütze an einer germanischen Bevölkerung im Süden derselben nicht wohl Jahrhunderte lang behaupten konnten. Dazu kommt noch, daß die drei ältesten Zeugnisse, die die Venedes oder Weneti als Ostnachbarn der Germanen nennen, bei Plinius, Ptolemäus und Tacitus unleugbar auf drei voneinander völlig unabhängige Gewährsmänner zurückgehen und daß diese alle drei gleichmäßig die Weichsel als den Grenzfluß betrachteten, den Tacitus zwar unerwähnt läßt, aber doch stillschweigend voraussetzt."

Allein die nachfolgende Besiedelung des östlichen Deutschlands durch slavische Stämme nach Abzug der Germanen hat slavische Gelehrte und Politiker in Versuchung geführt, unter Verkennung und selbst Fälschung geschichtlicher Tatsachen das postea loci des Slaventums mit dessen origo zu verwechseln und auf Grund der angeblichen Priorität des slavischen Besitzes Ansprüche auf uralt deutsches Land zu erheben. In dieser Richtung ist ihnen J. Schafarik in seinen „Slavischen Altertümern" Wegweiser gewesen. Daher verlohnt es sich der Mühe, seine Beweisführung für die Priorität der Slaven vor den Germanen in den von ersteren jetzt teilweise eingenommenen Landstrichen einer näheren Beleuchtung zu unterziehen, da Schafarik nicht allein der wissenschaftliche Begründer dieser Lehre, sondern auch der talentvollste und am besten geschulte Vertreter derselben ist.

Der Verfasser der „Slavischen Altertümer" beginnt recht bescheiden mit der Beweisführung, daß „die Völker slavischen Stammes seit jeher oder — was dem gleich gilt — seit vorhistorischer Zeit uralte Bewohner Europas gleich den anderen Stämmen derselben Völkerfamilie, namentlich den Kelten, Germanen, Litauern, Thraken, Griechen und Lateinern sind" und nicht „erst im 5. Jahrhundert in Gemeinschaft mit Hunnen, Avaren und anderen asiatischen Barbaren in Europa eingedrungen sind." Da das nicht mehr ernstlich angezweifelt wird, so wollen wir die dahinzielenden Argumente beiseite lassen. Es interessiert uns aber, den Weg zu verfolgen, auf welchem Schafarik von der jetzt allgemein anerkannten geschichtlichen Tatsache der Anwesenheit der Slaven in vorhistorischer Zeit in Europa, zu den Trugschlüssen hinsichtlich der uralten Ansäßigkeit derselben in Ländern gelangte, in denen sie in weit späteren Zeiten, d. h. viele Jahrhunderte, wenn nicht gar ein Jahrtausend nachher zum ersten Male als Einwanderer und Eindringlinge auftauchten, und schließlich zu der Behauptung sich verstieg, daß die Sitze des slavischen Volksstammes

in der ältesten Zeit vom Adriatischen Meere bis zur Ostsee, von der Oder bis zu den Quellen des Dnieper und Don reichten. Eine Untersuchung darüber ist um so mehr angebracht, als die Ansicht Schafariks von der ursprünglichen großen Ausbreitung der Slaven zu einem Grundpfeiler der Lehre der Slavisten geworden ist und den slavischen Volksführern und Politikern als Stütze ihrer weitgehenden Ansprüche gedient hat und noch dient. Daher wird mit der Zurückweisung der Ansicht des ersteren auch den letzteren der Boden abgegraben, da diese im großen und ganzen auf den Lehren ihres Altmeisters fußen und höchstens dieselben noch zu übertrumpfen bestrebt sind. —

Um das slavische Vaterland bereits in uralten Zeiten größer erscheinen zu lassen und die Germanen von der den Slaven unangenehmen Nachbarschaft der Weichsel abzudrängen, konstruiert Schafarik zuerst eine gemischte oder sozusagen neutrale Zone zwischen deutschen und slavischem Besitzstande, indem er an einer Stelle seines Werkes zwischen der Weichsel und der Oder Wenden mit den Deutschen vermischt wohnen läßt, an einer anderen Stelle einen Grenzstrich zwischen beiden Nationalitäten auf der Wasserscheide beider Flüsse zieht, an einer dritten Stelle erklärt, daß in den Ebenen zwischen Oder und Weichsel von jeher die Scheide der germanischen und slavischen Völker gewesen sei und dort beider Sitze ineinander gegriffen hätten und schließlich die Oder zum slavischen Grenzfluß macht. Diese Methode des Fortschreitens ist für Schafarik und seine Nachfolger charakteristisch. Daß er dabei durchaus nicht das dritte und vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung ins Auge faßt, wo bekanntlich der Abzug deutscher Stämme aus dem Osten Germaniens nach dem Süden und Westen und die teilweise Besiedelung des von ihnen verlassenen Landes durch einrückende Slaven seinen Anfang nahm, erhellt aus den von ihm zur Stütze seiner Ansicht angeführten Beweisgründen. Er holt dabei weit aus, greift auf die ältesten Zeiten des Bernsteinhandels der Griechen zurück und behauptet, daß bereits in jenem grauen Altertume die Wenden die Bernsteinküste innegehabt und an der Ostsee und der Mündung der Weichsel gewohnt hätten, obgleich er selbst zugestehen muß, daß weder im Berichte Herodots, noch in der Ueberlieferung des Pytheas, noch, wie wir gleich hinzufügen wollen, bis auf Ptolemäus im zweiten Jahrhundert n. Chr. kein Schriftsteller der alten wendischen Völker als Inhaber der Bernsteinküste genannt hat. Die früheste Ueberlieferung der Griechen weiß wohl von einem Flusse — dem Eridanos — zu berichten, der den hellglänzenden Bernstein — das Elektron — ausspüle, nennt aber nicht das Volk, das denselben sammelt. Auch die Nachricht Herodots über den Fundort des Bernsteins klingt recht

reserviert. Er schreibt nämlich: „Ueber die äußersten Punkte Europas nach Abend zu weiß ich nichts Bestimmtes anzugeben, denn ich kann nicht glauben an einen Strom, der von den Barbaren Eridanos genannt wird und sich ins nordwärts fließende Meer ergießen soll, von wo, wie man sagt, der Bernstein kommt; ebensowenig weiß ich von den kassiteridischen Inseln, von welchen aus das Zinn herkommt. Denn einerseits ist Eridanos, wie schon der Name andeutet, ein hellenisches und kein fremdländisches Wort, sondern von irgend einem Dichter gebildet, und andrerseits konnte ich von keinem Augenzeugen, so sehr ich es mir auch angelegen ließ, über die Beschaffenheit des Meeres über Europa hinaus etwas hören. Jedenfalls aber kommt das Zinn und der Bernstein aus dem äußersten Norden Europas zu uns." So bedächtig und vorsichtig abwägend äußert sich der Altvater der Geschichtsforschung im fünften Jahrhundert v. Chr. und kann in dieser Hinsicht Schafarik und manchem jüngeren slavischen Historiker als Vorbild dienen, die zu schnell mit Hypothesen bei der Hand sind und mit denselben wie mit tatsächlich begründeten Beweisen rechnen.

Wie leichtfertig Schafarik mit der Wendenfrage umspringt, wird gleich zu ersehen sein. Als Grundlage seiner Annahme von dem uralten Wohnsitze der Wenden an der Bernsteinküste dient bei ihm die Behauptung, die Griechen hätten seit alters her eine Ueberlieferung, daß der Bernstein von Norden, aus dem Lande der Wenden, wo der Eridanos in das nördliche Meer münde, herkommt. Hier hat Schafarik Wahres mit Falschem vermengt. Freilich war bei den alten Griechen die Meinung verbreitet, daß der Eridanos ein ins nördliche Meer mündender Fluß sei. *Doch keine griechische Ueberlieferung nennt an der Ostsee ein Volk der Weneden.* Ueberhaupt hatten die Griechen zu *der* Zeit keine Ahnung von der Lage und den Völkern der Ostsee. Ihre Unkenntnis davon ging so weit, daß sie das Absatzgebiet des Bernsteins am adriatischen und ligurischen Meere mit dessen Fundort an der Ostsee verwechselten. Da sie den Bernstein auf dem Wege des Tauschhandels erhielten und auf Umwegen von der Ostsee nach Massilia und an das Adriatische Meer ging, so versetzten griechische Gelehrte und Dichter den Eridanos an den Ausgangsort des Bernsteinhandels und glaubten den genannten Fluß teils in der Rhone, teils im Po, wenn nicht gar in beiden Flüssen wiederzufinden. Unter anderen versetzt Skylax den Eridanos, den er mit dem Po identifiziert, in das Land der adriatischen Weneten oder Heneten, wie er sie nennt. Obgleich nun Schafarik auf seiner Entdeckungsfahrt irrtümlicherweise auch die adriatischen Weneten zu Slaven stempelt, so will er doch nicht gelten lassen, daß Skylax die adriatischen

Weneten gemeint habe. Vielmehr nimmt er seiner Hypothese von dem uralten Sitz der Slaven an der Ostsee zu Liebe ohne jede weitere Begründung an, daß Skylax „den Eridanos in das adriatische Wendenland wahrscheinlich durch Verwechselung der baltischen und der adriatischen Weneten versetzt habe." Das ist aber nicht nur nicht wahrscheinlich, sondern wider alle Wahrscheinlichkeit. Erstens hatten die Griechen, wie bereits hervorgehoben wurde, zu der Zeit keine Kenntnis von der Ostsee und deren Bewohnern. Zweitens ging die Ansicht der damaligen Griechen dahin, daß entweder die Rhone oder der Po, oder auch beide Flüsse, die sie sich als Arme eines vom fernen Norden herkommenden Stromes vorstellten, der gesuchte Eridanos sei. Drittens berichtet Skylax ganz ausdrücklich, daß die Heneter, die bekanntlich die Mündung des Pos inne hatten, gegenüber den Kelten gewohnt hätten — *μετὰ δέ Κελτοὺς Ἑνετοῖ εἰσιν ἔθνος, καὶ ποταμὸς Ἠριδανὸς ἐν αὐτοῖς.* — Das stimmt auch mit dem überein, was wir von den Sitzen der adriatischen Weneten wissen. Demnach ist die Behauptung Schafariks, daß nach der alten Ueberlieferung der Griechen der Bernstein aus dem Lande der Weneden an der Ostsee komme, ein Hirngespinst.

Nicht glücklicher ist Schafarik in seiner weiteren Beweisführung. Der erste Grieche, der bis in die Nähe des Bernsteinlandes gedrungen ist und seinen Zeitgenossen die erste einigermaßen sichere Kunde von demselben gebracht hat, ist bekanntlich der Massilier Pytheas im vierten Jahrhundert v. Chr. Derselbe schweigt aber von den Weneden ganz und gar und nennt als Nachbarn der Bernsteinküste zwei germanische Völkerschaften, die Goten und Teutonen. Diese erste hellere Kunde von dem Fundorte des Bernsteins wirft offenbar die Hypothese Schafariks von der frühen Anwesenheit der Wenden an der Bernsteinküste über den Haufen. Allein Schafarik weiß dieselbe sogar für seine Ansicht zu verwerten, indem er seiner vollkommen haltlosen Behauptung von der frühen Anwesenheit der Wenden an der Ostseeküste eine weitere durch keine historische Begebenheit oder Ueberlieferung gestützte Angabe folgen läßt, daß „die Guttonen, ein skandinavisches Volk, oder auch die Goten sich der Bernsteinküste bemächtigt und die Weneden verdrängt hätten." Denn erstens ist es sehr fraglich, ob die Goten oder Guttonen skandinavische Auswanderer gewesen sind. Vielmehr spricht der in den baltischen und finnischen Sprachen zur Bezeichnung kultureller Begriffe enthaltene gotische Wortschatz, sowie die Gräberfunde im Ostbaltikum eine nur zu deutliche Sprache von der seit unvordenklichen Zeiten herdatierenden Anwesenheit der Goten an der Ostküste des baltischen Meeres, in der Nachbarschaft baltischer und finnischer Stämme. Und

selbst hielte man sie für skandinavische Einwanderer, so genügt doch dieser Umstand keineswegs, um von einer Verdrängung der Slaven oder Wenden von der Ostseeküste zu sprechen, aus dem einfachen Grunde, weil dieselben nie vor den Goten an der Ostsee ihre Sitze gehabt haben. Wenn sich ein Volksstamm über seine Verdrängung von der Ostsee durch Germanen zu beklagen hätte, so wäre das der baltische oder ästische gewesen, den wohl alte und zuverlässige Nachrichten als Bewohner der Ostseeküste nennen und der noch daselbst ansäßig ist, wo seine Wiege vor ein paar Jahrtausenden gestanden hat. Doch da keine Ueberlieferung von dieser oder eines anderen Volkes Verdrängung durch die Goten Kunde gibt, sondern die älteste hellere Kunde von der Bernsteinküste bereits die Goten als Nachbarn derselben nennt und sie daselbst noch nach Verlauf von etwa 500 Jahren angetroffen wurden, so muß man sich mit diesen Tatsachen begnügen bei der Lage unserer jetzigen Kenntnis von jenen längst vergangenen Zeiten, will man nicht das Gebiet haltloser und unfruchtbarer Kombinationen betreten.

Die ersten Schriftsteller, die der Wenden Erwähnung tuen, sind Plinius der Aeltere und Tacitus. Der letztere nennt aber, wie wir bereits erfahren haben, als Anwohner der Bernsteinküste ästische Völker und läßt die Wenden die zwischen den Peukinern und Finnen erstreckenden Wälder, also das Binnenland des heutigen Rußland mit Raubzügen durchstreifen. Plinius aber nennt der Reihe nach Sarmaten, Weneden, Scirren und Hirren. Ganz zutreffend bemerkt hier Schafarik, „Plinius scheine bei der Aufzählung jener Völker von Osten nach Westen bis zur Weichsel und Ostsee fortzuschreiten, so daß die Sarmaten, wie man das auch anderweit mit Gewißheit wisse, gegen Osten, zwischen ihnen und den Scirren und Hirren die Weneden ihre Sitze hätten, endlich die Skirren und Hirren von der Weichselmündung weit gegen Norden auf der Ostseeküste angesessen wären."

Von den aufgezählten Völkern waren aber die Scirren oder Skirren — die Hellen, Reinen, Klaren — denen wir früher als Bundesgenossen der Bastarnen begegnet sind und die aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nachbarschaft derselben an der Weichsel gelebt haben, unzweifelhaft deutscher Abstammung. Von den Hirren scheint es zweifelhaft zu sein. Einige Geschichtsforscher zählen sie zu den Germanen und halten sie für die Vorfahren der Heruler oder identifizieren sie mit denselben und glauben in der Landschaft Harrien in Estland ihren Volksnamen wiederzuerkennen. Andere sehen in ihnen ein baltisches bzw. litauisches Volk. Die letztere Meinung hat Manches für sich. Nach Plinius Angabe haben die Hirren zwischen germanischem

und slavischem Volkstum ihre Sitze gehabt. Es ist auch leicht möglich, daß ihr Volksname von dem litauischen Worte gire — Wald — herzuleiten ist, dessen Kehllaut in deutschem Munde zu h wurde. Aus deutschem Munde hat auch Plinius oder dessen Gewährsmann den Namen des Volkes erfahren. Und noch in späterer Zeit wurden die Litauer wegen des Waldreichtums ihres Landes von ihren Nachbarn Waldbewohner genannt. Ihre westlichen Nachbarn — die Weneden — würden demnach in der Völkeraufstellung des Plinius dieselben Sitze im Binnenlande des heutigen Rußlands eingenommen haben, in denen auch die Gewährsmänner des Tacitus sie angetroffen, und weiter östlich die Sarmaten in den Steppen Südrußlands gehaust haben. So finden wir auch bei Plinius wieder dasselbe ethnograpische Gebilde: Germanen an der Weichsel, Slaven oder Wenden im Innern des heutigen europäischen Rußlands, weiter südöstlich die Sarmaten und zwischen Germanen und Slaven die in sprachlicher und ethnographischer Hinsicht den Uebergang von den einen zu den andern bildenden baltischen oder ästischen (letto-litauischen) Völkerschaften.

Erst der alexandrinische Geograph Ptolemäus, der im zweiten Jahrhunderte n. Chr. lebte, rückt nicht nur die Wenden an die Ostseeküste, rechts von der Weichselmündung, sondern nennt sogar einen wenedischen Meerbusen. Da er noch in Sarmatien über 50 Völkerschaften nennt, deren Namen zum Teil slavischen Ursprung vermuten lassen, so ist er ein Liebling der Slavisten geworden und hat reichlichen Stoff zu allen nur möglichen Konjekturen gegeben. Und doch hätten einige bei der Benutzung des von ihm gebotenen ethnographischen Stoffes notwendigerweise sich aufdrängende Erwägungen zur Vorsicht mahnen sollen. Schon der Umstand mußte verdächtig erscheinen, daß Ptolemäus plötzlich mit einer so großen Menge von Völkerschaften in Sarmatien auffährt, wo seine Vorgänger kaum den fünften Teil derselben aufzuzählen vermocht haben. Sodann erscheinen die Namen zum Teil in einer gräzisierten oder latinisierten Form, wie sie nie geheißen haben können, zum Teil auch in anderer Weise korrumpiert, daß der dahinter steckende wirkliche Name oft nicht enträtselt werden kann. Das gegen seine Glaubwürdigkeit erwachte Mißtrauen wird noch verstärkt bei der Betrachtung des Weges, wie er zu seinen geographischen Kenntnissen gelangt ist. Sein Vorgänger war Marinus von Tyrus, der zur Verbesserung der geographischen Karte mit großem Fleiß und Eifer geographische Nachrichten gesammelt, dieselben aber kritiklos und oft ohne Verständnis mit den Berichten früherer Autoren, Altes und Neues, Wichtiges und Nebensächliches zusammengeworfen

hatte. Daher ist das von Müllenhoff über Marinus gefällte strenge Urteil nicht ohne Berechtigung, daß derselbe unbedenklich Altes und Neues verbinde, um nur keine Lücken zu lassen und den Schein der Vollständigkeit und der Vollkommenheit der Kunde zu wahren, und schlimmer als Poeten und Prunkredner die Dinge auch da noch als genau ermittelte, nach Maß und Zahl bestimmte Tatsachen hinstelle, wo jede Kunde aufhöre und er nicht die geringste Gewißheit haben konnte.

Das nun von Marinus dergestalt gesammelte Material hat Ptolemäus, der, wie er selbst gesteht, nur wenig Eigenes hinzuzufügen gehabt, in seinem Werke „Geographie" geordnet und übersichtlich dargestellt, allein in einer Weise, die ihm von Müllenhoff den Vorwurf „gedankenloser, handwerksmäßiger Arbeit, die sich jeder Nachprüfung des Einzelnen entschlagen habe", eingetragen hat. Und daß auch Schafarik die Mängel des Ptolemäus nicht entgangen waren, beweisen seine Ausstellungen gegen dessen Werk im allgemeinen, die in dem Schlußurteil gipfeln, Ptolemäus sei im ethnographischen Teile seiner Erdbeschreibung ein bloßer Kompilator, der bei nur geringer und verworrener Kenntnis des europäischen Nordens in Alexandrien geschrieben, Namen längst verschollener Völker neben noch üblichen angeführt, viele derselben zwei-, dreimal an verschiedenen Stellen wiederholt, andere durch Mißverständnisse in ganz ungehörige Gegenden versetzt habe.

Dennoch nimmt Schafarik nicht Anstand, den Bericht des Ptolemäus über die Wenden oder Weneden nicht allein für voll zu nehmen, sondern ihn auch zum Kardinalpunkte seiner Beweisführung für die frühe Anwesenheit der Slaven an der Ostsee zu machen. Und doch mußte er bei kühlerer Ueberlegung sich sagen, daß wohl an keiner anderen Stelle der dem alexandrinischen Gelehrten gemachte Vorwurf, er versetze durch Mißverständnis Völkerschaften in ganz ungehörige Gegenden, so am Platze ist, wie hier, da er nämlich die Wohnsitze der Wenden aus dem Innern des heutigen Rußlands in die jetzige Provinz Preußen verlegt, wo wir nach allen früheren Zeugnissen Goten und Aestier wiederzufinden hofften. Nennt doch kaum ein Jahrhundert früher Plinius als deutsche, in das Meer sich ergießende bedeutende Ströme neben der Maas, dem Rhein, der Ems, der Weser und der Elbe die Weichsel und davon weiter östlich den Guttalus, der nach seiner Lage nur die jetzige Pregel sein und seinen Namen von dem Sitze oder der Nachbarschaft der Goten erhalten haben konnte. Die letzteren aber, von ihm Gythones genannt, setzt Ptolemäus südlicher von den Wenden, auch an das rechte Ufer der Weichsel. Demnach müßten die Wenden, falls die Völkertafel des Ptolemäus der

Wirklichkeit entspräche, die Goten im Verlaufe einer nicht langen Zeit von der Ostseeküste verdrängt und sich an deren Stelle gesetzt haben. Da aber die Goten zu der Zeit ein aufstrebendes Volk waren, so ist es schwer glaublich, daß die Wenden sie aus ihren Sitzen zu verdrängen vermocht haben, die noch zu Tacitus Zeiten als ein nomadisches Räubervolk im Innern des heutigen Rußlands umhergestreift und nach der späteren Darstellung des Jordanes wohl groß an Zahl gewesen seien, jedoch nicht dem wohlbewaffneten Gotenheere Stand gehalten haben.

Ferner drängt sich die Frage auf, wohin die alten Bewohner der Bernsteinküste, die Aestier des Tacitus geraten sind, da Ptolemäus ihrer nicht erwähnt, ihre Sitze aber von den Wenden einnehmen läßt? In der Zwischenzeit von Tacitus bis auf Ptolemäus können sie auch nicht untergegangen sein, da spätere Schriftsteller sie wiederum nennen, und zwar als Bewohner derselben Bernsteinküste, wo sie die Gewährsmänner des Tacitus vorgefunden haben.

Auch zählt Ptolemäus als südöstliche Nachbarn der Wenden die Galinder, Sudiner, Stawaner und weiter die Igyllionen auf, von denen die beiden ersteren später als unzweifelhaft preußische, d. h. ästische Völkerschaften erkannt worden sind, die beiden letzteren aller Wahrscheinlichkeit nach auch der baltischen Völkersippe zuzuzählen sind. Die andere Lesart Ityggionen erinnert nämlich an die nachher vielfach genannten Jatwingen, Jatwiegen oder Jatwiasen.

Ueber den Weneden läßt Ptolemäus die Welten den Rest des wenedischen Meerbusens einnehmen, d. h. den Landstrich, der jetzt vom lettischen und litauischen Volke bewohnt wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach steckt hinter den ptolemäischen Welten der Name dieser Völker, indem aus *Λέτουαι* durch eine nicht ungewöhnliche Lautumstellung *Οὐέλται* gemacht worden ist. Demnach wären die Weneden, die Ptolemäus ostwärts von der Weichselmündung längs dem wenedischen Meerbusen, d. h. in dem östlich von der Weichsel dem Meere zugewandten Teile der jetzigen Provinz Preußen wohnen läßt, von dem slavischen Stammlande abgetrennt und von allen Seiten von germanischen und baltischen Völkerschaften eingeschlossen worden. Das ist aber gegen alle Wahrscheinlichkeit. Auch müßten die Weneden, falls sie slavischen Stammes gewesen, die Spuren ihres früheren Daseins in der Provinz Preußen nachgelassen haben, da doch ein Volk nicht spurlos verschwinden kann, das der alexandrinische Geograph zu den größten Völkerschaften Sarmatiens rechnete. Jedoch lassen nicht die in dem bezeichneten Landgebiete jetzt üblichen oder auch früher bekannten Ortsnamen, noch die überlieferten Sprachdenkmäler der alten Preußen, noch

die in deren Lande bisher aufgedeckten archäologischen Funde die frühere Anwesenheit eines slavischen Volkes daselbst erkennen. Vielmehr scheint das altpreußische Idiom sich viel freier von slavischen Einflüssen behauptet zu haben, als die ihm verwandten Sprachen der Litauer und Letten. Auch deuten die jetzt fremdklingenden Ortsnamen in der Provinz Preußen auf baltischen, aber nicht auf slavischen Ursprung derselben. Das könnte nicht der Fall sein, wenn die Weneden des Ptolemäus ein slavisches Volk und dieselben in der Provinz Preußen ansäßig gewesen wären. Natürlich sind die südlichen Teile dieser Provinz auszuscheiden, in denen nach der Darstellung des Ptolemäus nicht Weneden, sondern germanische Goten und preußische Galinder ihre Sitze gehabt und erst in weit späterer Zeit polnische Einwanderer sich angesiedelt und dem Lande den Stempel slavischen Volkstums aufgedrückt haben.

Da nun die Anwesenheit eines slavischen Volkes der Wenden an der preußischen Ostseeküste zur Zeit des Ptolemäus zu verneinen ist, so bleibt nur die Frage übrig, wie derselbe zu seiner Ansicht gelangt ist? Drei Lösungen der aufgeworfenen Frage scheinen möglich zu sein. Entweder ist Ptolemäus in den bei ihm bemerkten Fehler verfallen, „aus Mißverständnis Völker in ganz ungehörige Gegenden zu versetzen." Dafür spricht der Umstand, daß er die Finnen, deren Wohnsitze unzweifelhaft im Norden Europas zu suchen sind, in dem heutigen Polen, südwärts nicht allein von den Wenden, sondern auch von den Goten ansiedelt, d. h. das Reihenverhältnis der Völker geradezu umkehrt. Oder es liegt dem Namen seiner Weneden und des wenedischen Meerbusens ein deutsches Wort wand, wend zugrunde, das überhaupt Wasser bedeutet. Nennt doch noch jetzt der gemeine Mann in Dänemark die Ostsee „Wandeb". Endlich liegt auch die Möglichkeit vor, daß der Gewährsmann des Marinus oder Ptolemäus die an das slavische Volkstum erinnernden Züge des ihm fremden Volkes ins Auge gefaßt hat und daher dasselbe für ein slavisches hielt und Wenden nannte, wie dem Tacitus die mehr an die Sueben mahnenden Eigenschaften der Aestier aufgefallen sind. — Zu dem Schlusse, daß die Wenden des Ptolemäus zur baltischen und nicht zur slavischen Völkersippe zu zählen sind, kommt man auch bei Betrachtung der Wohnsitze beider. Wie bereits früher hervorgehoben worden, so bilden noch jetzt die baltischen oder ästischen Völker — die Litauer und Letten — in Sprache, äußerem Aussehen und Charakter den Uebergang von den Germanen zu den Slaven! Ganz naturgemäß hatten sie von alters her ihre Wohnsitze zwischen diesen beiden Volksstämmen. Doch war das von der baltischen Völkersippe besiedelte

Gebiet in früherer Zeit weit umfangreicher, als jetzt. Bereits die Bezeichnung des Tacitus Aestiorum gentes deutet darauf hin, daß Aestier als Gesamtnamen mehrerer stammverwandten Völkerschaften aufzufassen ist. Und fünf Jahrhunderte später berichtet Jordanes, daß die Aestier eine sehr große Strecke der Meeresküste (longissimam ripam oceani) innegehabt hätten. Ferner haben zu der baltischen Völkersippe nicht allein die teils im Kampfe um ihre Unabhängigkeit untergegangenen, teils in der Folgezeit in das deutsche Volkstum aufgenommenen alten Preußen, sondern auch die südöstlich von denselben im Flußgebiet des Narews und des oberen Niemens wohnhaften Jatwiegen gehört, die nach erbittertem Widerstande von ihren feindlichen Nachbarn, den Polen und Russen, gänzlich aufgerieben wurden. Endlich haben die Wohnsitze der Litauer einst sich bedeutend weiter in östlicher und südöstlicher Richtung erstreckt, wie aus vielen Fluß- und sonstigen Ortsnamen in dem jetzt von Weißrussen bewohntem Gouvernement Minsk und im östlichen Teile des Gouvernements Wilna zu ersehen ist. Dieselben sind nicht slavischen, sondern baltischen resp. litauischen Ursprungs, wie es der Professor der slavischen Philologie A. Kotschubinsky in einem auf dem 10. russischen archäologischen Kongreß zu Riga im Jahre 1896 gehaltenen Vortrage über das Territorium des prähistorischen Litauens nachzuweisen versucht hat. Bekanntlich haben russische Großfürsten und Fürsten seit dem zehnten Jahrhundert ununterbrochen Kriege mit den Litauern geführt, die litauischen Grenzgebiete verwüstet und entvölkert. Das von seinen einstigen Bewohnern entleerte Land wurde in der Folge von nachrückenden Slaven besetzt. Daher mag der bekannte Slavist Lamansky nicht ganz Unrecht mit seiner Behauptung gehabt habeu, daß in der Geschichte russischer Beziehungen zu den Fremdvölkern nicht wenig Beispiele von Grausamkeit und Unmenschlichkeit anzutreffen seien. Das zur Illustration seiner Behauptung angeführte, von dem galizischen Herrscher Roman Mystislawitsch den Litauern gegenüber eingeschlagene Verfahren läßt freilich in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig.

Es ist wohl Schafarik von einem richtigen Gedanken ausgegangen, wenn er zwischen Germanen und Slaven eine gemischte Völkerzone konstruiert. Nur wird dieselbe nicht zwischen Oder und Weichsel zu suchen sein, sondern ostwärts von der Weichsel, wo das von baltischen Völkerschaften bewohnte Gebiet nicht allein sich zwischen die Stammsitze der Germanen und Slaven einschiebt, sondern auch in ethnographischer Hinsicht den Uebergang vom Germanen- zum Slaventum bildete und noch bildet. Dieses Zwischengebiet scheint in vorhistorischer Zeit die von den Germanen und Slaven besiedelten Länder in ihrer

ganzen Ausdehnung geschieden und sich einst vom finnischen Meerbusen, von der Düna, der Memel und der Bernsteinküste Samlands längs dem Narew und der Ostseite der Weichsel bis zu den Ausläufern der Karpaten erstreckt zu haben.

Da nun die baltische Völkersippe an Volkszahl ihren beiden Schwestern nachstand, ein Uebergangsglied zwischen denselben darstellte und daher ihre Stammeseigenschaften und Eigentümlichkeiten nicht so einheitlich und einseitig ausgebildet hatte, so konnte sie weder den Germanen noch den Slaven einen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen. Daher bröckelten vom baltischen Stammlande die Grenzstriche allmählich ab und wurden die Beute ihrer an Zahl und nationalem Zusammenschluß überlegenen Nachbarn. Da die Basis der baltischen Völkersippe an der Memel und der Düna lag, so gingen ganz naturgemäß die von derselben am weitesten entlegenen Gebiete zuerst verloren, der mittlere Lauf der Weichsel und die Meeresküste am finnischen und rigaschen Busen. Diese letztere wurde von einwandernden finnischen Völkern, von den Esten und Liven absorbiert, das Land ostwärts von der Weichsel von den Slaven, so daß letztere aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in vorgeschichtlicher Zeit daselbst mit den Germanen zusammentrafen. Die Abbröckelung baltischer Grenzgebiete hat sich sodann in historischer Zeit fortgesetzt, so daß von dem Untergange der Jatwinger und der alten Preußen unanfechtbare historische Zeugnisse vorliegen und die Beschränkung des baltischen Stammgebiets auf die jetzigen Wohnsitze der Litauer und Letten an der Hand geschichtlicher Begebenheiten sich verfolgen läßt. Daselbst haben die letzten Vertreter der baltischen Völkersippe noch zur Zeit die Zwischenregion zwischen deutschem und slavischem Volkstum inne und verhindern die unmittelbare Berührung beider miteinander.

So bleibt nicht eine Stütze nach für die Beweisführung Schafariks, daß einst slavisches Volk in grauer Urzeit an der Ostsee gewohnt hätte und dasselbe in den Weneden des Ptolemäus wieder zu erkennen sei.

Unter den Zeugen für die frühe Anwesenheit der Slaven im Weichselgebiet spielt eine Hauptrolle der angeblich slavische Name der Weichsel — Wisla. Dieselbe wird von Pomponius Mela Visula, von Plinius Vistullus und Vistulla, von Ammian Marcellin Bisula, bei Ptolemäus Vistula, bei Jornandes Vustula oder Viscla, bei Wulfstan und König Alfred Visle genannt. In der Tat haben diese Namen einen mehr slavischen als deutschen Klang, wenngleich deshalb die Erklärung des Weichselnamens aus dem niederdeutschen Worte „Wissel", „Wizle" nach Analogie von niederdeutschem „Dissel", „Deichsel" noch nicht ein überwundener Standpunkt zu sein braucht.

Doch selbst wenn man den Vorzug slavischen Lautklanges vor der Ableitung von einem deutschen Worte geben wollte, so ist dadurch noch keineswegs bewiesen, daß Wisla oder Wisula ein slavisches Wort ist. Dem Klange nach könnte es ebensogut oder noch besser dem baltischen Sprachschatze zugeteilt werden. Ein Kenner der lettischen oder litauischen Sprache wird dasselbe leicht als ein lettisches bzw. litauisches Wort wiedererkennen. La, le, ala, ele, ula, ole sind sehr beliebte Ableitungssilben dieser Sprachen, die häufig in Ortsnamen vorkommen, z. B. Abula, Adsele, Aiskraukle, Amula, Ampula, Aula, Birstele, Brasla, Brusula, Daugula, Dobele, Dole, Edole, Kabile, Kiwula, Kulbula, Penkule, Preekule, Rosula, Rumbula, Sabile, Schaule, Sirmele, Targale, Zabale. Sie kommen so häufig vor und ula, ule vorzüglich in Flußnamen, daß sich die Zahl der Beispiele leicht ins Vielfache steigern läßt. Da im Litauischen wislus, weislus fruchtbar, weisti sich vermehren, weisle die Geschlechtszucht, im Lettischen waisla die Zucht, die Brut, waisligs fruchtbar, waislotees sich vermehren, wîsle der Staubregen, wîslains nebelig bedeutet, so liegt es nahe, den Namen der Weichsel — Wisla, Wisula — von einem Worte der baltischen Sprachsippe herzuleiten, welches etwa fruchtbar, befruchtend, feucht oder naß bedeutet. Einer der Nebenflüsse des Narews heißt auch Wissa und das Flußgebiet des Narews war ja bis in die geschichtliche Zeit hinein von dem baltischen Volke der Jatwingen besiedelt. Daher liegt die Ableitung des Namens der Weichsel von einem Worte der baltischen Sprachsippe näher als die von einem slavischen Worte. Es zerfällt also der Anspruch der Slaven auf die Weichsel als einen uralt slavischen Fluß.

Nicht viel glücklicher sind Schafarik und die übrigen Slavisten in ihrer weiteren Beweisführung. Plolemäus nennt im askiburgischen Gebirge eine Völkerschaft *Καρ κοντοί*. Dasselbe Riesengebirge heißt bei den Tschechen Krkonoše. Obgleich dieser Name von einem tschechischen Worte abgeleitet werden kann, so haben doch slavische Gelehrte den ähnlichen Klang beider Worte als Beweis der uralten Ansäßigkeit der Slaven in jenen Gegenden ausgenutzt. Falls in der Tat zwischen beiden Worten ein Zusammenhang hergestellt wird, so kann das nur als Beweis gelten, daß die Slaven bei ihrem späteren Einrücken in die Sudetenländer daselbst noch das von Ptolemäus genannte Volk der Karkonten oder eine nach ihnen benannte Landschaft vorgefunden und danach dem Riesengebirge seinen Namen gegeben haben. So haben die Slaven bekanntlich nach dem einst in Schlesien angesiedelten germanischen Stamm der Silinger zuerst den Fluß Slęza (lies Slensa) am Zobtenberge und nachher die ganze Provinz Slęsko, Slęszko = Schlesien be-

nannt. Ebenso ist der Name der germanischen Lugier auf die späteren slavischen Bewohner der Lausitz (Luzyczanie) und selbst Polens (Lechy) übertragen worden.

Aus den angegebenen Gründen ist die Ansicht Schafariks höchst anfechtbar, daß auf der Grenzscheide der Flußgebiete der Weichsel und der Oder der das Deutschtum von dem Slaventum ursprünglich scheidende Grenzstrich zu suchen sei. Was den unteren Lauf der Weichsel anbetrifft, so ist sie natürlich unhaltbar. Das Letztere gilt selbstverständlich auch von den weitergehenden Ansprüchen der ihm nachfolgenden Slavisten, welche das Stammland der Deutschen noch weiter nach Westen, bis an die Oder und selbst bis an die Elbe zurückzudrängen bestrebt sind. Zur Stütze ihrer Ansprüche auf uralt deutsches Land stehen ihnen natürlich nicht durch historische Zeugnisse belegte Beweisgründe zur Seite. Daher sind sie gezwungen, ihre vagen Schlüsse auf einer falschen Beurteilung und Bewertung späterer in die Zeit des Abzuges deutscher Stämme aus dem nordöstlichen Germanien fallender Begebenheiten, auf archäologischen Spielereien und linguistischen Wortklaubereien aufzubauen, wobei korrumpierte Lesarten der alten Schriften ihnen oft als Stütze dienen.

Dieser Vorwurf trifft nur zum Teil Schafarik, dessen historischer Sinn sich doch dagegen aufbäumt, zugunsten der slavischen Sache die Phantasie zügellos umherschweifen zu lassen. Doch was soll man von einer ganzen Reihe slavischer Gelehrten sagen, die ihn übertrumpfen wollen und um die Slaven zu Ureinwohnern des östlichen Deutschlands zu machen, ganz einfach Slavi = Suevi oder Suebi setzen und behaupten, daß die Sueben in Wahrheit Slaven gewesen und daher letztere bereits in grauer Vorzeit in demselben Gebiet gewohnt haben, wo man sie später vorfand?! Sind sie nicht gleichzustellen dem slavischen Gelehrten Kollar, der selbst die alten Bewohner Italiens zu Slaven zu machen und Namen wie Ausonia, Apulia, Italia, Latium aus der slavischen Sprache zu erklären versuchte. Jetzt aber urteilt über ihn ein anderer slavischer Gelehrter, daß man in Erstaunen gerät über die Unmasse der Absonderlichkeiten, welche die Phantasie des tschechischen Dichters auf 884 Seiten eines riesigen Buches — Staroitalia slovjanska — zutage gefördert hat. So werden, demselben Gewährsmann zufolge, von Kollar aus verschiedenen italischen Dialekten verschiedene slavische Dialekte hergestellt und alte Inschriften, von woher sie auch kommen, aus Etrurien, Umbrien und Latium usw., mit der größten Leichtigkeit entziffert. Und doch wurde einst Kollar von seinen Landsleuten als eine Leuchte der Gelehrsamkeit angestaunt. Oder wie hoch soll man die slavischen Gelehrten stellen, die *Βαῖμοι* zu Tschechen, die Marko-

mannen zu Mähren, die Goten zu einer slavischen Völkerschaft der Gudanziger machen? Stehen sie viel höher als Topolavšek, der im Jahre 1894 in Wien ein Werk über die „basko-slavische Spracheinheit" veröffentlicht hat:

Ueber denselben urteilt aber der polnische Historiker Boguslawski folgendermaßen: „Topolovšek ging in anderer Richtung. Er stellte es sich zur Aufgabe, daß die vermeintlich sprachlich verwandten Basken und Slaven Abkommen der Iberer seien. Um den Beweis zu liefern, daß die Sprachen der Basken und Slaven nur Mundarten einer und derselben Sprache seien, legte er ihre ganze Phonetik dar, oder vielmehr er erfand sie. Er arbeitete daran zehn Jahre und sammelte eine solche Unmasse von etymologischen Spielereien, daß der gesunde Menschenverstand entsetzt bei diesem Anblicke innehält. Die Sprache der Basken weist, der Meinung des Verfassers nach, auf ihre Verwandtschaft mit derjenigen der Slaven in einer sehr einfachen Weise. Die baskischen Wörter z. B. aphur, abe, abere sind baskisch-slavisch, wobei der Verfasser mit einer beispiellosen Willkür vorgeht. Wir brauchen nur in dem slavischen Worte napol (halb) n wegzuwerfen, um das baskische aphur (wenig) zu erhalten. Tun wir dasselbe mit den ersten zwei Buchstaben des slavischen Wortes drevo (Baum), so erhalten wir das baskische abe (Balken, Baum). So ist auch das baskische Wort abere (Tier) das slavische Zveri von derselben Bedeutung. So belehrt Topolovšek, indem er dergestalt viele Tausende von Wörtern bildet."

Die Ausschreitungen der Vertreter der slavischen autochtonistischen Schule und wohl auch die Wahrnehmung, daß die von Römern und Griechen genannten Könige, Heerführer und andere angesehene Männer der Goten, Vandalen und Sueben ein germanisches und nicht ein slavisches Gepräge tragen, haben bei einigen slavischen Historikern Bedenken erregt, so ohne Weiteres Goten, Vandalen, Sueben usw. zu Slaven zu stempeln. Sie haben daher nach einem Mittelweg gesucht und glaubten denselben gefunden zu haben in der Hypothese, daß in den genannten Völkern wohl die höheren Schichten germanischen, die unteren Schichten aber slavischen Ursprungs seien. Sie konstruierten in jedem Volke gleichsam zwei Nationalitäten, eine germanische und eine slavische. Der typischste Vertreter dieser Richtung ist Eduard Boguslawski, der neben einigen historischen und sprachwissenschaftlichen Monographien eine Geschichte der Slaven geschrieben hat. Gewiß spricht er eine richtige Ansicht aus, daß das ursprüngliche Slaventum der Sueben bestehe nur in der Einbildung einiger Gelehrter. Doch nimmt er fälschlich an, daß Sueben und Slaven nur zwei Abweichungen desselben Namens seien und sucht seine irrige Ansicht folgendermaßen zu begründen: Die Sueben seien ursprünglich Germanen gewesen, dagegen sei der Name Slave für seine Vorfahren erst dann aufgekommen, „da die Sueven als Eroberer die slavischen Wohnsitze in Besitz nahmen und den Besiegten ihre Namen überließen." So sei überall, wo die Sueven unter verschiedenen Namen geherrscht haben, der Name Suevi

in der Form Slavi auf seine Vorfahren übergegangen, die früher unter dem Namen Venedi, Veneti oder unter anderen bekannt gewesen. Auch sei der Name Slavi, welcher aus Suevi entstanden sei und im sechsten Jahrhundert nur einem Teile des Volksstammes angehört habe, auf die stammverwandte Bevölkerung, wo sie gewohnt habe, ausgedehnt worden.

Es ist begreiflich, daß der Vermittlungsvorschlag Boguslawskis, obgleich er die Hypothese von der uralten Ansässigkeit der Slaven in deutschen Landen retten wollte, doch nicht den Beifall der unentwegten slavischen Autochtonisten fand. Warum nicht, das hat ein übereifriger Vertreter derselben verraten, der in anderer Veranlassung voll Indignation Folgendes schrieb: „Ueberhaupt halte ich es für unpassend, wenn ein slavischer Schriftsteller den Gedanken ausspricht, daß die Tschechen ein Jahrtausend lang unter fremdem Joche geseufzt haben", nämlich unter dem der keltischen Bojer, der deutschen Markomannen und der türkisch-tatarischen Avaren. Zwar erhebt hier Boguslawski Widerspruch, „daß auch hier das Gefühl im Spiele sei, nämlich die Abneigung, sich zu einer Abhängigkeit von Deutschen oder gar zu einer Vermischung mit denselben zu bekennen." Leider spielt aber dieses Gefühl und nicht wissenschaftliche Ueberlegung eine Hauptrolle in den Arbeiten vieler slavischen Gelehrten und führt sie auf Irrwege. Von diesem Fehler scheint auch Boguslawski sich nicht frei gehalten zu haben. Denn offenbar der Hypothese von der uralten Eingesessenheit der Slaven in Deutschland zu Liebe versteigt er sich zur Behauptung, daß die Slaven ihren Namen von den Sueven geerbt hätten, welche in ihren Ländern Staaten gründeten.

Nun pflegen wohl Eroberer ihr Volkstum den Unterworfenen aufzuhalsen, sich aber der Nationalität der letzteren nur dann zu unterwerfen, falls ihre Anzahl nur eine geringe ist, so daß sie in dem Volkstum der Bezwungenen gleich wie in einem Meere versinken. Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß Germanen, besonders an der Grenze des Landes, slavische Gefangene zu ihren Hörigen und Sklaven gemacht haben, doch war die Zahl der letzteren im alten Germanien eine geringe, so daß von dem Ueberwiegen der Zahl derselben gar nicht die Rede sein kann. Und dann hätten zeitgemäße Schriftsteller die Tatsache bemerkt, daß viele von ihnen als Germanen angesehene und behandelte Völker eigentlich ihrer Nationalität nach zweiteilig sind, aus Slaven und Germanen bestehen. Besonders dem Scharfblicke eines Tacitus wäre dieser Umstand nicht entgangen, der den fremdländischen Ursprung so unbedeutender Völkerschaften, wie der Cotinen und Osen, zu unterstreichen sich gemüßigt sah.

Demnach leben die Ursitze der Slaven westlich von der Weichsel nur in der Einbildung wissenschaftlich nicht gehörig geschulter oder durch andere mit der wahren Wissenschaft nicht zu vereinbarenden Erwägungen befangener Gelehrten.

Nicht mit größerem Erfolg ist die Beweisführung der slavischen autochtonistischen Schule hinsichtlich der Heimat der Slaven an der Donau gekrönt. Und doch bildet die Hypothese von der uralten Ansässigkeit der Slaven in den Donauländern eine der Säulen dieser Schule! Uebrigens verzweigt sich die letztere in zwei Richtungen. Die Vertreter der einen Richtung halten an der ununterbrochenen Kontinuität des Aufenthalts der Slaven in den Donauländern fest, während die Vertreter der anderen Richtung behaupten, daß die slavischen Völkerschaften mit den illyrischen und thrakischen vermischt gewohnt hätten, welche aber keine Slaven gewesen seien; die Kelten oder Wlachen Nestors hätten nur die Slaven-Autochtonen von ihren Wohnsitzen an den beiden Ufern der Donau vertrieben, so daß in den Donauländern nur kleine Ueberreste geblieben wären, mit denen sich im vierten Jahrhundert nach ihrer Heimat zurückkehrende Slaven verbunden hätten. Mit Recht erhebt gegen diese Annahme Boguslawski den Einwand, daß die Geschichte keine einzige Tatsache kenne, die diese Behauptung bestätige. Aber ebensowenig läßt sich geschichtlich nachweisen, daß die Slaven die Ureinwohner der Donauländer gewesen sind und daselbst ununterbrochen gelebt haben. Vielmehr nötigen alle Berichte griechischer und römischer Schriftsteller zu dem Schlusse, daß die Slaven nicht Autochtonen der Donauländer, sondern Einwanderer daselbst sind, wo ihre Anwesenheit erst nach dem Hunneneinfalle bemerkt wurde. Aller Wahrscheinlichkeit haben die ersten slavischen Heerhaufen erst in der Gefolgschaft jener asiatischen Räuber und Eroberer die Karpaten überschritten und ihren Stammesgenossen den Weg in die südlicheren fruchtbaren Gefilde der Donau gezeigt. Ihnen sind dann, gleichfalls in der Gefolgschaft anderer türkisch-tatarischer Eroberer — der Bulgaren und Avaren —, weitere Volkshaufen mit Weib und Kind gefolgt und haben die durch Krieg verwüsteten und nach dem Abzuge deutscher Völkerschaften nach Italien, Gallien und die iberische Halbinsel entvölkerten Länder an der mittleren und unteren Donau in Besitz genommen. Es sind daselbst, wie auch im nordöstlichen Deutschland, die Slaven nicht vor den Germanen aufgetreten, sondern erst nachher, und haben die früher von deutschen Stämmen besiedelten

und eroberten Gebiete besetzt. Was daher slavische Gelehrte von dem Ursitze der Slaven an der Donau gefabelt haben, beruht gleichfalls auf der Verkennung viele Jahrhunderte später bei der tatsächlichen Einwanderung derselben in die Donauländer fallender Vorgänge.

Als Hauptzeuge für die frühe Seßhaftigkeit der Slaven an der Donau und selbst am adriatischen Meere gilt Schafarik und den nachfolgenden slavischen Gelehrten der russische Chronist Nestor, der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts gelebt hat. Derselbe berichtet freilich in seinem Jahrbuche, daß die Illyrier Slaven seien und daß „nach langen Zeiten die Slaven an der Donau gesessen, wo jetzt das ungrische und bulgarische Land liege". Von dort hätten sich die Slaven über die Erde verbreitet und seien nach ihren Wohnsitzen mit verschiedenen Namen benannt worden. In welchem Maße die Ausbreitung der Slaven stattgefunden, das erzählt der kijewische Mönch recht ausführlich. Da aber die Erzählung selbst die Ansicht desselben von der Urheimat der Slaven in Illyrien und an der Donau widerlegt und sogar nachweist, wie er zu seiner irrigen Auffassung gelangt ist, so wird es der Mühe verlohnen, seinem Bericht nach der deutschen Uebersetzung der von Wuttke herausgegebenen „slavischen Altertümer" zu folgen.

Nachdem Nestor die Ansicht ausgesprochen hat, daß die Slaven von der Donau aus sich über die Erde verbreitet hätten, fährt er fort: „So nannten sich die, welche an die March zogen und sich dort niederließen, Mährer, andere aber wurden Czechen genannt; und diese Slaven sind: Weißchorwaten, Serben und Chorutaner. Als dann die Wlachen an die Donau kamen, sich unter ihnen festsetzten und ihnen Gewalt antaten, so zogen sich jene Slaven hinweg und siedelten sich an der Weichsel an und nannten sich Ljachen; und von diesen Ljachen werden einige Poljanen genannt, andere Lutitscher, andere Masovier, andere Pomorjaner. Ebenso sind auch die Slaven, welche an den Dnieper zogen und dort saßen, und Poljanen genannt werden; andere heißen Drewljaner, weil sie in Wäldern wohnten, andere saßen zwischen dem Pripet und der Düna und nannten sich Dregowitscher; von einem Flüßchen, welches in die Düna mündet, Polota mit Namen, Polotschaner; Slaven saßen auch am Ilmensee und nannten sich mit ihren Namen und bauten sich eine Stadt und nannten sie Novgorod; und andere saßen an der Desna und am Sonn, an der Sula und hießen Sewer. Also verbreitete sich die slavische Nation; davon ward auch die slavische Schrift benannt." Und weiter heißt es: „Als das slavische Volk, wie wir gesagt haben, an der Donau wohnte, kamen von den Skythen, Kasaren genannt, die sogenannten Bulgaren, und setzten sich an der Donau fest und bedrängten das slavische Land. Nachher kamen die weißen Ugren und erbten das Land der Slaven ..... Im Jahre 6406 (= 898 n. Chr.) zogen die Ugren (Ungarn, Madjaren) bei Kijew über den Berg, welcher jetzt der ugrische genannt wird. Als sie an den Dnieper gelangt waren, standen sie in Zelten, denn sie pflegten wie die Polowzer zu marschieren. Sie waren von Osten hergekommen und drangen mit Macht über hohe Gebirge und begannen zu kriegen gegen die dort wohnenden Wlachen und Slaven. Es saßen da nämlich früher Slaven und die Wlachen hatten das slavische Land einge-

nommen; hierauf vertrieben nun die Ugren die Wlachen und erbten das Land und wohnten mit den Slaven zusammen, nachdem sie dieselben unterjocht hatten: seitdem führte das Land den Namen Ungarn. Und die Ungarn begannen zu kriegen gegen Mährer und Czechen. Es gab nur ein slavisches Volk: Slaven waren, so an der Donau saßen und von Ungarn unterworfen wurden, und die Mährer, Czechen, Lechen und Poljanen, welche jetzt Russen genannt werden." Nach Erwähnung der Bibelübersetzung des Kyrillus und Methodius schließt Nestor mit folgenden Worten: „Diesem slavischen Volke war der Apostel Andronig Lehrer; nach Mähren kam der Apostel Paul und lehrte dort; dort nämlich ist Illyrien, wohin Paulus kam. Dort waren die ersten Slaven, auch dieses Volkes Lehrer war Paulus."

Es ist klar, daß Nestor Wahres und Falsches durcheinander mengt. Auch widerspricht er sich vielfach. So spricht er an der angeführten Stelle von den russischen Slaven als von Einwanderern, die, wie es bei ihm an einer anderen Stelle heißt, vor den Wlachen nach Norden geflohen seien. Aber an einer dritten Stelle macht er sie zu Urbewohnern ihres Landes, „die bereits zur Zeit Christi und seiner Apostel dieselben Sitze eingenommen hätten." Mit der letzteren Behauptung hat er im allgemeinen das Richtige getroffen und ist der Volkstradition gefolgt. Denn am mittleren und oberen Dnieper und an dessen Nebenflüssen ist, wie bereits dargetan worden, das Stammland der Slaven zu suchen. Dagegen verrät die Mitteilung des Nestors über den Auszug der Slaven aus den Donauländern die Phantasie des mittelalterlichen Gelehrten. Es ist nur zu bekannt, daß dieselben bei geschichtlichen Darstellungen auf die ältesten Zeiten zurückzugehen pflegten und den Ursprung ihres Volkes oder angesehener Geschlechter von einem sagenhaften Ereignis oder von mythischen Helden herleiteten. Diesem Hange, die Herkunft ihres Volkes an eine biblische Begebenheit anzuknüpfen, die besonders ihre Einbildungskraft erregte, folgte auch Nestor. Er beginnt sein Jahrbuch auch von dem babelschen Turmbau und führt den Ursprung der Slaven bis dahin zurück. Da er eine dunkle Ahnung davon hatte, daß Babel eine Stadt des Südens war, so mußte er, falls er folgerecht bleiben wollte, die Heimat der Slaven in südlicheren Gegenden suchen. Die ihm bekannten südlichsten slavischen Stämme waren aber zu seiner Zeit in den Donauländern und dem früheren Illyrien anzutreffen. Dort waren sie bereits im sechsten und siebenten Jahrhundert n. Chr. eingewandert und hatten sich im Verlaufe der folgenden fünf und sechs Jahrhunderte so ausgebreitet, daß Nestor auf den Gedanken kam, daselbst das Stammland der Slaven zu suchen, daß ja seiner Meinung nach im Süden belegen war. Diese Ansicht Nestors, von der dortigen Heimat der Slaven und ihrer späteren Auswanderung nach Norden wurde noch unterstützt durch die bei vielen Völkern anzutreffende Ueberlieferung, daß sie aus der Fremde ge-

kommen, und durch seine gewonnene Kenntnis, daß die Slaven in Illyrien früher als seine russischen Stammesgenossen den christlichen Glauben angenommen und durch Cyrill eine eigene slavische Schrift erhalten hatten, die später nach der Taufe der russischen Slaven auch bei den letzteren üblich wurde. Die sodann von Nestor erzählten Begebenheiten, von den Kämpfen der Slaven mit den Wlachen und die Unterwerfung beider durch die Bulgaren und Ugren oder Ungarn, stehen seiner Zeit näher. Daher berichtet er über sie der Wahrheit gemäß. Dagegen ist seine Erzählung von der Auswanderung der Slaven aus dem Donaulande und aus Illyrien, von dessen Ausdehnung er übrigens einen recht schwachen Begriff hatte, da er selbst Mähren zu Illyrien machte, nur die Frucht seiner Einbildungs- und Kombinationsgabe.

Das haben auch namentliche Forscher erkannt. Wenn sie auch nicht, wie einige Gelehrten, den ganzen Nestor als ein mönchisches Machwerk des 14. oder 15. Jahrhunderts verwerfen, so verhalten sie sich doch den Angaben desselben über seiner Zeit fernstehende Begebenheiten, wie z. B. über die ursprüngliche Seßhaftigkeit der Slaven an der Donau und in Illyrien und deren spätere Auswanderung nach Norden mit nur zu begründetem Mißtrauen, indem sie die bezüglichen Stellen des Nestorschen Jahrbuchs zum Teil für Märchen und Legenden, zum Teil für eine Erfindung des südslavischen Klerus, zum Teil für spätere Interpolation erklären.

Noch geringere Glaubwürdigkeiten, als Nestors Jahrbuch über die ihm fernliegenden Zeiten, verdienen die Polen Kadlubek und Boguchmal und der Tscheche Dalimil, die im zwölften Jahrhundert schrieben. Ueber dieselben fällt selbst der Verfasser der „slavischen Altertümer“ sehr harte Urteile, daß sie teils jede Pflicht eines wahren Geschichtsschreibers vernachlässigt und die slavische Geschichte gedankenlos nach den römischen Klassikern auszustaffieren gesucht, teils überaus sinnlose Märchen über die ältere Geschichte ihres Volkes erfunden hätten. Und doch ist er geneigt, den „sinnlosen Märchen und Legenden“ zu glauben, sobald auch nur der Schein vorliegt, daß sie seinen Lieblingsgedanken von der ursprünglichen Ausdehnung des slavischen Stammlandes von der Adria bis zur Ostsee unterstützen.

Da die Einwanderung der Slaven in die Donau- und Balkanlände, wie im fünften Abschnitte dieses Buches dargelegt werden wird, im sechsten und siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung begann und sie daher zwölf Jahrhunderte ihre jetzigen Sitze daselbst inne haben, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Ortsnamen daselbst ein slavisches Gepräge erhielten. Einige derselben werden von griechischen

und römischen Schriftstellern sogar früher genannt. Das hat slavischen Historikern den erwünschten Anlaß gegeben, darin einen Beweis für die angebliche Urheimat der Slaven in jenen Gegenden zu erblicken. Wie wenig sie aber zu einem dahingehenden Schlusse berechtigt waren, hat neben anderen Vertretern wahrer Wissenschaftlichkeit Müllenhoff überzeugend nachgewiesen. Daß mit der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, schreibt Müllenhoff, Slaven als römische Heerführer vorkommen, ist nicht zu verwundern, da Slaven nicht nur zu derselben Zeit, sondern auch schon früher unter Belisar in Italien den Römern dienten. Die Möglichkeit ist daher nicht ausgeschlossen, daß einzelne Haufen von ihnen schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf der Hämushalbinsel nicht nur bei den Streifzügen sitzen blieben, sondern selbst von den Römern dort angesiedelt wurden . . . . Wenn in den reichen Ortsverzeichnissen im 4. Buche des Prokop de aedificiis neben vielen lateinischen, griechischen, illyrischen und thrakischen Namen auf der Halbinsel einzelne begegnen, die „deutlich slavisches Gepräge" (Schafarik VI, 160) tragen oder wie slavische aussehen, so sind wir damit noch nicht berechtigt, sie ohne weiteres hier als slavische in Anspruch zu nehmen und von slavischen Niederlassungen herzuleiten.

Welches Bewandtnis es mit dem Namen der Weichsel hat, ist bereits erörtert worden. Nächst der Weichsel müssen die Karpaten den Slavisten herhalten. Nun kennen die älteren Schriftsteller das Gebirge gar nicht unter diesem Namen. Herodot, der wohl nur den südlichen Teil desselben, das Gebirge zwischen Siebenbürgen und Rumänien gekannt haben mag, nennt denselben Hämus. Etwa tausend Jahre später belegt der griechische Geograph Stefan von Byzanz die Karpaten noch mit diesem Namen. Auf den peutingerschen Tafeln heißen die Karpaten Bastarnicae alpes nach dem Namen des daselbst ansässigen germanischen Volkes. Der erste Schriftsteller, der die Karpaten nennt *(τὸ Καρπάτης ὄρος)*, ist Ptolemäus, doch bezeichnet er so nur den mittleren Teil des Gebirges, während der westliche Teil als Grenzscheide Sarmatiens und Germaniens bei ihm die sarmatischen Berge (*τὰ Σαρματικὰ ὄρη*) und der östliche Teil das peukinische Gebirge (*ἡ Πεύκη ὄρος*) heißen. Der Name der Karpaten soll nun nach Ansicht der Slavisten durch griechische oder andere Verstümmelung aus dem slavischen chrib, chrb, d. h. Gipfel, Berg, russisch chrebet — Höhenzug — entstanden sein. Wenn dem so wäre, so müßten noch jetzt die dort ansäßigen Slaven die Karpaten mit einem von diesem Worte abgeleiteten Namen belegen. Nun ist es auffallend, daß der

Karpatenname (Karpat) und zwar in seiner korrumpierten Form nur in den slavischen Schriftsprachen gebräuchlich, dem gemeinen Volke, den jetzigen Bewohnern des Bergrückens fremd ist.

Die Polen nennen nämlich das Gebirge Gory und Tatry, die Slowaken auch Tatry, die Russen gleichfalls so und nebenbei Horby. Falls tatsächlich die anwohnenden Slaven dem Gebirge den Namen gegeben, so müßte man als solchen Tatry nicht aber Karpaten erwarten. Bedenken gegen den slavischen Ursprung des Karpatennamens erregt auch der Umstand, daß Ptolemäus in der Karpatengegend einige Städtenamen nennt, die durchaus nicht slavisch klingen. Jedenfalls kann mit größerem Rechte der Karpatennamen mit dem altdeutschen Worte harbbath (harfatha) in Verbindung gebracht werden. Die Ableitung davon hat sogar den Vorzug, als zur Zeit des Ptolemäus, der zuerst das Gebirge Karpaten hieß, ein deutsches Volk — die Bastarnen — dort ansäßig war. Welchen Gefahren man sich übrigens aussetzt, auf Irrwege zu geraten, wenn man die Geschichte und Stammverwandtschaft der Völker auf dem oft zufälligen Klang der Namen aufbaut, dürfte hier der Umstand andeuten, daß im Altertume eine Völkerschaft im heutigen Kastilien, um Toledo herum, Karpatiner und eine Insel östlich von Kreta Karpathos hießen, d. h. weit entlegene Oertlichkeiten, die nie in Berührung mit den Slaven getreten, die Träger gleich- oder ähnlichlautender Namen waren.

Als weiterer Beweis für die Heimat der Slaven in den Donauländern glauben die Slavisten in dem Namen der Donau (Dunaj, Dunava) und der Wlachen zu finden. Doch ist der Name des Flusses keltischen Ursprunges, der nach der Einwanderung gallischer Völker in die Donauländer in Aufnahme kam. Bis dahin nannten die Alten den großen Strom bekanntlich Ister. Ferner haben unzweifelhaft die Kunde von dem Namen des Flusses die Slaven durch die Germanen erhalten, denn die slavische Form desselben ist nur eine Umbildung des gotischen Dônavi, Dûnavi. Daher haben auch ernste slavische Forscher, unter anderen auch der bedeutende Kenner der slavischen Idiome Miklosich sich gegen die Herleitung des Donaunamens aus dem Slavischen ausgesprochen.

Auch den Namen der romanisierten Bevölkerung der unteren Donauländer und der südlichen Karpaten, der Walachen (Vlahu, Vlach) haben die Slaven von den Germanen übernommen. Denn Walh haben die Deutschen den ihnen benachbarten, einst in Hessen und der Maingegend angesiedelten keltischen Volksstamm der Volcae geheißen und später den Namen auf alle Kelten und schließlich auch auf die romanisierten Angehörigen derselben übertragen. Da nun die

Wandlung von k in ch den Slaven fremd ist, so können die Slaven in den Besitz ihres Vlahu, Wlach, Walach nur durch Vermittelung der Germanen gelangt sein. So beweisen die von den Slavisten angeführten Argumente für die ursprünglichen Sitze der Slaven an der Donau nur die Priorität der Ansäßigkeit der Germanen vor den Slaven in jenen Gegenden. Demnach können wir dem beipflichten, was Müllenhoff über beide Namen — der Donau und der Walachen — sagt: „Hätten die Slaven von jeher zu beiden Seiten der unteren Donau gesessen oder diese auch nur von einer Seite von jeher berührt, wie wären sie wohl dazu gekommen, den alten Namen *Ἴστρος* mit Dunavŭ, Dunaj zu vertauschen und Dunavŭ, Dunaj nicht von den anwohnenden Romanen, sondern erst mittelbar von den Goten zu entlehnen und auch die Romanen mit einem den Germanen entlehnten Namen Vlahu zu benennen? Von Slaven kann mit Recht und Sicherheit erst da die Rede sein, wo sie uns mit dem bei den Germanen für sie üblichen Namen, dann mit ihrem eigenen benannt werden."

Was die angeblich slavischen Namen im Donaugebiet weiter anbetrifft, so erledigt die von den Slavisten aus ihnen gezogenen Fehlschlüsse Müllenhoff durch folgende Bemerkung:

„Auch Namen, wie *Δίερνα*, Tierna, statio Tsiernens, Zerzensium colonia, Transdiernis, *Ζέρνης* an der heutigen Černa bei Orsova — Bersobis, Bersovia, im Madj. Berza oder Brzava, einem Nebenflusse der Temes — Pathissus, Parthiscus, *Τίσας*, Tisia, *Τισσός*, Tiza, *Τίτζα*, Thyscia, Tuscia, in den ältesten einheimischen Urkunden, slavisch Tisa (Tissa), ungarisch Tiszsa, althochdeutsch Tise, Teis — Bustricius, Fluß in Pannonien — slavisch Bystrica — Pelso, Peiso, Pelsois, althochdeutsch Pelissa, Belisa der Plattensee (slavisch Blatno, ungarisch Balaton) = slavisch pleso, See überhaupt, würden nur dann „klare Zeugnisse für das Altertum der Slaven im Westen der Karpaten ablegen." (Schafarik I, 245 ff., 509), wenn sie nicht ebenso, wie ehedem das heutige Černa an der Mariza (*Ζειρηνία* Theopomp bei Steph. Byz., Zirinus Tab. Peut. 8 B., Zernis, Zerius (Zernis) It. Ant. 322, 6, Zurbis Cosm. Rav. p. 183, 1) und andere Namen auf der Hämushalbinsel viele entschieden nicht slavische neben sich hätten. Diese machen es jedem vorurteilslos und methodisch Denkenden doch rätlich, auch die slavisch aussehenden für echte heimische Erzeugnisse des Bodens, auf dem sie gefunden werden, und nicht für fremde Setzlinge oder Schößlinge zu halten, da die Annahme vorhistorischer slavischer Einwanderungen oder gar slavischer Urbevölkerung in Thracien, Illyrien, Pannonien und Dacien dieselbe Ungereimtheit nur in noch höherem Maße ergibt, als die gelehrte Fabel, daß die Deutschen im 12. und 13. Jahrhundert im Osten der Elbe neben den Slaven eine alte germanische Bevölkerung angetroffen hätten."

Hinsichtlich des Plattensees ist es auffällig, daß nach der wirklichen Einwanderung slavischer Stämme in die Donauländer der an-

geblich ältere slavische Name dem Plattensee abhanden kam und an seine Stelle Blatno — abgeleitet vom slavischen blato — Sumpf — trat. Das spricht doch gegen die Herleitung von Pelso von dem slavischem Worte pleso. Auch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die früheren Bewohner der Donauländer, die Thraken, Daken, Pannonier, Illyrier und die später eingewanderten Gallier Arier waren und sich daher in ihren Sprachen ein zahlreicher auch den Slaven gemeinsamer Schatz von Wurzelwörtern vorfand. Daher braucht ein slavisch klingender oder mit Hilfe des Slavischen zu erklärender Ortsname durchaus noch nicht slavischer Herkunft zu sein. Gewiß kann der Ansicht Schafariks nur zugestimmt werden, daß mit bloßer ethnographischer Auslegung von Orts- und Völkernamen „ohne genügende Unterstützung anderer historischer ausdrücklicher und schlagender Zeugnisse" hier nichts getan sei. Das ist aber eben der Haken, daß der von ihm und seinen Nachfolgern auf etymologischer Auslegung aufgebauten Beweisführung für die ursprüngliche Ansässigkeit der Slaven in den Donauländern und am Adriatischen Meere keine derartigen „ausdrücklichen und schlagenden" geschichtlichen Zeugnisse zur Seite stehen, oder man müßte als solche die verworrenen Ansichten Nestors, Kadlubeks, Baguchwals und Dalimils über die älteste Geschichte der Slaven gelten lassen.

Zu welchen Ungeheuerlichkeiten übrigens die autochtonistische Schule der Slavisten sich versteigt, tritt deutlich bei ihrer Behandlung der Wenetenfrage an der Adria zutage.

Den Weneten an der Adria sind wir als Vermittlern des Bernsteinhandels bereits früher begegnet. Sie waren uralte, bereits von Herodot gekannte Bewohner der nördlichen Küstenstriche des Adriatischen Meeres, die zur Römerzeit die nach ihnen benannte Landschaft Venetia bildeten. Herodot nennt sie Eneter (Ἐνετοί), ebenso Jornandes und Paul Diaconus, aber Strabo Heneter (Ἑνετοί), Plinius und Curtius — Veneti und Heneti, endlich Livius, Mela Veneti und Polybius berichtet von ihnen, daß sie von den Galliern der Poebene durch die Sprache sich unterschieden hätten. Im allgemeinen zählten die Alten sie zu den Illyriern. Unter der Herrschaft Roms nahmen sie römische Sprache und Sitten an, so daß im Laufe der Zeit die Merkmale ihrer früheren Nationalität sich vermischten. Zur Zeit kennt man sie nur als Italiener. Ueber ihr angebliches slavisches Volkstum liegen weder historische Zeugnisse noch sprachliche Denkmäler vor. Die slavischen Volksreste an der wenetischen Grenze gegen Oesterreich rühren nachweisbar von einer im sechsten oder siebenten Jahrhundert n. Chr. erfolgten slavischen Einwanderung her. Ob-

gleich Schafarik, wie wir bereits erfahren haben, die Berichte Herodots und der späteren griechischen Schriftsteller über die adriatischen Weneten auf die von ihm an der Ostsee entdeckten Wenden bezogen wissen will, so nimmt er doch nicht Anstand, die ersteren auf den Klang ihres Namens hin auch für Slaven zu erklären, und begeht die Ungeheuerlichkeit, die Wohnsitze der Wenden alias Weneten in vorhistorischer Zeit von der Ostsee bis zur Adria sich erstrecken zu lassen. Wollte er folgegerecht sein, so müßte er auch die Vindelicier im Norden des Bodensees und die Weneten im amorischen Gallien, an der Küste des atlantischen Ozeans, für Slaven und nicht für Gallier erklären, auch das alte Vindobona, das jetzige Wien, zu einer slavischen Gründung machen. Die Versuchung dazu war jedenfalls groß. Der Name der Vindelicier, der bei den römischen Schriftstellern bald Vindelici, bald Vindolici und Vindulici, endlich auch Vindi lautet, des oberen Bodensees — Venetus lacus —, der Inseln an der armorischen Küste — insulae Veneticae — Vindlis und der Städte daselbst — Vindana portus, Wenet oder Gwenet — bieten genügenden Anlaß zu slavischen Ansprüchen. Dieselben sind auch so reichlich erhoben worden, daß ihnen gegenüber die Zurückhaltung Schafariks fast Bewunderung erregt, wenn er erklärt, daß die slavische Herkunft der Vindelicier und die angebliche Gründung Vindobona's durch Slaven unwahrscheinlich sei und zu keiner historischen Gewißheit erhoben werden könne. Auch will er die armorischen Weneten „nicht so ohne alles Bedenken für Slaven erklären", wie es „der scharfsinnige slavische Altertumsforscher Surowiecki" und Genossen tun, gibt aber die Möglichkeit und selbst Wahrscheinlichkeit ihrer slavischen Herkunft zu.

Diese verhältnismäßige Zurückhaltung Schafariks hat ihm von seiten der autochtonistischen Schule den Vorwurf der Inkonsequenz, des Widerspruchs und des mangelnden Mutes eingebracht. Dem unentwegten slavischen Autochtonen sind nämlich die Weneten an der Adria nicht Illyrier sondern Slaven, die Illyrier selbst auch Slaven, obgleich die jetzigen Nachkommen derselben, die Arnauten oder Albanesen, das Gegenteil beweisen, Vindabona ein von Slaven gegründeter Ort, die Vindelicier — Winden oder Slaven am Licus (Lech), selbst die armorischen Weneten gleichfalls Slaven, obgleich die römischen Schriftsteller die keltische oder gallische Herkunft beider Völker uns versichern und die aus ihrem Lande überlieferten Ortsnamen, ebenso wie Vindabona, ein ausgesprochenes keltisches Gepräge zeigen. Was speziell die Winden- oder Wenetenfrage anbetrifft, so entbehrt ihre Behandlung durch die Slavisten nicht eines humoristischen Anstriches. Wie bekanntlich, haben die Slaven sich nie Winden, Wenden oder Weneten genannt,

sondern sind derart von den Germanen bezeichnet worden. Von ihren deutschen Gewährsmännern haben sodann römische und griechische Schriftsteller den Wenden oder Wenetennamen übernommen. Falls nun die adriatischen und weiter die armorischen Weneten und die Vindelicier slavische Völkerschaften gewesen wären, wie slavische Gelehrte es behauptet haben, so müßten ihre nächsten Nachbarn deutsche Völker gewesen sein, und nicht allein am Beginn unserer Zeitrechnung, sondern schon zur Zeit Herodots und nachher. Das heißt, es müßten die Griechen und Römer von der Anwesenheit der Slaven an der Adria, am Bodensee und an der atlantischen Meeresküste erst durch Deutsche erfahren haben. Wohl haben diese in späterer Zeit, nach der großen Slaveneinwanderung, Gegenden und Ortschaften nach ihrer eingewanderten slavischen Bevölkerung benannt, wie z. B. die windische Mark, Windisch-Matrey, Vinland oder Windland, Winden Gau, Winidesheim, Bisenwinda, Winethahusum usw. Daß aber Germanen den adriatischen oder armorischen Weneten oder den Vindeliciern Namen gegeben und diese Namen sodann den Griechen und Römern übermittelt hätten, ist wohl von keinem slavischen Gelehrten behauptet worden und hat auch nicht behauptet werden können, da die angeblich slavische Herkunft der in Rede stehenden Völker nicht auf dem Wege exakter wissenschaftlicher Forschung entdeckt wurde, sondern einfach das Ergebnis der Phantasie ist.

Der Gerechtigkeit halber müssen wir bei dieser Gelegenheit feststellen, daß nicht allein slavische Gelehrte die Zügel ihrer Phantasie haben schießen lassen, sondern auch manche deutsche Geschichtsschreiber der gleiche Vorwurf trifft. Freilich gehören dieselben meist einer Zeit an, in der die vergleichende Sprachforschung als Wissenschaft noch nicht geboren war oder in den Kinderschuhen sich befand, die historische Forschung noch weit von ihrer wissenschaftlichen Höhe stand und der Deutsche von der Bewunderung alles Fremdländischen befangen war. Da hat der gleiche und ähnliche Klang des Namens der adriatischen Wenden und der Vindelicier mit den bei den deutschen Völkern üblichen Slavennamen der Wenden, Winden und Weneten dieselben verleitet, auch die ersteren für Slaven zu halten. Da sie sich aber sagen mußten, daß ihre Hypothese unhaltbar sei, wenn sie bei den adriatischen Weneten und Vindelicier stehen blieben, so haben sie in den Donauländern Slaven gesucht, die eine Verbindung zwischen den ersteren und den übrigen Slaven herstellen sollten. Da sie von der Nationalität der Daken und Geten ebensowenig wußten, wie von den slavischen Sprachen, so hat sich vorzüglich auf diese beiden Volksstämme ihre

Kombinationsgabe sich vereinigt. Ihre Phantasieflosfeln haben dann slavische Forscher ohne gehörige Nachprüfung aufgegriffen, weil dieselben ihrer nationalen Eitelkeit schmeichelten, und was den deutschen Gelehrten oft noch als bedingte Schlußfolgerungen erschien, schon als unumstößlichen Beweis hingenommen. Denn, da nach ihrer Ansicht, die Deutschen keine Veranlassung hatten, die Slavizität nichtslavischer Völker und Ortschaften zu beweisen, so müßte man ihnen trauen, wo sie das Slaventum nicht bestreiten.

Dieser Voreingenommenheit für einige deutsche Gelehrte entspricht die Abneigung, die slavische Vertreter der Wissenschaft, besonders der autochtonistischen Schule, gegen ihre Berufsgenossen slavischer Nationalität hegen, die die eingebildeten Gebilde von früherer slavischer Herrlichkeit nicht anzuerkennen vermögen. Schon Schafarik wendet sich gegen sie mit Bitterkeit. So beklagt er sich, daß nicht einmal Männer von anderweitigen großen Verdiensten, wie der tschechische Sprachforscher Dobrowsky, der russische Historiker Karamsin und andere sich nicht frei erhielten „von der ziemlich allgemein gang und gäbe Manier, die alten Slaven aufs tiefste herabzuwürdigen", sie in eine Klasse mit amerikanischen und afrikanischen Wilden zu werfen, alle viehischen Laster als Grausamkeit, Wildheit, Feigheit, Unzucht, Schmutz ihnen zuzuschreiben und immerwährende Sklaverei und Knechtschaft ihnen als Los zuzuteilen. „Solcher lügenhaften Darstellung befleißigen sich", nach den Worten Schafariks, „namentlich die neuesten russischen Geschichtsschreiber."

Aehnliche Vorwürfe, wie die „neuesten, russischen Geschichtsschreiber", die jüngeren Zeitgenossen Schafariks in Rußland, müssen über sich ergehen lassen slavische Forscher, die eine Zierde der Wissenschaft bilden und einen Weltruf erworben haben, die aber, da ihnen wissenschaftliche Wahrheit höher steht als Erwägungen politischen und nationalen Charakters, nicht dasselbe Lied zu singen vermögen, wie das Gros ihrer Stammesgenossen. Zu diesen Forschern gehören Miklosich und Jagič. Das Vergehen des ersteren besteht nun darin, daß er nicht nur auf der Balkanhalbinsel, sondern auch in Dakien keine Slaven vor dem 6. Jahrhundert entdeckt hat, sondern die bulgarischen, dakischen, pannonischen, karantanischen Slaven für Abkommen der von Jornandes und Procop erwähnten Slaven hielt, auch an die slavische Herkunft des Donaunamens zweifelte. Ein nicht minderes Vergehen hat sich Jagič zuschulden kommen lassen, da er, wie namhafte Deutsche, gelehrt habe, daß die Slovenen, Serben und Chorwaten in den Besitz ihrer heutigen Wohnsitze im Laufe des 6. und 7. Jahrhunderts gekommen sind, und sie nicht für Ureinwohner der von ihnen jetzt be-

wohnten Ländern gehalten hat. Außerdem sind beide Anhänger der Ansicht, daß die Heimat der Slaven am Dnieper zu suchen sei, und haben den Nachweis geliefert, daß viele für slavisch gehaltene Wörter, welche den hohen Kulturstand der Slaven in vorhistorischer Zeit erweisen sollten, gar nicht slavischen, sondern manche sogar germanischen Ursprungs sind. Wenn man sie auch nicht zu widerlegen vermocht hat, so hat man sie wenigstens zu verdächtigen versucht, indem man sie zu Mitgliedern einer von deutschen Gelehrten angeblich begründeten, in Wirklichkeit aber nicht bestehenden „berliner-österreichischen Schule" gestempelt hat.

Der vorliegende Abschnitt dieses Buches trägt einen vorwiegend polemischen Zug. Derselbe war aber nicht zu vermeiden, da die durch die Untersuchungen der beiden ersten Abschnitte gefundene älteste bekannte Grenzscheide der germanischen und slavischen Welt gegen Anfechtungen sicherzustellen war. Diese Anfechtungen, die dem Deutschtum den Boden abzugraben und die Deutschen in ihrem eigenen Lande als Fremde und unberechtigte Eindringlinge in uralt slavisches Land hinzustellen versuchten, sind aber geeignet, Streit und Unfrieden unter die Bewohner eines Landes zu säen. Haben sie doch slavischen Volksführern und Politikern eine scheinbar wissenschaftliche Grundlage für ihre weitgehenden Ansprüche geliefert und die nationalen Leidenschaften mächtig entflammt. Dem gegenüber war es geboten, jene Ansprüche auf das richtige Maß zurückzuführen. Dazu mußte vor allem die Legende von den angeblichen Ursitzen der Slaven von der Adria bis zur Ostsee und der immensen Ausdehnung des Slaventums in vorgeschichtlicher Zeit zerstört werden. Diese Legende hat ihren Ursprung teils in dem Erkenntnisse, teils in dem unbewußten Gefühl der kleinen slavischen Völkerschaften, daß in dem Wettkampfe der Völker die kleineren, wenn auch nicht unterliegen, so doch den Kürzeren ziehen müßten, und daß es folglich nicht gut ist, einer kleinen Nation anzugehören. Daher ging und geht das Streben ihrer Wortführer in Wissenschaft, Kunst und Politik dahin, nicht nur in der Gegenwart die Zahl ihrer Volksgenossen zu vergrößern und denselben durch Verdrängung der Fremdstämmigen Luft zu verschaffen, sondern auch für die kleine Gegenwart durch eine angebliche große Vergangenheit zu entschädigen. Aus dem Grunde wird denselben das Bild einer schönen Vergangenheit und herrlicher vergangener Größe vorgegaukelt. Von diesen Luftgebilden

sollen sie die Kraft hernehmen, den Kampf ums Dasein zu bestehen. Nur schade, daß die Luftgebilde zerrinnen an der einfachen Tatsache, daß die Heimat der Slaven nur in dem Lande zu suchen ist, das noch jetzt die zahlreichste slavische Bevölkerung aufweist und das mächtigste slavische Reich trägt, und zwar in dem von dem Dnieper und dessen Nebenflüssen, dem oberen Lauf der Düna, Oka und des Dons durchströmten Flachlande. Dasselbe umfaßte in seiner Ausdehnung von den nördlichen und östlichen Ausläufern der Karpaten und dem mittleren Laufe der Weichsel bis zur Oka und zum Don ein Landgebiet, das an Größe das Stammland der Germanen übertraf. Daher konnte in dem slavischen Stammlande — und es brauchten dazu durchaus nicht die Donauländer hinzugezogen werden — eine Bevölkerung heranwachsen, die später durch ihre Zahl die Bewunderung zeitgenössischer Schriftsteller erregte und imstande war, im Laufe von fünf Jahrhunderten allmählich nicht allein die Stromgebiete der Weichsel und der Oder bis zur Elbe und sogar über diesen Strom hinaus, sondern auch die Donau- und Balkanländer zu besetzen und besiedeln. Daselbst erscheinen aber die Slaven überall nicht vor, sondern nach den Germanen, und zwar nach dem Abzuge deutscher Volksmassen nach dem Süden und Westen. Daher gebührt den Deutschen nicht allein an den Ufern der Elbe, Oder und Weichsel, sondern auch in Böhmen und Mähren, in Steiermark, Kärnten, Krain und Istrien die Priorität vor den Slaven. Vor den Deutschen, etwa um die Wende unserer Zeitrechnung und noch früher, waren aber die Länder im Süden der Karpaten, an der Donau und deren Nebenflüssen, sowie die Nord- und Ostabhänge der Alpen von keltischen, tyrrhenischen, pannonischen, thrakischen und dakischen Völkerschaften eingenommen, jenseits des oberen und zum Teil mittleren Laufes der Donau begann das germanische Stammland, das nach Osten hin bis zur Weichsel und am unteren Lauf derselben über sie hinaus bis an die Pregel, den Guttalus des Plinius, reichte. Demnach bildeten die jetzigen Länder des Deutschen Reiches — Schlesien, Posen, Pommern und Westpreußen — vor etwa zwei Jahrtausenden als Teile des germanischen Stammlandes uralten deutschen Besitzstand. Wenn sich derselbe im Laufe der Zeit nach Süden und Westen bedeutend erweitert hat, so kann dasselbe nicht von seiner Osthälfte behauptet werden. Sieht man von der Provinz Ostpreußen ab, so ist im Osten das Deutschtum stark zurückgegangen. Es hat viel von seinem einstigen Besitzstande dem Slaventum abgeben müssen. Wenn ich das hier hervorhebe, so habe ich nur

eine geschichtliche Tatsache feststellen wollen. Es lag mir natürlich völlig fern, einer Sehnsucht des deutschen Volkes nach der Weichselebene das Wort zu reden, die jetzt in völklicher Hinsicht der polnischen Nation gehört. Ein derartiges Verlangen könnte dem deutschen Volke und dessen neuerstandenem Kaiserreiche nur zum Nachteile gereichen. Einerseits würde dadurch der bereits jetzt als drückend und beengend für den staatlichen Ausbau des Reiches und die freiheitliche Entwicklung seiner Bürger empfundene polnische Bevölkerungskontingent bedeutend vergrößert und die Nachteile verdoppelt und verdreifacht werden, die schon bloß durch das Gefühl, in seinem Innern einen fremden Körper zu tragen, dem deutschen Volke geursacht wird. Andrerseits würde ein solches Verlangen zum Zusammenstoß beider Nachbarreiche führen, aber es im Interesse beider liegt, in Frieden und Freundschaft zu leben.

Rußland den Slaven und Deutschland den Germanen. Das ist das Fazit einer zweitausendjährigen nationalen Entwicklung.

Vierter Abschnitt.

Die Verödung des nordöstlichen Deutschlands und das neue Germanien an der Donau.

Während die deutsche Völkerwanderung aller Stämme uns eine stattliche Reihe von heldenhaften Führern bewahrt hat, klingt kaum ein Name aus dem Dunkel des slavischen Altertums zu uns herüber. Ein im Charakter der ganzen Rasse liegender Mangel an Initiative und das damit im Zusammenhang stehende Fehlen einer kriegerischen Organisation und ständiger Gliederung erklären die Tatsache.

Theodor Schiemann.

Mit dem Einbruche der Hunnen in Europa läßt die Geschichtsschreibung die Aera der Völkerwanderung beginnen, obgleich Völkerwanderungen auch vor diesem Zeitpunkte stattgefunden haben. Man denke nur an die großartigen Wanderungen der Arier, die sich bereits in grauer Vorzeit über zwei Weltteile ergossen und die Kulturentwicklung Europas und Vorderasiens bis nach Indien hinein in neue Bahnen geleitet haben. Und wollte man nicht auf so entlegene Zeiten zurückgreifen und nur die Bewegung germanischer und nachher slavischer Völkerschaften ins Auge fassen, die zur Umgestaltung der politischen Karte Europas und zur Bildung neuer Staatswesen am Beginne des Mittelalters führte, so kann doch nicht die Tatsache umgestoßen werden, daß das Auftreten der Hunnen in Europa nicht den ersten Anstoß zu dieser Bewegung gegeben hat und auch nicht die Ursache derselben gewesen ist. Vielmehr tritt der Zug germanischer Tatkraft, sich über die Grenzen des Heimatlandes auszubreiten, die Sehnsucht nach südlichen, gesegneteren Gefilden, der Ansturm der Germanen gegen die ihrem Streben augenscheinlich unüberwindbare Hindernisse entgegensetzenden Grenzpfähle des römischen Weltreiches, das unruhige Hin- und Herwogen deutscher Völkerschaften an der Donau und am Rhein,

kurz, jene großartige Völkerbewegung, die wir in ihrer Vollendung mit dem Namen Völkerwanderung zusammenfassen, bereits früher, im Verlaufe von ein paar Jahrhunderten nur allzu deutlich zutage. Auch die Ursachen der Bewegung liegen tiefer, als in dem äußeren Anstoße, der durch den Einfall der Hunnen und den Zusammenbruch des Gotenreiches Hermanrichs gegeben wurde. Denn gehen wir der Bewegung tiefer auf den Grund, so werden wir in derselben das Wirken derselben Ursachen und das Walten derselben Kräfte erblicken, die zur Ausbreitung der arischen Rasse führte.

Der Verlauf der großen keltischen oder gallischen Völkerbewegung, die ungefähr im sechsten Jahrhundert v. Chr. einsetzte und am Schlusse des dritten Säkulums sich verlief, legt die Vermutung nahe, daß durch sie das Vorrücken germanischer Stämme nach dem Süden zeitweilig aufgehalten oder selbst ein Zurückdrängen derselben nach Norden bewirkt wurde. Ueber den Anfang und den Verlauf dieser über Mitteleuropa zu der Zeit dahinbrausenden keltischen Völkerwelle, soweit sie die nordwärts wohnenden Völker in Mitleidenschaft gezogen hat, fehlt uns freilich jede Kunde der Zeitgenossen. Besser sind wir jedoch unterrichtet von den Verheerungen, mit denen gallische Heerscharen als nach den drei südlichen Halbinseln Europas gerichtete Ausläufer der gewaltigen Völkerflut ihren Weg bezeichnet haben. Sind doch Zeugen ihres Waltens die Schlacht an der Allia — der Dies ater der Römer —, die Einäscherung Roms, die unmenschliche Verwüstung Makedoniens, Thrakiens und Griechenlands und die Belagerung Delphis, die sich mit unlöschbarer Flammenschrift in die Erinnerung der Zeitgenossen eingegraben haben. Dieselben gestatten zugleich einen Rückschluß auf die gleichzeitigen Ereignisse in Mitteleuropa, die, ergänzt durch die späteren Berichte Cäsars, Livius und Tacitus, welche offenbar ihre Kenntnis aus den Volksüberlieferungen der Gallier und Germanen schöpften, und durch die lebenden Zeugnisse der auf dem Wege des vorzüglich nach Osten gerichteten Völkerstromes nachgebliebenen gallischen Stämme, in allgemeinen Umrissen die große Gallierbewegung erkennen lassen. Ausgehend von dem gallischen Stammlande, brauste, wie von einem Wettersturme getrieben, eine Völkerwoge nach der anderen durch Mitteleuropa und die Poebene dahin, die Wohnsitze der Etrusker spaltend und die Germanen nach Norden zurückdrängend, überflutete die Donauländer, suchte mit furchtbarer Verwüstung die Hämushalbinsel und Hellas heim, setzte in ihren Ausläufern über den Hellespont und verlief sich schließlich in Kleinasien, wo der Name der Landschaft Galatien von ihrer Anwesenheit späteren Geschlechtern Kunde gab.

Von den zurückgelassenen Völkerschaften, durch welche die Gallier gleichsam die Richtung ihres Zuges angezeigt haben, scheinen, abgesehen von den kleinasiatischen Galatern, die Ambronen oder Ombronen die am weitesten nach Osten vorgedrungenen gewesen zu sein. Ptolemäus zählt sie zu den Völkerschaften Sarmatiens und läßt sie zwischen den Awarenen und Burgionen wohnen. Da die letzteren an den Weichselquellen ihre Sitze gehabt haben, so müssen die Ombronen zur Zeit des Ptolemäus weiter ostwärts im Gebirge gewohnt haben. Auch scheinen sie mit slavischen Völkern in Berührung gekommen zu sein. Wenigstens deutet möglicherweise der Namen für den Riesen im Polnischen olbrzym, obrzym, im Tschechischen obr, im Slowakischen obrin, obor, auf eine Herkunft von dem Namen des Galliervolkes her. Ambro soll aber im Keltischen soviel als Krieger, aber auch einen Räuber bedeutet haben.

Nachbarn der Ombronen waren die Lotiner oder Gothiner, denen wir bei der Aufzählung der östlichen Völkerschaften Germaniens begegnet sind. Weiter gegen Westen hatten sich im heutigen Böhmen die keltischen Bojer festgesetzt, die daselbst aus der Maingegend eingewandert sein sollen. Von ihren einstigen Sitzen an der oberen Elbe und an der Moldau legt noch der heutige Name Böhmens Zeugnis ab, der aus dem altdeutschen „Bajaheim“ (Bojenheim), „Baihaim“, althochdeutschen „Bêhêm“ herzuleiten ist.

Den Bojern scheinen die Volcer (Volcae Tectosages) nachgerückt zu sein und die Gegenden um den herzynischen Wald eingenommen zu haben, die die fruchtbarsten von Germanien gewesen sein sollen. Die Gelände südlich davon haben die Helvetier besiedelt, die nach dem Zeugnisse Cäsars einst ihre Sitze diesseits des Rheins bis zum Main ausgedehnt hätten.

Durch die aufgezählten Völkerschaften, denen parallel sich ein zweiter durch die Vindelicier, Noriker, Taurisker und Skordisker und andere Stämme gebildeter und von der oberen Donau bis an den unteren Lauf der Drau und Sau sich erstreckender gallischer Völkerwall sich angliederte, wurde den Germanen der Weg nach dem Süden verlegt. Daher mußte die überflüssige Kraft derselben einen anderen Ausweg suchen, wo sie einen geringeren Widerstand fanden. Als ein solches Ausfalltor boten sich ihnen die auf dem Nordabhange der Karpaten entspringenden Flüsse des Sans, des Dniesters, des Pruts und der Seret. An den Flußläufen der drei letzteren sind die bereits früher erwähnten Bastarnen oder Peukiner und mit ihnen die Skirren längs der Nord- und Ostabhänge der Karpaten nach Südosten gezogen, auf ihrer Heerfahrt Weiber und Kinder auf Wagen mit sich führend, bis sie schließlich

die untere Donau erreicht haben. Ihr Zug kann daher als der erste geschichtlich feststehende Versuch der Germanen angesehen werden, sich außerhalb ihres eigenen Stammlandes in der Fremde eine neue Heimat zu begründen. — Ein weit gewaltigeres Aufsehen, als das Erscheinen der Bastarnen an der unteren Donau, erregten zwei Menschenalter später die Wanderung germanischer Völkerschaften, die unter dem Namen des Kimbern- und Teutonenzuges bekannt ist. Nach dem Zeugnis der Alten sollen sie von den äußersten Enden der Welt, vom Ozean gekommen sein, wo eine plötzliche gewaltige Wasserflut sie zur Auswanderung veranlaßt habe. Als die Römer von den ihnen bisher unbekannten Enden der Welt, das heißt von dem Norden Europas einige Kenntnis erhielten und insbesondere die Gestade der jütländischen Halbinsel, des südlichen Skandinaviens und der dänischen Inseln, wenngleich in unklaren, verschwommenen Konturen, vor ihren geistigen Augen aus dem alles umgürtenden Weltmeere aufstiegen, suchten sie auf der jütländischen Halbinsel die einstige Heimat des ihnen in grauenvoller Erinnerung fortlebenden Kimbernvolkes und gaben der Halbinsel nach dem gesuchten Volke den Namen. Den Kimbern benachbart sollen auch die Teutonen gewohnt haben. Mögen nun die Schriftsteller des Altertums getreue Kunde erhalten haben oder von einem richtigen Instinkt geleitet worden sein, jedenfalls scheinen sie auf ihrer Suche den rechten Weg eingeschlagen zu haben. Den Teutonen sind wir bereits früher als den von Pytheas genannten Vermittlern des Bernsteinhandels begegnet und haben nach den Andeutungen der Alten ihre Wohnsitze auf den dänischen Inseln und Schonen oder an der gegenüberliegenden deutschen Küste westwärts von der Odermündung gesucht. An jenen westlichen Gestaden der Ostsee dürfen wir, wie M. Much treffend hervorhebt, eine sehr frühe, während einer langen Zeit ununterbrochen andauernde und verhältnismäßig dichte Besiedelung voraussetzen, eine dichtere, als zu dieser Zeit in jedem anderen Teile Europas. Die Länder und Inseln des westbaltischen Ländergebiets sind Flachländer von zumeist großer Fruchtbarkeit, die zu allen Zeiten dieselbe in der Vermehrung der Volkszahl bewährt haben.

Wie wir Much beistimmen müssen, was er von der physischen Beschaffenheit des Landes als Grund der starken Volksvermehrung schreibt, so muß auch unseren Beifall finden seine Ansicht von der dort waltenden gleichfalls die Zunahme des Volkes begünstigenden gesellschaftlichen Verhältnissen. Er schreibt darüber nämlich in seinem Buche über „die Heimat des Indogermanen“ Folgendes: „Eine der wesentlichsten Ursachen des Anwachsens der Menschenmenge dieses Gebietes lag in der gesellschaftlichen Ordnung der Bewohner und in der aus ihr

hervorgehenden Gemeinsamkeit am Grundbesitze. Die körperlichen Ueberreste aus den prähistorischen Zeitaltern sowohl der Länder um das westliche Ostseebecken, als auch aller Völker, die wir zu den Indogermanen zählen, und was wir sonst von ihrer Körperbeschaffenheit wissen, bezeugen uns eine durchaus gleichartige, einheitliche Menschenrasse. Darauf beruht sodann die persönliche und gesellschaftliche Gleichheit aller. Bei ungestörter Rasseneinheit gibt es keinen Adel, denn jeder Einzelne weiß, daß er allen anderen gleichsteht und duldet keinen Erwerb von Vorrechten, weil er sich allen an Herkunft und Adel ebenbürtig fühlt. Aus dieser Gleichheit aller floß auch der Anspruch auf das gleiche Maß des Ackers oder des Erträgnisses, falls er gemeinsam bestellt wurde. Uebereinstimmend berichten Cäsar und Tacitus, daß die Gemeinsamkeit am Acker zu ihrer Zeit noch bei allen Germanen bestand, teilweise hat sie sich bei den Slaven bis in unsere Zeit erhalten. Welche nachhaltige Kraft in ihr lag, habe ich an anderen Stellen näher ausgeführt, hauptsächlich mußte sie zu einer andauernden Volksvermehrung führen, denn da jeder einzelne wußte, daß er unter allen Umständen seinen Anteil am Acker oder an der Ernte erhalten werde, konnte er sich um so leichter zur Schließung einer Ehe und Gründung einer Familie entschließen, und hierin liegt das Rätsel der trotz aller Auswanderungen einzelner Stämme und Gefolgschaften, denen der anbaufähige Raum in der Heimat zu enge geworden war, und trotz aller Verluste in den Schlachten stetigen Volksvermehrung."

Daher konnten auf die alten Germanen die Worte des deutschen Dichters angewandt werden:

Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

Im Zusammenhang mit der überströmenden Fruchtbarkeit der Ehen stand die Tugend der hohen Keuschheit, der edlen Reinheit im Verkehr der Geschlechter. In dem Weibe verehrten die Germanen etwas Heiliges und Weissagerisches (inesse sanctum aliquid et providum.) Darin lag die Bürgschaft ihrer einstigen Größe. Wir werden daher dem Urteil Felix Dahns beistimmen, wenn er schreibt:

„Man darf die Wertschätzung der Frauen als einen wichtigen Maßstab für die Idealität des Nationalcharakters, die Stellung des Weibes in Recht und Leben als einen Maßstab für den Kulturgrad eines Volkes halten: je unedler ein Volk angelegt, desto geringer wird es das Weib achten, je niedriger die Kultur, desto brutaler wird die überlegene Stärke des Mannes die Schwäche des Weibes mißbrauchen, es zur Magd herabdrücken." Und weiter schreibt Felix Dahn: „Mit Grauen haben scharfblickende Römer jene unerschöpflich wirkende

Naturgewalt, die die Germanen auf die Wanderung getrieben, betrachtet: sie mochten ahnen, daß in dieser elementar wirkenden Kraft die letzte Entscheidung über das jahrhundertlange Ringen lag: während in Rom seit Augustus schon das Gesetz künstlich und ohne Erfolg auf Mehrung der Ehen und der Kinder hinarbeitet, quellen aus den Wäldern der Germanen nach den furchtbarsten Verlusten von Toten, Gefangenen, Kolonisten, Söldnern, Verpflanzten immer neue wachsende Scharen von Menschen: das keusche, einfache Volk erzeugt, seit es ein seßhaft Bauernvolk geworden, eine Nachkommenschaft, welche, von dem Gebiet der Väter nicht mehr ernährbar, mit der Naturgewalt des Selbsterhaltungstriebes über die Nachbarlande flutet."

Uebervölkerung ist auch die Triebfeder gewesen, die Kimbern und Teutonen veranlaßt hat, ihre Heimat zu verlassen. Sie scheinen aber nicht gleichzeitig aufgebrochen zu sein, sondern die Kimbern zuerst, denen dann später die Teutonen nachgerückt sind. Wie anzunehmen, haben die Kimbern das ihnen am nächsten gelegene Stromgebiet der Elbe auf ihrem Zuge nach Süden benutzt. Zutreffend bemerkt Much, daß die schiffbaren Ströme des niederdeutschen Flachlandes auf den Weg gewiesen haben, den geschlossene Scharen bei weit ausgreifenden Unternehmungen einzuschlagen hatten, wenn innere Zwistigkeiten, widrige Naturereignisse und ähnliche Umstände zum Aufbruche in großer Menge drängte, um anderswo Land zu nehmen. „Welch hohen Wert", schreibt er, „die schiffbaren Ströme und der Besitz von Schiffen für die Weiterschaffung von Mannschaften, Verwundeten, Verpflegslasten, von Frauen und Kindern und von etwaigen Nachschüben für die Wanderzüge hatten, welche Möglichkeit, andere Völker unvorbereitet zu überfallen, welche Ueberlegenheit sie durch das alles denen verliehen, die sich ihres Besitzes erfreuten, gegenüber jenen, die sie nicht besaßen, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Ein seetüchtiges Volk, das die Westbalten waren, wird auf den Rückhalt, den es an den Schiffen hat, nicht verzichten und daher den schiffbaren Strom, der sich ins heimische Meer ergießt, zur Grundlage seiner Unternehmungen machen."

Daß die Kimbern die Elbe aufwärts gezogen sind, ist aus der von Posidonius gebrachten Nachricht zu schließen, daß ihrem Angriff sich zuerst die Bojer im herzynischen Walde entgegengestellt haben. Von denselben zurückgeschlagen, seien die Kimbern, so heißt es weiter, gegen den Ister und die Skordisker herabgezogen, dann zu den Tauriskern. Offenbar haben sie auf ihrem Zuge nach Süden das Einfalltor in Böhmen benutzen wollen, welches durch die Elbe bei ihrem Durchbruche durch das sächsische Erzgebirge — eine Teil-

strecke des herzynischen Waldes — zwischen Schandau und Tetschen gebildet wird und durch welches einst ihre steinzeitlichen Stammesgenossen bei ihrer Ausbreitung nach dem Süden vorgedrungen waren. Da sie jenes Einfalltor durch die Bojer verlegt fanden, so haben sie versucht das ihnen unbekannte und unwegsame Gebirge zu umgehen, oder besser die Ausläufer desselben zu umfahren, und sind wohl durch eine der rechtsseitigen Flußniederungen der Elbe nach Osten abgezogen und so in das Flußgebiet der Oder gelangt. Hier setzten unwegsame Gebirgszüge ihrem Vordringen nach Süden nicht ein derartiges Hindernis entgegen, wie bei der Elbe, so daß sie verhältnismäßig leicht durch die weiten Ebenen, die von den Zuflüssen der Oder und der March durchströmt werden, nach Süden ziehen konnten. An der March oder auch an der Donau setzten sie sich wiederum in die mitgebrachten oder neugezimmerten Fahrzeuge, bis sie den Einfluß der Drau in die Donau erreichten. Diesen Weg müssen sie eingeschlagen haben, denn sonst wären sie nach ihrer Zurückdrängung durch die Skordisker nicht wieder flußaufwärts in das Land der Taurisker oder Noriker gezogen. Nun hatten sich die kimbrischen Heerscharen den Grenzen des römischen Reiches genähert. Denn durch die Unterwerfung der Karner im Jahre 115 v. Chr. waren kurz zuvor die römischen Feldzeichen bis zu den karnischen Alpen getragen worden. Zur Beobachtung der erschienenen fremden Heerhaufen und zum Schutze Italiens stellte sich der Konsul Papirius Carbo mit einem römischen Heere in den karnischen Alpen auf. Als die Kimbern den Kampf vermieden, zog er ihnen nach und suchte sie durch einen plötzlichen Ueberfall zu vernichten. Bei Noreja, der Hauptstadt des metallreichen Norikums, unweit des heutigen St. Veit, trafen im Jahre 113 zum ersten Male germanische und römische Waffen aufeinander. Der Kampf endete mit einer schweren Niederlage der Römer.

Ob die Römer bei Noreja es nur mit den Kimbern zu tun hatten oder bereits teutonische Heerhaufen sich denselben beigesellt hatten, scheint bei den Widersprüchen der Geschichtsquellen zweifelhaft zu sein. Jedenfalls haben bald nach jener Schlacht die nachrückenden Teutonen die Kimbern erreicht. Es ist anzunehmen, daß die Teutonen gleichfalls die Oder aufwärts gezogen sind und von den Oderquellen die gallischen Ambronen mit sich gerissen haben. Daß gallische Stämme im Verein mit germanischen handelnd auftreten, kann weiter nicht wundernehmen. Sehen wir doch bald darauf die Helvetier mit den Kimbern und Teutonen gemeinsame Sache machen. Nicht allein gestatteten sie diesen den friedlichen Durchzug durch ihr Land, als sie, südlich von der Donau aufwärtsziehend, sich dem Rhein

näherten, sondern es schlossen sich zwei ihrer Gaue den Fremdlingen an und folgten denselben auf ihrem Zuge durch Gallien. Daher ist es begreiflich, daß die Römer zuerst Germanen von den Galliern nicht unterschieden und der Ansicht waren, daß sie bei dem Einbruche der Kimbern und Teutonen es mit einer gleichen Völkerbewegung zu tun hätten, wie die gewesen, die durch die Niederlage an der Allia und die Einäscherung Roms in unauslöschbaren Zügen sich ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatte.

Das weitere Schicksal der Kimbern und Teutonen ist bekannt. Im Jahre 109 v. Chr. erschienen sie an der Rhone, an der Grenze des römischen transalpinischen Galliens, wo sich ihnen der Konsul M. Junius Silanus mit einem römischen Heere entgegenstellte. Auch hier suchten die Germanen, wie vier Jahre früher in den karnischen Alpen, den Kampf zu vermeiden. Sie schickten Gesandte in das Lager des Silanus mit der Bitte, ihnen Land zur Niederlassung anzuweisen, und wiederholten diese Bitte in einer nach Rom an den Senat abgefertigten Gesandtschaft, sich zur Leistung von Kriegsdiensten für das abgetretene Land erbietend. Die abgeschlagene Bitte bezahlten die Römer mit der Niederlage ihres an der Rhone aufgestellten Heeres. Es wandten sich aber die siegreichen germanischen Volkshaufen nicht nach Süden, wie man in Rom bereits befürchtete, sondern nach Nordwesten und durchzogen das mittlere Gallien, ihre Heiligtümer, Frauen und Kinder in von Rindern gezogenen Wagen mit einem Korbgestell und einem Dache von Häuten mit sich führend und Land und Städte suchend, wo sie mit den Ihrigen wohnen könnten. Im Jahre 105 erschienen sie jedoch wiederum an der Rhone und vernichteten das Heer des Konsulars M. Aemilius Scaurus. Noch furchtbarer war die Niederlage des von dem Prokonsul G. Servius Cäpio und dem Konsul C. Mallius geführten Heeres bei Arausio, wo nach dem Berichte des Livius 80,000 Soldaten und 40,000 Troßknechte ihren Tod gefunden hätten. Auch hier boten vor dem Kampfe die Germanen Frieden an bei Wiederholung der Bitte um Land und Korn zur Aussaat.

Aller Wahrscheinlichkeit hielt die unter den Siegern ausgebrochene Zwietracht dieselben von einem Einfalle in das jetzt wehrlose Italien ab. Darauf weist der Umstand hin, daß sich die Teutonen in das innere Gallien zurückzogen, die Kimbern aber das Land zwischen der Garonne und den Pyrenäen heimsuchten und darauf die iberische Halbinsel zum Schauplatze ihrer Eroberungszüge machten. Jenseits des Ebro aber von den Keltiberern zurückgeschlagen, kehrten sie nach Gallien zurück. Bald darauf versuchten die Teutonen mit den Ambronen südwärts nach Italien durchzudringen, erlitten aber durch

Marius im Jahre 102 eine vernichtende Niederlage. Im darauffolgenden Jahre erreichte die Kimbern auf der raudischen Ebene, unweit Veronas, das gleiche Schicksal, als sie auf einem anderen Wege, durch das Etschtal, in Italien einzudringen versuchten.

So wurde die Blüte germanischer Völkerschaften des Kimbern- und Teutonenzuges im Blute ertränkt, die gemachten Gefangenen aber bearbeiteten als kräftige Arbeitersklaven die Aecker römischer Gutsbesitzer. „Die Menschenlawine, die dreizehn Jahre hindurch die Nationen erbeben gemacht, ruhte unter der Scholle oder frohnte im Sklavenjoch." Doch ein so massenhafter, ungeheurer und abenteuerlicher Wanderungs- und Kriegszug, wie der der Kimbern und Teutonen, bemerkt Müllenhoff, kann nicht als bedeutungslos und gleichgültig für die Geschichte der Nation, von der er ausging, angesehen werden. Er bewirkte vielmehr eine große Wendung in dem Leben der Germanen, indem durch die Kimbern und Teutonen die Uebermacht der Gallier gebrochen und der gallische Völkerwall durchlöchert wurde, der die Ausbreitung der Germanen nach Süden und Westen aufhielt. Es erreichten dieselben bald die Rhein- und Donaulinie. Da, von Süden vordringend, die Römer auch an den Rhein und die Donau gelangten, so standen nun die beiden Völker, die bald um die Weltherrschaft ringen sollten, sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Durch den Untergang der Kimbern und Teutonen wurde die Entscheidung des Kampfes nur um einige Jahrhunderte aufgeschoben, doch er selbst war keine Entscheidung. Einstweilen war aber die Macht, die die römischen Grenzpfähle schützten, für das naturfrische und aufstrebende Volk der Germanen noch unüberwindlich.

Daher waren die gotischen Völkerschaften gezwungen, als sie den Weg der Wanderung betraten, gleich den Bastarnen südöstlich auszuweichen. Wann sie aufgebrochen sind, läßt sich nicht bestimmt feststellen. Die südlichsten von ihnen werden sich wohl um die Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung auf den Weg gemacht haben. Denn die große deutsche Völkerbewegung, die wir unter dem Namen des Markomannenkrieges kennen, hat aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Anstoß durch den Aufbruch gotischer Völker aus ihren bisherigen Sitzen erhalten. Und gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts erscheinen schon die Goten, Viktofalen und Wandalen an der unteren Donau. Die Raubfahrten, mit denen sie zu Schiffe nicht allein die Gelände an der Donau, sondern auch die Küstenländer des Schwarzen und Aegäischen Meeres schwer heimsuchten, lassen in ihnen seetüchtige Völker erkennen. Daher ist anzunehmen, daß sie auf ihrer Heerfahrt nach dem Süden zuerst die Weichsel stromaufwärts gefahren und dann

an den Flußläufen des Pripets, Dniepers, Dniesters und Pruts in breiter Fronte vorgerückt sind. So hatten sich die Auswanderer im Norden des Schwarzen Meeres und der Donau weit ausgebreitet. In dem sogenannten skythischen Kriege, der im Jahre 238 begann und beinahe bis zum Ende des Jahrhunderts dauerte, rieben oder unterjochten die Goten und ihre Stammverwandten die Rhoxolanen, Karpen und Bastarnen, welche letztere mit ihnen teils gemeinsame Sache machten, entrissen den Römern Dacien und breiteten ihre Herrschaft von der Teiß bis zum Don aus.

Unter den germanischen Völkern, die zu der Zeit die nördlichen Gelände des Schwarzen Meeres und der unteren Donau, sowie die Flußgebiete der in sie einmündenden Ströme einnahmen, sind hervorzuheben: die eigentlichen Goten, die Heruler, die Skirren, Rugier, Taifalen, Viktofalen und Gepiden.

Nach Angaben des Jornandes teilten sich die eigentlichen Goten nach ihrer Niederlassung im Norden des Schwarzen Meeres und der unteren Donau in Ostgoten (Ostrogothae) oder Greutungen mit dem Herrschergeschlecht aus dem Königshause der Amaler und in Westgoten (Wesegothae) oder Therwingen, über die das Geschlecht der Balthen herrschte. Der Dnieper schied beide Volksteile. Zeitweilig dehnten sie ihre Herrschaft nicht allein über die unterjochten Slaven, Rhoxolanen und dakische Völker, sondern auch über die Bastarnen und andere ausgewanderte deutsche Stämme aus. So wurden von ihnen die Heruler unterworfen. Die Sitze der letzteren, wie Müllenhoff in seinen nordalbingenschen Studien und seinem Beowulf nachweist, waren ursprünglich auf den dänischen Inseln. Ein unternehmendes Seeräubervolk, dabei beweglich und unstät, erscheinen die Heruler im dritten Jahrhundert im Verein mit den Sachsen in den westlichen Meeren, zugleich mit den Goten an der unteren Donau, am Schwarzen Meere und an der Mäotis (Asowsches Meer), wo sie den linken Flügel der dem Süden zustrebenden gotischen Völker bildeten. Nach der Zertrümmernng des Ostgotenreiches durch die Hunnen zogen sie mit den letzteren an die Donau und darauf mit Attila nach Gallien. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts, nach der Schlacht auf der katalaunischen Ebene, treffen wir sie teils zusammen mit den Rugiern und Skirren an der mittleren Donau, teils weiter stromabwärts bei dem Einflusse der Sau in dieselbe. Die ersteren, d. h. die Heruler an der mittleren Donau, bildeten einen Teil der Heerscharen Odoakers, mit denen derselbe dem weströmischen Reiche ein Ende bereitete. Deshalb wird derselbe, aus dem Geschlechte der Turcilinger entsprossen, bald als Heerführer der Heruler, bald als der der Rugier genannt. Die Rugier und Skirren

aber scheinen nach dem Abzuge der Goten aus der Weichselgegend denselben nachgerückt zu sein, ebenso die Heruler, und so sind alle drei Völker an die mittlere Donau gelangt, wo die Rugier im heutigen Mähren und Oesterreich, in dem sogenannten Rugilande ein Reich gründeten. Die Heruler und Skirren scheinen sich weiter ostwärts angesiedelt zu haben. Von den Langobarden weiter nach Süden gedrängt und schließlich zersprengt, bildeten sie aus den noch gebliebenen Bruchteilen und den von Bojenheim über die mittleren Donauländer ausgebreiteten Markomannen den Stamm der Bajuvaren oder Bayern, der späterhin in der Geschichte der Ausbreitung der Germanen im südöstlichen Deutschland dieselbe Rolle spielen sollte, wie der sächsische Stamm im Nordosten Deutschlands. Der Name der Bajuvaren (Bajuvarii) wird zuerst in der um das Jahr 520 entstandenen fränkischen Völkertafel genannt. Hinter ihm steckt offenbar der Name der alten Bojer, der ehemaligen keltischen Bewohner von Bojenheim oder Böhmen. Als nämlich die Markomannen von Böhmen aus sich längs der Donau verbreiteten und in das Land südwärts der Donau einrückten, wurden sie nach dem Lande, von wo sie kamen, Bajuvarii genannt. Seit dem, d. h. seit dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hat das Land an der mittleren Donau, das jetzige Bayern, das Erzherzogtum Oesterreich, das nördliche Tirol und Obersteiermark, wie Müllenhoff bemerkt, abwärts bis nach Wien und darüber hinaus nur einmal eine deutsche Bevölkerung erhalten und diese seit der Rugenzeit nur noch Zuzüge und Verstärkungen erfahren. So sind die Kernlande des heutigen Oesterreichs seit ungefähr anderthalb Jahrtausenden deutsch.

Die Heruler an der Donau, weiter unterhalb bei dem Einflusse der Sau, erlebten ein wechselvolleres Schicksal. Darüber berichtet Prokop, wie er es sehr wahrscheinlich aus dem Munde der Heruler selbst erfahren hat, die unter Narses zum Heere Belisars in Italien stießen, daß sie, von den Langobarden geschlagen, von den Gepiden in Dacien aufgenommen und neben ihnen angesiedelt worden wären. Darauf aber, von den Gepiden mißhandelt, hätten sie sich geteilt, ein Teil sei über den Ister gegangen und habe bei den Römern Aufnahme gefunden, der andere Teil habe sich nordwärts gewendet und zuerst alle Völker der Sclavenen, dann viel ödes Land durchwandert, bis er die Warnen erreichte und von dort zu den Dänen und über den Ocean nach Thule (Skandinavien) gelangte.

Die Taifalen waren auch ein gotisches Volk, das später unter eigenem Fürstengeschlecht ein Gefolge der Westgoten in der Geschichte auftritt. Desgleichen finden wir im Gefolge der Goten die Victofalen, die zuerst im markomannischen Kriege genannt werden.

Die Gepiden sind wohl die letzten der gotischen Völker, die nach Süden zogen. Ursprünglich saßen sie auf den Inseln der Weichselmündungen. In der Mitte des dritten Jahrhunderts scheinen sie nach dem Abzuge der Goten auch aufgebrochen und die Weichsel aufwärts gefahren zu sein, bis sie an die Karpaten gelangten. Dieselben überschreitend, setzten sie sich an der Theiß und Marosch fest. Nach dem Tode Attilas warfen sie, wie auch die anderen gotischen Völker, das hunnische Joch ab und verbreiteten sich nach dem Abzuge der Westgoten von der Theiß über Siebenbürgen. Von den in Pannonien eingerückten Langobarden und den mit ihnen verbündeten Avaren geschlagen und zersprengt, suchten sie bei andern deutschen Völkern Schutz. Ein Teil von ihnen erhielt sich noch einige Zeit und dann verschwand ihr Name aus der Geschichte.

Das Schicksal der eigentlichen Goten ist bekannt. Nachdem das Ostgotenreich unter Hermanrich die höchste Stufe seiner Macht erreicht hatte, welcher neben vielen sarmatischen Völkern die Westgoten, Gepiden, Taifalen und Heruler sich unterordneten, brach es unter den Schlägen der schrecklichen Hunnen zusammen. Um dem hunnischen Joche zu entgehen, ging ein Teil der Westgoten unter Fridigern und Alarius über die Donau, wo Kaiser Valens ihnen Sitze in Nieder-Mösien anwies. Von den römischen Statthaltern grausam und gewinnsüchtig behandelt, empörten sie sich und schlugen Kaiser Valens bei Adrianopel, der in der Schlacht umkam. Dessen Nachfolger, Kaiser Theodosius gewann die germanischen Heerhaufen, zu denen sich auch der in den waldigen Karpaten unter Athanarich verbliebene Rest des Westgotenvolkes gesellte, für den Frieden und wies ihnen Wohnsitze in dem von Menschen entleerten Thrakien an. Doch bald führte ihr junger König Alarich, zum Verwalter von Illyrien ernannt, das Westgotenvolk nach Italien, eroberte im Jahre 410 Rom, starb aber noch in demselben Jahre in Unteritalien und wurde in dem abgelassenen Flußbette des Busento begraben.

Und den Fluß hinauf, hinunter zieh'n die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Alarichs Nachfolger Athaulf zog mit seinem Volke in das südliche Gallien, wo es ein Reich gründete, das sich bald über die ganze iberische Halbinsel ausdehnte.

Die Ostgoten machten sich nach dem Tode Attilas auch frei und siedelten sich in Pannonien an. Aber schon im Jahre 488 führte ihr junger König Theodorich, der später der Große hieß, sein Volk nach Italien und begründete daselbst das Ostgotenreich.

In den neuen Wohnsitzen erhielt das Leben der Goten einen

neuen Zuschnitt. An der Weichsel und der Ostsee waren sie ein einfaches Bauernvolk gewesen. Die Freien bestanden aus gleichberechtigten Feldgenossen, die mit ihren Angehörigen innerhalb der Dorfmark das Feld bebauten und auf den Gemeindeweiden ihre Herden hüteten. Sklaven und Hörige in größerer Zahl hielten sich nur die Reichen und Fürsten. Nach dem Süden gezogen, breiteten die Goten sich über weite Ländergebiete aus und unterwarfen sich die eingeborenen Völker. Dadurch entstand eine Klasse der Herrschenden und eine der Beherrschten und vermehrte sich stark die Zahl der Hörigen und Sklaven, welche bei ihnen die häuslichen Dienste verrichteten, ihre Aecker bestellten und ihr Vieh weideten. Die Masse des Volkes wurde zu Grundherren. Das grundherrliche Verhältnis erweiterte sich, als die Goten und andere deutsche Völker zu Herren der fruchtbaren und wohlbebauten Provinzen des römischen Reiches wurden. Der größte Teil des Bodens ging in den Besitz der Eroberer über, die eingeborene Bevölkerung, soweit sie in den Kriegen nicht umgekommen war, verblieb auf der Scholle und bearbeitete dieselbe als Zinsner, Fröhner oder Sklave der Sieger. Doch bezahlten dieselben nur zu teuer ihren Sieg mit dem Verluste ihres Volkstums, wo sie sich als Grundherren unter den ihnen an Zahl und Kultur überlegenen Eingeborenen niederließen.

Doch eilen wir zu den deutschen Völkern im Norden der Donau zurück. Wie vor dem Gewittersturme dunkle Wolken gleich einem Vorhange den Horizont verdecken, so standen dieselben gedrängt an der Donau. Völker, die weiter nach Norden ihre Sitze gehabt hatten, waren herabgezogen und stießen die ihnen vorstehenden vorwärts. Gewitterschwangere Wolken hatten sich zusammengeballt. Es hatte sie wohl der Windstoß vorwärts getrieben, der infolge des Aufbruches gotischer Völker aus ihren Sitzen an der Weichsel und der Ostsee sich erhob. So entstand aus dem Drängen germanischer und vorzüglich suebischer Völker an die Donau und darüber hinaus am Ende des zweiten Jahrhunderts jene Bewegung derselben, die wir unter dem Namen des Markomannenkrieges begreifen.

Die Buren rückten weiter in Dacien ein. Ihnen folgten die lugischen Vandilier oder Vandalen, durch die Bewegung der Goten nach Süden veranlaßt, ihre nördlichen Sitze aufzugeben. Während des Markomannenkrieges gingen sie unter der Führung ihres Königsgeschlechts der Asdingen über die Karpaten und suchten, längs der oberen Theiß vorwärts rückend, in der römischen dacischen Provinz Fuß zu fassen. Zurückgeschlagen blieben sie in dem Lande der Koistoboken, die sie verdrängten. Die Römer scheinen schließlich gegen diese Veränderung im Bestande der das nördliche Dacien besiedelten Völker-

schaften sich nicht aufgelehnt zu haben, da wir den Vandalen bald als ihren Verbündeten gegen die Quaden und Markomannen begegnen. Ein Teil von ihnen erschien zur Zeit des Kaisers Probus mit den Burgundern an der Grenze Galliens, wurde aber von den Römern daselbst zurückgeschlagen. Darauf finden wir die Vandalen innerhalb des römischen Reiches, wahrscheinlich in Pannonien angesiedelt. Da hört man von ihnen nichts weiter bis zum Zuge des Westgotenkönigs Alarich nach Italien und dem Einbruche deutscher Stämme daselbst unter Radagais. Da erscheinen sie abermals und diesmal im Verein mit den Alanen an der Grenze Galliens, verwüsten daselbst unter Godegisel, der sie schließlich in den Süden der iberischen Halbinsel, der von ihnen den Namen Andalusien = Vandalusien erhalten hat, und, von den Westgoten gedrängt, nach Nordafrika führt.

Den Vandalen sind die Burgunder gefolgt, vermutlich auch durch den Aufbruch gotischer Völker gestört. Darauf weist eine Nachricht des Jornandes über eine um das Jahr 245 von den Gepiden ihnen beigebrachten Niederlage. Bald darauf machten sie mit den Goten Einfälle ins römische Reich über die Donau. Von Kaiser Probus hier zurückgeschlagen, erscheinen sie mit den Vandalen an der Grenze Galliens. Nach einem vergeblichen Versuche, dort einzudringen, nehmen sie Sitze im Rücken der Alamannen, im Gebiet des oberen Mains. Aber am Anfange des fünften Jahrhunderts öffnet sich ihnen die Grenze Galliens und im Verein mit den Vandalen dringen sie in dasselbe ein. Ihr sagenberühmter König Gunther gründet am Rhein das burgundische Reich mit Worms als Hauptstadt. Später dehnt sich dasselbe über die Flußgebiete der Saône und Rhone aus.

Aber die bewegende Masse des Markomannenkrieges waren die Markomannen selbst und die mit ihnen eng verbündeten Quaden. Dieselben und ihre Verbündeten überschritten oder, besser gesagt, durchschwammen die Donau — denn, wie Plinius berichtet, sind die Germanen schwimmend über den Rhein und die Donau gelangt und nach den Annalen Tacitus sind die Germanen im römischen Heere mit ihren Rossen und in voller Rüstung in ganzen Geschwadern über den Rhein geschwommen —, ergossen sich über die Provinzen Norikum und Pannonien und drangen bis nach Aquileja vor. Nach wechselvollem Kampfe erreichten die Römer freilich wieder die Donaulinie, doch die Verhältnisse, d. h. die Sehnsucht der deutschen Völker nach Land, erwiesen sich stärker als ihre Macht. So mußten die Römer schließlich ihre Befestigungen und Kastelle an der Donau räumen und die Ansiedelung der Markomannen und anderer deutscher Völker im Süden der Donau zulassen. Hier, so schreibt Felix Dahn, sehen wir die

Sueben, jetzt anders als zu Cäsars Zeit, als eifrige, seßhafte Ackerbauer: daneben spielt die Viehzucht noch eine gleich starke Rolle: aber seßhaft, nicht mehr nomadisch, wird sie betrieben: wie am Rhein sind nun an der Donau die Germanen nicht mehr schweifende Hirten und Jäger: daher kann man ihnen Getreidelieferung auferlegen: freilich nur noch mehr zum Schein und vorübergehend: lange Zeit hatten die Germanen vielmehr umgekehrt Getreide oder Geld, es zu kaufen, von Rom bezogen. Es ist eine hochbedeutsame Veränderung, die nun langsam und leise anhebt: später bezieht umgekehrt das verödete Westreich Getreide von den an und in den Grenzen seßhaft gewordenen Germanen. Diese werden allmählich wie Verteidiger so Ernährer des entvölkerten, gerade der freien Bauern schmerzlich entbehrenden Reiches in fast allen Provinzen Europas.

Es wurde aber der Nordosten Deutschlands bis zur Oder und dem Riesengebirge zu einem großen Teil seit dem Ende des dritten Jahrhunderts von seinen alten Bewohnern verlassen. Durch den Abzug derselben wurde das Land öde und leer. Doch ist die Ansicht zu verwerfen, als ob die abziehenden deutschen Völker mit allen ihren Angehörigen, mit Weib und Kind, fortgegangen wären. Dem widersprechen schon die Ursachen, die sie zum Aufbruche veranlaßt haben. Mag unter diesen Ursachen gewiß der den Germanen eigene Unternehmungsgeist, die Freude an Kampf und Gefahr, die Kunde von dem glücklichen Klima, den sagenvollen Ernten und dem Reichtume der südlichen Länder eine Rolle gespielt haben, die hauptsächlichste Ursache lag in dem Kraftüberschusse des Volkes, in der Uebervölkerung der alten Heimat, in der Unmöglichkeit, auf dem kargen Boden derselben bei dem niedrigen Stande der Landwirtschaft sich und die Ihrigen zu ernähren, der die Germanen in die Ferne trieb. Daher ist schon anzunehmen, daß einzelne Gaue, Sippen und Familien in der Heimat blieben, als die Masse des Volkes den Weg der Wanderung betrat. Auch haben wir Beispiele davon, daß nicht das ganze Volk in die Ferne zog, sondern einzelne Gaue und selbst Stämme in ihren früheren Sitzen verblieben. So verließen nach dem Einfalle der Hunnen die Goten in der Krim oder die tetraxitischen Goten nicht ihr Land, sondern hielten sich in den Bergen der Halbinsel mehrere Jahrhunderte und gründeten selbst Ansiedlungen an der kaukasischen Schwarzmeerküste. Von dort schickten sie noch im Jahre 547 Gesandte an den oströmischen Kaiser mit der Bitte um Hersendung eines eigenen Bischofs. Die Goten in der Krim hatten schon einen solchen. Erst im 16. Jahrhundert verschwinden letztere, doch das Andenken an sie lebte noch im Gedächtnis der dortigen Einwohner vor einem Jahrhundert. Auch

an der unteren Donau, in Mösien bei Nikopolis waren Goten nach dem Abzuge der Masse des Volkes verblieben. Wie Walafried Strabus aus dem neunten Jahrhundert mitteilt, lasen die Goten aus Tomi in ihrer Sprache die Messe. Endlich wird uns von den Gepiden berichtet, daß ein Teil des Volkes nach der Zertrümmerung ihres Reiches durch die Langobarden und Avaren noch einige Zeit sich erhalten habe. Gepiden müssen nach dem Abzuge des Volkes nach dem Süden, wie wir dem Jornandes entnehmen, auch in ihren früheren Sitzen auf den Inseln der Weichselmündungen zurückgeblieben sein, die sich sodann mit verschiedenen eingewanderten Völkern, insbesondere mit den Withingen vermischten. Das entstandene Mischvolk wird dann unter dem Namen der Vidivarier bekannt.

Zu den Zeugnissen, daß nach dem Abzuge deutscher Stämme aus dem nordöstlichen Deutschland Germanen in der alten Heimat sitzen geblieben sind, kann auch die Nachricht des Prosper Aquitanus gezählt werden, der zum Jahre 379 bemerkt, daß die Langobarden auf ihrem Zuge mit den Vandalen zusammengestoßen seien und sie besiegt hätten. Paul Diakonus wiederholt die Nachricht und fügt hinzu, daß die Langobarden nach der Ueberwindung der Vandalen sich auf die Wenden gestürzt hätten. Nach Lage der Sache können es nur die nach dem Abzuge der Hauptmasse des Volkes an der Oder verbliebenen Reste der Vandalen gewesen sein. Auf dieselben weist auch eine Notiz Prokops hin, daß zur Zeit des Unterganges der Vandalen in Afrika bei denselben eine Sage bestanden habe, als ob bei der Auswanderung des Volkes nicht alle gleichmäßig aufgebrochen, sondern manche zurückgeblieben wären. Freilich kann die Bemerkung Prokops ebensogut auf die späteren Sitze der Vandalen in Pannonien bezogen werden, von wo sie unter Godegisel aufbrachen, welche noch später, im siebenten und achten Jahrhundert, den Namen Vandalia behalten hatten. Doch wenn wir die Bemerkung Prokops mit den übrigen Angaben zusammenhalten, werden wir der Ansicht Thunmanns (Untersuchungen über nordische Völker) beipflichten, daß noch im fünften Jahrhundert Ueberreste der Vandalen an der Oder seßhaft waren.

Das beweist auch der jetzige Name Schlesiens (Silesia) polnisch Słęsko, tschechisch Sleško. Derselbe rührt von der Bezeichnung des in Schlesien weithin sichtbaren Zobtenberges, ehemals Slęzi genannt, und des an ihm vorbeifließenden Flüßchens, der Lohe — Slęza — her. Slęzi (ausgesprochen Slensi) führt aber, wie Müllenhoff nachweist, „Laut für Laut und Buchstab für Buchstab auf ursprünglich Silingis, Slęsa (ausgesprochen Slensa) auf Silingia und damit auf die vandilischen *Σίλιγγαι*." Die Silingen waren aber ein Stamm der Van-

dalen, deren Sitze Ptolemäus in das heutige nördliche Schlesien setzt. Sie werden längere Zeit darauf nicht weiter erwähnt. Aber im Jahre 411 erscheinen sie in der Gesellschaft der übrigen Vandalen im südlichen Spanien, wo sie sieben Jahre später von dem Westgotenkönige Wallia aufgerieben werden. Da die in Schlesien einrückenden Slaven daselbst einen Berg und ein Flüßchen und sodann das ganze Land nach den vandalischen Silingen benannten, so müssen sie dieselben oder Bruchteile des Volkes noch angetroffen haben. Auf die frühere deutsche Bevölkerung dieses Landstrichs weist auch die Bezeichnung der Stadt Nimpsch an der Lohe als Nemci, d. h. Deutsche, durch Thietmar von Merseburg und die von demselben mit Recht gemachte Bemerkung, daß die Stadt olim a nostris condita — einst von uns (den Deutschen) gegründet worden ist. Gleichfalls erinnert der slavische Name der Lausitzer — Lużyczanie und der slavischen Bewohner Rügens — Rujane — an die germanischen Lugier und Rugier.

Endlich sprechen für die längere Zeit dauernde Behauptung des Deutschtums der nachgebliebenen Germanen in der slavischen Umgebung auch mehrere Fluß- und Ortsnamen, deren deutsche Benennung trotz der slavischen Flut dem Gedächtnisse der Bewohner nicht entschwand. So scheint der Name der Oder nur aus der älteren deutschen Sprache umgeformt zu sein, der Name der Havel (Habola, Habula, Havela), der soviel als Gefäß, Bassin, See bedeutet, der der Elster, wahrscheinlich auch der der Spree (angelsächsisch sprêgan, mittelhochdeutsch sprêjen, sprewen, unser „sprühen", „Sprudel") und der Mulde sind aber alte deutsche Benennungen. Dem Hauptort der slavischen Obotriten verblieb der Name Mikilinburg, dem sächsischen Erzgebirge die deutschen alten Bezeichnungen, als Fergunna oder Mirkindu. Gleichfalls hat sich der Name der Eger erhalten und die slavische Bezeichnung der Moldau in Böhmen als Wlatawa ist wohl eine Umbildung der älteren deutschen Benennung Waldhahva (Waldaha).

Wann und wie das durch Abzug germanischer Völkerschaften entvölkerte Land von den einrückenden Slaven besiedelt wurde, darüber schweigt die Geschichte. Aus diesem Schweigen können wir aber den Schluß ziehen, daß die Slaven damals das nordöstliche Deutschland nicht erobert haben. Hätten sie sich mit den Waffen in der Hand zu Herren des Landes gemacht, so würde dieser Umstand nicht der Aufmerksamkeit der Zeitgenossen oder auch späterer Schriftsteller entgangen sein. Doch ist von den Slaven weder in dem sogenannten Wanderlied der Angelsachsen, dem Widsid, noch in der Dichtung und Sage der Langobarden die Rede, obgleich dieselben deren Auswanderungszug und unter Anderem auch deren Zug durch das nordöstliche Deutschland

schildern. Selbst bei der Beschreibung der Eroberung Italiens durch Alboin werden die Slaven nicht genannt, obgleich ihm damals Volkshaufen der verschiedensten Art nachgezogen waren. Daraus zieht Müllenhoff zwei Schlüsse: Erstens, daß die verlassenen östlichen Landschaften damals ringsherum gerade von den Germanen, die sie teils selbst bewohnt hatten, teils ihnen am längsten nahe geblieben waren, am wenigsten als verloren, sondern einstimmig immer noch als solche angesehen wurden, auf die sie und ihre Stammesgenossen das nächste, unverjährte Anrecht hatten; und zweitens, daß die Slaven nicht gewaltsam als Eroberer in dichten Massen vorgedrungen seien, sondern vielmehr in lockeren Scharen, die sich erst nach und nach verdichteten, in den verödeten Räumen zerstreut und festgesetzt haben. Des Weiteren führt Müllenhoff den Gedanken in nachstehendem aus: „Bei ihrer Schwäche, sich innerlich zusammenzufassen und dauernd selbst zu bestimmen, sind die Kriegsstürme, die die Goten, dann die Hunnen im Osten der Karpaten und über dem Pontus und der Donau erregten, während des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts über sie (d. h. die Slaven) hin und um sie hergetobt und nicht einmal geschieht ihres tatkräftigen Eingreifens, ihrer Teilnahme am Kampfe, kaum ihres Daseins Erwähnung. So konnten sie auch im Osten der Elbe lange verborgen und unbeachtet bleiben, bis ein Ereignis über die große Veränderung, die sich hier im Stillen vollzogen hatte, plötzlich die Augen öffnete. Es trat ein im siebenten Zehnt des sechsten Jahrhunderts. Bis dahin aber besteht, was Zeuß behauptete, völlig zu Recht, daß man im Abendlande von der Elbe her schlechterdings noch keine Wenden kannte."

Mit der hier ausgesprochenen Ansicht Müllenhoffs stimmt auch Schafarik überein, obgleich er an einer anderen Stelle die Geneigtheit zeigt, in den in den Osten Deutschlands einrückenden Slaven Eroberer zu sehen. Er schreibt nämlich: „Während sich andere Völker, unter einem Führer vereinigt, in gewaltigen Massen auf den Feind losstürzen, mußten sich die Slaven, die in unzählige kleine, keineswegs unter sich in wechselseitigem Verbande stehenden Völkerschaften zerfielen, in geringen Haufen, einzeln und mit gehöriger Benutzung jedes günstigen Zeitpunktes über verschiedene Gegenden auszubreiten."

Mit diesen Urteilen stimmen auch überein die Schilderungen, die zeitgenössige Schriftsteller von den Slaven und ihrer Art entwarfen. Aus denselben ist zu entnehmen, daß sie kein Kriegervolk waren. Daher ist eine Eroberung des nordöstlichen Deutschlands durch slavische Massen ganz ausgeschlossen. Vielmehr hat sich ihr Einzug ganz unmerklich

vollzogen, indem einzelne oder auch kleine Scharen in den von den Deutschen verlassenen Gebieten sich als Jäger oder Fischer niederließen. Ihre bisherige Lebensart machte sie dazu besonders fähig und geeignet. Schreibt doch Prokop von den Slaven, daß sie in elenden Hütten weit voneinander zerstreut wohnten und jeder oft seinen Wohnsitz wechsele. Und der Strategiker Maurikios schildert sie folgendermaßen: „Die Völker der Slaven und Anten sind von gleicher Art und Lebensweise, frei und keineswegs leicht bewogen, sich knechten und beherrschen zu lassen, und besonders in ihrem Lande zahlreich und in Kummer gewohnt, gegen Hitze, Frost, Nässe, Nacktheit und Hunger abgehärtet .... An schwer zugänglichen Stellen, Wäldern, Flüssen, Sümpfen, Seen angesiedelt, versehen sie ihre Wohnungen überdies noch mit mancherlei Ausgängen, in Rücksicht auf die leicht für sie eintretenden Unfälle, und alles nicht gerade notwendige von ihren Sachen vergraben und verschütten sie und behalten nichts Entbehrliches offen im Besitz. Ein Räuberleben führend (*βίον ζῶντα ληστρικόν*) pflegen sie ihre Feinde an bewachsenen, engen oder von Abhängen durchschnittenen Orten anzugreifen und dabei mit Vorliebe Hinterhalte, Ueberraschungen und Schliche bei Tage und bei Nacht auf die mannigfaltigste Weise anzuwenden. Sie verstehen es auch mit einem Rohr im Munde sich lange unter Wasser zu halten und verbergen sich darin bei plötzlichen Ueberfällen."

An ein solches kaum menschenwürdig zu nennendes Dasein, an die beständig waltende Furcht, an die feige Kriegsweise hatten die Slaven die Verhältnisse gewöhnt, unter denen sie in ihrer Heimat am Dnieper und dessen Nebenflüssen lebten. Viele Jahrhunderte den räuberischen Einfällen der Steppenvölker ausgesetzt, ohne Möglichkeit, denselben Widerstand entgegenzusetzen, mußten sie viel List und Schlauheit anwenden, um den Nachstellungen derselben zu entgehen. Das machte sie aber, wie kein anderes Volk, geeignet zur Kolonisationsarbeit an dem von Niederungen, Sümpfen und Seen durchfurchten und von Einwohnern beinahe ganz entleerten nordöstlichen Deutschland. Fern von den Ansiedelungen der zurückgebliebenen Deutschen und von denselben lange Zeit sogar nicht bemerkt, ließen sie sich an den Flußläufen und Seen nieder, wohin sie Fisch- und Biberfang lockten. Ein Teil begab sich auch wohl unter die Herrschaft deutscher Grundherren. Allmählich an Zahl durch Geburt und Zuzug vermehrt, verdichteten sich die zerstreuten Scharen der Einwanderer, so daß die Höfe der deutschen Eingeborenen bald gleich vereinsamten Eilanden aus der slavischen Umgebung hervorragten. Doch die Wellen der slavischen Flut lechzten an denselben und drohten über sie zusammenzuschlagen. So waren dieselben über kurz oder lang verloren, wo sie nicht durch

Anlehnung an die Wohnsitze ihrer Volksgenossen einen Rückhalt fanden, wie die Deutschen im Donautale. Doch Jahrhunderte vergingen, ehe die Slavisierung des deutschen Ostens vollzogen wurde. Noch bis tief ins sechste Jahrhundert hinein, bemerkt Müllenhoff, betrachteten die Germanen den ganzen Osten bis zur Weichsel noch keineswegs als slavisches Land.

Während das nordöstliche Deutschland so allmählich in Wirklichkeit eine Beute des Slaventums wurde, erblühte neues deutsches Leben an der Donau in wunderbarer Pracht. Die Gelände an beiden Seiten des herrlichen Stromes waren ganz deutsch geworden, sogar bis zum Ausflusse desselben ins Meer. Im Osten waren die Ostgoten, die aber später nach Pannonien zogen, südwärts der Donau die Westgoten, in Siebenbürgen bis zur Teiß die Gepiden, dann weiter nach Westen die Vandalen und nach Nordwesten die Buren, in dem jetzigen Mähren die Quaden, in Böhmen die Markomannen, beiden Völkern gegenüber, am südlichen Ufer der Donau, die Rugier, Skirren und Heruler, die nach ihrer Verschmelzung mit den aus Bojaheim eingewanderten Markomannen den Bayernstamm bildeten, und endlich weiter westlich die Hermunduren oder Thüringer und die Alemannen im Quellgebiet der Donau. Das war ein lebensstarkes Drängen, Auf- und Abwogen germanischer Völker. Doch neben Künsten des Krieges entfalteten sich auch die des Friedens. Wie der Ackerbau an der Donau aufblühte und das germanische Kriegervolk zu emsigen Landwirten wurde, haben wir schon gesehen.

Die neuen Eindrücke, die die Germanen südwärts der Donau empfingen, die fremden Länder, die sie sahen, und die fremden Sitten, die sie kennen lernten, weckten in ihnen neue Ideen, regten ihre Phantasie mächtig an und übten ihre Macht aus auf ihr Gemüt. Die deutsche Sprache hat ja zuerst das Wort für Gemüt erfunden. Es ist die selbstinnere Einheit der Seele in ihrer Lebensfülle, „alle Gedanken und Strebungen quellen aus der Tiefe des Gefühls und sind eingeschmolzen in seiner Erde; aber vieles bleibt auch in Stimmungen und Ahnungen beschlossen, und das dämmernde Träumen kommt langsam zur Klarheit und zum Entschluß. Gemüt und Phantasie erscheinen als Faktoren der mittelalterlichen Geschichte, wo sie ihre höchsten Höhen erreichen, sie sind Mächte im Leben und Geschick der einzelnen und die Darstellung der Welt der Gefühle, die Seelenmalerei, wird zur Aufgabe der Kunst."

Vor allem fanden das Gemüt und die Verbindung von Phantasie und Ideen in der Dichtkunst ihren Ausdruck, die nach dem Zeugnis Tacitus von unseren Vorfahren gepflegt und gehegt wurde. Die

Empfindungen, die sie in Freud und Leid bewegten, äußerten sie im Liede. Gewöhnt, im Kampfe mit feindlichen Elementen der Natur und der Gesellschaft ihre eigene Kraft zu bewähren oder unter fremden Einflusse ihr Leben zu gestalten und durch die damit verbundene Wechselwirkung zum Bewußtsein ihres eigenen Volkstums gelangt, sangen sie vor der Schlacht, beim Angriff, aber auch beim Gelage und den häuslichen Arbeiten. Doch trugen ihre Lieder vorzüglich einen rauhen, kriegerischen Charakter. Wie das Heldentum, die Treue und die Keuschheit die Haupttugenden des naturwüchsigen Volkes ausmachten, so klangen aus ihren Liedern durch das kampffrohe Heldentum, die Verherrlichung unermüdlicher Tapferkeit, die innige Freude an der Natur, eine Reinheit und Keuschheit der Gesinnung, die uns Bewunderung entlockt.

Am Rhein und an der Donau kam aber das deutsche Heldentum zu seiner vollen Entfaltung. Daher erblühte auch dort die deutsche epische Dichtung in voller Pracht. Es bildeten sich zwei Sagenkreise — am Rhein die um Siegfried, dem kühnen Helden, und den Burgunderkönig Gunther — und an der Donau die um den Hunnenfürsten Etzel (Attila) und den Gotenkönig Dietrich von Bern (Theodorich den Großen). Beide Sagenkreise sind im Nibelungenlied, der deutschen Ilias, zu einem wundervollen epischen Gesang zusammengeflochten. „Die einzelnen Charaktere", urteilt über dasselbe G. Karpeles in seiner allgemeinen Geschichte der Literatur, „sind mit großer Kühnheit entworfen, mit wunderbarer Treue durchgeführt. Gemälde zügelloser Leidenschaft, kühnen Heldenmuts, edler Frauentugend, ergreifender Treue wechseln mit hohen Gedanken, mit entsetzlichen Szenen, mit furchtbaren Katastrophen, die den Widerstreit zwischen den Treuen und Untreuen, in welche das alte deutsche Volksepos alle Menschen scheidet, zur Anschauung bringen. Darin liegt der eigentümliche deutsche Grundcharakter des Gedichts . . . . Die Helden der Nibelungen sind die Helden des deutschen Lebens geworden; zu ihnen blickt die Jugend mit Bewunderung auf, an ihrem hohen Sinn, an ihrem Preis der Treue erhebt sich das Alter. Hat man das griechische Epos dem heidnischen Tempel verglichen, so gleicht das deutsche einem jener Riesendome, an welchem die Jahrhunderte gebaut. Im romanischen Rundbogenstil entworfen und begonnen, ward er im gotischen fortgesetzt, durch Anbauten erweitert, himmelanstrebend, für den ästhetischen Gesamteindruck minder befriedigend, für den historischen Sinn um so lehrreicher und anziehender, nicht so einheitlich harmonisch, aber von unerschöpflicher Fülle des Besonderen. Man muß ins Innere hineintreten; dort erst erschließt sich uns seine Größe und erfüllt uns mit dem Schauer der Erhabenheit."

Beginnend am Rhein, schließt das Nibelungenlied an der Donau. Siegfrieds trauernde Witwe Kriemhild willigt ein, Etzel die Hand zu reichen, nachdem dessen treuer Dienstmann, der Markgraf Rüdiger von Bechlarn ihr eidlich verspricht, all ihr Leid zu rächen. Die Vermählung wird in Wien mit großen Festen gefeiert. Nach dreizehn Jahren zieht König Gunther mit seinem treuen Hagen und großem Gefolge nach Osten, einer Einladung Etzels Folge leistend. In den Marken Rüdigers von Bechlarn, in dem heutigen Erzherzogtume Oesterreich, werden zu Ehren der rheinischen Gäste wiederum große Feier veranstaltet. Während derselben kommt es aber zur blutigen Entscheidung. Kriemhild überredet den Bruder ihres Gemahls Blödel, die Burgunder zu überfallen. Aber er fällt nebst den angreifenden Mannen Etzels. Kriemhild und Etzel fordern nun Rüdigers Hilfe, doch derselbe kommt lieber durch sein eigenes Schwert um, als daß er am Kampfe gegen seine Gäste teilnehme. König Dietrich, der in der Ferne von dem Geschehenen Kunde erhalten hat, wappnet sich zum Kampfe gegen die Burgunder. Er überwindet sie, verwundet Hagen und führt denselben gebunden Kriemhild zu. Diese fordert von Hagen die Herausgabe des geraubten Nibelungenhorts. Aber derselbe erklärt, daß der Schatz der Königin ewig verborgen sein solle, weil er geschworen, ihn nicht herauszugeben, solange einer von seinen Herren lebe. Da läßt Kriemhild dem König Gunther das Haupt abschlagen und tödtet Hagen mit dem Schwerte Siegfrieds. Aber der alte Hildebrand, ergrimmt, daß der von seinem Könige dem Gunther und Hagen gebotene Friede so furchtbar gebrochen wird, erschlägt im Zorn Kriemhild.

So endete die Mehrzahl der Helden der Nibelungen. Doch auch die Mehrzahl der deutschen Völker, die einst das neue Germanien an der Donau mit ihrem Wagemute erfüllt hatten, ist fortgezogen und in der Fremde verdorben. Aber als ein unzerstörbares Denkmal ihres früheren Waltens ist das „Lied von der Nibelungen Not" geblieben, das, wie die neuere Forschung ergeben, in Oesterreich, im besonderen in Steiermark seine schließliche Fassung erhalten hat.

Fünfter Abschnitt.

Die slavische Flut.

Es läßt sich demnach gar nicht bezweifeln, daß der Einbruch der Hunnen in Europa einen wichtigen Einfluß auf die Lage der damaligen Slaven gehabt haben mußte, als wir in Ermangelung ausdrücklicher Zeugnisse anzunehmen gewohnt sind. Die Hunnen scheinen namentlich das Vorrücken der Slaven auf der einen Seite bis an die untere Donau, auf der anderen bis an die Oder, in die von den Deutschen bereits verlassenen Länder veranlaßt zu haben. P. J. Schafarik.

Heute weiß man, daß auch der Slave ursprünglich relativ langschädlich war und erst seit historischen Zeiten zur Kurzschädlichkeit fortschreitend hineilt. Wie haben somit keinen Grund zur Annahme, der in jeder Beziehung so große Unterschied zwischen den Germanen und Slaven wäre uranfänglich und in der Rasse gelegen; vielmehr erhellt aus allem, was wir über das Reiternomadentum gehört haben, zur Genüge, daß die alten Slaven so, wie sie die Geschichte kennt, erst in der uralaltaischen Folterkammer geworden sind. J. Peisker.

Der Einbruch der Hunnen in Europa bildet einen Wendepunkt in der Geschichte der Völker dieses Weltteils. Einerseits wurde die Uebermacht der Germanen dadurch zum Teil gebrochen und dem Abströmen der überschüssigen Volkskraft derselben nach dem Osten ein Riegel vorgeschoben. Andrerseits beginnt nachher für die Slaven die Aera ihrer Ausbreitung über das mittlere Europa. Daher haben slavische Geschichtsschreiber dem asiatischen Räubervolke ihre Sympathie zugewandt und es als Befreier der Slaven vom germanischen Joche gefeiert. Zu denselben gehört auch Schafarik. Er schildert das Verhältnis der Hunnen zu den Slaven folgendermaßen: „Die Betrachtung der gesamten damaligen Verhältnisse führt zu der Annahme, daß die

Slaven, wo nicht insgesamt, doch größtenteils den Hunnen unterworfen und tributpflichtig gewesen sind .... Demnach ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß die Slaven in Gemeinschaft der Hunnen nach Dakien und Pannonien gezogen sind .... Aus beiden Zeugnissen des Jornandes und des Prokop über die Hunnen, in denen übrigens der Slaven nicht Erwähnung getan wird, erhellt ein gewisses freundschaftliches gegenseitiges Verhältnis der Hunnen und Slaven: natürich, daß wir die Worte Prokops in der Art auslegen, daß keineswegs die Slaven von den Hunnen, sondern umgekehrt die Hunnen als die roheren von den kultivierteren Slaven Sitten und Gewohnheiten angenommen hatten. Das ist auch der Grund, warum nicht nur Byzantiner, namentlich Theophanes und Kedrenos, sondern auch Abendländer, wie schon Beda Venerabilis, die Slaven mit dem Namen Hunnen belegen konnten. Daraus läßt sich's erklären, weshalb bei den Deutschen nach dem Zeugnisse ihrer alten Nationalsagen und anderer alten Denkmäler der Name Hunne in Bezug auf slavische Völker so üblich war. Daß unter den Hünnen des Beda in Deutschland angesessene Slaven gemeint seien, bemerkt schon Thunmann (Untersuchungen über nordische Völker S. 131) .. Helmold sagt, daß Rußland von den daselbst ehemals ansässigen Hunnen auch den Namen Chunigard, d. h. das Land der Chunen (Gard bedeutet nämlich im Skandinavischen nicht nur Schloß, sondern auch Land, Gegend) führe. Hierher gehört endlich, daß die Nachkommen der slavischen Ansiedler in der Schweiz, im Kanton Wallis, bis auf den heutigen Tag von den dortigen Deutschen Hunnen genannt werden. In ähnlicher Weise legten ihnen einige spätere Schriftsteller auch den Namen der Avaren bei. Es ist daher der Einwurf unbedeutend, daß der Name der Slaven in der Geschichte der Hunnen von den gleichzeitigen Schriftstellern nicht genannt wird. Die alten Schriftsteller begriffen in dem allgemeinen Namen der Hunnen alle übrigen den Hunnen unterworfenen oder sonst mit ihnen verbundenen Völker, ohne die einzelnen Stämme besonders namhaft zu machen .... Es läßt sich demnach gar nicht bezweifeln, daß der Einbruch der Hunnen in Europa einen wichtigen Einfluß auf die Lage der damaligen Slaven gehabt haben müsse, als wir in Ermangelung ausdrücklicher Zeugnisse anzunehmen gewohnt sind. Die Hunnen scheinen namentlich das Vorrücken der Slaven auf der einen Seite bis an die untere Donau, auf der anderen bis an die Oder, in die von den Deutschen bereits verlassenen Länder veranlaßt zu haben."

Der Gedanke, daß die Slaven mit den Hunnen in der Zeit der Völkerwanderung an die Donau gekommen sind, beschäftigte auch andere slavische Gelehrte, wie Hilferding und den russischen Historiker

Th. Uspensky. Jedenfalls ist derselbe nicht von der Hand zu weisen. Für denselben spricht auch das von Priskus aus dem Munde der an der Donau und der Theiß zur Zeit Attillas wohnenden Bevölkerung gehörte slavische Wort medos und das von Jornandes aufgezeichnete Wort strava, das die Hunnensprache offenbar aus dem Slavischen entlehnt hat. Demnach hat Schafarik Recht, was er über die Identifizierung der Slaven und Hunnen schreibt. Auch scheinen die Slaven in der Gefolgschaft der Hunnen in dem südkarpatischen Lande erschienen zu sein, und zwar zum ersten Male. Nur sprechen alle Zeugnisse, welche die Geschichte über die Hunnen hinterlassen hat, gegen die Annahme „eines gewissen freundschaftlichen Verhältnisses der Hunnen und Slaven." Bestenfalls haben die letzteren nur ihre Herren gewechselt. An Stelle der germanischen Goten traten die mongolischen Hunnen. Und aller Wahrscheinlichkeit nach schlug dieser Tausch nicht zum Vorteil der Slaven aus. Vielmehr läßt alles, was wir von der Herrschaft mongolischer und turko-tatarischer Steppenvölker über arische Volksstämme wissen, den Schluß ziehen, daß die Slaven diesmal von dem Regen in die Traufe kamen. Daher scheint wohl beachtungswerter und berechtigter, als die Meinung Schafariks, das Urteil eines anderen slavischen Gelehrten, J. Peiskers zu sein, das in dem in memoriam clarissimi viri P. J. Šafařik dedizierten Werke: „Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotataren und Germanen", wie folgt, lautet: „Für den alten Slaven gab es nur drei Möglichkeiten: entweder eine uralaltaische oder eine germanische Herrschaft oder Anarchie, und diese drei Zustände machen so ziemlich seine ganze Vorgeschichte aus. Dabei ist wahrzunehmen, daß es in der Regel nicht ein ganzes Germanenvolk, sondern nur eine wenig zahlreiche, aber waffengewandte Gefolgschaft war, die sich großer Slavenländer zu bemächtigen verstand. In wenig Generationen hörte sie jedoch auf ein fremdes Element zu bilden, sie ging unter den Unterworfenen sprachlich unter .... Die Berichte Fredegars, Ibn Rostehs und Nestors bilden ein Ganzes, sie stellen dar die Skylla und Charybdis, die zwei voneinander so verschiedenen Formen der Knechtschaft, zwischen denen das Slaventum ungezählte Jahrhunderte lang hin- und herpendelte. Namentlich ist Nestors Bericht von einer ergreifenden Lebenswahrheit. Die Slavenvölker schmachten in zwei getrennten Knechtschaften. Gegen die eine, die uralaltaische, gibt es am Rande der Steppe überhaupt kein Aufkommen von innen aus, denn der Räuberhirt ist nicht verdrängbar, er hält nicht Stand und kann nicht in seinen Steppen erfolgreich angegriffen werden; er verschwindet wie der Blitz, um bald wieder von einer andern Seite einzuschwärmen. Dagegen ist der germanische Unterdrücker

wohl verdrängbar und wurde wiederholt verdrängt; allein was nützt dies dem sodann freigewordenen Slaven, nachdem er die erkämpfte Freiheit zu genießen nicht gelernt hat, sich staatlich aus sich selbst nicht organisieren kann .... Der Slave konnte wohl ab und zu das germanische Joch abschütteln; was tauschte er dafür ein? Freiheit? Nein, sondern Anarchie, das dritte, nicht weniger schwere Unglück, und mußte schließlich die Wiederkehr einer germanischen Herrschaft erbitten, die ihn ja unmittelbar zuvor zur Empörung trieb." Und an einer anderen Stelle urteilt Peisker, daß die alten Slaven so, wie sie die Geschichte kennt, erst in der uralaltaischen Folterkammer geworden sind.

Freilich übten bei den Goten die Herrschaft über die Slaven nicht eine wenig zahlreiche Gefolgschaft aus, sondern ein ganzes Volk. Daher müssen sie die Herrschaft schwerer empfunden haben. Trotzdem ist der Unterschied zwischen gotischer Herrschaft und dem dagegen eingetauschten hunnischen Joche wie der zwischen Tag und Nacht.

Die Goten waren auch Arier, wie die Slaven. Die Hunnen aber den letzteren wildfremd und von anderer Rasse. Voll Verachtung blickten sie auf die dienenden Slaven herab. Peisker ist der Ansicht, daß der Name für die den Warägern untertänige Slavenschicht — den Smerden — älter ist, als die älteste germanische Beherrschung der Slaven und mit der turkotatarischen Herrschaft zusammenhängen dürfte. „Es ist somit wahrscheinlicher," schreibt er, „daß schon die ersten turkotatarischen Bezwinger der Slaven das Wort smerd — welches sodann denn doch auf altslavisch smerdeti, stinken, zurückginge — entweder bereits vorfanden oder aber, selbst rasch slavisiert, bildeten, indem ihnen als Galaktophagen und Bewohnern des luftigen Zeltes, insbesondere aber als Angehörigen der gelben Rasse der slavische Bauer als Vegetarier mit seiner elenden, dumpfen Behausung, namentlich aber als Arier, gar widerlich stinken müßte." Den Schmutz und die unreine Lebensweise der Slaven rügten auch mehrere mittelalterliche Schriftsteller. So schreibt von ihnen Prokop, daß sie in elenden Hütten wohnen und beständig tief in Schmutz stecken. Und der heilige Bonifacius, der den Slaven sonst wohlgesinnt war und sie auf seinen Kirchenländereien ansiedelte, nannte sie foedissimum et deterrimum genus hominum, d. h. das ekelhafteste und schlimmste Menschengeschlecht.

Ferner waren die Goten wohl ein Naturvolk, aber ein auf einer höheren Kultur stehendes, das die Keime der Zivilisation in sich trug und bereits ein festes Staatswesen mit sich brachte. Daher konnte die germanische Herrschaft von belebender und erhebender Wirkung auf

die in der Kultur weit zurückgebliebenen Slaven sein. Die Hunnen waren dagegen ein von der despotischen Macht eines Eroberers zusammengehaltenes rohes Räubervolk, das die von ihnen Beherrschten nur tiefer in den Sumpf jeder Unkultur herabdrücken mußte.

Auch die Beschäftigung schied die Goten streng von den Hunnen. Die Goten waren Viehzüchter und Ackerbauer, wie die Slaven, wo nicht widrige Verhältnisse die letzteren von dieser Beschäftigung zurückhielt, und nicht Reiternomaden, die unbegrenzte Gebiete fortdauernd durchwanderten und deren Metier Raub und Plünderung waren. Ueberhaupt, wie Peisker ganz richtig bemerkt, verwehrten die alten Germanen den unterworfenen Völkern nirgends Viehzucht oder Ackerbau, sondern pflegten ihnen die Lebensbedingungen nur einzuschränken, indem sie für sich nur so viel vorbehielten, als sie und ihre Herden beanspruchten. „Aber dies geschah nicht unter Räumung jener abgetretenen Länder, sondern durch Aufnahme der einzelnen deutschen Familie in die ihr amtlich zugewiesene Wirtschaft eines der Provinzialen, der dadurch gezwungen war, eine Teilung seiner Besitzung über sich ergehen zu lassen." (Meitzen: Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven.) So bemächtigte sich Ariovist für seine Sueben des dritten Teils des Sequanerlandes und forderte nachher den zweiten Dritteil. Die Goten in Italien nahmen für sich zwei Dritteile des eroberten Landes und überließen einen Dritteil den Eingesessenen. Das Gleiche taten auch die Langobarden nach der Eroberung Italiens. Die Burgunder erhielten in Savoyen zwei Drittel vom Acker. Dagegen erhoben die Reiternomaden Südrußlands und wohl auch die Hunnen Anspruch auf die gesamte Habe der unterworfenen Völker. Von demselben reizte am meisten ihre Raublust das Vieh der ihnen auf Gnade und Ungnade ausgelieferten slavischen Bevölkerung. Ohne Schonung wurde dasselbe vernichtet oder fortgeführt. Da die Reiternomaden ihre Raubzüge so lange erneuerten, als es noch überhaupt etwas zu rauben gab, und die Slaven an der Möglichkeit verzweifelten, ihnen Widerstand zu leisten, so verzichteten die letzteren auf die Viehzucht und entwöhnten sich allmählich des Milch- und Fleischgenusses. Der letztere beschränkte sich darauf, was der Fischfang und die Jagd ergab. Auch mögen ihnen die nomadischen Reiterhirten das Halten von Vieh ganz untersagt haben, wo sie deren Weideland ausschließlich für ihre eigenen Herden als Sommerweide in Besitz nahmen. So bildeten sich im Osten Europas zwei Klassen der Bevölkerung aus: die herrschende, bestehend aus den fleischessenden und milchtrinkenden Reiterhirten, und die beherrschte — die Ackerbau treibenden, vegetarianischen und die

Milchnahrung entbehrenden Slaven. Dieser Zustand hat seinen Ausdruck in den slavischen Sprachen gefunden, die keine eigenen Worte für Rind und Nutzmilch haben, sondern dieselben aus dem Altgermanischen entlehnt haben.

Unter solchen schrecklichen Verhältnissen haben die Slaven viele Jahrhunderte gelebt. Und noch im Jahre 952 berichtet der byzantinische Kaiser Konstantin Porphyrogenitus in seiner Schrift über die Staatsverwaltung folgendes: „Den Russen sind die Petschenegen Nachbarn und angrenzend, und oft, wenn sie miteinander nicht in Frieden leben, plündern sie Rußland und schädigen und verwüsten es gewaltig. Die Russen sind bestrebt, mit den Petschenegen in Frieden zu leben, denn sie kaufen von ihnen Rindvieh, Pferde und Schafe, und auf diese Weise leben sie leichter und üppiger, indem bei ihnen keines von diesen Tieren vorkommt."

Da damals Rußland von den Warägern beherrscht wurde, die imstande waren, die räuberischen Petschenegen von dem Eindringen in die inneren Waldgebiete des Landes abzuhalten, so wird sich die Mitteilung des oströmischen Kaisers auf die den Petschenegen benachbarten südrussischen Grenzgebiete beziehen. Dort wurden weder Rinder noch Pferde, noch Schafe gezogen, weil die räuberischen Nachstellungen der Petschenegen das nicht zuließen. So verderblich war der Einfluß der Nomadenvölker, so weit er reichte. Aber zur Hunnenzeit schützten das Innere Rußlands keine Waräger. Das ganze Land lag den Raubeinfällen der asiatischen Eroberer offen.

In wie schwerer Form die Sklaverei bei den Steppennomaden sich äußerte, haben wir in den vorigen Abschnitten gesehen. Die Goten hielten auch Sklaven und sehr wahrscheinlich lieferten die Slaven das bedeutendste Kontingent derselben. Doch bestand ein gewaltiger Unterschied zwischen der Knechtschaft unter einem germanischen Herrn und der, die der turkotatarische Reiternomade und selbst der klassische Römer ausübte. J. Peisker schildert diesen Unterschied treffend in seinem bereits angeführten Werke über die älteren Beziehungen der Slaven zu den Turkotataren und Germanen. Da die Schilderung zugleich einen vorzüglichen Kommentar zu dem Berichte Tacitus über die Sklaverei bei den Germanen (Germania c. 24, 25) gibt, so wollen wir denselben hier wörtlich wiedergeben. Nachdem Peisker sich über den wirtschaftlichen Unterschied zwischen dem römischen Provinzialen des Westens und dem Slaven des Ostens geäußert, fährt er fort: „Das ist als gemeinsam anzunehmen, daß sich die Germanen auch in den Slavenländern nicht von der unterworfenen Bevölkerung auf abgesonderten Gebieten abschlossen, sondern mitten unter den Slaven zerstreut niederließen und diesen in dem ihnen belassenen Bereiche eine solche Eigenwirtschaft gestatteten, wie sie etwa ihre servi zu Tacitus Zeiten führten.

Darüber berichtet Tacitus im Anschlusse auf die Würfelspielwut der Germanen: „ist alles verspielt, dann setzt der Verlierende die eigene Freiheit und Person auf den letzten Wurf, und mißlingt auch dieser, dann begibt er sich ohne

Widerstreben in die servitus. — Servos condicionis hujus per commercia tradunt, die servi dieser Art verhandeln die Germanen nach auswärts, um sich selbst der Schande des Gewinns zu entledigen. Ceteris servis non in nostrum morem discriptis per familiam ministeriis utuntur, die übrigen servi gebrauchen sie nicht nach römischer Weise, so daß die verschiedenen Dienstleistungen unter die einzelnen servi partienweise verteilt wären. Anders bei den Germanen, deren servi alle Arbeiten gewissermaßen selbständig auf den ihnen eingeräumten Anwesen verrichteten; zu einer Differenzierung landwirtschaftlichen Betriebes ist es noch nicht gekommen, die ja erst bei Großwirtschaften, welche dort noch nicht bestanden, nötig wird.

Suam quisque sedem, suos penates regit, der germanische servus hat sein besonderes Heim, seinen besonderen Herd, im Gegensatze zu den römischen, kasernierten Sklaven. Der germanische servus wirtschaftete also einzeln für sich; er war auf seinem Anwesen eine besondere und abgesonderte Wirtschaftseinheit.

Frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis ut colono injungit et servus hactenus parat, der germanische Herr legt seinem servus so, wie der Römer seinem colonus, dem kleinen Pächter, der kein Sklave ist, Abgaben an Getreide oder Vieh oder Kleiderstoffen auf, und nur so weit steht der germanische servus in Pflicht, weiter gehen seine Verpflichtungen nicht.

Der servus der Germanen zinst ein Gewisses an Getreide oder Vieh oder Gewebe, und was er darüber erzeugt, behält er für sich, während der kasernierte römische Sklave alles und wo es ihm aufgetragen wird, verrichten muß, ohne etwas zurückbehalten zu dürfen.

Cetera domus officia uxor ac liberi exsequuntur, der Germane hatte keine Haussklaven, die in seinem Hause Arbeiten zu verrichten hätten, denn seine servi besitzen ihre besonderen und abgesonderten Anwesen, und die häuslichen Arbeiten im Hause des Germanen besorgt seine eigene Frau und seine eigenen Kinder. Der Germane aber kannte keinen Luxus, sein Haus war einfach, so auch seine Bedürfnisse und dazu reichte die Arbeit der Frau mit Kindern aus.

Verberare servum ac vinculix et opere coërcere rarum, den servus zu geißeln oder mit Fesseln und Zwangsarbeit zu strafen ist selten, zum Unterschiede zu dem römischen Sklaven, dessen ganze Arbeit dem Herrn gehörte, folglich widerwillig geleistet wurde. Der römische Herr brachte die überschüssigen Erzeugnisse seiner Sklaven zum Verkaufe auf den Markt; solche Märkte waren aber in Germanien unbekannt, dort wurde nur soviel erzeugt, als der Hausbedarf erforderte, und dieser war leicht und bald befriedigt. Der servus der Germanen hatte bestimmte Abgaben zu entrichten und sonst nur für seine Lebensbedürfnisse zu sorgen; es lag demnach kein Anlaß vor, ihn durch Zwang zur Arbeit anzutreiben, seine Kraft auszupressen wie bei den handeltreibenden römischen Sklavenhältern.

Occidere solent, non disciplina et severitate, sed impetu et ira, ut inimicum, nisi quod impune est, der Germane mag seinen Sklaven wohl töten, nicht um zu züchtigen, aus Strenge, sondern aus Ungestüm und Zorn, wie einen Feind; das war nicht strafbar, denn der servus war des Herrn Sache, Eigentum wie Pferd und Ochse; die Tötung eines servus, der nicht ihm gehörte, mußte er wohl durch Zahlung des bestimmten Wergeldes büßen.

Der servus des Germanen war somit zwar ein freies Eigentum des Herrn, wirtschaftete jedoch auf seinem abgesonderten Anwesen und blieb nach Ableistung gewisser Giebigkeiten sonst so ziemlich ungeschoren, solange er es verstand, Zorn und Argwohn des Herrn, an dessen Belieben sein Leben hing, von sich fernzuhalten . . . .

Nun haben wir erfahren, wie der turkotatarische Reiterhirt und wie der germanische Viehzüchter knechtet, und sind in der Lage diese zwei Formen der Knechtschaft gegenseitg abzuschätzen. Die germanische Knechtschaft äußerte sich in einer anhaltenden, einigermaßen geregelten, wenn auch harten Beherrschung durch im Lande selbst, inmitten der Unterworfenen, dauernd weilende Herren; die turkotatarische dagegen in steter Todesangst vor dem Einbruche der auswärts hausenden oder im Slavenlande bloß winternden Horden, die, so oft es ihnen einfiel, den Unterworfenen plünderten und das Land mit Mord und Brand überzogen, wogegen die jeder Organisation durch die ewige Knechtschaft beraubten Slaven wehrlos waren. Und so kann es nicht wundernehmen, wenn Slaven die germanische Knechtschaft denn doch vorzogen und zu Germanen sogar Gesandtschaften schickten mit der flehenden Bitte, die Herrschaft über sie zu ergreifen. . ."

Offenbar sind hunnische Räuberhorden, nach ihrer Gewohnheit Hilfstruppen aus den unterworfenen Völkern, im vorliegenden Falle slavische mit sich führend, an die Weichsel und Oder gelangt und haben sich die daselbst angesiedelten Slaven unterworfen und inmitten derselben als herrschende Klasse niedergelassen. In welcher Weise die Hunnen sich der Dienste der Slaven bei der Unterwerfung des Landes bedienten, schildert der Chronist Fredegar in anschaulicher Weise: „Schon von alten Zeiten her wurden die Wenden von den Chunen als „Befulci" gebraucht, so daß, wenn die Chunen gegen irgend ein Volk ins Feld zogen, sie selbst sich vor dem Lager aufstellten, die Wenden aber kämpfen mußten. Siegten nun diese, so rückten die Chunen vor, um Beute zu machen; unterlagen jedoch die Wenden, so sammelten sie, auf der Chunen Hilfe gestützt, neue Kräfte. Darum wurden sie Befulci von den Chunen genannt, weil sie vor ihnen einherzogen und im Treffen einen doppelten Kampf bestanden". Freilich sind unter Chunen hier die Avaren verstanden. Da aber die Art und Weise des Kampfes bei beiden die gleiche war, soviel wir von derselben wissen, so kann das von Fredegar Gesagte auch auf die Hunnen bezogen werden, besonders da die Avaren den Hunnen stammverwandt waren und als deren Nachfolger angesehen werden können. In geringerer Zahl auftretend, haben die Hunnen, gleich den anderen turkotatarischen Reiterhorden, in ein paar Generationen die Sprache der unterworfenen Volksmasse angenommen und sind slavisiert worden, als herrschende obere Volksschicht in derselben verbleibend. So läßt sich allein die Uebertragung des Hunnennamens auf die Slaven Norddeutschlands erklären. Hunnen nennen sie nicht allein deutsche mittelalterliche Schriftsteller, sondern auch Dänen und Skandinavier.

Zu einem Volke mit den Slaven verschmolzen, übertrugen die Hunnen auf die ersteren einen Teil von ihrem aggresiven räuberischen Geiste, der sie beseelt hatte. Daher müssen wir annehmen, daß erst

nach dem Hunneneinfall die einzelnen deutschen Ansiedelungen, Gehöfte und Dörfer im Stromgebiete der Weichsel und der Oder, in denen sich die einheimische deutsche Bevölkerung noch erhalten hatte, demselben zum Opfer fielen. Niedergebrannt, verheert und vernichtet lagen die Stätte ehemals deutschen Lebens, und die am Leben gelassenen Bewohner derselben wurden in dieselbe Knechtschaft herabgedrückt, welche die Slaven geduldig ertrugen, und nahmen mit der Zeit deren Sprache und Sitten an. So wischte die von dem Hunneneinfalle angetriebene slavische Flut die nachgebliebenen einzelnen deutschen Eilande fort, die Zeugen waren, daß das sie umgebende Land einst deutsch gewesen. Die hunnische Herrschaft aber, wenn sie auch die soziale Lage der Unterworfenen nicht verbesserte, vergrößerte das Ausbreitungsgebiet der Slaven. Nur in dieser einen Richtung gereichte sie denselben zum Vorteil.

Dasselbe bewirkte der Einfall eines anderen Nomadenvolkes, das die Hunnen ablöste, nämlich der Bulgaren. Da wir die Verschmelzung derselben mit den Slaven und ihre schließliche Slavisieruug deutlich verfolgen können, so seien sie hier näher berücksichtigt, obgleich ihr Einfall auf die Gestaltung der Verhältnisse im nordöstlichen Deutschland nur sehr geringen Einfluß ausgeübt hat.

Die Bulgaren, ein finnisch-tatarischer Volksstamm, war von der mittleren Wolga und der Kama südwärts in die Steppen zwischen dem Don und Dnieper gezogen. Gleich den Hunnen ein streitbares Reiter- und Hirtenvolk, breiteten sie sich westwärts in den Steppen Südrußlands aus, bis sie die untere Donau erreichten. Wie die Hunnen suchten auch sie die slavischen Völkerschaften mit ihren Raubzügen heim und unterjochten sie. Durch deren Hilfstruppen verstärkt, unternahmen sie beinahe alljährlich Einfälle ins oströmische Reich, die sich bis nach Kleinasien und dem Peloponnes erstreckten. Der Zweck dieser Einfälle war Plünderung und Menschenraub. Doch bald ließen sie sich und die sie begleitenden Slaven in dem ausgeraubten aber fruchtbaren Lande nieder und traten selbst als Hilfstruppen in den Dienst der oströmischen Kaiser. Auch müssen die Slaven, nachdem ihnen die Bulgaren den Weg gezeigt, auf eigene Faust Raub- und Plünderungszüge in das Land südwärts von der Donau unternommen haben, da zu der Zeit der Name der Slaven entweder in Verbindung mit dem der Bulgaren oder besonders von den zeitgenössigen Schriftstellern zum ersten Male erwähnt wird. Mit der Zeit versanken aber die wohl herrschenden, aber an Zahl weit geringeren Bulgaren in der Masse der eingewanderten slavischen Bevölkerung, so daß die jetzigen Bulgaren eine slavische Sprache reden.

Mächtiger und nachhaltiger, als der Bulgareneinfall, gestaltete

die Geschicke der Slaven ein neues, aus dem Innern Asiens kommendes Räuber- und Hirtenvolk — die Avaren. Zugleich gab die durch sie bewirkte Rassenmischung den Geschicken der Völker Osteuropas eine neue Richtung und stellte die Wissenschaft der Ethnographie vor neue Probleme. Ursprünglich am Altai ansässig, dehnten die Avaren ihre Herrschaft weit über das innere Asien aus, nahmen Bockhara und Samarkand und erschienen um die Mitte des sechsten Jahrhunderts in zahllosen Scharen an der Mäotis. Von Justinian im Jahre 558 für ein Bündnis gewonnen, zertrümmerten sie die Macht der Bulgaren nördlich von der Donau. In kurzer Zeit standen sie an diesem Strome und der Theiß und füllten das Land, das sie durchzogen, mit Blut und Flammen. Die Männer wurden niedergemacht, die Frauen und Kinder in die Knechtschaft verkauft, die Jungfrauen unter die wilden Krieger verteilt. Byzanz und Rom erzitterten vor den schrecklichen Eroberern und glaubten eine neue Hunnenzeit angebrochen. Besonders schwer legte sich das Joch auf die wenig widerstandsfähigen slavischen Völker, die von jeher den Ueberfällen der turkotatarischen und mongolischen Nomadenhorden ausgesetzt waren. Anschaulich schildert Nestor dasselbe. „Als das Slovenenvolk an der Donau wohnte, brachen von Skythien, das ist dem Chasarenlande, die sogenannten Bulgaren ein und ließen sich an der Donau nieder. Und sie waren Bedränger der Slovenen. Hierauf kamen die weißen Ungarn und erbten das Slovenenland .... Um diese Zeit waren auch die Avaren (Obre), die mit Kaiser Heraklius Krieg führten, und es fehlte wenig, daß sie ihn gefangen hätten. Die Avaren bekriegten die Slovenen und marterten die Duljeber, ein Slovenenvolk, und taten Duljeberfrauen Gewalt an. Und wenn ein Avare eine Fahrt zu unternehmen hatte, so ließ er weder ein Pferd, noch einen Ochsen anspannen, sondern befahl drei oder vier oder fünf Frauen an den Wagen zu spannen und den Avaren zu fahren, und so marterten sie die Duljeber."

Im Hinblick auf das schwere Joch, das die Reiternomaden und zuletzt die Avaren den Slaven aufhalsten, schreibt Peisker: „Eine ungünstigere geographische Lage, mit Rücksicht auf die fürchterliche Nachbarschaft, hätten die Slaven auf dem ganzen Erdenrund nicht finden können: in der nächsten Nähe der ural-altaischen Räuberhorden ansässig, mußten sie zu einem der mißhandelten Völker werden, welche die Weltgeschichte kennt; während die meisten der übrigen Westarier auch an ihrer geistigen Entwicklung bauen und in der Zivilisation fortschreiten konnten, ächzte noch un-

gezählte Jahrhunderte hindurch der Slave, unter den Avaren zu einem Zugvieh erniedrigt, in der unwürdigsten Knechtschaft, an der sogar sein eigener Name schließlich haften blieb: Slave — Sklave."

In der Tat kam der Name Sklave erst zur Zeit der avarischen Herrschaft auf. Es ist anzunehmen, daß während derselben eine so große Menge Slaven die Sklavenmärkte füllten, daß der Volksname *Σκλαβηνοί*, Sclavini die Bedeutung von einem Unfreien erhielt. Denn die Avaren begnügten sich nicht damit, die Arbeitskraft der unterworfenen Slaven auszubeuten, dieselben als Knechte und Hilfstruppen mit sich zu führen, sondern verkauften sie, um ihrer Habsucht zu fröhnen, auf den Sklavenmärkten Byzanzs, Roms und Venedigs.

An der Donau bot Justinian den Avaren Wohnsitze in dem von den Herulern verlassenen Gebiete an der unteren Sau an. Doch nahmen sie einstweilen das Angebot nicht an und wandten sich nordwärts, wo sie bald an der Elbe erschienen. Da traf die Semnonen ihr verderblicher Ansturm. Auch das östliche Thüringen wurde von ihnen schrecklich heimgesucht. In den verödeten Geländen setzten sich die Slaven, die als Befulci der Avaren mitgezogen waren, zwischen der Elbe und der Saale fest. Sigibert von Franken stellte sich den Avaren entgegen, hält aber nach ein paar Schlachten für vorteilhaft, unter Vermittlung von Alboin mit dem Avarenchan Bajan Frieden zu schließen. In dem Friedensschlusse werden die Semnonen geopfert. Denn wir sehen sie ihr Land verlassen. Ein Teil von ihnen, die vetussimi nobilissimique Sueborum, war freilich bereits früher, im vierten und fünften Jahrhundert südlicher gezogen, wo sie als Schwaben einen Teil des Alamannenvolkes bildeten. Von den Zurückgebliebenen ziehen ein Teil und 20000 Sachsen dem Alboin zu, um an der Eroberung Italiens sich zu beteiligen. Einen anderen Teil siedelte Sigibert in dem von den abziehenden Sachsen verlassenen Lande an der Elbe an.

So wurde das Semnonenland, der einstige Mittelpunkt Germaniens, und alles Land zwischen der Oder und der Elbe eine Beute der Avaren und der in deren Gefolgschaft mitziehenden Slaven. Und bald hatten die struppigen Rosse der Avaren und deren slavische Hilfstruppen nicht allein die Elbe, sondern auch die Ostsee erreicht und alles Land dazwischen bis nach Holstein unterworfen.

„Aus den weiten flachen Steppen-, Wald- und Sumpfgebieten Osteuropas kamen sie", schildert Erich Schmidt die Ausbreitung der Slaven, „immer weiter nach Westen setzten sie den Fuß vor, langsam aber stetig vorrückend, in Gebiete, wo ihnen kein Ansässiger das Vordringen wehrte. So begrüßten ihre Scharen staunend die nie vorher gesehene Ostsee, so zogen sie immer weiter bis zur Elbe,

die sie dann fast auf ihrer ganzen Linie überschritten. Die Westgrenze ihrer Ausbreitung zog sich von der Kieler Bucht bis zur Trave, weiter nach Lauenburg, von hier längs der Jeetzel über den Drömling in südlicher Richtung bis zur Saale, dann längs der Ilm über den Thüringer Wald (in der Nähe der heutigen Stadt Suhl) zur fränkischen Saale. Das obere Maingebiet, sowie das Fichtelgebirge wurden gleichfalls von ihnen besiedelt; weiter südlich setzte der Böhmerwald ihrem Vordringen ein Ziel. Dies ist die Westgrenze des Gebietes, in dem sich die Slaven in geschlossener Masse niederließen, die geringen Reste germanischer Bevölkerung, die etwa noch dort ansässig waren, schnell (?) aufsaugend. Doch gelangten einige ihrer Scharen noch erheblich weiter nach Westen, bis zur Weser und darüber hinaus, wo wir noch tief im Mittelalter vereinzelte slavische Ansiedlungen vorfinden, so z. B. bei Fulda, Erfurt u. a."

Einen verhängnisvollen Anteil an der gemeinsamen Ausbreitung der Avaren und Slaven hatte Alboin genommen. Den vereinigten Schlägen der Langobarden und Avaren war das Gepidenreich unterlegen. Dadurch war der Osten Daciens den Einfällen der Avaren freigelegt. Nach dem Abzuge der Langobarden und anderer deutschen Völkerschaften nach Italien fiel auch die westliche Hälfte des heutigen Ungarns, Pannonien, denselben zur Beute. Von dort breiteten sie sich und mit ihnen die Slaven über das südliche Steiermark, das westliche Kärnten, Krain, Serbien, Bosnien, Dalmatien und Istrien aus. Teils mußten die Slaven bei der Eroberung des Landes den Avaren als Befulci Hilfe leisten, teils wurden sie von denselben in den eroberten Ländern als hörige Bauern angesiedelt, damit sie den Boden bebauten und ihre Herren ernährten. Auch lernten die Slaven, wie Rösler des Näheren ausführt, unter der Herrschaft der Avaren Krieg zu führen. So war der Einbruch der Avaren und deren Niederlassung an der Donau, wie Zeuß zuerst erkannte, entscheidend für die Ausbreitung der Slaven.

Die Kriegsweise der Avaren haben wir aber schon früher kennen gelernt. Sie bestand darin, daß sie ihre Knechte, die Slaven, als Vortruppen aufstellten, die zu kämpfen und zu siegen hatten, wonach erst sie, die Avaren, losbrachen und die durch den Kampf ermüdeten Truppen des Feindes in Verwirrung brachten und so den Sieg errangen. Dasselbe System wandten sie zum Schutze des eroberten Landes an. An den Grenzen desselben siedelten sie Slaven als Befulci an, die jene schützen und den ersten Einbruch des Feindes aufhalten sollten. Besonders gern schien dieses System in den dem Reiternomaden schwer zugänglichen Gebirgsgeländen befolgt zu werden. So sehen wir die Avaren für sich vorzüglich die Ebenen an der Donau und der Theiß, an der Oder und Elbe in Besitz nehmen, während sie die umgebenden Berggelände und Grenzstrecken mit slavischen Völkerschaften besiedelten. Besonders tief drangen die letzteren in die Alpen-

länder ein. Doch scheinen sie alle nicht von den Avaren dort versetzt zu sein. Hin und wieder sind sie als Flüchtlinge von den deutschen Herren aufgenommen worden. Ein anderer Teil wurde in den beständigen Grenzkriegen von den deutschen Fürsten fortgeführt und als zinspflichtige Bauern in ihren Besitzungen angesiedelt. So soll Herzog Tassilo von Bayern zweimal in das Land der Slaven eingerückt sein, das erste Mal siegreich, das zweite Mal aber durch die unvermutete Ankunft des avarischen Chans eine Niederlage erlitten haben. Darauf plünderten die Avaren im Jahre 611 Friaul und erschlugen den Markgrafen Aigulf. Zwei Jahre später sehen wir Istrien von den Slaven besetzt. Zu derselben Zeit unternahmen sie auch einen Zug nach Bayern. Paul der Diakone erwähnt dabei einer Grenze zwischen den Bayern und Slaven bei Agunt (termini Bajoariorum). Während dieser wechselvollen Kämpfe sind wohl die zerstreuten slavischen Ansiedelungen im Erzherzogtume Oesterreich, im Drautale, in Tirol und selbst in Vorarlberg, im Engadin und in Wallis entstanden. Auch der heilige Bonifacius lockte durch Gnadengeschenke und Privilegien slavische Ansiedler in das durch beständige Kriege entvölkerte Land. So entstanden slavische Niederlassungen in der Gegend von Fulda, am oberen Main, im Bayreuthischen und weiter stromabwärts im Bambergischen und Würzburgischen, denen sich Ansiedelungen in Thüringen, Hessen und im Braunschweigischen anschlossen. Bis ins 15. Jahrhundert erhielten die angesiedelten Slaven ihr Volkstum, bis sie allmählich germanisiert wurden und in der deutschen Umgebung verschwanden.

Bei der großen Ausdehnung des Avarenreiches von dem Adriatischen Meere bis zur Ostsee und über einen so umfangreichen Raum zerstreut, müssen die Avaren an Zahl viel geringer gewesen sein, als die ihnen unterworfene Bevölkerung. Daher urteilt zutreffend Krumbacher in seiner Geschichte der byzantinischen Literatur, daß die Avaren den Slaven gegenüber nur eine wenig zahlreiche Adelskaste gebildet haben. Dieselbe entwickelte sich aus den nomadischen Eroberern. Die eingewanderte Hirtenschicht unterjochte sich die ansässigen Slaven als Bauernstand oder führte dieselben als Viehknechte oder Ackerbauer mit sich, wohin sie nur hinzog. Ein kriegerisches Volk knechtete ein unkriegerisches, so daß nach Peisker eine Zweischicht entstand, wie sie schroffer gar nicht gedacht werden konnte: die herrschende Schicht sind Milchesser, demnach Viehzüchter mit Fleischgenuß, während die geknechtete Schicht, die Bauern Vegetarier sind. „Nachdem die Wanderhirten einerseits die ganze Weide ausschließlich für ihre Herden in Anspruch nahmen, andererseits alles Vieh, auf das sie trafen, raubten,

konnte die geknechtete Slavenschicht gar keine Viehzucht treiben." „Das Ergebnis für die altslavische Vorzeit", so urteilt der genannte Gelehrte, „lautet kurz: Die slavische Bauernschicht wird von einer nichtslavischen Schicht von Reiterhirten oder von einfachen Viehzüchtern als Herrenschicht beherrscht. Geben dieselben das Herumziehen auf weite Entfernungen allmählich auf und lassen sich als Herrenschicht mitten unter den unterworfenen Slaven nieder, so entstehen Weidereviere und die heißen Zupen (Sing. župa). Župan, Supanus ist jeder Angehörige der Herrenschicht, einer Župa. Das Weiderevier, die Župa, liegt in bestimmten Konfinien, ist somit zugleich Verwaltungsbezirk, Gau."

Ursprünglich gehörte der Weidebezirk mit den innerhalb desselben wohnenden unterworfenen Bauern einer daselbst sich nur zeitweilig, in der Folgezeit aber beständig aufhaltenden Horde. So stand Schicht gegen Schicht gegenüber und der einzelne Bauer war das Objekt der Raubluft mehrerer Nomaden. Mit der Zeit und der eintretenden Seßhaftigkeit derselben trat eine Teilung des allgemeinen Weidereviers unter den Berechtigten statt und für einen jeden derselben wurde ein entsprechendes Areal mit den auf demselben ansäßigen Bauern abgegrenzt. So wurden die Supane Grundherren im Slavenlande. Bei der Eroberung des Landes fanden die Deutschen die Supane als solche vor.

Das Wort Župa (Schupa) und das davon abgeleitete Župan das mit dem bei den Westslaven üblichen pan (tschechisch pán = Herr, panoše = Herrin, polnisch pan, panosza) von derselben Wurzel entstammt, ist freilch nicht ein türkisch-tatarisches, sondern ein arisches und vorzüglich ein altslavisches. Peisker verbindet mit dem Ausdrucke Župa das altindische Wort gōpā = Hüter, Wächter und gōpājáti = er behütet, er bewahrt und glaubt daß dieses allgemeine slavische Wort nach seinem ältesten Gebrauch „einen Bezirk, der verwaltet wird" bedeutet habe. Doch stimmt er bei der von Brugmann auf linguistischem Wege ermittelten Bedeutung des Wortes župa als regio pastoria und dann, im übertragenen Sinne, als die Gesamtheit der regionales, der compastores. Da die Weidehirten als Herren über die slavischen Bauern geboten, so wurde der župan, der Herr der župa oder auch der Mitherr derselben, der regio pastoria, als Verwaltungsbeamte der Vorsteher eines Bezirks. In Serbien ward der Großsupan sogar der Name für das Staatsoberhaupt.

Daß der Ausdruck župa, župan aus dem Slavischen entlehnt wurde, kann weiter nicht wundernehmen, da die herrschende Avaren-

schicht an Zahl gering war und in der Masse der unterworfenen Slaven versank, deren Sprache annahm und im Laufe der Zeit mit diesem zu einem Volke verschmolz, in demselben die Aristokratie bildend.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die Masse der Unterworfenen, die Bauernschicht, sich der lästigen Herrschaft der Supane zu entledigen versuchte. Der Versuch hatte hin und wieder Erfolg, als das Chanat der Avaren sich in einzelne Supanschaften auflöste und die einzelnen Horden und Landesherren keinen Rückhalt in der Zentralgewalt des Avarenchans fanden. Zu den ersten, die das Avarenjoch abschüttelten, gehörten die Slaven in Böhmen. Freilich scheint daselbst wider die Avaren ihre eigene Brut aufgestanden zu sein. Der Chronist Fredegar schreibt darüber und überhaupt über die wendischen Böhmen folgendes:

„Schon von alten Zeiten her wurden die Wenden von den Chunen (Avaren) als „Befulci" gebraucht, so daß, wenn die Chunen gegen irgend ein Volk ins Feld zogen, sie selbst sich vor dem Lager aufstellten, die Wenden aber kämpfen mußten. Siegten nun diese, so rückten die Chunen vor, um Beute zu machen; unterlagen jedoch die Wenden, so sammelten sie, auf der Chunen Hilfe gestützt, neue Kräfte. Darum wurden sie Befulci von den Chunen genannt, weil sie vor ihnen einherzogen und im Treffen einen doppelten Kampf bestanden. Jedes Jahr kamen die Chunen zu den Slaven, um bei ihnen zu überwintern; dann nahmen sie die Weiber und Töchter der Slaven und schliefen bei ihnen, und zu den übrigen Mißhandlungen mußten die Slaven den Chunen noch Abgaben zahlen. Die Söhne der Chunen aber, die diese mit den Weibern und Töchtern der Wenden erzeugt hatten, ertrugen endlich diesen Druck nicht mehr, verweigerten den Chunen den Gehorsam und begannen . . . . eine Empörung."

Aehnliches hat sich schon früher ereignet. So berichtet Herodot von den Skythen: „. . . . in der Verfolgung der Kimerier fielen (die Skythen) in Asien ein und entrissen den Medern die Herrschaft . . . . Als aber die Skythen 28 Jahre fortgewesen aus ihrem Vaterlande und nach so langer Zeit nun wieder heimzogen, so wartete ihrer ein neuer Kampf, denn sie fanden ein nicht unbedeutendes Heer, das sich ihnen entgegenstellte. Nämlich die Weiber der Skythen waren, als ihre Männer so lange wegblieben, zu ihren Knechten gegangen . . . . Von diesen Knechten und von ihren Weibern war ihnen ein junges Volk aufgewachsen."

Was damals im fernen Skythien passierte, dem Aehnliches konnte auch in Böhmen sich ereignet haben. Deshalb liegt für den Zweifel

Schafariks, ob der Bericht Fredegars buchstäblich zu nehmen sei, kein Grund vor. Die heutigen Tschechen sind auch ein sprechender Beweis dafür, daß sie ein Mischvolk von arischem und turko-tatarischem Blute sind. Denn nirgend findet man in Mitteleuropa so stark unter dem Volke Leute von dunkler Haut- und Haarfarbe vertreten. So urteilt auch Peisker: „Eine bemerkenswerte Erscheinung ist, daß die Bewohner von Böhmen von dunkler Hautfarbe sind und schwarze Haare haben. Der blonde Typus kommt unter ihnen nur wenig vor.“ Natürlich bezieht sich dieses Urteil nur auf die slavische Bevölkerung Böhmens, deren gedrungene Gestalt, verhältnismäßig große und runde Köpfe an ihre teilweise turko-tatarische Abstammung erinnern.

Im übrigen darf Fredegars Erzählung, nach der Ansicht Peiskers, nicht dahin verstanden werden, als ob die Slaven den Sommer über von den Avaren ganz freigewesen wären. So unklug sind die Avaren wohl nicht gewesen, denn sonst hätten die Slaven sich immer wieder zusammenschließen können und von den Avaren von neuem unterworfen werden müssen. Vielmehr ist anzunehmen, daß die Avaren ständige Garnisonen und eine besondere Verwaltung unter den Slaven aufrecht gehalten haben, um die Geknechteten im Zaum zu halten, die auferlegten Giebigkeiten einzutreiben und die nötigen Befulci auszuheben, indes der Hauptstock der Avarenhorden jedes Frühjahr die Slavendörfer verlassen hat, um mit seinen Herden den Sommer über die Gebirge zu beweiden. „Der Nomade“, schreibt Peisker, „wintert mit seinen Herden in Niederungen und wandert im Frühjahr den Sommerweiden auf Gebirgen nach. Der Avare fand somit in den Niederungen slavische Bauern vor, während die Höhen seine ureigenste Domäne bildeten, wo er keinen Ackerbau zuließ. Und richtig finden wir am Anfange der geschriebenen Geschichte bloß die niederen Gebiete Böhmens altbesiedelt, während der Gebirgskranz und auch die inneren Gebiete eine Wildnis waren, die erst viel später und allmählich kolonisiert wurde.“

Die slavische Bauernschaft in den Niederungen Böhmens mußte sich nach den Bedürfnissen und Launen der avarischen Einleger einrichten, für sie wohl auch Wintervorräte an Getreide und Heu den Sommer über aufspeichern und richtig kommt gerade dort vielfach, wenn auch nicht so massenhaft, wie in Podlabien, bei den Elbeslaven, das merkwürdige Runddorf, zugleich die einfachste natürliche Viehhürde vor. „In diesen Runddörfern“ — erklärt Meitzen (Pläne und Bilder von Runddörfern, I, 52) auf Grund seines reichen Materials — „umgeben die Gehöfte stets einen runden oder ovalen, ursprünglich nur

durch einen einzigen Weg zugänglichen Platz, auf welchem das Vieh stehen und leicht abgeschlossen werden kann. Die Höfe und Giebelseiten der Wohnhäuser drängen sich nach diesem Platze eng zusammen: hinter den Häusern aber breiten sich die nach außen mit hohen Bäumen bestandenen Gärten keilförmig aus und schließen mit einer das Ganze fast kreisförmig umziehenden Hecke ab. Dieser Plan überwiegt im Westen, im alten Sorbenlande (wo gerade die Zupane am zahlreichsten vorkommen)."

In der Geschichte des um die Befreiung der böhmischen Slaven vom Avarenjoche geführten Kämpfe begegnen wir einem merkwürdigen Manne und der ist Samo. Seine Herkunft ist dunkel. Slavische Historiker wollen ihn zu einem Slaven machen. Jedoch neuere und ernstere Forschungen haben ergeben, daß er ein Franke gewesen, der im Jahre 623 des Handels wegen nach Böhmen gekommen ist, gerade zu der Zeit, als die dortigen Bewohner sich im Aufstande gegen die Avarenherrschaft befanden. „Wie später die Waräger — Russen", urteilt Peisker, „wurde Samo von den aufständischen Slaven gebeten, sich mit seiner Gefolgschaft an ihre Spitze zu stellen". Wenn man erwägt, wie schwer sich die Slaven zu einem gemeinsamen Tun vereinigen konnten und wo sie sich aufrichteten, es fast immer nicht durch eigene Aufraffung geschah, sondern durch äußere Hilfe und fremden Beistand, so wird man der von Peisker zwischen Samo und Rjurik gezogenen Analogie beipflichten müssen. Der von Samo geführte Kampf war so erfolgreich, daß die Slaven in Böhmen und Mähren das Avarenjoch abschüttelten. Aus Dankbarkeit wählten sie ihn zu ihrem Könige. Ihm gelang es auch zum Zwecke erfolgreicher Verteidigung in Kriegsgefahren die getrennten Stämme der Slaven in Böhmen und Mähren zusammenzuschließen zu einem nationalen slavischen Gesamtstaate. Auch scheinen die Tschechen unter ihm einen gewissen Vorrang vor den übrigen Stämmen erlangt zu haben. Durch siegreiche Kämpfe dehnte er seine Herrschaft auch über die Slavenvölker außerhalb Böhmens und Mährens aus, und zwar im Norden bis zur Havel und Spree, im Osten bis zu den Karpaten, im Süden bis zu den steierischen Alpen und im Westen bis zum Fichtelgebirge und selbst bis nach Thüringen hinein.

Zwischen Samo und dem Frankenreiche, das seine Grenzen auch bis nach Thüringen und Bayern vorgeschoben hatte, bestand zuerst ein gutes Einvernehmen, da beide einen gemeinsamen gefährlichen Gegner — die Avaren — zu bekämpfen hatten. Doch bald wurde dasselbe gestört und, wie es scheint, durch die Uebergriffe des Frankenkönigs Dagobert. Im Jahre 630 erlitt aber der fränkische Heerbann bei

Wogastisburg eine empfindliche Niederlage. Die Folge davon war, daß die Serben vom Frankenreiche abfielen und sich unter Samos Herrschaft stellten und daß derselbe verheerende Einfälle in Thüringen machte. Nachdem Samo über das solchergestalt gebildete Slavenreich 35 Jahre ruhmvoll, also etwa bis zum Jahre 662 geherrscht hatte, zerfiel es nach seinem Tode und löste sich in seine früheren Bestandteile auf. Die einzelnen Stämme, die Samos starke Hand zu einem gemeinsamen Tun vereinigt und zusammengehalten hatte, strebten nach der alten Selbständigkeit und Ungebundenheit. Samo hatte nur äußerlich die Herrschaft der Avaren gebrochen. In den Supanen oder Panen lebte ihre Herrschaft über das slavische Bauernvolk ungebeugt innerlich fort. Erst in späteren Zeiten hat die deutsche Oberherrschaft die Supanenverfassung bedeutend eingeschränkt, so bei dem slavischen Stamm der Daleminzier um Meißen im Königreich Sachsen und bei den Slovenen in Untersteiermark. Da die Reste der Supanenverfassung bis tief ins Mittelalter hinein daselbst sich erhalten haben, so können wir auf Grund der erhaltenen Dokumente einen Schluß auf das ursprüngliche Wesen und die spätere Umbildung derselben während der deutschen Herrschaft ziehen.

J. Peisker hat die Supanenverfassung zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung in seiner Abhandlung über die altslovenische Župa gemacht, die in der Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und im Sonderabdrucke erschienen ist. Außerdem behandelte er denselben Gegenstand ausführlich in seinem Werke über „die älteren Beziehungen der Slaven zu den Turkotataren und Germanen." Seinen dahin bezüglichen Ausführungen über die Supanenverfassung bei den Daleminziern und Slovenen Untersteiermarks folgen wir hiemit:

Unter der deutschen Herrschaft ist bei den Daleminziern eine folgende ständige Gliederung der Landbevölkerung in fünf Justitia bemerkbar: 1. die Edelsten, seniores villarum, quos lingua sua supanos vocant, 2. die Knechte, in equis servientes, id est withasii, 3. die Smerden, zmurdi, 4. die Lazzen, censuales, 5. die Heyen, proprii, mancipia. Die drei ersten Klassen führen slavische in ungezählten Urkunden und Akten vorkommende Namen, die beiden letzten deutsche Bezeichnungen. Daraus schließt Peisker, daß die beiden letzten Klassen während der deutschen Herrschaft entstanden sind und Personen deutscher Herkunft enthalten haben. Daher hätten die Deutschen bei der Eroberung des Landes bei den Daleminziern nur drei Volksklassen vorgefunden: die Supane, die Withasen und die Smerden. Davon scheiden die Withasen, der Berufskriegerstand, als ein späteres

Einschiebsel aus, so daß dann nur zwei Klassen — die Supane und Smerden — als die erkennbar ältesten Bestände der Daleminzier nachblieben.

Die Supane, die Nachkommen der Avaren, waren zur Slavenzeit die Grundherren, denn sie werden auch noch in der spätesten Zeit, als sie schon längst unter der deutschen Herrschaft hörig geworden waren, seniores genannt, und das kann eben nichts anderes bedeuten als Grund- und Lehnsherren. Sie für die ersten Zeiten der deutschen Herrschaft für bloße Vorsteher mit richterlichen und administrativen Befugnissen zu erklären, hält Peisker nicht für möglich, da sie so zahlreich seien und die Dörfer so klein, daß es von seiten der Deutschen die reinste Verschwendung gewesen wäre, so viele Vorsteher anzustellen, so viele Supanenhuben unverzinst oder wenig verzinst zu lassen. Denn von den den Supanen gehörigen Huben wurde entweder gar kein Zins oder ein geringerer Zins als von den gewöhnlichen Bauerhuben erhoben. Daher ist Peisker der Ansicht, daß nach der Unterwerfung unter das Deutsche Reich die Supane wohl den größten Teil der Herrschaft, qualitativ und quantitativ, nicht aber alles verloren hätten und wenigstens für die erste Zeit gewisse Leistungen von den ihnen unterstehenden Smerden weiter bezogen haben.

Die Withasen, obgleich die Deutschen bei der Besetzung des Landes sie vorfanden, scheinen auch nicht ursprünglich Slaven gewesen zu sein. Darauf deutet bereits ihr nicht slavisch klingender Name hin. Peisker ist der Ansicht, daß die Withasen Nachkommen von nordischen Wikingern sind und eine Art milites agrarii, früher wohl mit leibeigenen Hintersassen, gebildet haben.

Die Smerden waren aber die breite Schicht der daleminzischen Bauernschaft. Sie waren so vollständig unfrei, aller persönlichen und dinglichen Rechte so gänzlich bar, daß sie sogar einzeln frei veräußert und ihre Ehen und Familien beliebig gelöst werden konnten. Sie hatten auch gar kein Erbrecht. Dasselbe erhielten sie zusammen mit den Heyen (Hien) erst im Jahre 1197.

Die Lazzen, censuales, hospites, sind Fremde, welche, illuc confluxerunt. Sie sind persönlich frei, genießen von jeher ein Erbrecht und sind weniger belastet, da sie überdies nicht, wie die Smerden, quotidiano servitio imperata faciunt.

Eine gleiche Stellung, wie die Smerden, müssen auch die Heyen, proprii, mancipia eingenommen haben. Denn beide sind leibeigen, somit unfähig, die Scholle, an die sie geheftet sind, zu verlassen. Ein Unterschied bestand wohl darin, daß sie deutscher Herkunft (moncipia teutonica) waren, entstanden aus deutschen Kriegsgefangenen,

dagegen die Smerden die Masse der slavischen Bevölkerung (mancipia slavonica) repräsentierten. Als Deutsche standen die Lazzen und Heyen unter eigenen Schulzen und einer besonderen Gerichtsbarkeit, während die supani, withasii und smerdi der Kompetenz des wendischen Rechts, des jus sclauonicum untergestellt waren, dem Grundsatze gemäß, daß außer bei handhafter Tat der Sachse nicht über den Wenden, der Wende nicht über den Sachsen Urteil finden dürfe.

Zur Beleuchtung der im Daleminzierlande und anderwärts durch die Avarenherrschaft geschaffenen gesellschaftlichen Zustände dienen auch die öffentlichen und privaten Verhältnisse, welche die Deutschen bei der Eroberung des Slovenenlandes in Untersteiermark vorfanden und die sich in den erhaltenen Dokumenten und ganz vorzüglich im Rationarium Stirie vom Jahre 1265 wiederspiegeln. Waren ja auch hier die Slaven von den Avaren geknechtet. Nun finden wir hier, wie Peisker nachweist, die Knechtschaft noch von der herrschenden Horde, von der Gesamtheit der Supane ausgeübt, sodaß der untersteierische Bauer vor der deutschen Landnahme keinen persönlichen Grundherrn hatte, noch haben konnte. Aus dem Grunde konnten die deutschen Machthaber die Bauernschaft nach einer gewissen Regel dislozieren, indem sie bei der Verteilung der gesamten Bauernschaft der ganzen einstigen, ungeteilten großen „Župa“ drei- bis sechsmal so viel Bauern der Horde zuschieden, als Supane, d. h. Supanberechtigte in derselben derzeit waren. Weiter kümmerten sich die Machthaber nicht und es stand den Supanen frei, den ganzen Komplex der Supa als ungeteiltes Weide- und Brustackerrevier nach väterlichem Herkommen zu nutzen oder ihn mitsamt der Bauernschaft unter sich zu teilen. Trotzdem bedeutete die deutsche Herrschaft eine große Verbesserung der Lage der slavischen Bauernschaft. „Die Avaren", schreibt Peisker, „legten, so lange sie die Herrschaft ausübten, der Bauernschaft, in deren Mitte sie seit lange her regelmäßig winterten, schwere Leistungen, hauptsächlich wohl an Getreide und Heu auf, weideten ihre Saaten ab und vergewaltigten ihre Frauen und Töchter. Im Frühjahr zog wohl der Hauptstock der Bedrücker in die Berge zur Sommerweide, gewiß blieben aber Besatzungen und Obrigkeiten zurück, um die slavische Bauernschaft im Zaum zu halten und zur Erfüllung der ihr auferlegten Pflichten anzutreiben. Von Recht und Gericht war da keine Rede, der Avare hauste nach Willkür und Uebermut, und alle staatlichen, gesellschaftlichen, ja sogar Familienbande waren aufgelöst, das Slavenvolk in Atome zerschmettert. Aufstände der Bauernschaft waren an der Tagesordnung, und wie viele mögen im Blute erstickt worden sein, bevor einer gelang!"

Zu den slavischen Bauern, denen es gelang, das Joch der ava-

rischen Supane von sich abzuschütteln, gehörte wohl auch die Bauernschaft Kärntens. Hier hatte sich ihre Lage noch härter gestaltet, als die ihrer untersteierischen Volksgenossen. Das Klima war hier zu rauh, um geeignete Winterweiden zu bieten; die in der Regel hohe Schneedecke ließ das Vieh monatelang ohne das erforderliche Scharrfutter. Ein Wintern der Nomaden war hier nur möglich, wenn die unterworfenen Bauern angehalten wurden, um so viel mehr Heuvorräte den Sommer über aufzustapeln, je weniger an Scharrfutter zu Gebote stand. Dadurch wurde der Druck unerträglich. Derselbe muß die kärntner-slavischen Bauern zur Empörung getrieben haben. Die zeitweilige Abwesenheit der herrschenden Avaren während eines starken Winters und vielleicht die Unterstützung, die die Aufständischen bei ihren deutschen Nachbarn fanden, ließ den Aufstand gelingen, so daß die Supane im kärntner Drautale vernichtet und vertrieben wurden.

Wie im Drautale und in Böhmen, so sind auch anderwärts die Aufstände der slavischen Bauernschaften mit Erfolg gekrönt worden. Wo es der Fall war, entstanden an Stelle der Supanstaaten Bauernstaaten unter einem gewählten Fürsten (knes), der vor allem im Lande die richterliche Gewalt ausübte. Doch hielt sich die Avarenherrschaft mit ihren Supanen vorzüglich in der mitteldonauschen Tiefebene, wo der Mittelpunkt der Avarenmacht war, und in den derselben benachbarten nördlichen Gebieten oder wo es den Avaren gelang, der Aufstände der Slaven Herr zu werden. Die Slaven bildeten aber den Kranz, der das eigentliche Avarenland von allen Seiten umgab. Teils hatten sie sich von der Avarenherrschaft ganz frei gemacht, teils waren die Avaren als Supane, d. h. als herrschende Schicht unter ihnen sitzen geblieben, durch Annahme der slavischen Sprache zu einem Volke mit den Unterworfenen verwachsend. — —

Den Osten der Hämushalbinsel hatten jetzt die Bulgaren mit den mit ihnen allmählich zu einem Volke verschmelzenden Slaven inne. Den Nordwesten der Halbinsel besiedelten die Serben und Chorvaten. Die ersteren sind nach dem Bericht des Kaisers Konstantin Porphyrogenitus noch während der Regierung des Kaisers Heraklis aus dem nordischen Weißserbien, welches hinter dem Lande der Türken — hier Magyaren — lag, die letzteren aus dem Weißserbien benachbarten Großchorvatien gekommen. Da ein slavischer Stamm in Böhmen auch Chorvaten hieß und in der Lausitz auch Serben oder Sorben ansässig waren, so haben manche Gelehrte Großchorvatien in Böhmen und Weißserbien in der Lausitz gesucht und gemeint, daß die Serben und Chorvaten von dort gekommen seien. Doch bereits Dobrowsky hat auf Grund von Dialektforschungen diese Ansicht als

eine unhaltbare und die Herkunft der Serben und Chorvaten jenseits der Donau von einem ostslavischen Stamm nachgewiesen. Demzufolge hat auch Schafarik ganz richtig Großchorvatien und Weißserbien in Rotrußland — dem heutigen Ostgalizien — gesucht.

Beide Völker, die Serben und Chorvaten, ließen sich an der Donau zu derselben Zeit nieder, als die Avaren dort erschienen. Die Serben sollen auf Verwendung des byzantinischen Befehlshabers von Belgrad an der Sau Land erhalten und sich bald über das Flußgebiet der Morawa und südlicher bis zum Adriatischen Meere ausgebreitet haben. Die Chorvaten hatten sich aber an der Drina, Bosna und der Vrba angesiedelt und sich über Dalmatien, Istrien und das Land zwischen Sau und Drau ausgedehnt. Nach der begründeten Ansicht Dümmlers, Jagič und anderer haben beide Völker von den Avaren veranlaßt oder auf Befehl derselben sich dort niedergelassen.

Zu derselben Zeit, als die Serben und Chorvaten jenseits der Donau ihre Sitze einnahmen, erschien ein anderer slavischer Stamm, die Chorutanen oder, wie sie von den Deutschen genannt werden, die Winden in dem Lande westlich von der Donau. Muchar vermutet, daß die Avarenchane Haufen der jenseits der Donau übermäßig angewachsenen slavischen Bevölkerung nach Norikum, Kärnten und ins westliche Pannonien übergesiedelt haben, indem sie voll schlauer Absichtlichkeit durch die Uebersiedelung tapferer und mit den Berggeländen vertrauter Männer die Grenzen zu sichern, die Aufstände der einheimischen christlichen Bevölkerung niederzuschlagen und die Angriffe der benachbarten Langobarden und Franken abzuhalten gedachten.

Wann die Tschechen (Čech, Mehrzahl Čechove) nach Böhmen eingewandert sind, darüber herrscht unter den Gelehrten Uneinigkeit. Manche vertreten die Ansicht, darunter auch Schafarik, daß die Zeit ihrer Einwanderung um das Jahr 450 gesetzt werden müsse, als die Markomannen, von den Hunnen überwunden, den letzteren nach Gallien folgten. Von der Zeit an wird ihr Name in Böhmen nicht mehr erwähnt. Nach der Ansicht Schafariks benutzten nun die Tschechen den richtigen Zeitpunkt, drangen in Böhmen ein und setzten sich nach Ueberwindung der schwachen markomannischen Ueberreste dort für immer fest. Andere Gelehrte versetzen ihre Einwanderung auf eine weit spätere Zeit und sind sogar der Ansicht, daß sie erst als Befulci der Avaren in Böhmen eingedrungen sind. Doch wahrscheinlicher ist es, daß bereits die Hunnen sie als Befulci benutzt haben.

Die Slaven in Böhmen waren nicht ein einheitliches Volk, sondern zerfielen in mehrere Stämme, die wahrscheinlich auch nicht gleichzeitig

ihre Wohnsitze eingenommen haben. Deshalb ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß einige Stämme bereits die Hunnen, andere die Avaren nach Böhmen geführt haben.

Unter den Stämmen erlangten mit der Zeit die Tschechen dank ihrer Lage im Mittelpunkt des Landes und der Fruchtbarkeit ihres Gebietes ein Uebergewicht, sodaß allmählich die verschiedenen Stämme zum Tschechenvolke zusammenschmolzen. Ihren ursprünglichen Sitz sucht aber Schafarik im westlichen Galizien, an der oberen Weichsel, und erklärt sie für den südlichsten Zweig des Lechenstamms. In ihrer Sprache stehen sie in der Mitte zwischen Polen und Slovaken.

Die Slovaken bewohnen das nordwestliche Ungarn und die östlichen Distrikte von Mähren. Nach Schafarik lief die Scheidelinie der tschechischen und slovakischen Mundart vor der politischen Trennung Ungarns von Mähren in der Mitte von Mähren, nicht aber an dem Gebirge, welches jetzt Mähren von Ungarn scheidet.

Wann die Slovaken in das jetzt von ihnen bewohnte Land eingewandert sind, darüber schweigt die Geschichte. Doch wird wohl der Ansicht Schafariks beizupflichten sein, daß sie ungefähr zu derselben Zeit, als die Tschechen nach Böhmen wanderten, aus dem hinterkarpatischen Weißchorvatien tiefer nach Südwest im Flußgebiet der March, Waag und Gran, sogar bis zur Donau hingezogen sind und die von den Rugiern, Herulern und Gepiden verlassenen Sitze eingenommen haben. Gleich den Tschechen kamen auch sie unter das avarische Joch, von welchem sie erst die Siege Karls des Großen und seines Sohnes Pipin befreit haben.

Den Nordosten Deutschlands hatten die polabischen Slaven jetzt inne, von denen man mehrere Völkerschaften und Stämme unterscheidet. Die nordwestlichen von ihnen waren die Bodrizer oder Obotriten im heutigen Mecklenburg und östlichen Holstein. Ihre Nachbarn waren die Lutizer oder Weleten, die sich im alten Lande der deutschen Semnonen, zwischen Elbe und Oder, und weiter nordwärts bis zur Ostsee angesiedelt hatten. Von ihnen wurde auch die Insel Rügen besetzt, wo sie den Stamm der Rujanen bildeten. Südlich von den Lutizern erstreckten sich bis zum Riesengebirge und dem sächsischen Erzgebirge, in den heutigen Lausitzen, im Königreich Sachsen und im östlichen Teil von Thüringen, die Sitze der Sorben oder Serben, die nicht zu verwechseln sind mit den Serben im Süden der Donau. Wann sich diese Völkerschaften und ihre Unterabteilungen gebildet haben, ist nicht bekannt. Ihre Namen werden zum ersten Male in den von Karl dem Großen und seinen Nachfolgern entfachten Eroberungskriegen genannt. Alle diese Völker gehören zu den Westslaven

und daher ist anzunehmen, daß ihre Vorfahren aus den Weichselgegenden eingewandert sind. Die letzteren werden aber jetzt von den Polen, die auch Lechen hießen, bevölkert. Dieselben zerfielen gleichfalls in mehrere Stämme, von denen die eigentlichen Polen, die Masovier, die Pomeranen und die Silesier die bedeutendsten waren.

Die Slaven erscheinen in der Geschichte in zwiefachem Lichte. Einerseits werden sie als friedliebend und still, arglos, gutmütig und von einfältigem Sinn geschildert. Andrerseits wirft man ihnen Lügenhaftigkeit, Grausamkeit, Treulosigkeit und räuberische Gelüste vor. In ihren Kämpfen mit den Deutschen bezeugen sie mehr die letzteren als die ersteren Eigenschaften. Auch sind sie anfangs in aggressiver Bewegung begriffen, bis die Vereinigung der deutschen Stämme unter einer starken Königsgewalt ihren Fortschritten ein unüberwindbares Hindernis entgegensetzte. Es fragt sich nun, wie so widersprechende Urteile zu vereinigen sind? Eine Auflösung des Rätsels glaube ich in dem Umstande zu finden, daß das Slaven günstige Urteil auf ihren ursprünglichen Charakter zu beziehen ist, als sie als friedliche Kolonisten, Jäger und Fischer auf den von den Germanen teilweise verlassenen Ländereien sich niederließen und nicht durch das böse Beispiel der Hunnen, Bulgaren und Avaren verdorben wurden. Dagegen erscheinen sie in dem schlimmen Lichte, wo sie unter der Leitung jener turkotatarischen Horden handelnd auftreten und schließlich mit den Nachkommen derselben zu einem Volke, bzw. zu mehreren Völkerschaften verschmolzen sind. Daher ist der Ansicht J. Peiskers beizupflichten, daß die alten Slaven, wie sie die Geschichte kennt, erst in der uraltaischen Folterkammer so geworden sind.

Die später erfolgreiche Germanisation des nordöstlichen Deutschlands hat Gelehrte zu der Ansicht verleitet, daß in diesen östlichen Landschaften die sitzen gebliebene altgermanische Bevölkerung bis ins 12. und 13. Jahrhundert ihre Nationalität bewahrt und dann sich mit den auch dem Westen eingewanderten deutschen Kolonisten verschmolzen habe. Dieser Ansicht tritt Müllenhoff scharf entgegen und stellt sie auf eine Stufe mit der von slavischen Geschichtsschreibern und Ethnographen vertretenen Hypothese, als ob von der Elbe ostwärts Slaven als untertänige Urbevölkerung neben und unter den Germanen seit jeher gesessen hätten. Und gewiß ist Müllenhoff im Recht, so weit er gegen die Verallgemeinerung obiger Ansicht auf den ganzen Osten Deutschlands Verwahrung einlegt. Jedenfalls liegt kein Anhaltspunkt für die Ansicht vor, daß östlich von der Oder das Deutschtum, wenn auch auf kleinem, begrenzten Areale, sich so lange erhalten hätte. Dort haben die Hunnen- und Avareneinfälle gründlich aufgeräumt und ist die slavische Flut von

so intensiver Stärke gewesen, daß der Gedanke einer mehrere Jahrhunderte hindurch durchgeführten Erhaltung des Deutschtums von der Hand zu weisen ist. Anders verhält es sich aber im Lande zwischen Elbe, Saale und Oder. Erstens ist die turko-slavische Bevölkerung viel später hier eingerückt, als in das Land östlich von der Oder. Zweitens hat die noch gebliebene deutsche Bevölkerung mehr Rückhalt finden können bei ihren Stammesgenossen jenseits der Elbe und der Saale. Was ein solcher Rückhalt bedeutet, das hat Müllenhoff in bezug auf die deutsche Bevölkerung Oesterreichs ganz ausdrücklich anerkannt. Er schreibt darüber nämlich: „Daß auch das Donautal von der Ens abwärts bis nach Wien, nachdem es einmal eine germanische Bevölkerung erhalten hatte, diese niemals wieder ganz verloren hat, lehrt ein aufmerksamer Blick auf die Landkarte. Namen wie Erlaf, Erlaffa für Arlape (Itin. ant. 234, 3. 248, 5), Freisam für Frigisamus, Kaumberg, Cumeoberg für mons Comagemus. Comagena, Wien selbst mhd. Wiene für Vindobona oder Vindomona — mana — mina (Procop. de aedif. *Βινδιμιολα*? tschechisch-polnisch Widen, aber südslavisch Beč, madjarisch Bécs) und darüber hinaus nach Raba (Hrapa?) statt Arrabo, dann auf der linken Flußseite der Kamb, und des Ptolemäus *Κάμποι*, der Manhart und seine *Λοῦνα ὕλη*, die March Maraha (slavisch Morava) und Marus bei Plinius, der Wag? jedenfalls die Gran (slavisch Hron, madjarisch Garam) und *Γρανούας* und noch manche mehr beweisen, daß sie nur einmal ihre deutsche Gestalt in deutschem Munde bekommen und dann behalten haben, ohne irgend welche Störung von slavischer oder gar avarischer Seite."

Gleichfalls berechtigen die sich erhaltenen deutschen Flußnamen der Oder, Havel, Elster, vielleicht auch der Spree und Mulde, ferner der Moldau (das tschechische Wlatawa entstanden aus deutschem Walthahwa, Waldaha), der Eger und die deutschen Namen des sächsischen Erzgebirges, der Name des Hauptortes der Obodriten Mikilinburg (Meklenburg), des Harlungeberges, die Ableitung des Namens Schlesien von den vandalischen Silingen zu dem Schlusse, daß sich in allen jenen Gegenden eine deutsche Bevölkerung inmitten der slavischen noch lange erhalten hat. Das bestätigen zum Teil auch ausgesprochen geschichtliche Zeugnisse. Es berichtet noch um die Mitte des sechsten Jahrhunderts der Geschichtsschreiber Jordanes, Skythien habe als Grenze „ab occidente Germanos et flumen Vitulae". So hätte er nicht schreiben können, falls ihm nicht berichtet worden wäre, daß westlich von der Weichsel Germanen lebten. Ferner erzählt Prokop von einer Gesandtschaft, welche vandalische Landgenossen aus der

Heimat an die nach Afrika ausgewanderten Stammesgenossen mit der Bitte gesandt hätten, sie möchten auf ihr Unrecht an die heimischen Hufen verzichten. Diese Bitte wurde abgeschlagen, weil die Ausgewanderten im Falle eines Unglücks ihren Besitz in der alten Heimat nicht verlieren wollten, wohin sie zurückkehren konnten. Es wanderte nämlich selten das ganze Volk aus, sondern nur erhebliche Teile desselben, denen die Heimat zu enge wurde oder die, vom Wagemut getrieben, abenteuerlichen Unternehmungen sich anschlossen. Helmold berichtet gleichfalls von im Bardengau an der Elbe nachgebliebenen Langobarden, die er Barden nennt. Auch die von denselben Chronisten aufgenommene Notiz Adalberts von Bremen „Heveldi vel Heruli", läßt vermuten, daß Heruler auf ihrem bereits geschilderten Zuge nach dem Norden, zur Ostsee zum Teil an der Havel sitzen geblieben und ihre Nachkommen die Hevelder gewesen sind oder die Bevölkerung eines Gaues des Hevelderlandes gebildet haben. Schließlich berichtet offenbar auf Grund älterer Ueberlieferung die älteste brandenburgische Chronik (Pulkawae Chron.) wiederholt, das Volk in der Mark Brandenburg sei zur Zeit Heinrich I. bis ins zwölfte Jahrhundert aus Slaven und Sachsen gemischt gewesen. Auch wird im Lande der Lutizen, ehe noch die Kolonisation der Deutschen dort begonnen hatte, einer zahlreichen Nation gedacht, die zu Wodan, Thor und Frigg betete. Und wie Grimm in seiner deutschen Mythologie erzählt, so habe im 16. Jahrhundert, ja bis ins 18. Jahrhundert das Landvolk in Meklenburg den höllischen Jäger Wodan, der sich vornehmlich in den Winternächten mit seinen Jagdhunden auf dem Felde habe hören lassen, um gutes Korn angerufen. Trat dann die Roggenernte ein, so ließen die Mäher auf dem Felde einen Busch Getreide stehen, banden ihn an den Aehren dreimal zusammen, besprengten ihn, stellten sich alle umher, die Hüte vom Haupte genommen und die Sensen aufgerichtet, und riefen mit lauter Stimme: „Wodan hole nun deinem Rosse Futter, nun Distel und Dorn, zum anderen Jahre besser Korn!" Es ist klar, daß die Leute, bei denen die einstige Verehrung Wodans in der Erinnerung fortlebt, ihre Herkunft nicht von slavischen Eltern rechneten. Vielmehr müssen sie Nachkommen der eingesessenen altdeutschen Bevölkerung gewesen sein, da die deutschen Kolonisten bereits als Christen ins Land kamen.

Außerdem vermehrte die Zahl der Deutschen im Lande die zahlreichen Kriegsgefangenen, die die Slaven bzw. die Avaren in ihren unaufhörlichen Grenzkriegen mit den Sachsen und Thüringern machten. Deren Los war freilich ein sehr schweres. Darüber fällt L. Giesebrecht in seinen wendischen Geschichten folgendes Urteil: „Die weite Aus-

breitung des Menschenhandels unter den Wenden zeigt, daß diese ein allgemeines Recht der Person nicht anerkannten. Als frei galt dem Wenden nur der Genosse seines Landes und seiner besonderen Völkerschaft, so lange dieser nicht durch richterliches Urteil aus der Gemeinde gestoßen und in die Sklaverei verkauft war. Gegen Feinde war die Nation lügenhaft und suchte ihnen durch Raub zur See und zu Lande Abbruch zu tun; ja man sagte ihr nach, sie sei treulos und unbeständig, fordere aber von anderen Beständigkeit und große Treue, schließe Frieden und gebe Handschlag darauf, aber für Gold breche sie ihn leicht wieder . . . . Daß im Kriege der Gefangene des Siegers Sklave wurde, war damals Gebrauch bei Christen und Heiden, aber hier fand auch der wehrlose Flüchtling, der in das Land kam, keine Schonung, jeder Fremde stand außer dem Recht. Solche überwältigte Fremde und ihre Nachkommen waren ohne Zweifel die Leibeigenen der Wenden, die der Herr nach Belieben veräußerte und aus denen ein Teil, vermutlich die Mehrheit der ackerbauenden Bevölkerung bestand. In den Gegenden, welche der Elbe zunächst lagen, mußten viele von ihnen Sachsen gewesen sein."

Doch gab es auch unter den Deutschen im Wendenlande freie Leute. So waren die Lutizer Sachsen um die Mitte des elften Jahrhunderts frei und im Genusse des Waffenrechts.

Auch die Erde ist Zeuge von dem Deutschtum der früheren Bewohner des ostelbischen Landes. Denn die aufgedeckten Gräberfunde lassen erkennen, nicht allein, daß der Osten Deutschlands einst eine germanische Bevölkerung gehabt, sondern auch, daß dieselbe sich teilweise, in einigen Gegenden lange erhalten hat. So sind im Posenschen und im Königreich Polen, im Siedlezschen Gouvernement, Gräber aufgedeckt worden, in denen sich Skelette der Langschädler neben Leichnamen befanden, deren Schädel sich dem Typus der Kurzköpfe näherten, und zwar in Gegenden, deren Bevölkerung jetzt kurzköpfig ist. Virchow ist der Ansicht, daß die langen Schädel von Germanen herrühren. Zum Teil stimmt auch E. Boguslawski derselben bei, indem er die Meinung ausspricht, daß man die Langschädler für Menschen nichtslavischer Abstammung halten solle, welche ins Land eingewandert sind und einheimische slavisierte Frauen geheiratet haben. Ferner hat man in Böhmen, in der Umgegend von Prag, Gräber vom Typus der deutschen Reihengräber aufgedeckt. Dieselben weisen auf einen deutschen Stamm, der unweit von Prag im fünften oder sechsten Jahrhundert angesiedelt war. Man hat diese Gräber den Franken zugeschrieben, die in der Gefolgschaft Samos nach Böhmen gekommen seien. E. Boguslawski ist aber der Ansicht, daß die Gräber den Langobarden

entstammen, die auf ihrem Zuge nach Süden zeitweilig Böhmen besetzt hatten.

Und selbst da, wo die Ansiedelungen der Deutschen von der slavischen Flut verschlungen oder von den Hunnen und Avaren ausgeraubt und niedergebrannt, ihre Bewohner aber gleich den umwohnenden Slaven in die Knechtschaft herabgedrückt wurden, konnte das Deutschtum nicht spurlos verschwinden. Denn nichts vergeht und was wir Tod und Untergang nennen, ist eine Phase der Entwicklung und der Verwandlung. Wenn auch schließlich die nachgebliebenen Germanen slavische Sprache und Sitte ihrer Umgebung annahmen, so konnte doch das in ihren Adern fließende reine arische Blut nicht untergehen. Das nahmen die folgenden Geschlechter auf und hatte durch Beimischung Einfluß auf die äußere und innere Gestaltung der polabischen Slaven. Dafür äußerten sie, als ein neuer Strom deutschen Blutes über die ostelbischen Gegenden sich ergoß, der Germanisierung gegenüber nicht die Widerstandskraft, die die Slaven in Gebieten zeigten, die nicht eine germanische Urbevölkerung gehabt hatten. So scheint selbst das auf deutscher Erde vergossene germanische Blut sie fruchtbar zur Aufnahme einer neuen Saat gemacht zu haben, die bald wunderbar aufgehen sollte.

Sechster Abschnitt.

Der Drang nach Osten.

Die größten Kolonisationen, welche die Weltgeschichte seit den Zeiten der Römer gesehen hat, sind von den Deutschen vollzogen und wir haben alle möglichen Formen der Kolonisationen durchgemacht. Heinrich v. Treitschke.

In den „Slavischen Altertümern" gibt Schafarik zutreffend das Verhältnis der Slaven zu den Avaren wieder, wenn er schreibt, daß „bis zur Besiegung der Avaren die Bevölkerung des Donaulandes größtenteils aus ackerbauenden Slaven und herrschenden Avaren bestanden" und „die Schwere des avarischen Jochs überaus schwer auf die Donauslaven gelastet habe, was sich auch bei der Schlechtigkeit des avarischen Charakters vermuten lasse." Obgleich nun die Avaren von Germanen, nämlich den Franken, besiegt wurden und letztere als Befreier der Slaven von dem schrecklichen Avarenjoche auftraten, obgleich ferner der genannte slavische Gelehrte die Avaren an einer Stelle seines Werkes selbst „avarische Unholde" nennt und ihm der Unterschied zwischen germanischer und avarischer Herrschaft nicht unbekannt geblieben sein kann, so läßt er sich doch von seiner Voreingenommenheit gegen die Deutschen zu der wehmutsvollen Klage verleiten, daß nach dem Falle der Avaren das unglückliche Volk, nämlich die Slaven, durch das Recht des Krieges von den Deutschen in die Leibeigenschaft versetzt sei. Doch wie reimt sich mit der Klage Schafariks Erzählung von den slavischen Fürsten zusammen, die Kaiser Karl den Großen als Schiedsrichter zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten mit den avarischen Häuptlingen oder Chanen anriefen? Wann sind diese slavischen Fürstentümer entstanden? Wohl schwer anzunehmen, daß in der Zeit, als die Avaren das herrschende Volk an der mittleren und unteren Donau waren und ihre Macht noch nicht durch die Franken gebrochen war. Dann hätten wohl die Avaren jeden Versuch der Gründung slavischen

Fürstentums, der doch gleichbedeutend mit der Befreiung der Slaven von ihrer Herrschaft war, in Strömen von Blut erstickt. Daher wurde den Slaven die Möglichkeit, ihr Haupt zu erheben, erst dann geboten, als die Franken die Avarenmacht zu Boden geschmettert hatten. Wo es den Slaven damals gelang, das Avarenjoch von sich abzuschütteln, da wählten sie sich einen Führer und Richter, einen Knäs, d. h. einen Fürsten. Wenn daher Schafarik von einer Leibeigenschaft spricht, in welche die Slaven nach dem Falle der Avaren geraten, so sind sie selbst und ihre Fürsten in erster Linie für dieselbe verantwortlich. Im großen und ganzen bedeutete aber der Sieg der deutschen Waffen nicht allein eine Verminderung und Beschränkung der Avarenherrschaft, sondern auch zum Teil eine Befreiung der geknechteten slavischen Bevölkerung und die Erhebung derselben zu einem menschenwürdigen Dasein. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Frankenherrschaft durchgreifend die früher in den Donauländern bestandenen Verhältnisse der Untertänigkeit der unteren Volksschichten umgestaltet hätte. Vielmehr begnügten sich Kaiser Karl der Große und seine Nachfolger damit, daß sie über avarische Chane und slavische Fürsten treue deutsche Männer als Herzöge, Grafen und Markgrafen setzten, die im Lande Ordnung halten und den gegenseitigen Gewalttätigkeiten und Uebergriffen ihrer neuen avarischen und slavischen Untertanen Einhalt tun sollten, wo aber eine Notwendigkeit nicht vorlag, die inneren Verhältnisse derselben nach Möglichkeit unberührt ließen. In direkte Verwaltung nahmen sie bloß einige zu ihrem Unterhalte oder zur Besiedelung durch Deutsche bestimmte Landstriche.

Als die Franken das mittlere Donauland, das heutige Ungarn eroberten, scheint eine vollständige Verschmelzung der Avaren und Slaven zu einem Volke bzw. die Annahme der slavischen Sprache der Volksmasse durch die herrschenden Avaren sich noch nicht vollzogen zu haben, obgleich die Wege dazu wohl schon geebnet waren. Das Letztere geht aus dem Berichte der damaligen Annalisten hervor, die häufig Avaren und Slaven vermischten und sie gemeinsam Vandalen nannten. Es lebte in ihnen oder ihren Gewährsmännern die Erinnerung fort, daß einst in den Ländern, die jetzt Avaren und Slaven besetzt hielten, Vandalen angesiedelt waren. Hier haben wir ein neues Beispiel, daß der Völkername mit der Zeit auf ein fremdsprachiges Volk übertragen wird, das an Stelle der früheren Bewohner des Landes trat, im vorliegenden Falle von den germanischen Vandalen auf die Slaven und turkotatarischen Avaren.

Die Herrschaft der Avaren bedrückte nicht allein die Slaven, sie war auch eine wahre Gottesgeißel für die benachbarten Völker,

besonders für die Germanen. Auf der ganzen Ostgrenze, von der Ostsee bis tief in die Alpen mit den avarisch-slavischen Chanaten züsammenstoßend, mußten die deutschen Gaue die Raub- und Plünderungszüge ihrer unruhigen Nachbarn, der avarischen Unholde, wie Schafarik sie nennt, über sich ergehen lassen. Denn Menschenraub und Plünderung waren, wie wir bereis früher gesehen hatten, die eigentliche Beschäftigung der Avaren. Und wenn sie, derselben nachgehend, einen deutschen Grenzstrich verheert, ausgeraubt und entvölkert hatten, so schoben sie ihre „Befulci", die Slaven vor, welche die ehemals deutschen Gaue einnahmen. So folgte auf den avarischen Raub- und Verheerungszügen eine Ausbreitung der Slaven auf Kosten der Deutschen.

Dieser Zustand war unerträglich. Daher suchten die Frankenherrscher nach Vereinigung der deutschen Stämme unter ihrem Szepter Wandel und Ruhe an der Ostgrenze ihres Reiches zu schaffen. Karls des Großen machtvolle Hand griff auch hier ein. Von da ab beginnt ein Vorrücken der deutschen Volksgrenzen, die durch die Einfälle turko-tatarischer Völker und der ihnen als Befulci folgenden oder vorangehenden Slaven bisher immer weiter nach Westen verschoben worden waren. Der auf Tod und Leben zwischen dem Deutschtum und dem Slaventum entbrannte Kampf nimmt eine Wendung und dauert nach Verlauf von einem Jahrtausend geistig noch immer fort. Er wird, falls die Prophezeihung E. O. Schulzes sich bewahrheiten sollte, „wahrscheinlich erst nach einem weiteren Jahrtausend endigen, wenn alle Landstrecken, die Deutschland zu seinem Bestehen bedarf, zu einem einzigen Staate vereinigt sind." Im Jahre 788 schlug Karl die Avaren gründlich aufs Haupt und erlöste von ihren Raubzügen Tirol, das Land an der Enns und Kärnten. Die Fortsetzung des Krieges überließ er seinem Sohne Pipin, der die fränkischen Feldzeichen nach Pannonien und Kroatien trug. Doch auch Kaiser Karl kam zweimal, in den Jahren 799 und 811, nach Pannonien, teils um die Eroberung des Landes zu vollenden, teils um die Streitigkeiten der einheimischen Fürsten zu schlichten.

Wie morsch der Bau des an Ausdehnung gewaltigen Avarenreiches zu jener Zeit war, das haben die Feldzüge Karls des Großen und seines Sohnes bewiesen. Es bedurfte nur mehrerer kräftiger Schläge, um es in Trümmer sinken zu sehen. Wohl hatten die Avaren ihre Herrschaft über die Länder zwischen der Ostsee und der Adria ausgedehnt, doch bildeten sie einen geringen Teil der Bewohner jener Länder, die herrschende Schicht, während die ihnen unterworfenen Slaven nur mit Widerstreben ihre Herrschaft ertrugen. Nur in den Donauländern waren die Avaren in geschlossenen Massen beisammen.

Doch unter ihren Häuptlingen ein ungebundenes Leben führend und nicht durch die Faust eines starken Herrschers zusammengehalten, konnten sie der Frankenmacht nicht widerstehen.

„Die früheren Besitzer behielten ihr Gut, die Avaren, so viel ihrer noch übrig waren, wurden zinspflichtig, den wenigen freien Slaven wurde ihr Grundbesitz gelassen, ja einzelne bekamen Lehen oder Eigengut von der Krone; auch die Romanen blieben als abhängige Leute auf den aus ehemaligen Römerorten entstandenen königlichen Höfen oder kirchlichen Besitzungen. Die meisten Slaven waren freilich unfrei, ohne Grundbesitz und blieben es auch, weswegen die Ausdrücke Slave und Sklave in jener Zeit gleichbedeutend gebraucht werden; aber dieses Verhältnis fanden die fränkischen Eroberer schon vor, es ist keineswegs durch sie erst infolge einer planmäßigen Unterdrückung des slavischen Volksstammes entstanden.

Zwischen den einem deutschen Großgrundbesitzer unterworfenen slavischen Ortschaften siedelten sich nun die deutschen Bauern an und rodeten neuen Grund. Aber auch diese waren meistenteils nicht freie Bauern in unserem Sinne, sondern saßen auf fremdem Grunde, für den sie einen Zins zahlten, sodaß der Großgrundbesitz im Lande vorwog.

In einer anderen Art als der bisher geschilderten ging die erste deutsche Ansiedelung der heutigen Steiermark, Kärntens und Krains vor sich. Hatte dieselbe in der Ostmark wesentlich neue, deutsch benannte Orte ins Leben gerufen, so schloß sie sich in Karantanien (so nannte man damals die obenerwähnten Länder) mit Vorliebe an die vorhandenen slavischen Dörfer an und gründete wenig auf neu gerodetem Lande, daher finden wir gerade in Gegenden, wo die Slovenen am dichtesten saßen, die größten deutschen Grundbesitzungen.

Ueber die Drau südwärts von Klagenfurt an stromabwärts bis an die Ostgrenze der Steiermark drangen jedoch Deutsche in geschlossenen Massen nicht vor, weil sich dieses Gebiet als zu Aquileja gehörig, dem Einflusse der deutschen bischöflichen Sprengel entzog. An der oberen Sawe gab es im 9. Jahrhundert nur zwei deutsche Orte: Reichenberg und Gurkfeld." Karl Schober.

In geschlossenen Massen scheinen die Deutschen aber in die Gegend der noch jetzt verbliebenen deutschen Sprachinsel Gottschee eingewandert zu sein, doch erst im 14. Jahrhundert.

In Tirol und Vorarlberg sind wohl erhebliche Restteile der daselbst früher ansässig gewesenen deutschen Stämme der Markomannen, Rugier, Goten und Langobarden sitzen geblieben, zu denen nach Einführung des Christentums zahlreiche Siedelungen der Bayern (Bajuvaren) hinzukamen. „Das jetzige Welschtirol", wie Ernst Hasse in seiner „Deutschen Politik" mit Recht betont, „war im 12. und 13. Jahrhundert völlig deutsch besiedelt worden, ja die deutschen Siedelungen ragten weit hinab in das Venetianische bis vor die Tore von Bern (Verona) und Vicenza. Diese deutsche Bevölkerung hielt sich auf beiden Seiten der Etsch fast durch das ganze Mittelalter rein deutsch. Sie ist rassenmäßig betrachtet auch noch heute germanisch und nur

sprachlich und politisch vielfach verwelscht. Im 19. Jahrhundert bildete Salurn die Grenze zwischen dem deutschgebliebenen und dem verwelschten Südtirol. Viele Inseln südlich dieser Linie sind noch heute deutsch geblieben."

Zur besseren Verwaltung des eroberten Landes teilte Karl der Große dasselbe in drei Provinzen ein, in die avarische oder hunnische Ostmark am mittleren Lauf der Donau, aus der später das Herzogtum Oesterreich entstand, in das Herzogtum Kärnten und die windische Mark. Das Herzogtum Steiermark entstand viel später aus der steierischen Markgrafschaft.

Einen Gegenstand der Fürsorge bildete für Karl den Großen die Einführung des Christentums und die Besiedelung des durch die Kriege verödeten Landes mit deutschen Kolonisten. In diesem Bestreben wurde er von den deutschen Herzögen, Grafen und Markgrafen redlich unterstützt. Ein Strom von deutschen Auswanderern ergoß sich über die Alpenländer und Pannonien, und ergänzte die daselbst noch vorhandenen, aus der Zeit der Völkerwanderung stammenden germanischen Volksreste. „In den neuen Marken des Reiches," schreibt Karl Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte, „wurden ungeheure Strecken von Wüste und Wald an die kirchlichen Institute Bayerns, an die Bistümer Salzburg, Passau, Regensburg, Freising, wie an hervorragende Abteien verliehen: überall entstanden deutsche Grundherrschaften, wenn sie auch mit Arbeitskräften teilweise fremder Zunge betrieben wurden. Daneben zogen auch einfache Freie in das neue Land, wenn auch längst nicht so zahlreich, wie etwa später im Norden über die Saale und Elbe; es ist ein dauernder Unterschied unserer nordöstlichen und südöstlichen Kolonisation, daß im Süden nur die hervorragende Klasse, im Norden große Teile der Gesamtbevölkerung sich deutschen Ursprungs rühmen konnten. Doch wurde im Süden der spärliche deutsche Einfluß der Einwanderung wenigstens einigermaßen verstärkt durch die deutsch charakterisierte Einwirkung der Mission, wie sie namentlich von Passau und Salzburg ausging. Im ganzen war jedenfalls die Straße deutschen Lebens zur mittleren Donau hin nunmehr eröffnet: und zu jener Zeit, in der im Norden deutsche Ansiedler erst in den Anfängen kräftig über Elbe und Oder vordrangen, in den seligen Tagen der Staufer, erklangen aus der neuen Ostmark des Südens bereits die Sprüche Walthers von der Vogelweide und die süßen Lieder Reinmars des Alten."

Ja, es schien eine Zeit, daß abermals in den Donau- und Theißebenen bis zu den Karpaten ein neues Deutschland entstehen werde, besonders da sich die avarischen Volkselemente nach Osten ver-

zogen und beinahe gänzlich aus den Donauländern verschwanden. Es begann die rückläufige Bewegung der Deutschen in die Länder, die sie einst besaßen. Diese Bewegung, der Drang nach Osten, setzte ein, sobald nach Schluß der Völkerwanderung die deutschen Stämme seßhaft geworden waren und das starke Frankenreich sie zu kraftvollen Unternehmungen geeinigt hatte. Doch im Süden sollte nach hoffnungsvollem Beginnen der Drang der Deutschen nach Osten zum Stillstand gebracht werden durch den Einbruch eines neuen wilden Nomadenvolkes aus dem Osten, der Madjaren, in die fruchtbaren, aber entvölkerten Donau- und Theißebenen. Durch sie wurden daselbst die Keime deutscher Kultur und deutschen Lebens niedergetreten. Doch wie anders hätten sich die Geschicke des deutschen Volkes gestaltet, wenn die Besiedelung Ungarns durch Deutsche damals gelungen wäre und die Grenzen des deutschen Volksgebiets bis zum eisernen Tore und den siebenbürgischen Alpen vorgeschoben worden wären.

Zugleich mit der Zerstörung der deutschen Kultur verfielen die Slaven an der Donau einer neuen Knechtschaft, die an Schwere der avarischen nicht nachstand. Darüber berichtet der arabische Schriftgelehrte Ibn Rosteh: „Die Madjaren herrschen über sämtliche mit ihnen benachbarte Slaven, zwingen sie zur Erfüllung schwerer Pflichten und gehen mit ihnen wie mit Gefangenen um . . . . Sie bekriegen die Slaven, machen sie zu Gefangenen . . . Wenn die Madjaren mit ihren Gefangenen nach Kerch kommen, ziehen die Römer (Byzantiner) ihnen entgegen; alsdann die Madjaren . . . die Gefangenen übergeben und dafür im Tausch . . . griechische Waren erhalten." Und Widukind von Corvay schreibt in seinen „Sächsischen Geschichten": „Welche Verheerungen die Ungarn in jenen Tagen verübten, wie viele Klöster sie in Brand steckten, das erachten wir besser zu verschweigen, als unsere Leiden durch Worte zu erneuern."

Nachdem aber die Madjaren das Christentum angenommen und einen christlichen Staat an der mittleren Donau gebildet hatten, konnten sie den damals von den Deutschen getragenen christlichen Kultureinflüssen nicht länger Widerstand entgegensetzen. Um die verödeten Landstrecken zu bevölkern, die Zivilisation in ihrem Reiche zu verbreiten und die Grenzgebiete desselben gegen räuberische Einfälle sicher zu stellen, berief König Geisa II. von Ungarn (1141—1161) ad retinendam coronam Deutsche aus Franken nach Siebenbürgen.

Und im fernsten Südosten ragten von noch halbheidnischen Völkern umwogt, nach der beredten Sprache Erich Schmidts, schon seit Mitte des zwölften Jahrhunderts die „sieben Burgen" empor, von jenen „Sachsen" (tatsächlich aber Westdeutschen aus der Gegend des

Niederrheins) gegründet, deren Nachkommen ihre deutsche Stammesart in rühmlichster Weise bis heute bewahrt haben. Ferner verlieh König Andreas II. das Burzenland an den deutschen Ritterorden. Da aber derselbe steinerne Burgen baute, sein Gebiet nach dem Balkan in unausgesetzten Kämpfen mit den Petschenegen und Kumanen zu erweitern versuchte und die Neigung verriet, seine derart erweiterten Besitzlichkeiten als selbständiges Ordensland unter päpstliche Oberhoheit zu stellen, ward er vertrieben. Doch das durch die Sonderbestrebungen des Deutschen Ordens bei den Herrschern Ungarns erweckte Mißtrauen übertrug sich nicht auf die übrigen angesiedelten Deutschen. Es lehrte die von ihnen geleistete Kulturarbeit die Könige Ungarns ihre Hilfe schätzen und daher beriefen dieselben sie als nützliche Bürger immerfort ins Land. Und neben der „Berufungs-Kolonisation", wie Wilhelm Roscher „die friedliche Herbeilockung deutscher Siedler in die in der wirtschaftlichen Entwicklung zurückgebliebenen Gebiete des Ostens" genannt hat, ergoß sich aus dem Deutschen Reiche, vorzüglich aber aus Schwaben, Bayern und Oesterreich eine Flutwelle deutscher Einwanderer über Ungarn, die begründeten unter anderem „hier jene Städte, deren ehrwürdige deutsche Namen (Ofen, Stuhlweißenburg, Oedenburg) erst in unseren Tagen madjarischen Bezeichnungen — zwangsweise — zu weichen beginnen." Das deutsche Volkselement faßte bald in den Ländern an der mittleren Donau so festen Fuß, daß sogar in Ungarn, zur Zeit König Ludwigs II., deutsche Bildung, Sprache und Sitte herrschten. „Vom 13. bis zum 18. Jahrhundert", urteilt Ernst Hasse, „waren alle Städte im heutigen Gebiete Ungarns deutsche Siedelungen mit deutschen Wirtschaftsordnungen und deutschen Gemeindeverfassungen. Und über die Zone deutscher ländlicher und städtischer Siedelungen hinaus war nach dem Südosten hin eine weitere breite Zone deutschen Handels und wirtschaftlichen und kulturellen Einflusses gelagert."

Auch die Deutschen in Siebenbürgen erhielten ihre eigene Verfassung. „Durch die Vorrechte König Geisas und besonders den Freibrief König Andreas von 1224, später bestätigt durch König Matthias 1486, wurden die deutschen Siedelungen in Siebenbürgen staatsrechtlich zu einer Einheit der „sächsischen Nation" zusammengefaßt (neben den gleichberechtigten „Nationen" der madjarischen Adligen und Szeklern) und vertragsmäßig mit Sonderrechten ausgestattet." Die Geschichte dieser ungarisch-siebenbürgischen Deutschen, bemerkt Schwicker, fällt im wesentlichen zusammen mit der Geschichte des Städtewesens und des Bürgertums in Ungarn überhaupt.

Die Wahrheit der Worte Theodor Körners:

> Im Unglück erst bewährt sich Männerkraft
> Und Freundestreue prüft man meist im Sturme.

hat Ungarn zur Genüge erfahren, als die Osmanenmacht über dasselbe hereinbrach. Bei der Verteidigung ihres neuen Vaterlandes haben die Deutschen Ungarns nicht allein den Boden desselben mit ihrem Blute genetzt, sondern auch lebhaften Anteil an der Zurückdrängung der Türken genommen. Ihrer Verdienste dabei wird Ernst Hasse nur gerecht, wenn er in seiner „Deutschen Politik" schreibt: „Eine hervorragende Bedeutung hat das Deutschtum der unteren Donauländer besonders in der Umgebung von Ofenpest, in Siebenbürgen, aber auch in Banat und in Kroatien bei der Zurückdrängung der Türken aus jenen Gegenden. Dies muß besonders betont werden gegenüber den Ansprüchen der Madjaren darauf, eine Mauer gebildet zu haben zum Schutze abendländischer Gesittung gegen asiatische Roheit. So ziemlich das Gegenteil ist der Fall. Die Madjaren waren oft die Verbündeten oder zum Heerbann verpflichteten Untertanen der Türken in ihren Kämpfen gegen das Deutschtum. Kein Wunder, daß ein großer Teil der älteren deutschen Besiedelung der heutigen Länder der Stephanskrone sich hierbei verblutete, eine Nachwanderung aus der alten deutschen Heimat erheischte und zum Dank für sein retinere coronam nun als Fremde, als Eindringlinge von den asiatischen hunnischen Einwanderern bezeichnet wurde. Trotz dieser Schwächung des ungarischen Deutschtums in den Türkenkriegen wurde nach dem Entsatze von Wien 1683, dem Friedensschlusse von Szatmár 1711 und von Passarowitz 1718 die Wiederaufrichtung Ungarns im wesentlichen von deutschen Händen in Angriff genommen."

Mit der Wiederaufrichtung Ungarns ging eine deutsche Einwanderung Hand in Hand.

Ueber dieselbe macht ein im Jahre 1896 herausgegebenes amtliches Werk „Die Bevölkerung Ungarns zur Zeit der pragmatischen Sanktion 1720—1721" eingehende Mitteilungen, aus denen wir folgende, die nunmehr eingesetzte deutsche Kolonisation charakterisierende Stellen entnehmen:

„Eine neue und denkwürdige Periode der ungarländischen Einwanderungen eröffnete sich nach dem Frieden von Szatmár. Kaum hatte sich in der Welt die Kunde verbreitet, daß in Ungarn der innere Friede im Jahre 1711 wieder hergestellt war, als auch schon im darauffolgenden Jahre die Einwanderungen aus dem Westen ihren Anfang nahmen. Wirklich bedeutungsvoll wurden dieselben zwar erst nach 1720, doch auch in den vorhergehenden Jahren förderten sie das numerische Wachstum der Bevölkerung unseres Vaterlandes. Allein im Jahre 1712 bezeichnen die Zeitgenossen die Zahl der deutschen Eingewanderten mit 14,000. Sie kamen zumeist aus der Gegend des oberen Rheins, und zwar damals ungerufen, ohne Aufmunterung und Lockung, getrieben von der entsetzlichen Hungersnot, welche in ihrer Heimat infolge der damaligen schlechten Ernte entstanden war. Die ersten Einwanderer waren im ganzen sehr arm und langten ohne jedes Kapital, ohne jedes Vermögen oder materielle Hilfsmittel, meist auf Arbeit ihrer Hände angewiesen, hier an. Die meisten von ihnen wurden von

den Grundbesitzern jenseits der Donau oder den Aerarialbeamten auf ihren unbewohnten Gütern angesiedelt . . . . Die neuen deutschen Ansiedler zeigten sich schon 1715 auf dem Gebiete von ziemlich viel Komitaten. In den Konskriptionen werden sie mit den Namen Franken, Sueven, Burgunder, Schlesier, Oesterreicher bezeichnet und unter diesen Namen sind, wie einzelne Bemerkungen zweifellos erkennen lassen, ausschließlich die neuen Eingewanderten deutscher Zunge gemeint, die von den in einzelnen Komitateu seit Jahrhunderten ansässigen deutschen Einwohnern streng unterschieden werden. Diesen deutschen Ankömmlingen, welche heute allgemein Schwaben genannt werden, sie mögen aus welcher Provinz Deutschlands oder Oesterreichs immer eingewandert sein, begegnen mir schon in der Steuerkonskription zahlreicher Komitate . . . . Die unorientierten Wanderer suchten die von den Türken zurückgewonnenen Länder in erster Linie auf, um daselbst ihr Glück zu versuchen, und viele mußten den Versuch teuer bezahlen. Die Konskriptionen von 1715—1720 geben viele interessante Aufklärungen über das mancherlei Ungemach, die Leiden und Prüfungen dieser wandernden Massen. Ein großer Teil verkümmerte in entsetzlicher Armut, viele ertrugen das Klima nicht und kamen elend um; andere zogen, wanderten jahrelang von einem Ort zum andern, bis sie sich endlich irgendwo ständig niederließen oder der Tod ihrem ewigen Herumstreichen ein Enoe bereitete."

Nachher beförderten und organisierten Maria Theresia und Joseph II. die deutsche Einwanderung in Ungarn. Maria Theresia siedelte etwa 25,000 Deutsche im Banate an und führte etwa 40,000 Deutsche nach der Batschka. Die Zahl der von ihr in Ungarn angesiedelten Deutschen wird auf 80,000 Seelen geschätzt. „Zum Unterschiede von den älteren deutschen Ansiedlern in Ungarn, die größtenteils Nord- und Mitteldeutsche waren, kamen im 18. Jahrhundert", bemerkt Schwicker, „die meisten Kolonisten aus Süd- und Westdeutschland und wurden in ;Ungarn gewöhnlich insgesamt als Schwaben bezeichnet obgleich nicht alle dem eigentlichen schwäbischen Volksstamme angehörten. Die nächste Ursache dieser Auswanderung aus den südlichen Gebieten Deutschlands hat man wohl darin zu suchen, daß die damals österreichischen Vorlande in Breisgau und Schwaben bei der Kolonisierung in erster Reihe in Betracht gezogen wurden und tatsächlich auch zahlreiche Auswanderer lieferten. Nicht minder war von Einfluß das katholische Bekenntnis der Süd- und Westdeutschen; denn die Regierung wünschte in den wiedergewonnenen Ländern nur Katholiken anzusiedeln. Endlich waren im Süden und Westen des Deutschen Reiches Uebervölkerung und der Druck der Kleinstaaterei besonders fühlbar."

Wie in Ungarn, so wurden auch in Böhmen und Mähren deutsche Einwanderer von den einheimischen Fürsten und Grundherren berufen, wegen ihrer höheren landwirtschaftlichen und städtischen Bildung. Die deutsche Besiedelung dieser Gebiete erfolgte auch wohl im Zusammenhange mit dem Vordringen der Deutschen auf der ganzen östlichen Grenze ihres Volkstums im zwölften Jahrhundert. Die Ein-

wanderer waren zu einem großen Teil Niederländer und Rheinländer, aber im Südwesten Böhmens Bayern. Die Kolonisten zerstreuten sich zum Teil über das ganze Land, wo sie inmitten der slavischen Bevölkerung Städte gründeten, siedelten sich aber in geschlossenen Massen in den Böhmen umschließenden Randgebirgen an, die sie teils menschenleer, teils von Nachkommen der früheren germanischen Urbevölkerung, der Markomanen und späteren deutschen Einzüglern besiedelt vorfanden. Denn als die Avaren mit den ihnen nachfolgenden Befulci — den Slaven — ins alte Markomannenland einrückten, besetzten sie zuerst das innere Hügelland von Böhmen und es blieben daselbst die ihnen mitgezogenen Slaven als Ackerbauer. Die germanische Bevölkerung zog sich aber in die Berge zurück, die ihnen gegen die Raubanfälle der wilden Avaren mehr Schutz gewährten. Doch auch daselbst wurden sie von den avarischen Horden aufgesucht, ihre Ansiedelungen vernichtet und sie selbst zum Teil aufgerieben. Denn die Avaren hielten sich mit ihren Herden den Winter über im Flach- und Hügellande inmitten der ihnen untertänigen slavischen Bauernbevölkerung auf, zogen aber im Sommer in die höher gelegenen Gegenden, wo sie gute Weideplätze für ihre Herden vorfanden. Selbstverständlich wurden dort die ihnen sich nicht fügende deutsche Bevölkerung aufgerieben, wo die Avaren ihrer habhaft werden konnten. Die Reste derselben vermischten sich mit den späteren deutschen Einwanderern. Die Nachkommen beider sind das heutige deutsche Volk von Böhmen. Daher begehen die Tschechen eine historische Fälschung, wenn sie sich für Ureinwohner des Landes halten oder so sich nennen.

Nicht die Erfolge, die Karl der Große an der Donau errungen hatte, wiesen seine Unternehmungen gegen die avarisch-slavischen Völkerschaften an der Elbe auf. Zwar verstanden sich die Tschechen nach zwei Kriegszügen, die Karl gegen sie führte, zur Tributzahlung. Es drang auch das Christentum auf zwei Wegen in Böhmen ein, mit der lateinischen Liturgie von Regensburg und mit einer slavischen Liturgie von Mähren aus. Auch die Sorben und Lutizer wurden bekriegt, doch stand bei dem Tode Karls die avarisch-slavische Macht an der Elbe ungebrochen da. Hier im Norden nahm die Unterwerfung der Sachsen die Tatkraft des großen Frankenherrschers so sehr in Anspruch, daß neben dieser Aufgabe, die ihm ganz Lebenszweck war, die Ausbreitung seiner Herrschaft über die elbslavischen Länder ganz zurücktrat. Ja er benutzte sogar die Wenden und besonders die mecklenburgische Obotriten als Hilfstruppen im Kampfe gegen die Sachsen oder, wie sich L. Giesebrecht in seinen „Wendischen Geschichten" ausdrückt, ließ seine slavische Jagdmeute (Sclavi nostri) gegen die nordalbingischen Sachsen los.

Das Ergebnis dieser Politik war, daß das Deutschtum im Norden zurückgedrängt wurde, während es im Süden im Vordringen begriffen war. In der Schlacht bei Swantifeld fielen im Kampfe wider den mit den Franken verbündeten Obotritenfürsten Drazko 4000 Sachsen und weitere 1600 sächsische Edelinge wurden aus Holstein von Karl als Geisel fortgeführt. Einige Jahre später verbannte er wiederum eine Menge Sachsen mit Weibern und Kindern in entlegene Teile des Reiches. Aber nach dem letzten furchtbaren Aufstande des Sachsenvolkes im Jahre 804 suchte er in großem Grimm das nordalbingische Sachsenland mit Feuer und Schwert heim, ließ die am Leben gebliebenen Nordalbingier mit Weiber und Kindern fortschleppen und belehnte den Obotritenfürsten Drazko mit diesem Lande. Nun fluteten die Obotriten in dichten Scharen in die deutschen Gaue. „Schwere Arbeit von Jahrhunderten hat es gekostet", sagt Felix Dahn, „bis das deutsche Schwert und der deutsche Pflug diese diebischen und räuberischen, unstät schweifenden Schafhirten wieder ostwärts zurückgedrängt und das uralt germanische Land, das teilweise wieder zu Heide- und Strauchgebüsch verwildert war, zurückgewonnen hat. Karl hatte es preisgegeben, er hatte diesen Anteil an der Beute seiner slavischen Meute hingeworfen, die ihm den sächsischen Edelhirsch hatte jagen helfen."

Im übrigen war Karl der Große darauf bedacht, die Ostgrenze seines Reiches gegen die avarisch-slavischen Völkerschaften zu schützen. Er errichtete an derselben eine verschanzte Linie und übertrug die Obhut über dieselbe Grenzvorstehern (praefecti limitis) und Markgrafen (comites marcae). In diesen Grenzmarken faßte, wie anzunehmen ist, das fränkische Kolonisationssystem Fuß, wie es zuerst in der Merovingerzeit bei der Besiedelung der durch die ununterbrochenen Kriege verwüsteten und verödeten Ländereien sich ausgebildet hatte. Schließlich ist das von den Franken ausgebildete System, wie Rübel nachweist, im späteren Mittelalter einfach in den slavischen Osten getragen worden und dort zum Grundpfeiler der gewaltigen deutschen Siedelung geworden.

Durch die Kriege Karls verbreitete sich über den Nordosten Deutschlands helleres Licht und trat plötzlich die große Veränderung im Bestande seiner Bewohner hervor, die dort im Verlaufe von sechs Jahrhunderten sich allmählich vollzogen hatte.

Im vorhergehenden Abschnitte dieses Buches haben wir gesehen, wie die Avaren mit ihrem Eroberungs- und Plünderungszuge nicht allein das Land zwischen der Elbe und Saale heimgesucht, sondern auch nach Verdrängung der germanischen Semnonen aus der heutigen Mark Brandenburg denselben bis zu den Gestaden der Ostsee ausgedehnt und

die Slaven als ihre „Befulci" in den verwüsteten und verödeten deutschen Ländern sich niedergelassen haben. Wann die Verschmelzung der herrschenden Avarenschicht mit den slavischen „Befulci" zu einem Volke stattgefunden hat, bzw. die Avaren die Sprache der Slaven angenommen haben, läßt sich nicht mehr ermitteln. Doch scheint sie hier früher und gründlicher geschehen zu sein, als in den Donauländern. Die geringe Anzahl der Avaren im Norden im Vergleich zu denen der Donauebene, wo sie noch in geschlossenen Massen sich umhertummelten, muß naturgemäß den Prozeß ihrer Slavisierung beschleunigt haben, so daß den Deutschen, als von ihren Kriegen mit den Polaben, den nicht germanischen Volksstämmen im Osten der Elbe und Saale, schriftliche Denkmäler Kunde gaben, die letzteren bereits als slavische Völker entgegentraten. Daß aber den deutschen Annalisten oder deren Gewährsmännern die avarische Herrschaft in Ostdeutschland nicht aus dem Gedächtnisse entschwunden war, davon legt in den Annalen die Benennung der Polaben bald als Wenden und Slaven, bald als Hunnen und Avaren Zeugnis ab. Als Zeugen der früheren Herrschaft der Avaren und ihrer Verwandlung in die herrschende Schicht der Slaven dienen auch die sich erhaltenen Dokumente über die Einteilung der Bewohner des Daleminzierlandes. Aus anderen Gegenden der einst slavisch gewordenen Gebiete liegen wohl solche klare und überzeugende Beweise nicht vor, doch lassen die Ueberreste der Supanenverfassung in denselben erkennen, daß auch dort ähnliche Verhältnisse einst geherrscht haben, wie im Lande der Daleminzier.

Der Sohn Karls, Ludwig der Fromme, sorgte mehr für die Ausbreitung geistlicher, als weltlicher Macht östlich von der Elbe. Während seiner Regierung wurde das Bistum Hamburg gegründet, dem in jenen Zeiten die Aufgabe zufiel, die Leuchte des Christentums zu den Wenden zu tragen. Sonst wurden während der Herrschaft der Karolinger deutscherseits keine Fortschritte im Kampfe gegen die Slaven gemacht. Teils ruhte derselbe, teils machten sich unterworfene slavische Stämme wiederum unabhängig, teils suchten sie die deutschen Grenzgaue mit Plünderungszügen heim. Besonders verheerend wurden dieselben, als seit dem Jahre 907 die Madjaren sich den Slaven beigesellten oder sich ihnen, wie einst die Hunnen und Avaren, als Führer aufdrängten. Doch der neuerkorene König der Deutschen, Heinrich I., genannt der Vogler, setzte diesen Raubzügen eine Grenze und trug den Krieg in das wendische Gebiet. Er unterwarf sich die Daleminzier und andere avarisch-slavischen Stämme, befestigte die Burg Meißen, zwang die Tschechen zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit, brachte den eingefallenen Madjaren im Jahre 933 eine

blutige Niederlage bei Rade bei, zog im folgenden Jahre siegreich über die Eider und gewann die schleswigsche Mark wieder.

Was der kriegsgeübte und umsichtige König Heinrich begonnen, das führte sein herrlicher Sohn Otto I. der Große weiter. Wenn auch er seine hochfliegenden Pläne, alle wendischen Völker im Osten seines Reichs sich und der deutschen Kultur zu unterwerfen, nicht verwirklicht sah, so wurden doch bis zur Oder alle polabischen Stämme unterworfen und zur Tributpflichtigkeit gezwungen. Ihre Fürsten und Häuptlinge erhielten sodann als deutsche Reichsfürsten ihr Land zu Lehen. Selbst der Polenherzog Mieschko oder Mieczislaw mußte die Lehnsoberhoheit des Deutschen Reichs anerkennen. Denn in der Absicht Kaiser Ottos und seiner Vorgänger lag es wohl nicht, die Wenden zu verdrängen und an ihre Stelle Deutsche zu setzen. Wenn sie den Krieg gegen die Wenden aufnahmen, so folgten sie vor allem der an sie herantretenden Notwendigkeit, die Grenzen des Reiches gegen die Einfälle der unruhigen und räuberischen avarisch-slavischen Völkerschaften zu schützen und den letzteren vorzubeugen. Auch hielten sie als Schirmherren der christlichen Kirche für ihre Pflicht, für dieselbe einzutreten und für die Verbreitung der christlichen Lehre unter den Heiden Sorge zu tragen. Bei Kaiser Otto I. wird zu diesen Triebfedern des Vorgehens gegen die Wenden noch die Erwägung hinzugetreten sein, daß ihm als Nachfolger der römischen Kaiser die Weltherrschaft und daher auch die Obergewalt über die Wenden zukomme. Es ist aber kaum anzunehmen, daß sie sich von der Erinnerung an die frühere Ausdehnung des deutschen Landes bis zur Weichsel leiten ließen, obgleich dieselbe nicht ganz im Gedächtnis des Volkes erloschen war. Daher schreibt auch Einhard: Natio quaedam Sclavenorum est in Germania und Adam von Bremen: Sclavonia amplissima Germaniae provincia. So hätten sie aber nicht schreiben können, wenn sie nicht die jetzt von Slaven bevölkerten Gebiete als zu Germanien gehörig und in Germanien belegen angesehen hätten.

Wo die Slaven Tribut und Heeresfolge leisteten und dem Christentum keinen Widerstand entgegensetzten, behielten sie also ihre Fürsten und Stammeshäupter und konnten nach ihrem einheimischen Recht leben. Doch durch treulose Abfälle und häufige Empörungen verschlimmerten sie ihre Lage und zwangen Kaiser Otto und seine Nachfolger, feste Burgen im Wendenlande anzulegen, in dieselben deutsche Krieger als Besatzungen zu legen und unter deren Schutze deutsche Kolonisten anzusiedeln. Das zur Strafe für ihre Abfälle den Wenden abgenommene Land und das heidnische Tempelgut erhielten deutsche Mannen zu Lehen. Neuerbaute Burgen und den Eingeborenen abge-

nommenen Festen, mit deutscher Mannschaft besetzt, sollten die ersteren in Unterwürfigkeit erhalten und den Einfällen des Feindes wehren. Den Kern der deutschen Kriegsmacht bildete das königliche Kriegsvolk, das in den Burgen als Besatzung stand. Es bestand aus freien Dienstleuten, die teils mit Grundstücken belehnt waren, teils Sold und Geschenke erhielten. Den Oberbefehl in den Burgen führten vom König eingesetzte Burgherren, die mit den deutschen Dienstleuten und Kriegsknechten im Lande den Wachdienst versahen. In Zeiten der Gefahr wurde noch ein nationaler Heerbann aufgerufen.

In den Kämpfen mit den Wenden fand Otto in dem Verweser des Herzogtums Sachsen, Hermann dem Billunger und in dem Markgrafen Gero tatkräftige Unterstützung. Besonders war der letztere, ein streitbarer Kriegsmann von großer Verschlagenheit, unermüdlich im Kampfe wider die Wenden. Er eroberte auch die Mark Brandenburg.

Doch nicht allein durch Erfolge auf dem Kriegsfelde, durch Burgen und deren deutsche Besatzungen suchte Otto I. die wendischen Lande an sein Reich zu fesseln. Dem Krieger folgte der Geistliche und der Kolonist, die christliche germanische Bildung unter die unterworfenen Wenden bringen sollten. Zur Bekehrung derselben gründete der Kaiser die Bistümer zu Oldenburg in Wagrien, zu Merseburg, Zeitz, Meißen, Havelberg und Brandenburg, welche dem Erzstifte Magdeburg als der Metropole untergeordnet wurden.

Die schwere Niederlage, die Kaiser Otto II. bei Basantello in Unteritalien erlitt, zeitigte einen allgemeinen Aufstand der Wenden, welche Hamburg verbrannten, Brandenburg und Havelberg wieder eroberten, die Bischofssitze zerstörten, die Kirchen niederrissen und die Deutschen im Lande zum Teil ermordeten, zum Teil vertrieben.

Zwar wurde unter Otto III. Brandenburg wieder gewonnen und durch die Verteilung des Gebiets, das einst Gero besessen, in drei Markgrafschaften: die Nordmark, die Thüringer Mark und die Ostmark oder Lausitzer Mark, die Ostgrenze besser geschützt. Auch erwies dem jugendlichen Kaiser der Sohn Mieczislaws, der Herzog Boleslaw Chrobry von Polen große Ehrerbietung, empfing ihn mit gewaltigem Pomp in Gnesen, wo der Sitz eines Erzbischofs begründet, aber zugleich die polnische Kirche von der Metropolitankirche von Magdeburg losgelöst wurde. „Gott mag es dem Kaiser vergeben, schrieb der Bischof Thietmar von Merseburg, „daß er den Polenherzog, der bisher ein zinspflichtiger Mann war, zum Herrn machte und so hoch erhob, daß er bald die, welche ihm einst vorgesetzt waren, unter seine Herrschaft zu bringen und zu Knechten herabzudrücken suchte".

Die Gründung einer Metropolitankirche zu Gnesen hatte aber zur Folge, daß immer seltener deutsche Geistliche nach Polen strebten, um dort das Kreuz zu predigen. Auch schien Boleslaw die Zunahme ihrer Zahl in seinen Landen nicht gern zu sehen, da er Geistliche für die örtlichen Kirchen aus Italien kommen ließ. Nur die Geistlichkeit des Bistums Posen, das noch dem Magdeburger Erzbischof untergestellt blieb, bewahrte noch ihren deutschen Charakter. Aber derselbe schwand auch, als dieses Bistum Gnesen untergestellt wurde.

Im übrigen hielt Boleslaw mit seinen Unabhängigkeitsabsichten zurück, solange Kaiser Otto III. lebte. Nach dessen Tode und die Ermordung des Markgrafen Eckhard von Meißen, den Thietmar verherrlicht als „des Reiches Zier, des Vaterlandes Trost, die Hoffnung derer, die ihm anvertraut waren, den Schrecken der Feinde"' trat er mit seinen Absichten hervor. Die führten aber zu schweren Kriegen mit dem Kaiser Heinrich II. Der Polenherzog erreichte seine Absichten nicht vollständig, die deutsche Oberherrschaft abzuschütteln und ein großes unabhängiges Slavenreich zu gründen. Denn in dem Frieden zu Bautzen wurde sein Lehnsverhältnis zu Heinrich II. nicht aufgehoben, ihm verblieb aber der Besitz der Lausitz.

Unter Benutzung der durch die Kriege Heinrichs II. mit Boleslaw geschaffenen Verhältnisse erregten die Wenden einen furchtbaren Aufstand, in dem die Deutschen im Wendenlande beinahe vollständig ausgerottet, Kirchen und Klöster der Erde gleichgemacht wurden. „Christenblut", schreibt L. Giesebrecht in seinen „Wendischen Geschichten", „galt als das angenehmste Opfer, das den Göttern konnte gebracht werden, gefangene, auf den unablässigen Raubzügen fortgeschleppte Christen erfuhren die grausamste Behandlung. Wer am Leben erhalten wurde um des Lösegeldes willen, mußte wenigstens harte Bande und unglaubliche Marter über sich ergehen lassen. Die zum Tode bestimmt waren, wurden auf die qualvollste Weise umgebracht. Man schlug sie ans Kreuz, riß ihnen die Eingeweide aus dem Leibe."

So wogte der grauenvolle Kampf zwischen Deutschen und den polabischen Völkerschaften hin und her, bis drei tatkräftige deutsche Fürsten den deutschen Waffen das Uebergewicht verschafften und dadurch eine Entscheidung herbeiführten. Durch eine entschlossene Besiedelung der gewonnenen Lande mit deutschen Einwanderern machten sie die Wiederkehr der Aufstände zur Unmöglichkeit und gewöhnten die Eingebornen an deutsche Kultur und Gesittung. Diese drei Fürsten waren Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär und Konrad von Wettin.

Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen führte seine Schläge

vorzüglich gegen die Obotriten. Im Kampfe wider dieselben fand er tatkräftige Unterstützung bei Adolf von Schauenburg, Grafen von Holstein, und Heinrich von Ratzeburg. Von dem ersteren erwarb er Lübeck, das er mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit ausstattete. Deutsche Kaufleute und Handwerker strömten in Massen dem neuen Handelsorte zu. Bald wurde dasselbe ein Emporium deutschen Lebens an der Ostsee, reich durch Handel und angesehen durch den Unternehmungsgeist seiner Bürger. Nach Lübeck verlegte Heinrich der Löwe den Bischofssitz von Oldenburg und gründete das Bistum Schwerin.

Nach den hartnäckigen Kriegen, die die Zwischenzeit zwischen Empörung und Abfall der Polaben und deren Unterwerfung ausfüllten, lag das Obotritenland nach dem Berichte Helmolds da wie eine Wüste. Waren auch einige der alten Bewohner zurückgeblieben, so mußten sie doch, durch Hunger fortgetrieben, aus ihrer Heimat weichen, denn die Felder waren verödet; es fehlte an Brotkorn. Scharenweise flüchteten sich die Wenden nach Dänemark und zu den Pommern. Aber sie fanden jenseits des Meeres kein Mitleid, nicht einmal bei ihren Stammesgenossen. Ohne Erbarmen, so lesen wir bei Helmold, wurden die fremden Gäste an andere slavischen Völker, an Polen, Sorben, Böhmen verkauft. (Helm. II. 5).

Das eroberte Land verteilte Herzog Heinrich an seine Kampfgenossen, baute Burgen und legte feste Plätze an, die sich zu Städten entwickelten, rief Ansiedler aus Sachsen, Westfalen, Holland und Flandern herbei und suchte das mit dem Schwerte Errungene durch bürgerliche Einrichtungen, durch christliche Bildung und zweckmäßige Ordnungen festzuhalten. Kirchen und deutsche Gemeinden entstanden, überall entfaltete sich ein neues reges Leben, dagegen zogen sich die Wenden zurück und nahmen allmählich ab, so daß das Land ein deutsches Aussehen erhielt. Mit der Ausbreitung der deutschen Herrschaft wurde auch der Missionstätigkeit der christlichen Geistlichkeit ein weites Arbeitsfeld geöffnet. Die heiligen Haine und andre heidnische Heiligtümer der Eingebornen verschwanden und machten Platz christlichen Gotteshäusern. So wurde das östliche Holstein, Lauenburg und Mecklenburg für das Christentum und Deutschtum gewonnen. Und zwar machte die Verdeutschung dieser Länder so bedeutende Fortschritte, daß der Chronist Helmold im Jahre 1171 die beiden ersteren gleichsam eine große Sachsenkolonie nannte. Zwei Menschenalter später werden in der Diözese Ratzeburg 277 Ortschaften aufgezählt, von denen nur acht mit Slaven besiedelt gewesen sein sollen.

In Mecklenburg wurden die Landschaften westlich und südlich vom Schweriner See, die Heinrich der Löwe in eigene Verwaltung genommen hatte, zuerst von den Deutschen kolonisiert. Zuletzt drang die deutsche Kolonisation in das östliche Mecklenburg, das Heinrich der Löwe dem Abotritenhäuptling Pribislaw zu Lehen übergeben hatte. Derselbe war auch bestrebt, sein Gebiet zu kultivieren und mit deutschen Ansiedlern zu besetzen. Bald erschienen an den slavischen Fürstenhöfen deutsche Edle als willkommene Gäste und wurden ihren eingeborenen Standesgenossen vorgezogen, so daß der Fürst vorzüglich aus ihnen seine Umgebung wählte. So wurden die deutschen Ministriale bald das ausschlaggebende Element an dem slavischen Fürstenhofe. Die Begründung deutscher Städte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts — Rostocks, Gadebuschs, Parchiens, Wismars und Güstrows — besiegelten den Sieg deutschen Lebens und germanischer Kultur auch in der Osthälfte Mecklenburgs. Sehr möglich auch, daß diesen Sieg nicht nur in Mecklenburg, sondern auch in Brandenburg und der Mark Meißen beschleunigt hat die Masse der von den Polaben aus den sächsischen und thüringenschen Grenzdistrikten entführten und zu Knechten gemachten Deutschen, die nach der Begründung der deutschen Herrschaft in den polabischen Ländern in ihrer Nationalität erhalten wurden und nachher mit den eingewanderten Deutschen zu einer gleichartigen Bevölkerungsschicht verschmolzen. Inwieweit auch die Reste der daselbst nachgebliebenen deutschen Urbevölkerung, von der im vorhergehenden Abschnitte die Rede war und die Erinnerung an die angestammte deutsche Periode dabei mitgewirkt haben mögen, entzieht sich jetzt unserer Kenntnis.

Nicht minder erfolgreich war die Tätigkeit des mit der Altmark belehnten Grafen Albrecht von Ballenstedt, im Volksmunde genannten Albrecht des Bären. Ein streitbarer Heerführer, der mit den Gaben des Feldherrn die des Herrschers und Administrators verband, nahm er im Jahre 1157 wieder Brandenburg den Polaben ab und machte es zu seinem Regierungssitz. Durch glückliche Feldzüge erweiterte er die Grenzen seines Besitzes und unterwarf das Land bis zur Oder. Nach deutschem Rechte nahm Albrecht der Bär einen Teil des eroberten Grund und Bodens für sich und seine Kriegsleute vorweg, den andern Teil ließ er im Besitz der Eingebornen für einen festgesetzten Zins. Mit dem ihm zugefallenen Teil belehnte er seine deutschen Krieger, in erster Reihe freie Adelige, die aus allen Gauen Deutschlands zugeströmt kamen, um sich im fernen Osten Ehre und Besitz zu erkämpfen. Doch auch Dienstleute wurden mit Land belehnt, die durch Treue, Umsicht und Tapferkeit den Fürsten zum

Danke verpflichteten. Ein jeder erhielt als Rittergut vier bis sechs Hufen und mußte sich dafür seinem Lehnsherrn zum Kriegsdienste mit Roß und Knecht verpflichten.

Auch suchte Albrecht der Bär den wendischen Adel mit seiner Herrschaft und der deutschen Kultur zu befreunden, indem er denselben den eingewanderten deutschen Vasallen gleichstellte. Die Gemeinsamkeit der Standesinteressen und der Religion, sowie Wechselheiraten verwischten mit der Zeit die nationalen Unterschiede im Adel, indem der wendische sich der deutschen Sprache und Sitte unterordnete.

Auch die Bewohner der Städte und des flachen Landes wurden allmählich dem Deutschtum gewonnen. Um das durch Kriege und den teilweisen Fortzug der Polaben entvölkerte Land zu besiedeln, ließ der Markgraf von Brandenburg durch ganz Deutschland Aufrufe ergehen, die zur Einwanderung einluden. Die Anerbieten, die er machte, waren so verlockender Natur, daß Auswanderer scharenweise dem fernen Osten zuströmten, zumeist aus Westfalen, Friesland, Holland und Flandern. Diese erhielten für die Verpflichtung zum Kriegsdienst und zur Leistung gewisser Abgaben Land, legten Dörfer an und, in ihrer früheren Heimat im Kampfe gegen das nasse Element gestählt, dämmten die Flußläufe ein, trockneten durch gezogene Gräben und Kanäle sumpfige Niederungen aus und verwandelten dieselben in fruchtbares Acker- und Wiesenland.

Das Verfahren bei der Begründung einer Ansiedelung war gewöhnlich folgendes: der Markgraf übergab eine Fläche Landes, 40 bis 60 Hufen, einem Vermittler oder Unternehmer, der sich verpflichtete, ein Dorf zu gründen und mit Bauern das Land zu besetzen. Von dem Lande nahm er für sich und die Kirche einen Teil als freies Eigentum ab, das übrige verteilte er, in Grundstücke zerschlagen, an Bauern, welche für das ihnen als erbliches Lehen übergebene Land eine Grundsteuer an den Markgrafen und den Zehnten an die Kirche zu entrichten hatten. Beide Leistungen waren mäßig, eine jede betrug von der Hufe 1/4 Mark Silbers. Außerdem hatte der Bauer Spanndienste für den Grundherrn zu leisten, aber auch im beschränkten Maße, das der letztere nicht willkürlich erhöhen konnte. Mußte das Land erst gerodet werden, so wurden dem neuen Ansiedler Freijahre zugestanden, in denen er die Steuer nicht entrichtete.

Für seine Mühewaltung wurden dem Unternehmer manche Vorrechte gewährt. Als Erbschulze des Dorfes, der mit den von den Bauern erwählten Beisitzern oder Schöffen die niedere Gerichtsbarkeit ausübte, erhielt er einen Dritteil der gerichtlichen Geldstrafen. Den andern Teil derselben, sowie den von den Bauern zu entrichtenden Zins lieferte er dem Markgrafen ab. Mit seinem Amte war auch oft

das Vorrecht verbunden, Mühlen und Getränkehandlungen anzulegen. Im Landgericht, in dem den Vorsitz ein vom Markgrafen ernannter Vogt führte, übten die Schulzen des Gerichtssprengels das Amt der Beisitzer oder Schöffen aus.

Ein ähnliches Verfahren wurde auch bei der Gründung neuer Städte und der Umwandlung slavischer Ortschaften in deutsche Städte beobachtet. Nur übertrafen die dem Unternehmer übergebenen Landflächen an Größe bei weitem die für Dorfansiedlungen bestimmten. Auch da nahm der Unternehmer einen Teil des Landes für sich vorweg, die übrigen Landlose verteilte er an deutsche Ansiedler. Von diesen erhielt ein jeder ein Grundstück innerhalb der Stadtmauer zum Bau eines Hauses und außerhalb der Stadtmauer, im Weichbilde der Stadt, ein größeres Grundstück als Acker und Wiese. Denn die Städtebewohner beschäftigten zu der Zeit sich nicht allein mit Handel und Gewerbe, sondern auch mit dem Ackerbau. Das Weideland verblieb ihnen meist gemeinsam. Von den Grundstücken hatten sie einen Zins zu entrichten, von dem dem Vorsitzenden des Stadtgerichts, dem Stadt- oder Lehnschulzen $^1/_3$, dem Markgrafen $^2/_3$ zufielen. In gleicher Weise wurden auch die Strafgelder verteilt. Das Amt des Stadtschulzen war vererblich in der Familie des Unternehmers, zu dessen Verpflichtungen die Erbauung des Rathauses und der Kaufhallen, die Befestigung der Stadt mit Wall und Graben gehörte. In der ersten Zeit waren die Stadtbefestigungen, wie auch die strohgedeckten Häuser in der Stadt aus Holz. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als man begann die Häuser in der Stadt aus Stein und Ziegel aufzuführen, traten an Stelle der Wälle und hölzernen Brustwehren Mauern und Türme aus Stein. Ihre Stadt hatten die Bürger selbst zu verteidigen und zu schirmen. Daher verstanden sie mit den Waffen ebenso gut umzugehen, wie mit der Elle und dem Handwerkszeug. Wie die Rechtssprechung in den Städten dem Stadtschulzen unter Beihilfe der von den Bürgern erwählten Schöffen zufiel, so war die eigentliche Verwaltung der Stadtgemeinde dem Rat anvertraut, der aus zwölf von den Bürgern aus ihrer Mitte erwählten Ratsherren bestand, von denen ein Teil alljährlich vom Amte zurücktrat und einer Neuwahl unterworfen wurde.

Die Bürger und Bauern waren persönlich frei und somit die Lage der letzteren in Brandenburg weit besser und gegen Rechtswillkür mehr geschützt, als im westlichen Deutschland.

Die rechtlich geschützte Lage, der Wohlstand, die höhere Kultur und Gesittung des deutschen Ansiedlers, der Fleiß und die Umsicht, mit dem er den Boden bearbeitete und Wälder, Einöden und Sümpfe

in Felder und grünendes Wiesenland verwandelte, blieben nicht ohne Eindruck und Nachahmung bei seinem wendischen Nachbarn. Waren doch die Deutschen seit dem Mittelalter ganz vortreffliche Bauern geworden. „Fleiß, Eifer, Geduld, liebevolle Pflege der Scholle, Freude am Landbau", schreibt F. Dahn in seiner „Geschichte der deutschen Urzeit", „zeichnen sie aus; sie scheuen die schwerste Arbeit mit Pflug und Sense nicht. Es war nicht immer so . . . erst seit Einverleibung in das Frankenreich, ja erst seit der Karolingerzeit haben die großen Rodungen und Entsumpfungen in Deutschland begonnen." Was Wunder, daß vorzüglich die Ueberlegenheit der deutschen Ansiedler im Landbau den größten Eindruck auf die wendischen Eingebornen und sie dadurch der deutschen Kultur zugänglich machte. Hatten sie doch ihre Götter zugleich mit ihrer Freiheit stürzen gesehen und alles Vertrauen zu denselben verloren. Damit war auch die Wurzel ihrer nationalen Kraft und ihres Widerstandes gegen die neue Zeitströmung gebrochen. Fast willenlos folgten sie derselben und suchten sich den neuen Verhältnissen anzupassen, besonders da diese eine Verbesserung ihrer rechtlichen und wirtschaftlichen Lage mit sich brachten. Waren doch die wendischen Bauern ihrer Mehrzahl nach leibeigen, frühere Kriegsgefangene und Nachkommen von unterworfenen Fremden. Denn wohl nirgends war Menschenraub und Menschenhandel so ausgebreitet wie im Wendenlande zur Zeit dessen Freiheit. Aller Wahrscheinlichkeit nach war diese der Menschheit unwürdige Beschäftigung das Vermächtnis der durch die Hunnen- und Avarenherrschaft daselbst geschaffenen Zustände, die auch dem wehrlosen Flüchtlinge gegenüber keine Schonung kannten. Auch die Lebensstellung der persönlich freien wendischen Bauern war eine so wenig rechtlich gesicherte, daß sie ganz der Willkür des Grundherrn preisgegeben waren. Anders konnte es auch gar nicht sein, da das Verhältnis des Grundherrn zu dem Bauer auf Grundlage der früheren Supanenverfassung sich entwickelt hatte. Also mußten die wendischen Bauern die Ausdehnung des deutschen Rechts auf sie an Stelle des wendischen als eine Wohltat betrachten, da dieselbe sie erst zu einem menschenwürdigen Dasein erhob. Daher kann man von verlorener Freiheit im Wendenlande nur in bezug auf die daselbst herrschenden Klassen, auf den Adel und die heidnische Geistlichkeit sprechen. *Für die große Masse des Volkes brachte die deutsche Herrschaft nicht Unfreiheit, sondern Befreiung von einem Dasein in schwerer Knechtschaft.* Da im übrigen die Wenden auf Schritt und Tritt die Ueberlegenheit der Deutschen wahrnahmen, so lernten sie zu allem, was deutsch war, wie zu etwas Höherem hinaufblicken. Sie nahmen allmählich deutsche Sprache und

Sitte an, unterwarfen sich freiwillig der deutschen Gerichtsbarkeit, suchten in ihre Dörfer dieselbe Verfassung einzuführen, die für die deutschen Ansiedlungen sich so zweckmäßig erwies, kurz, taten in allem dem Deutschen gleich oder ihm nach. So schwand der Unterschied zwischen den deutschen und wendischen Bewohnern des Landes immer mehr, zuerst in den Städten, dann auf dem Lande bis in den entferntesten Fischerdörfern, so daß sich mit der Zeit die Mark Brandenburg in ein rein deutsches Land verwandelte.

Kriegsgeübte, kühne und umsichtige Nachfolger setzten das von Albrecht dem Bären begonnene Werk erfolgreich fort, erweiterten die Grenzen ihrer Besitzungen und zugleich den Umfang des dem Deutschtum geöffneten Gebiets. Dadurch stieg ihr Ansehen unter den Fürsten des Reiches. Otto I. versah das Amt eines Reichserzkämmerers auf dem Reichstage zu Mainz und Albrecht II. wird für den Gründer von Berlin gehalten, das um das Jahr 1242 Stadtrechte erhielt. Da die Bürger Berlins ursprünglich zum größten Teil sich mit dem Ackerbau beschäftigten, so umfaßte das Weichbild der Stadt 124 Hufen.

Albrechts II. beide fehdelustigen, ritterlich tapferen Söhne Johann I. und Otto III., die wie getreue Brüder in Freud und Leid zusammenhielten, erweiterten bedeutend den Umfang Brandenburgs. Von den Pommernherzögen eroberten sie die Uckermark und das Land Stargard, erwarben von dem Herzoge von Unterschlesien die Landschaft Lebus und gründeten hier eine deutsche Stadt — Frankfurt an der Oder. Doch die wichtigste Erwerbung war die der Neumark. Dieses wald- und wasserreiche Land war der Zankapfel zwischen Polen und Pommern gewesen und in den beständigen Grenzkriegen verwildert und entvölkert. Doch bereits ward es auch von der deutschen Kolonisation ergriffen. Der Polenherzog hatte nämlich Tempelrittern Land nördlich von Küstrin zu Lehen gegeben, die ihre Besitzungen auch nach Pommern hin ausdehnten. Unter dem Schutze ihrer Burgen entstanden dann deutsche Niederlassungen. Doch die Germanisation des Landes kam in rechten Fluß, als die Markgrafen von Brandenburg teils vertragsmäßig von den Polen, teils im Kampfe mit den Pommern den ganzen Landstrich an der Warthe und nördlich von derselben erwarben, der den Namen der Neumark erhielt. In dem neuerworbenen Gebiet wurde 1257 Landsberg gegründet. Endlich kauften die Markgrafen von Brandenburg vom Böhmenkönig Ottokar die Oberlausitz mit Bautzen, Görlitz und Laubau. „Aber noch mehr, als ihre glänzenden Kriegstaten und umsichtigen Unterhandlungen", urteilt W. Pierson in seiner „Preußischen Geschichte", „nutzte die kluge Sorgfalt, die sie auf die innere Entwicklung der

Mark verwendeten. Gleich ihrem Ahnherrn sorgten sie unablässig für den Anbau und die Verdeutschung des Landes, zogen deutsche Bauern in die Wälder und Wüsten, deutsche Bürger in die Ortschaften der Slaven und förderten die schon vorhandenen deutschen Gemeinden durch Verleihung neuer Freiheiten und Rechte."

Endlich schützte der Dritte im Bunde jener ostdeutschen Fürsten, die dem Deutschtum im Wendenlande schließlich den Sieg erfochten, Konrad, Graf von Wettin, belehnt mit der Mark Meißen, als tapferer und erfahrener Kriegsmann nicht allein erfolgreich die Ostgrenze des Reiches, sondern suchte auch durch Ansiedelung deutscher, besonders flämischer Kolonisten seine Markgrafschaft zu bevölkern und deutscher Kultur zugänglich zu machen. Ueber ihn urteilt Schafarik, er habe sich in den Jahrbüchern der Menschheit dadurch verewigt, daß er die slavische Nationalität der Sorben jenseits der Elbe auf jede Art und Weise, durch das Schwert, wie durch böse Künste (?) und List bis auf den Grund ausrottete.

Von Meißen aus wurde die deutsche Kultur in die Lausitze getragen, die daselbst endgültig Fuß faßte, als diese Länder von der Herrschaft der Polen befreit wurden. Doch erhielten die dortigen Sorben länger ihre Nationalität aufrecht, da bei ihnen das Christentum ohne bedeutenden Widerstand Eingang gefunden hatte. So fiel auch die Veranlassuug für eine Unterdrückung ihrer Nationalität fort. Denn den Untergang des Slaventums im östlichen Deutschland beförderte und beschleunigte nicht so sehr das dem Deutschen fremde Volkstum, als die Zähigkeit, mit der es sich an seinem heidnischen Glauben hielt und der christlichen Lehre Widerstand entgegensetzte.

Bei den in der Meißener Mark seßhaften Daleminziern hatte sich die Supanenverfassung in großer Reinheit bis in die Zeit der deutschen Herrschaft erhalten. Aus den aus dieser Zeit stammenden Urkunden ist das Wesen derselben deutlich zu erkennen. Wir haben es im vorhergehenden Abschnitte dieses Buches ausführlicher geschildert. Daher genügt hier die Bemerkung, daß aus wenigen slavischen Gebieten sich derartige Urkunden erhalten haben. Doch selbst da, wo die Quelle der Kunde über die Vorgeschichte der Slaven zum Teil versiegt, zum Teil trübe fließt, berechtigen die geringen und unvollständigen Nachrichten zu dem Schlusse, daß eine ähnliche Verfassung, wie bei den Daleminziern, bei den übrigen Slavenstämmen geherrscht habe und diese ihre Verfassung, die Gestaltung ihres öffentlichen Lebens avarischen Ursprungs gewesen ist.

So war der jahrhundertelange Kampf zwischen Deutschen und Wenden zugunsten der ersteren entschieden. Es mußten dieselben siegen, da die Wenden nicht als ein in sich geschlossenes Volk in den Kampf eintraten, noch während dessen zu einem solchen sich emporarbeiteten. Daher werden wir dem Urteil L. Giesebrechts beistimmen, dem er in seinen „Wendischen Geschichten" mit folgenden Worten Ausdruck verleiht: „Die Wenden haben es zu keiner geschichtlichen Ueberlieferung gebracht, nicht einmal zu historischen Gedichten, wie die Germanen schon in den Tagen des Tacitus (Tac. Germ. 2). Doch hatte das Volk rühmliche Kriegstaten ausgeführt und Siege erfochten, nur einen nationalen Helden hat es nicht gehabt, der dem Epos und der Sage einen Inhalt hätte geben können. Ein gemischtes Geschlecht, schwankend in ihrem Glauben, Recht und Sitte nicht selten in schneidendem Widerspruch, waren die Wenden bereits eine zerfallene Nation, als sie mit den Franken in Berührung traten. So konnte aus ihrer Mitte manches Tüchtige hervorgehen, was Einzelnen, was Familien, was Genossenschaften ausführbar ist, nichts, was nationale Einheit voraussetzt."

Es ist gegen die Deutschen der Vorwurf erhoben worden, sie hätten die Wenden mit Feuer und Schwert ausgerottet. Freilich hat die Wiedergewinnung des einst von Deutschen bewohnten und besessenen Landes viel Blut gekostet. Doch große geschichtliche Ereignisse werden selbst in unserer humanen Zeit durch Blut und Eisen geschmiedet. Konnte man etwas anderes vom Mittelalter erwarten? Und haben die Wenden nicht selbst ihre Sache auf die Spitze des Schwertes gestellt? Sind sie nicht selbst in deutsche Grenzländer eingebrochen, sobald sie dieselben unbewacht und unbeschützt wähnten, haben sie nicht in dieselben Vernichtung und Verheerung getragen, sie entvölkert und ihre Bewohner in die ärgste Sklaverei geführt? Haben sie in den Kriegen um ihre Freiheit nicht Greueltaten verübt, die ihnen nach der Anschauung jener Zeit das Recht auf Schonung nahmen? War überhaupt Krieg und Eroberung hier Selbstzweck? Standen sie nicht im Dienste einer höheren Idee? War es nicht der Kampf des siegreichen Christentums wider das absterbende Heidentum, das Ringen einer höheren Zivilisation mit der barbarischen Unkultur? Sind die Wenden nicht unterlegen, weil sie ihre Volksfreiheit an das abgelebte Heidentum und seine Kulturlosigkeit knüpften? Und die Volksfreiheit? Wem kam sie zugute, wer fühlte ihre erwärmenden Strahlen? War es nicht eine geringe Zahl von Auserwählten, den Nachkommen hunnischer und avarischer Eindringlinge? Schmachtete dagegen nicht die große Masse des Volkes in tiefster Knechtschaft, aus der erst das Christentum und die deutsche Herrschaft sie emporrichtete? Erachteten es nicht

die wendischen Bauern als eine Gunst des Schicksals, wenn sie in ihren Rechten mit den deutschen Bauern gleichgestellt wurden?

Diese und ähnliche Fragen drängen sich auf und fordern gebieterisch ihre Beantwortung, wenn die große Umwandlung, die sich im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts im Osten Deutschlands vollzog, im Lichte der Geschichte beleuchtet wird. Dann wird man sie auch nicht als das Ergebnis eines rohen Kampfes, in dem der Stärkere siegt, halten, sondern als eine geschichtliche Notwendigkeit, hervorgerufen durch das Walten geistiger Mächte. Anders läßt sich auch gar nicht die Eindeutschung Pommerns und Schlesiens erklären. Da hat ja nicht das deutsche Schwert gewütet, sondern slavische Fürsten haben aus eigenem Antriebe die Germanisation ihres Landes betrieben und schließlich in friedlicher Weise zuwege gebracht. Sie folgten dem Schritte und dem Geiste der Zeit, die entsprungen waren aus der Ueberlegenheit des Deutschtums dem Slaventum gegenüber.

Beide Länder, Schlesien und Pommern, waren von polnischen Volksstämmen bewohnt. Doch waren die Bewohner Pommerns, der früheren Heimat der germanischen Rugier, wie W. Pierson in seiner „Preußischen Geschichte" hervorhebt, in ihrem Charakter von den übrigen Polen sehr erheblich verschieden. „Denn den Pommern zeichnete in ungewöhnlichem Grade die Tugend der Standhaftigkeit aus; seine Tapferkeit war von der zähesten Ausdauer, seine Treue und Anhänglichkeit unerschütterlich."

Die angeführten Eigenschaften — Standhaftigkeit, Treue und Anhänglichkeit — trifft man bei den eigentlichen Polen nicht sehr häufig an, wenn man auch ihrer Tapferkeit volles Recht widerfahren lassen wollte. Daher werden wir berechtigt sein, die den Polen zum Teil fremden Eigenschaften der Pommern, welche als Gemeingut des deutschen Volkes angesehen werden, auch dem Einschlag germanischen Gewebes zuzuschreiben, der durch die Blutmischung der einwandernden Slaven mit den zurückgebliebenen germanischen Ureinwohnern des Landes gebildet war und Jahrhunderte noch nachwirkte. „So wurde hier," schreibt Pierson, „auf den zähesten der slavischen Volksstämme der kernigste Zweig vom deutschen Baume gepflanzt; die Geschichte hat gezeigt, wie glücklich diese Mischung war."

In den Pommern umliegenden Ländern, in Meklenburg und Brandenburg hatte das Kreuz seinen siegreichen Einzug gehalten und Polen war durch seine Herrscher der christlichen Lehre zugeführt worden. Da waren auch die Tage des Heidentums in Pommern gezählt. Das Volk hatte den Glauben an seine Götter verloren, als es deren Hilflosigkeit im Kampfe wider das siegreiche Kreuz erkannte. Deshalb

beugte es sich willig unter dasselbe, als seine Fürsten dazu das Beispiel gaben. „Später als in Meklenburg und Brandenburg", schreibt Hans Witte in seiner „Abstammung der Meklenburger", „ist in Pommern das große Werk der Germanisation begonnen und durchgeführt worden. Während nach des Chronisten Helmold allerdings übertriebener Angabe schon im Jahre 1171 das ganze Slavenland zwischen Eider, Ostsee und Elbe bis nach Schwerin gleichsam in eine einzige Sachsenkolonie umgewandelt war, erscheint Pommern noch um 1200 und darüber hinaus als ein entschieden slavisches Land, wo nur unter den christlichen Geistlichen und im Handelsstand der wenigen größeren betriebsamen Plätze Deutsche als Vorläufer der bevorstehenden Umwandlung überwogen oder doch merklich hervortraten. Die eigentlich deutsche Masseneinwanderung, die allein den Ausschlag zugunsten des Deutschtums geben konnte, hat hier erst im 13. Jahrhundert stattgefunden."

Große Verdienste um die Einführung und Verbreitung des Christentums in Pommern erwarb sich Bischof Otto von Bamberg, der mit Recht als Apostel der Pommern geehrt wird. Nachdem er unter dem Schutze des der christlichen Lehre ergebenen Herzogs von Stettin daselbst das Volk in Menge getauft und die heidnischen heiligen Haine zerstört hatte, entfaltete er eine so segensreiche, erfolgreiche Wirksamkeit in anderen Gegenden des Landes, daß der größere Teil des Pommernvolkes für die christliche Lehre gewonnen wurde, mit Ausnahme der im Osten, in den sogenannten Pommerellen wohnenden Bevölkerung. Bald erhoben sich im Lande Kirchen und Klöster, die, mit Landschenkungen reichlich bedacht, zu Mittelpunkten christlicher Bildung und deutschen Lebens wurden. Denn die Geistlichen, die dem Volke das Evangelium predigten, waren aus Deutschland gekommen und zogen nach sich deutsche Einwanderer. Die Fürsten des Landes hinderten sie daran nicht, vielmehr begünstigten sie die Einwanderungsbewegung. Seitdem sie deutsche Reichsfürsten und Vasallen des deutschen Königs geworden waren, zogen sie auch eine deutsche Umgebung der ihrer Stammesgenossen vor. „Der tatenlustige, in Waffen und Hofdienst erfahrene, nicht durch widerstrebende Interessen gebundene deutsche Edle, dessen höhere Kultur vielfach auch in der äußeren Erscheinung zutage treten mochte", urteilt W. v. Sonnenfeld in seiner Geschichte der Germanisation des Herzogtums Pommerns, „erschien als Kriegsmann, Hofbeamter, Vermittler gegen fremde Mächte offenbar dem Slavenfürsten vielfach geeigneter, als sein eigener Landesadel, und die allgemeine Zeitströmung, die damals in allen slavischen, zum Teil auch anderen Gebieten des mittleren und nordwestlichen Europa herrschte, förderte diese Bestrebungen auf das Wirksamste. So ward dem deutschen Ministerialen in jenen Terri-

torien eine sozial und rechtlich ebenso günstige, wirtschaftlich vielfach noch vorteilhaftere Stellung, als sie der freie Vasall im Westen der Elbe besaß. Wir finden ihn in der Umgebung des Fürsten durchweg auf gleicher Stufe mit den ersten Repräsentanten des slavischen Landesadels; die wichtigsten militärischen und Hof-, später auch Verwaltungsposten wurden ihm anvertraut, er erhielt seine häufig sehr umfangreichen Güter, wenn auch nicht zu eigentümlichem, so doch vererblichem und, wiewohl unter Vorbehalt des fürstlichen Konsenses, zu veräußerlichem Rechte."

Das sind wohl die Gründe, weshalb der deutsche Adel bereits um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nicht nur im Herzogtum Stettin, sondern auch am Demminschen Hofe an Stelle seiner slavischen Standesgenossen zum großen Teile getreten war. Langsamer wichen die letzteren in der zweiten Residenz des Herzogs Wratislaw, in Cammin, sodann in Wollin, Wolgast und Usedom zurück. Sie empfingen vom Landesfürsten ihr Land zu Lehen, wie der eingewanderte deutsche Adel, so daß dadurch zuerst in rechtlicher, später auch in nationaler Beziehung der Unterschied zwischen deutschen und slavischen Geschlechtern aufhörte.

W. v. Sommerfeld nimmt an, daß die Zahl der überhaupt vorhandenen deutschen Adelshausstände in Pommern am Schlusse des 13. Jahrhunderts schon mehrere hundert, die Gesamtzahl ihrer Mitglieder aber mindestens tausend betragen habe.

Dem andringenden Deutschtume gegenüber scheint das slavische Element allmählich in den östlichen Teil von Pommern sich zurückgezogen zu haben. So erhielt sich in den Landschaften Colberg und Cammin der slavische Adel in erheblicher Zahl, und zwar mit großem Grundbesitz ausgestattet. Doch auch da schwand er allmählich hin, nicht daß er durch Deutsche verdrängt worden wäre. Sondern er nahm deutsche Sprache und Sitte an und verlor sich im Deutschtum.

Durch die langwierigen und erbitterten Kriege, welche die heidnischen Pommern mit den Polen führten, und durch die Einfälle der Dänen ward das Land verwüstet und verödet. In die entvölkerten Gegenden ergoß sich nun ein breiter Strom deutscher Einwanderer, angelockt durch die günstigen Bedingungen, die ihnen bei ihrer Niederlassung sowohl die Fürsten des Landes, als auch die geistlichen und weltlichen großen Grundherren boten. So bedeckte sich das Land, besonders dessen westliche und südliche Teile mit deutschen Dörfern, die auf unbebauten und verlassenen Geländen angelegt wurden. Der Slave, wo er konnte, suchte zur Ansiedlung leichten Boden aus, den er mit seinen primitiven Ackergeräten bebauen konnte. „Die Slavenstämme",

sagt Droysen, „strengen sich nicht gern zu langer und schwerer Arbeit an; das bequeme Fischen in See und Fluß, das beschauliche Schweinehüten im Wald, ein leichter Feldbau, wenn es genügt, mit dem Haken den Boden aufzuritzen, während das bessere Land unbestellt, ungerodet bleibt, dazu Handel und Wandel, wozu sie natürliches Geschick haben, das sind ihre Beschäftigungen. Dagegen zog der deutsche Ansiedler schweren Boden vor, dessen Bebauung wohl viel mehr Schweiß und auch bessere, vollkommenere Ackergeräte erforderte, aber auch die auf ihn verwendete Mühe, durch größere, ja doppelte Ernteerträge lohnte."

Eine Verdrängung der slavischen Einwohner fand also nicht statt. Wenigstens liegen dafür keine Beweise vor, wenn man von einer von dem Herzoge Barnim dem Bischof und den beiden Domkapiteln von Cammin und Colberg ausgestellten Urkunde absehen wollte, auf Grund deren den letzteren gestattet wurde, deutsche Bauern in bewohnten Slavendörfern unter Verdrängung der bisherigen Bewohner anzusiedeln. Daß die geistlichen Herren aber so eifrig auf die Ersetzung der slavischen Bauern durch deutsche gedrungen haben, darin liegt ein Beweis für die Ueberlegenheit der deutschen Landwirtschaft und für den wirtschaftlichen Vorteil, den sie aus der Umwandlung zogen. Die Erkenntnis dieses Vorteils seitens der Grundherren ist wohl auch die Triebfeder für die schnelle Eindeutschung des Landes gewesen.

Bei der Anlage deutscher Dörfer war das Verfahren in Pommern ein ähnliches, wie wir es bei der Darstellung der Gründung derselben durch Unternehmer in Brandenburg geschildert haben.

Wenngleich die Einwanderung deutscher Bauern eine bedeutende war, so blieb doch die Bevölkerung des flachen Landes in der überwiegenden Mehrzahl slavisch. Erst im 14. und 15. Jahrhundert scheint auch auf dem flachen Lande das Deutschtum das Uebergewicht erhalten zu haben, und zwar durch das allmähliche Aufgehen der slavischen Bevölkerung in dasselbe. Hier in Pommern erzielten gleiche Ursachen gleiche Wirkungen. Der slavische Hörige strebte danach, unter deutsches Recht zu kommen und dadurch seinen früheren fast schutzlosen Zustand in einen durch Vertrag geschützten zu verwandeln, durch welchen seine Leistungen genau normiert waren. Und die Grundherren standen dem nicht entgegen, da die Erfahrung sie gelehrt hatte, daß der durch Recht und Verträge gegen Ausbeutung geschützte Bauer eine Garantie dafür bot, daß ihre Einkünfte vom Boden sicher und rechtzeitig einliefen. Dagegen war der unfreie, infolge seiner Knechtschaft auch sorglose und indolente slavische Bauer ein schlechter Zahler und unpünktlicher Erfüller seiner Verpflichtungen.

Die Annahme des deutschen Rechts und die Einführung der

deutschen Dorfverfassung war aber der erste Schritt zur Verdeutschung des slavischen Bauern. Denn dem deutschen Rechte folgten deutsche Sprache, Sitte, Kultur und Denkweise.

Schließlich waren es die deutschen Städte, welche das Uebergewicht des Deutschtums über die slavischen Elemente entschieden. Sie waren und blieben durchaus deutsch und nur Deutsche galten in ihnen als Vollbürger. Die wendischen Einwohner wurden aus ihnen nicht verdrängt, sondern zogen sich nach der Ansicht v. Sommerfelds zumeist auf einen bestimmten Teil des neuen Stadtgebiets zurück und blieben hier außerhalb der deutschen Stadtverfassung, bildeten somit eine räumlich und rechtlich von den Deutschen abgesonderte Gemeinde neben der einheitlichen Stadt, die dann deutscherseits vicus Slavicalis, „Wendische Wiek" bezeichnet wurde. Die Einwohner der wendischen Wiek konnten sich aber auf die Dauer der allgemeinen Strömung gegenüber nicht ablehnend verhalten, die auf die Verdeutschung des Landes gerichtet war.

Als deutsche Städte wurden aber in Pommern gegründet: Stralsund, vom Fürsten Jaromer von Rügen angelegt, Greifswald (1223), Stettin, hinsichtlich welcher Stadt Herzog Barnim in einer Urkunde vom 28. Dezember 1237 die Absicht aussprach, die Gerichtsbarkeit daselbst, die bisher von den slavischen Bewohnern ausgeübt wurde, an die Deutschen zu übertragen, und festsetzte, daß zur Vermeidung von Streitigkeiten die Deutschen zur Jakobikirche, die Slaven aber zur Petrikirche sich halten sollten, bald darauf Stargard, Wolgast (um 1250), Wollin (um 1260). Colberg, das sich bald zu einer bedeutenden See- und Handelsstadt entwickelte, Cöslin (1268) und noch viele andere, so daß um das Jahr 1300 die Zahl der deutschen Städte in Pommern bereits 35 betrug. Die Einwohner derselben waren zum größeren Teil Niedersachsen, dann Friesländer, Holländer und Flamländer.

Unsere Darstellung der Eindeutschung Pommerns wollen wir mit den trefflichen Worten W. von Sommerfelds schließen, mit denen er seine „Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern oder Slavien" das Ergebnis derselben zusammenfaßt. „Wie sehr doch", schreibt er, „hatte sich in den sechs Menschenaltern nach den Missionsfahrten Bischofs Otto von Bamberg der innere und äußere Zustand Pommerns geändert! Wohl war ja auch nach Ablauf dieser Zeit das Slaventum noch keineswegs aus dem Lande entschwunden, es hat sich vielmehr im Osten der Oder noch lange in größerem Umfange erhalten, und seine letzten Ueberreste können wir hier und dort noch heute wahrnehmen. Aber in seiner Lebenskraft gebrochen und daher an einer gedeihlichen selbständigen Fortentwicklung behindert, aus den wichtigsten Sitzen seiner ehemaligen Herrschaft für immer verdrängt, war es bereits vor dem Ablauf des 13. Jahrhunderts, und, wo es sich später noch erhielt, trat es im öffentlichen Leben nur wenig hervor, übte auf die Geschicke des Gesamtstaates keinen wesentlichen Einfluß mehr aus.

An seiner Stelle hatten jetzt deutsche Bevölkerung und deutsche Kultur von dem größeren und wichtigeren Teile Pommerns Besitz genommen, und ihre Herrschaft kündigte sich schon in dem äußeren Anblick des Landes aufs deutlichste an. Wohl gab es auch jetzt noch im pommernschen Gebiet ausgedehnte Wildnisse und ganze Distrikte, in denen eine gedrückte Bevölkerung unter steter Furcht vor grundherrlicher und Beamtenwillkür ein armseliges, dumpfes Dasein führte; es galt dies in erster Linie von denjenigen Landesteilen, die von der Kolonisation noch nicht in größerem Umfange berührt worden wären. Im Süden und Westen aber dehnten sich jetzt an Stelle früherer Sümpfe und Waldungen weite bebaute Fluren mit Hunderten teils wiederhergestellter, teils neu angelegter Dörfer, Gehöfte und Mühlen aus, durchzogen neue Straßen, hier und da auch Kanäle das Land, erhoben sich reiche Klöster, umgeben von zahlreichen Wirtschaftsgebäuden, von Obstgärten, Fischteichen und andern Einrichtungen fortgeschrittener landwirtschaftlicher Kultur. An den Verkehrszentren des Landes erblickte man jetzt deutsche Städte mit festen Umwehrungen, Rats- und Verkaufshäusern, Münzstätten, Schulen, Hospitälern und zahlreichen Kirchen, darunter wohl bereits hier und dort gewaltige Bauwerke mit ragendem Schiff und hochemporstrebenden Türmen. Dazu an der Küste, auf den Flüssen und den größeren Landstraßen ein hochentwickelter Handelsverkehr, in den Burgen des Landes das vielbewegte kriegerische Treiben der zahlreichen und mächtigen Vasallen, die von hier aus die Verteidigung und Verwaltung des Landes leiteten, in der Umgebung der Herzöge und des Landesbischofs der Glanz höfischer deutscher Kultur: Das Ganze ein Bild, in welchem zwar die Schattenseiten mittelalterlich deutschen Lebens, von denen einige bei den Slaven wenigstens nicht in gleichem Maße hervortraten, aber keineswegs völlig fehlten, — namentlich nicht die Gewalttätigkeit und Unbotmäßigkeit des Adels, die rücksichtslose Gewinnsucht der Handels- und Gewerkkreise, die Roheit der niederen Bevölkerung und die schroffe Gegnerschaft der verschiedenen Stände gegeneinander —, das aber in seiner Gesamtheit den Eindruck eines lebensvollen und entwicklungsfähigen Gemeinwesens mit kräftiger, selbstvertrauender Bevölkerung hervorruft und im Vergleich zu rein slavischen Staatsgebilden einen Vorzug besonders darin zeigt, daß in ihm, in den Städten wie auf dem Lande, ein Mittelstand in materiell gesicherter, rechtlich freier Stellung vorhanden war.

So war denn beim Ablauf des 13. Jahrhunderts das Herzogtum Pommern, obwohl noch keineswegs in allen seinen Gebietsteilen völlig germanisiert, als politisches Ganzes betrachtet doch ein deutscher Staat zu nennen . . . . Aber im ganzen war der Widerstand doch selbst jetzt ein sehr geringer, und die vorausgehenden und gleichzeitigen Vorgänge in Meklenburg, Rügen und Schlesien beweisen, daß die Ursache dafür nicht in einem nur in Pommern vorhandenen Mangel an nationaler Kraft auf seiten der slavischen Bevölkerung zu suchen ist. Sie in ihrem innersten Wesen aufzudecken, ist uns nicht gelungen und wird vielleicht niemals möglich sein; wir müssen uns mit der Erkenntnis begnügen, daß die allgemeine Zeitströmung in den slavischen Gebieten damals das Vordringen des deutschen Volkstums über die Elbe hinaus außerordentlich begünstigt hat. Aber darum dürfen wir doch mit Stolz und in dankbarer Anerkennung derer gedenken, die damals, und sei es auch unbewußt, als Vorkämpfer ihrer Nation gegen das Slaventum gerungen haben. Mögen noch so günstige äußere Umstände ihnen zu Hilfe gekommen sein: die Berufsfreudigkeit und treue Ausdauer des Klerus, der wagemutige Unternehmungsgeist des Adels und Bürgertums, die Arbeitsamkeit und der Trieb zu selbständiger Stellung des Bauernstandes deutscher

Nationalität, bei allen zugleich die feste Anhänglichkeit an heimische Sprache und Sitte sind es doch in erster Linie gewesen, die den Sieg des Deutschtums in Pommern herbeigeführt und damit unserem Volke eine wertvolle Provinz erobert haben."

In derselben ruhigen und geräuschlosen Weise, wie in Pommern, führten die einheimischen slavischen Fürsten Schlesien dem Deutschtum zu. Unter diesen waren es drei Brüder, die in ihrer Jugend in Deutschland als Flüchtlinge zugebracht und, von einer deutschen Mutter erzogen, dort die Vorzüge deutschen Lebens und germanisch christlicher Kultur kennen und schätzen gelernt hatten. Vermählt mit deutschen Fürstentöchtern, bevorzugten sie deutsche Ritter in ihrer Umgebung, gründeten deutsche Städte oder verwandelten slavische in solche, stifteten Kirchen und Klöster, deren Geistlichkeit aus deutschen Landen stammte, und zogen einen Strom ländlicher Ansiedler ins Land. Die ersten deutschen Ansiedler kamen bereits im zwölften Jahrhundert aus Vlamland. Diesen folgten deutsche Bauern, die sich zum Teil auf herzoglichem, zum Teil auf dem den geistlichen und weltlichen Herren gehörigen Grund und Boden niederließen. Sie erhielten ihr Land zu Erbzinsrecht, entrichteten dafür dem Grundherrn von der Hufe Landes einen bestimmten Getreide- und Geldzins, dem Landesherrn das Herzogskorn und das Münzgeld, zu denen in späteren Zeiten noch eine besondere außergewöhnliche Abgabe, der „Schoß" genannt, sich gesellte, die aber bald zu einer gewöhnlichen wurde, und verpflichteten sich zu einem beschränkten Kriegsdienste dem Landesherrn, außerdem aber dem Grundherrn zu einigen bestimmten Diensten.

Unter den schlesischen Herzögen, die in den Lehnsverband mit dem deutschen Reiche traten, begünstigte ganz vorzüglich Heinrich I. der Bärtige von Breslau die deutsche Einwanderung. Sein ritterlicher Sohn Heinrich II. der Fromme fiel 1241 auf der Wahlstatt zu Liegnitz wider die Mongolen, die das flache Land von Schlesien mit schrecklicher Verwüstung heimsuchten und die eroberten Städte in Flammen aufgehen ließen. Doch in die verödeten Gegenden ergoß sich ein neuer Strom deutscher Einwanderer, so daß bald neues Leben aus den Ruinen erblühte. Meitzen (Cod. diplom. Sil.) berechnet die Menge der nach Schlesien eingewanderten deutschen Bauern auf 150,000 bis 180,000. In diese Zahl sind nicht eingeschlossen die nach Schlesien gezogenen Edelleute, Geistlichen und Städter. Die Zahl der letzteren muß auch eine bedeutende gewesen sein, da im Laufe des 13. Jahrhunderts in Schlesien über sechzig Städte von Deutschen angelegt oder in deutsche umgewandelt wurden. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1619 Schlesien mit Glatz nur 665,000 Einwohner

zählte, so wird wohl der Schluß erlaubt sein, daß mehr als die Hälfte derselben Nachkommen eingewanderter Deutschen waren.

„Ein frischer, freudiger Aufschwung," urteilt E. C. Schulze, „ging in jenem lebensvollen Jahrhundert (nämlich im zwölften Jahrhundert) durch das ganze Reich. Ueberall regte es sich von neuen Kräften, die in ungeahnter Fülle in Stadt und Land, bei Rittern, Bürgern und Bauern entfalteten. So hoch, wie um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts, hatte der Bauer noch nie bisher sein Haupt getragen im Verlaufe der deutschen Kaiserzeit. Unter dem Schutze ihres Hofrechtes hatten die bäuerlichen Grundholden schon lange zu vollbehäbiger, selbst reichlicher Existenz auf gering belasteter Hufe sich emporgerungen. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts fielen auch die Fesseln, die sie noch an die Scholle, an den Willen des Grundherrn, knüpften. Suchten sie vorher heimlich und widerrechtlich der Abhängigkeit sich zu entziehen, so war ihnen jetzt freier Zug gewährt und sie mochten mit Hab und Gut ihr Glück im fernen Osten versuchen. Dazu kam die bedeutende Zunahme der Bevölkerung die auf Abfluß der überschüssigen Kraft und jüngeren Söhne hindrängte." In welcher Weise dieser Aufschwung der deutschen Volkskraft Schlesien zu gutekam, darüber äußert sich F. Rachfahl in seiner Darstellung der „Organisation der Gesamtverwaltung Schlesiens vor dem dreißigjährigen Kriege" folgendermaßen:

„Allmählich wurden nach dem Muster der neu eingeführten deutschen, die bereits bestehenden slavischen agrarischen Verhältnisse umgestaltet. Gewanneinteilung und Wirtschaftssystem, nicht minder die Dorfgemeindeverfassung der Deutschen fanden Eingang in den polnischen Siedelungen. In derselben Weise, wie die Dörfer, wurden auch die Städte zu deutschem Rechte ausgesetzt. Der Zins war in ihnen ein doppelter, der Hufenzins für die Feldflur, mit welcher die Stadt ausgestattet wurde, ferner der Hausplatzzins, eine Abgabe von den einzelnen Häuserstellen, dazu die Einnahme des Fürsten aus den ihm vorbehaltenen Einrichtungen zum Zwecke des Verkehrs und der Produktion für den Markt."

Die Gepflogenheit der slavischen Herzöge, ihren Besitz unter ihren Söhnen zu teilen, führte zu einer immer größeren Zersplitterung des Landes und einer Verarmung der Landesfürsten und zugleich zu einer schier endlosen Schwächung ihrer Gewalt. F. Rachfahl schildert diesen Vorgang: „Seit dem 14. Jahrhundert mehren sich die Fälle, in denen der Herzog aller seiner landesherrlichen Rechte, nicht nur der oberen und niederen Gerichtsbarkeit über die Gutsinsassen polnischer wie deutscher Dörfer zugunsten der adligen Grundherrn entäußert aus der bei der wachsenden territorialen Zersplitterung immer steigenden Finanznot. Alles, was zum jus ducale über die niederen ländlichen Klassen in jener Zeit gerechnet wurde, der Schoß, die gesamte Gerichtsbarkeit, sowie die Einkünfte aus den Gerichten, Ehrungen (freiwillige Geschenke der Untertanen an den Landesherrn), Dienste (Vorspann-, Pflug- und Jagddienste), das Münzgeld, die Abgaben an Vieh, das Patronat über die Pfarrkirchen, die Zeidlerei, Mühlen, der Vogel- und der Fischfang, die Holz-, Schank- und Jagdgerechtigkeit, — alles das wurde jetzt teils verschenkt, teils verkauft, teils versetzt, um niemals mehr ein-

gelöst zu werden. Wo ausdrücklich Privilegien nicht vorhanden waren, da usurpierten die Grundherrn das jus ducale und das jus dominii über ihre Güter; die Anschauung drang durch, daß dem Grundherrn die Jurisdiktion über seine Güter gebühre. Sowie der Bauer seinen öffentlichen Gerichtsstand verlor und in grundherrliche Gewalt geriet, so mußte der Unterschied zwischen freien Bauern und den früheren Leibeigenen aufhören. Zum Ende des Mittelalters ist die Dominialeigenschaft der adligen Güter völlig ausgebildet.

Neben die geistlichen und weltlichen juris dictiones treten als dritter privilegierter Stand die Städte. Wie in allen benachbarten slavischen Ländern, Böhmen, Mähren und Polen im Mittelalter, so waren die Städte in Schlesien ganz und gar deutsch."

Die schlesischen Städte, vor allem Breslau, waren schnell in Blüte gekommen durch lebhaften Verkehr und die durch die Einwanderer entstandene und beförderte Industrietätigkeit. Die Nähe des deutschen Reiches und die beständige Verbindung mit demselben wirkte belebend und befruchtend auf den Geist ihrer Bürger. Die günstige Lage an den Verkehrsstraßen, die von Wien und Prag, von Magdeburg und Stettin nach Polen führten, häuften in den Städten Reichtümer an und förderten den Wohlstand ihrer Bewohner.

„Ein so ausgebreiteter Handels- und Gewerbebetrieb machte die Bürger von Breslau und anderen Städten wohlhabend und reich", urteilt Röpell, „der Luxus stieg und allmählich kam auch in seinem Gefolge die Kunst und Wissenschaft zu Achtung und Ansehen. Die hölzernen Häuser machten steinernen Platz; Rathäuser, Kirchen und andre öffentlichen Gebäude, wie Wage, Kaufhalle usw. wurden erbaut, Mauern und Türme traten an die Stelle der hölzernen oder Erdumwallungen, und ganz vereinzelt mag das Beispiel nicht geblieben sein, das Breslau im Jahre 1267 durch die Errichtung einer eigenen Stadtschule, Marien Magdalenen, gab. Deutsche Sprache, Recht und Sitte erhielten in den Städten fast vollkommen, auf dem Lande etwas später und wohl auch nicht ganz in solchem Umfange das Uebergewicht, und auch an den Höfen der Fürsten, welche nach wie vor größtenteils deutsche Frauen heimführten, überwog allmählich in Sitte und Leben das deutsche Element. Machte sich doch sogar ein schlesischer Herzog, Heinrich VI., als deutscher Minnesänger bekannt."

Bei den Polen finden wir die Spuren alter Supanenherrschaft und -Herrlichkeit ziemlich unverwischt wieder. Die große Masse des Volkes war leibeigen oder, wenn auch persönlich frei, so doch ohne Grundeigentum, da alles Land im Besitz des Adels, der Geistlichkeit oder des Fürsten war. Es ist bezeichnend, daß diese graue Masse nicht höher als das Vieh eingeschätzt wurde und daher bydlo, d. h. Vieh, genannt wurde. Auch Smerdi — die Stinkenden — wurde sie genannt, eine Bezeichnung für die unterdrückte slavische Volksschicht, wo nur die turko-tatarischen Supane ihre Herrschaft ausgeübt hatten.

Ueber die Masse des Volkes erhob sich ein sehr zahlreicher Herrenstand, der seinen Ursprung in den Supanen findet. Denn pan = Herr, ponosza = Herrin, wie bereits früher hervorgehoben wurde, sind von derselben Wurzel entsprossen, wie zupan, indem pan — ursprünglich gapanas — ein primäres župan — ein von župa (gopa) abgeleitetes Wort ist. Wenn auch, wie Rachfahl bemerkt, in historischer Zeit bei den Westslaven župa oder das davon abgeleitete Wort „Supanie" sich nicht mehr als Benennung eines bestimmten Gebiets findet, so dürfte man doch aus dem Umstande, daß Supanie zu so verschiedenen Zeiten und in so verschiedenen Gegenden als Territorialbezeichnung bei den Slaven angetroffen werde, schließen, daß der Gebrauch dieses Wortes in solchem Sinne ursprünglich ein weit verbreiteter, ja vielleicht allgemeiner gewesen. Ferner zieht Rachfahl aus dem Umstande, daß überall in den verschiedensten Gegenden Westslaviens sich der Ausdruck župan als Benennung des Inhabers einer auf irgend welcher lokalen Grundlage beruhenden obrigkeitlichen, zumal mit richterlichen Befugnissen ausgestatteten Würde vorfindet, wie z. B. in Polen, Schlesien, Pomerellen das Wort župan oder zupparius einen herzoglichen, besonders mit richterlicher Funktion ausgestatteten Beamten von hohem Range verstand, den weiteren Schluß, daß in der westslavischen Urzeit die Supanie allgemein existiert hat.

Dieser Schlußfolgerung können wir nur beipflichten. Stimmt sie doch mit dem Bericht des byzantinischen Kaisers Konstantin Porphyrogenitus aus dem zehnten Jahrhundert überein, daß die slavischen Stämme zu seiner Zeit in *σουπανίας* zerfallen seien. Aber nicht unsere Billigung kann die weitere Darstellung Rachfahls finden, der zufolge die Supanien Geschlechtsverbände der slavischen Volksgenossen wären. Nach den gründlichen Untersuchungen Peiskers steht wohl die turko-tatarische Herkunft der Supanie und die Abstammung der Supane von den avarischen Eroberern slavischer Länder fest.

Man kann Peisker nur zustimmen, wenn er schreibt: „Die Berichte des Pseudo-Cäsarius, Prokopios, Maurikios, Kaiser Leos, Konstantin VII. Porphyrogenetos, Ibrâhims und Thietmars, die sich auf ein halbes Jahrtausend erstrecken, nennen hier zwar überall die Slaven, schildern aber dabei turko-tatarische Verhältnisse, und es kostet Mühe zur Feststellung, wo der Türke aufhört und der Slave anfängt. Es sind nämlich ethnisch und gesellschaftlich turkoslavische Mischvölker." Und an anderer Stelle urteilt J. Peisker: „Vámbérys Ausführungen über die Turko-Tataren der Neuzeit decken sich auffallend mit den Nachrichten über die alten Slaven; ganz natürlich, denn diese Slaven, denen die Nachrichten gelten, waren nichts anderes als slavisierte turko-tatarische Herren der Slaven, die Zupanenschicht."

Wie im vorhergehenden Abschnitt dieses Buches erläutert wurde, so ist župa oder die Supanie der Weidebezirk einer avarischen Horde,

der ursprünglich von großer Ausdehnung gewesen ist, und der Supan (zupanus) ein jedes weideberechtigte Mitglied dieser Horde. Nachher, als die Avaren zum Teil seßhaft geworden, sich bei ihnen eine Fürstengewalt ausgebildet hatte oder sie unter die Herrschaft der Deutschen geraten waren, überließen die zeitweiligen Herrscher den Supanen einen Teil der administrativen und richterlichen Gewalt über die slavischen Bauern, die sie früher unbeschränkt ausgeübt hatten. Daher erhielt das Wort Supan die Bedeutung eines mit richterlicher Funktion ausgestatteten Verwaltungsbeamten.

Es ist nicht anzunehmen, daß es in Polen anders gewesen. Vielmehr deuten mehrere Anzeichen auf eine hunnische oder avarische Herkunft des polnischen Herrenstandes hin: die große Anzahl der Adelsgeschlechter, die frühe Geschlossenheit der szlachta, die prinzipielle Gleichheit aller Mitglieder derselben. Und erinnert die besondere Auszeichnung der Glieder der szlachta, die in der Berechtigung eines dem einzelnen Geschlechte eigentümlichen Schlachtrufes bestand, nicht an die Erzählung Vámbérys von der den einzelnen Stämmen des turko-tatarischen Volkes eigentümlichen Parole, mittelst welcher im Schlachtengetümmel oder in der Dunkelheit der Nacht das vom Stamme getrennte Individuum seine Angehörigen zu erkennen oder aufzufinden imstande war?

So sind die Supane auch in Polen die Nachkommen der über dieses Land herrschenden Hunnen- oder Avarenhorden. Aus den Supanen entstand aber der polnische Adel, die szlachta. So gehörten zu demselben die Geschlechter, deren Ahnen einst als Hunnen oder Avaren die Herrschaft über das slavische Volk ausgeübt haben. Auch die Nachrichten des spanischen Juden Ibrâhîm Ibn Jakubs, der zwischen 960 und 965 Deutschland zu Handelszwecken bereiste und darüber auch hinaus in die Länder der benachbarten Slaven gekommen zu sein scheint, deutet darauf hin, soweit dieselben in den Auszügen des Arabers Aly Obeid Abdallah auf uns gekommen sind. Denselben zufolge berichtet nun Ibrâhîm Ibn Jakub: „Was nun das Land des Mischka anbetrifft, so ist es das größte der slavischen Länder. Es ist reich an Getreide, Fleisch, Honig und W e i d e p l ä t z e n. Und die Abgaben, die der Fürst eintreibt, werden in byzantinischen Mitkalen gezahlt; sie dienen aber zum Unterhalte seiner Leute. Jeder von ihnen erhält monatlich eine bestimmte Zahl dieser Münzen. Und er hat 3000 G e f o l g s l e u t e und das sind seine Krieger, h u n d e r t v o n i h n e n s i n d g l e i c h w e r t, w i e t a u s e n d d e r a n d e r e n. Und er gibt diesen Leuten Kleider und Pferde, Waffen und was immer sie brauchen." Der „Mischka" des Ibrâhîm Ibn Jakub, der Fürst des größten der slavischen Länder und Nachbar des östlich wohnenden Fürsten des

Nordens (Rußlands), ist wohl identisch mit dem ersten glaubwürdig überlieferten Beherrscher Polens, den die deutschlateinischen Quellen der Zeit Miseco oder Misaca nennen und dessen slavischer Name Mscislaw gelautet hat. Und seine 3000 Gefolgsleute, von denen hundert gleichwert sind, wie tausend der anderen (d. h. der aus der ackerbautreibenden slavischen Bevölkerung entnommenen Kriegsleute), sind offenbar die über die slavische Bevölkerung herrrschenden Turkotataren, bzw. Hunnen oder Avaren. Die Betonung des Weidereichtums fällt auch mit den Nachrichten zusammen, die andere Autoren von den kriegerischen Hirtenvölkern — den Hunnen und Avaren — berichtet haben. Daher begreift man, daß in Polen eine zahlreiche Reiterei war, was nicht in Einklang zu bringen ist mit der altslavischen Kriegsweise, zu Fuß zu kämpfen. Auf die Anwesenheit eines herrschenden Reitervolkes weist auch die Nachricht des Chronisten Cosmas hin, daß es in Schlesien große Herden von ungebändigten Pferden gegeben habe.

Als Nachkommen der Supane waren die Glieder des polnischen Adels im Besitz des Grund und Bodens und der polnische Kriegerstand. Als Krieger heißen sie milites, nobiles, magnates. Mit der Zeit, als ein Fürstentum in Polen aufgekommen war, stellte sich den milites und nobiles eine zweite Kriegerklasse, die milites gregarrii, auch milites medii oder mediocres genannt, denselben zur Seite. Die Entstehung und die Aufgaben der letzteren schildert Rachfahl folgendermaßen:

„Unablässig mußten die Piasten um die Begründung und Ausbreitung ihrer Herrschaft, zur Verteidigung ihrer bereits gemachten Eroberungen und für ihre Unabhängigkeit gegen die benachbarten Völker kämpfen. Diese Kriege konnten keineswegs mit Hilfe des schwerfälligen Volksheeres geführt werden, so entstand eine Kriegerklasse, nur daß deren Mitglieder sich jetzt nicht mehr ausschließlich in der Umgebung des Herzogs befanden, sondern in den verschiedensten Teilen des Landes garnisoniert wurden, indem sie der Knäs in die von ihm erbauten Landesburgen als Besatzung sowohl zum Schutze gegen feindliche Einfälle als auch zur Unterdrückung etwaiger Aufstandsversuche der Eingebornen legte. Der Dienst in der fürstlichen Druschina galt jetzt als ein besonders ehrenvoller; in ihr dienten die Sprößlinge der Szlachta, während die Truppen in den Provinzen aus gewöhnlichen Berufssoldaten bestanden, deren Kommando wohl in den weitaus meisten Fällen in den Händen der Mitglieder des Hochadels lag. Wie aber in Deutschland aus dem Berufskriegerstande und zwar hier durch die Vermittlung des Lehnwesens ein allmählich durch das Prinzip der Ritterbürtigkeit sich abschließender neuer Adelsstand sich bildete, so auch spielte ein ähnlicher Prozeß in Polen sich ab, auf den das Beispiel

des Westens, zumal in Folge der Einwanderung zahlreicher deutscher Ritter, nicht ohne Einfluß gewesen sein dürfte. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts beginnt zunächst wohl in Schlesien, wohin ja die Germanisation zuerst eindrang, eine Aussiedelung der milites aus den Burgen; sie erhielten auf dem Lande Grundstücke als Allode, d. h. als freies Eigen zu demselben Rechte, wie die altadeligen Geschlechter. Im 13. Jahrhundert finden sich die schlesischen milites bereits sämtlich auf dem Lande wohnhaft, im Besitze freier Allode; dieselbe Wandlung vollzog sich im eigentlichen Polen ungefähr um die gleiche Zeit. So reihte sich denn noch zur Zeit der Blüte des altpolnischen Reiches die Ritterschaft neben der Szlachta als ein niederer Adel, gewisser Ehrenvorrechte, wie der Wappenführung und eines besonderen Geschlechtskriegsrufes entbehrend."

Wann sich über die Supane das Fürstengeschlecht der Piasten erhoben hat, kann geschichtlich nicht festgestellt werden. Die älteste Geschichte Polens ist zu sehr durch Sagen verhüllt. In historischer Zeit tritt uns das polnische Volk in seiner Dreiteilung: Fürst oder Fürsten, Adelsgeschlechter und die unfreie oder halbfreie Masse — entgegen. Die letzteren — die rustici oder laboriosi — werden schon von Gallus den milites oder bellicosi entgegengesetzt, wie in den slavischen Staatengebilden überhaupt die herrschende Kriegerklasse — Hunnen oder Avaren — der friedfertigen und dienenden slavischen Ackerbaubevölkerung gegenüberstanden.

Wir werden nicht fehl gehen bei der Annahme, daß in Polen sich die Fürstengewalt in schweren, andauernden Kriegen gebildet und entwickelt, ein Geschlechtsoberhaupt — Stareishina — die anderen Geschlechter sich untertan gemacht und so als unternehmender und glücklicher Heerführer die Obergewalt im Volke an sich gerissen hat. Darauf deutet die Nachricht von den ununterbrochenen Kriegen unter der Regierung der ersten Herrscher Polens, als auch die Bezeichnung des Fürsten als Wojewoda — Heerführer, Herzog — hin. Der andere Name Knjas, der aus dem germanischen Chuninc, Kuning, König entlehnt und in der altslavischen Form kunęgu, kn$_e$gu nachweisbar ist, bezieht sich auf die Würde des Herrschers.

Wie der Stareishina — der Stammälteste bei den Hunnen und Avaren — mit unbeschränkter patriarchalischer Gewalt seine Stammesgenossen beherrschte und seine Herrschaft nur durch das Herkommen beschränkt war, so herrschte nun der Knjas über das ganze Volk. Die patriarchalische Gewalt des Stareischina erinnert aber sehr an die Stellung der Akalar und Atalar bei den Turkmanen. Ueber dieselbe schreibt Vámbéry in seiner Abhandlung „Primitive Kultur" folgendes:

„Akalar — die Grauen — und Atalar — die Väter — galten von jeher als Bezeichnung für Vorgesetzte und Männer höherer Stellung und höheren Ranges, aus denen mit der Zeit ein besonderes Geschlecht von aristokratischer Färbung sich herausgebildet hat, das ebenso sehr des Ansehens . . . . des gesamten Volkes sich erfreute, als das Oberhaupt im engen Kreise seiner Familie und der Aksakal — Graubart — im weiteren Kreise seines Geschlechts."

Für die hunnische bzw. avarische Herkunft des polnischen Adels, über den ein im Kriege glücklicher Stareischina seine Obergewalt erhoben hatte, spricht auch das Urteil Dr. Chr. Meyers, das er in seiner „Geschichte des Landes Posen" über die Szlachta ausspricht: „Den eigentlichen Kriegerstand der Nation bildete die Szlachta . . . . Die Szlachta diente gemeinhin zu Roß, ihre Bewaffnung war ursprünglich roh, meist führte sie nur Bogen und Pfeil. Aus dem Hinterhalt furchtbar, von dem verfolgenden Feinde kaum zu erreichen, stand die Szlachta doch nicht leicht einem waffengeübten Feinde im offenen Felde; nie hat Boleslaw Chrobry gewagt, sich mit den deutschen Rittern in einer Feldschlacht zu messen. Sie siegte vielmehr entweder durch ihren stürmischen Angriff oder durch unaufhörliche unregelmäßige Anfälle und Gefechte." Wie wir sehen, ganz die Kriegsweise der Hunnen, Avaren und anderer berittener Hirtenvölker, die wir aus den Berichten von Schriftstellern aus so verschiedenen Zeiten kennen gelernt haben.

So war das Land der Polen oder Ljachen beschaffen, das sich kaum dem deutschen Einflusse entziehen konnte, nachdem das Deutschtum seinen siegreichen Einzug in Brandenburg, die Meißener Mark, in Pommern und Schlesien gehalten und selbst in das weit entlegene Land der Preußen hinübergriff.

„Auf einer breiten Unterlage", so schildert Dr. Chr. Meyer die Verfassung Polens, „einesteils persönlich und dinglich, teils nur dinglich unfreien, mit vielen Diensten und Abgaben belasteten Bauernstandes erhebt sich ein in seinem Grundbesitz freier, allen seinen Mitgliedern gleiche Rechte gewährender kriegerischer Adel als allein vollfreier Stand hervor, welchem nur noch die Kirche als freier Grundbesitzer an die Seite tritt. Allen dreien gebietet ein Fürst, dessen Gewalt sie alle unterworfen sind, insoweit sie nicht geradezu sich empören. Von ihnen allen nimmt er unmittelbare Abgaben und Dienste in Anspruch. Seiner Gerichtsgewalt unterliegen der Adel nicht anders als alle Hintersassen; nach einem und demselben Landrecht werden alle gerichtet . . . . Es fehlt dieser Verfassung namentlich jeder Ansatz zur Bildung einer Gemeinde im eigentlichen Wortsinn. Nur die fürstliche ist die einzige öffentliche Gewalt, der die Masse des Volkes gegenübersteht. Daher findet denn auch der Einzelne nirgends als in der eigenen und seiner Freunde Gewalt gegen etwaige Unbilden einen Schutz, im Falle die Persönlichkeit des Fürsten schwach und der ganze Geist des Lebens ein gewalttätiger ist."

Die ersten Pioniere des Deutschtums in Polen war wiederum die Geistlichkeit. Es waren vorzüglich deutsche Missionare, welche die christliche Lehre zu den heidnischen Polen trugen. Die polnischen Herzöge unterstützten sie dabei kräftig, erbauten Kirchen, stifteten Bistümer und Klöster und wiesen der Geistlichkeit Zehnten und andere Einkünfte an. Von diesen christlichen Stiftungen verbreiteten sich dann strahlenförmig über das Land die Segnungen einer höheren Kultur. Herbeigerufene Ackerbauer aus deutschen Landen brachten bessere Ackergeräte mit und wurden den Polen ein Vorbild für die Bearbeitung des Bodens. Bei den Pfarreien und Klöstern entstanden Obst- und Gemüsegärten.

„Die Kirche war im Mittelalter", bemerkt Dr. Chr. Meyer, „nicht bloß eine Heilanstalt, sondern auch eine äußere Hilfsmacht des Staates von großer Bedeutung und dem tiefgreifendsten Einfluß, weil sie allein imstande war, die Grundlagen einer neuen Kultur zu schaffen und zu pflegen und die wilden Volksleidenschaften durch ihre allseitig anerkannte Autorität im Zaum zu halten."

Dr. Erich Schmidt schreibt in seiner Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft: „So entstanden mitten in den Gefahren der rauhen Wildnis, umgeben von einer fremdartigen, halbzivilisierten Bevölkerung, der rheinischen Heimat so fern, die ersten Pflanzstätten deutscher Arbeitsamkeit und Gesittung im Polenlande. Jahrhundertelang bewahrten diese Klöster ihren ausgesprochenen deutschen Charakter, kölnische Bürgerssöhne waren es, aus denen sich die fromme Schar in den Klöstern stets von neuem ergänzte, bis die polnische Hochflut des 16. Jahrhunderts auch hier dem Deutschtum ein Ende machte."

Als Metropole für die polnische Kirche galt nicht nur in der ersten Zeit, sondern war auch tatsächlich das Erzbistum Magdeburg. Bereits Kaiser Otto I. hatte das Bistum Posen demselben unterstellt und noch im Jahre 1133 Papst Innozenz II. die Metropolitanrechte Magdeburgs über die polnischen Bistümer anerkannt. Da war es ein verhängnisvoller Schritt von Kaiser Otto III., daß er dem Polenherzog Boleslaw Chrobry die Hand zur Gründung einer polnischen Metropolitankirche zu Gnesen bot. Wenn auch das Bistum Posen noch einige Zeit dem erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg unterstellt blieb, so wurde durch die Errichtung des Erzbistums Gnesen und die Unterstellung der polnischen Kirche unter jenes dieselbe dem deutschen Einflusse enthoben, das Zuströmen deutscher Geistlicher nach Polen unterbunden, die ungestörte Verbindung Polens mit Deutschland unterbrochen und ein Hort polnischer Selbständigkeit geschaffen, der sich später gegen das Wirken deutscher Einflüsse wenden sollte. Bereits zur Zeit Boleslaw Chrobrys merkte man von der durch die Stiftung des Erzbistums Gnesen veränderten Sachlage, da sich derselbe bemühte, Geistliche aus Italien und Böhmen herbeizurufen, anstatt sie, wie früher, aus Deutschland zu entnehmen, obgleich

er sonst deutsche Arbeit und Kultur zu schätzen wußte. So entführte er in seinen Kriegen mit Kaiser Heinrich II. aus den benachbarten Landstrichen Sachsens und Thüringens Bauern in großer Zahl, um sie in den Wäldern Polens anzusiedeln.

Die Unabhängigkeit der polnischen Kirche von einem deutschen Metropolitanstuhle mußte auch in dem unternehmenden Polenherzog die Sehnsucht wachrufen, sich der Oberherrlichkeit des deutschen Reiches zu entziehen. Seine mit wechselndem Glück mit Kaiser Heinrich II. geführten Kriege bezweckten das und zugleich die Ausdehnung seiner Herrschaft über deutsche Grenzländer. Den letzteren Zweck erreichte er, indem er die beiden Lausitze mit seinem Lande vereinigte. Dieselben mußte aber sein Sohn Mieczyslaw wiederum herausgeben, der nicht die Tatkraft seines Vaters besaß. Nicht so sehr glückten Boleslaw Chrobrys Bemühungen, sich gänzlich von der deutschen Lehnsoberhoheit zu befreien und die Königskrone auf sein Haupt zu setzen. Denn erst Herzog Wladislaw Lokietek ließ sich im Jahre 1320 in der Kathedrale zu Krakau feierlich zum polnischen König krönen.

Wenn auch Boleslaw Chrobry seinen Herzenswunsch nicht hat in Erfüllung gehen sehen können, so hat er doch nach der richtigen Ansicht Chr. Meyers „das eine erreicht, in seinem durch ihn so mächtig vergrößerten und konsolidierten Polenreich der germanischen Welt, namentlich dem Deutschen Reiche gegenüber einen festen unbesiegbaren Kern des Slaventums, an den die anderen stammverwandten Völker sich anschließen konnten und der dem Weitervordringen des germanischen Einflusses einen kompakten nationalen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, geschaffen zu haben."

Der erste Schritt dazu war aber durch die Stiftung der polnischen Metropolitankirche getan worden. Und bei der Macht und dem Einflusse der Kirche im Mittelalter ist wohl das Urteil erlaubt, daß ohne das Erzbistum Gnesen und beim Verbleiben der polnischen Kirche unter dem Erzbischofstuhle von Magdeburg Polen nicht seine selbstständige Entwicklung genommen, sondern den Weg eingeschlagen hätte, den vorbildlich Pommern und Schlesien gewandelt sind. Dann hätte das Deutschtum im 13. und 14. Jahrhundert die Weichsellinie erreicht, die es vor zehn Jahrhunderten einst innegehabt hatte. Dieser Ausblick auf das mögliche Schicksal Polens scheint nicht ohne Berechtigung zu sein, wenn man bedenkt, daß die eminenten Herrschergaben eines Boleslaw Chrobrys Polen auf seine Höhe erhoben hatten, dasselbe aber unter seinen Nachfolgern von dieser Höhe von Stufe zu Stufe herabglitt, seine äußere Macht und Festigkeit verlor, unter die Herrschaft von Teilfürsten geriet, die teils die Lehnshoheit des Deutschen Reiches

anerkannten, teils in ihrem Lande deutsches Wesen begünstigten, ein breiter Strom deutscher Einwanderung sich ins Land ergoß, nach der Verdeutschung Brandenburgs, des Meißener Landes, der Lausitze, Schlesiens, Pommerns und Preußens das polnische Land gleichsam vom Deutschtum umklammert wurde und deutsche Kultur überhaupt gleichbedeutend mit dem Begriff einer höheren Kultur und Gesittung war.

„Neuland", das der deutschen Kultur geöffnet werden konnte, gab es in dem damaligen Polen in Fülle. Konnte das Land auch niemals als stark bevölkert gelten, so war in den fortwährenden Kriegen der Fürsten untereinander die Bevölkerung heruntergekommen und zusammengeschmolzen. Meilenweit erstreckten sich Einöden von Wald, Haide und Sumpf. Dieses wertlose Land schenkten die Fürsten zum Teil den Klöstern und Kirchen. Diese riefen aber deutsche Ansiedler herbei, um dasselbe zu bevölkern und zugleich zur Quelle von Einnahmen zu machen. So entstanden deutsche bäuerliche Ansiedelungen auch in Polen zuerst auf dem Kirchen- und Klosterlande. Das daselbst gegebene und geschaute Beispiel wirkte anregend auch auf die Fürsten. Nicht aus Vorliebe für die Deutschen, sondern aus Berechnung, um Einkünfte von dem brach und daher wertlos daliegenden Lande zu erzielen, zogen auch sie deutsche Ansiedler ins Land. Ihnen folgten die anderen weltlichen Grundbesitzer. So wuchs bereits im 13. Jahrhundert die Zahl der deutschen Baueransiedelungen bedeutend an, besonders in dem westlichen, Deutschland benachbarten Teile von Polen, in Posen und den Schlesien angrenzenden Distrikten. Das Verfahren bei der Anlegung dieser Kolonien war ein ähnliches, wie wir in Schlesien, Pommern und Brandenburg beobachtet haben. Der Grundherr überließ nämlich einem Unternehmer, der für seine Mühewaltung eine Anzahl von Freihufen, das erbliche Schulzenamt im gegründeten Dorfe und andere Vergünstigungen erhielt, eine Fläche Landes gegen die Verpflichtung, dieselbe mit deutschen Bauern zu besiedeln. Doch „die Einwanderer kamen nicht", wie Chr. Meyer bemerkt, „um sich in polnische Knechtschaft zu begeben, sondern um ihre Selbständigkeit zu wahren, mit der Absicht, sich ein freies Gemeindewesen zu gründen. Sie wollten nicht Polen werden, sondern Deutsche bleiben, ihre väterlichen Gewohnheiten und hergebrachten Rechte, ihre Sitte und Sprache bewahren. Ein volles Eigentum wollten sie haben am Lande, eigene Verwaltung und Gericht und nur zu einer bestimmten Grundsteuer verpflichtet sein; keine Unterdrückung der alten Landeinwohner; vielmehr Besserung der Lage derselben war beabsichtigt." Und ein anderer Kenner deutschen und polnischen Wesens schrieb in früheren Zeiten: „Die deutschen Bauern lassen sich keine neuen Dienste auflegen, sie

opfern alles auf, um sich davon zu befreien und wenn ihnen dies unmöglich ist, so verlassen sie lieber die Höfe; sie haben ein Freiheitsgefühl, welches der polnische Bauer nicht kennt."

Daher erhielten die deutschen Einwanderer als persönlich freie Leute durch einen förmlich geschlossenen Vertrag gegen die Verpflichtung einer bestimmten Abgabenzahlung die Hufen Landes als freies, erbliches Eigentum, später oft in Grundzins, wobei die Höhe des zu entrichtenden Zinses als auch der anderen Leistungen streng begrenzt wurde. Selbst die kirchlichen Zehnten wurden in Geld berechnet oder abgelöst, falls sie anfangs in Naturalien entrichtet wurden. Eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit vervollständigten die Selbständigkeit der deutschen Ansiedelungen.

Nach den Dorfansiedelungen entstanden in Polen die städtischen Ansiedelungen oder entwickelten sich meistenteils aus den ersteren. Auch bei ihrer Begründung wurde oft das bereits geschilderte Verfahren durch Vermittelung eines Unternehmens eingeschlagen.

„Der Anleger selbst", schreibt Dr. Chr. Meyer, „erhielt für seine Mühe und aufgewendete Kosten die Erbvogtei der neuen Stadt, und zwar mit der Erweiterung, daß er dieselbe auf Frauen und Töchter vererben durfte. Die Erbvogtei — auch einfach Vogtei genannt — schloß in sich eine Anzahl von Rechten, Besitzungen, Einkünften, Nutzungen und Pflichten sehr verschiedener Art . . . . Manchmal erhielt er auch das Recht zu jagen und zu fischen . . . . An Grundstücken bekam er gemeinlich mehrere Hufen, den siebenten, ja den sechsten Teil des Stadtfeldes, ferner einen Teil der sogenannten Gärten, auch wohl Wald und Gehölz, alles zehnt- und zinsfrei. Ferner bezog er einen Anteil von den Gerichtssporteln und Strafgeldern, gewöhnlich ein Drittel dieser Gefälle. In der Gemeinde steht ihm die polizeiliche Oberaufsicht und das Abhalten des Gerichts zu, auch den an den Herrn abzuführenden Zins hat er beizutreiben . . . . Die Bürger verpflichteten sich lediglich zu einer bestimmten Grundsteuer. Von jeder Hausstelle, von jedem Acker Landes, der ihnen verliehen war, bezahlten sie eine jährliche bestimmte Abgabe. Vom Hause bezahlten der Posener Bürger einen Groschen, ebensoviel von einem Garten und einer Warenniederlage. Die Bromberger entrichteten vom Grundstücke drei Groschen."

Die örtliche Gesetzgebung, Gerichtspflege und Polizeiverwaltung war die eigene Sache der Bürger und wo nicht ein Erbvogt der Gemeindevorstand, da übte die Befugnisse desselben ihre selbstgewählte Obrigkeit aus. So war die deutsche Städteverfassung in Polen der in Deutschland bestehenden nachgebildet. Die Blütezeit aber des deutschen Städtewesens in Polen war im 13. und 14. Jahrhundert. Selbst Krakau erhielt 1257 deutsches Städterecht. Und im 14. Jahrhundert zählte man in Lemberg zwölfhundert deutsche Familien, „welche durch ihre Handelsverbindungen, ihren Reichtum, ihre Bildung die Herren der Stadt waren."

Von allen deutschen Städten in Polen war wohl Posen die bedeutendste. Hier kreuzten sich die Wege, die von Breslau nach Preußen und Danzig gingen und von Stettin ins Innere Polens führten. Bereits im Jahre 1280 hatte Posen Warendepots für fremde Kaufleute, die nach Posen zum Jahrmarkte kamen, eine Börse und selbst Weinkeller.

„Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts", schreibt Erich Schmidt, „setzte von Deutschland aus jene rückläufige Massenbewegung von Westen nach Osten ein, die das nationale Bild eines erheblichen Teiles von Europa, wie es durch die große Völkerwanderung am Ausgange des Altertums geschaffen worden war, gründlich umgestalten sollte. Nur soweit diese Bewegung mit stürmischen Ereignissen oder heroischen Taten in Angriff und Abwehr als Begleiterscheinungen verbunden einherging, wie in der Mark Brandenburg und im Ordenslande Preußen, hat sie bei den Zeitgenossen oder Späteren eine allgemeine Aufmerksamkeit erregt; die Hauptsache, die im Stillen ohne Geräusch vollziehende Ausdehnung des deutschen Volkstums kam den Mitlebenden kaum zum Bewußtsein und ist bisher vielfach selbst von späteren Geschichtsschreibern übersehen oder nicht in ihrer bis an die Gegenwart heranreichenden Bedeutung gewürdigt worden. Und doch war es eine Großtat unserer Nation, wie sie Lamprecht mit Recht nennt, wenn damals ein Gebiet, das etwa drei Fünftel des heutigen Deutschlands umfaßt, für das deutsche Volkstum und die christliche Kultur des Abendlandes erobert wurde. Auch unser Posener Land ist von dieser Völkerschiebung stark betroffen worden; zum zweiten Male, soweit unsere Geschichtserkenntnis reicht, geschah es, daß sein nationales Angesicht einen anderen Ausdruck erhielt . . . . Mit der heimischen Sitte und Lebensordnung brachten die deutschen Einwanderer auch den wirtschaftlichen Betrieb des Abendlandes, alle die Erfahrungen und Errungenschaften einer jahrhundertlangen, einsichtsvoll betriebenen Acker- und Gartenkultur mit sich in die neue Heimat. Die polnischen Bauern hatten im Dienste ihrer Grundherrschaft nur eine wilde Feldgraswirtschaft betrieben. An Stelle dieses Raubbaues trat nun die in Deutschland seit Jahrhunderten herrschende Dreifelderwirtschaft. Als etwas ganz Neues erschien den Polen der gärtnerische Betrieb, den die Deutschen — ganz besonders die Mönche vom Zisterzienserorden — mit sich brachten."

Wenn auch seit dem 16. Jahrhundert eingetretene ungünstige Verhältnisse deutsche Auswanderer davon abhielten, in größerer Anzahl nach Polen zu kommen, so versiegte der Strom deutscher Einwanderung nicht ganz. Besonders religiöse Verfolgungen, denen Protestanten und Dissidenten in Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege ausgesetzt waren, schlugen Wellen neuer Einwanderer ins Land. So siedelten sich in den Schlesien angrenzenden polnischen Gebieten aus jenem Lande vertriebene Protestanten an und vermehrten nicht allein die deutsche Bevölkerung daselbst, sondern brachten auch ihr entwickeltes Gewerbe mit. In den an Brandenburg und Pommern grenzenden Teilen Polens ließen sich noch im 16. Jahrhundert, von protestantischen Edelleuten gastfrei aufgenommen, Auswanderer aus jenen Gegenden nieder, so daß der Netzdistrikt von deutschen Kolonien ganz durchsetzt wurde.

So ward im 12. und 13. Jahrhundert dem Deutschtum der Nordosten Deutschlands wiedergewonnen, der vor mehreren Jahrhunderten demselben verloren gegangen war. Er wurde wiederum deutsches Eigentum nicht so sehr durch die Schärfe des Schwertes, als durch eine beispiellos erfolgreiche friedliche Kolonisation. Das große Werk war vollbracht, das ein glänzendes Zeugnis der deutschen Tatkraft und dem deutschen Unternehmungsgeiste ausstellt. Während in den gesegneten Gefilden Italiens die deutsche Volkskraft in fruchtlosem Ringen verblutete, ward hier im Nordosten ein neues Deutschland gegründet und der Grund zu den Anfängen eines deutschen Staates gelegt, der nachher die Führerschaft der deutschen Volksstämme übernehmen und die dem deutschen Volke entsunkene Kaiserkrone zu neuem Glanze emporheben sollte. Dort im entfernten südöstlichen Winkel des baltischen Meeres, im Lande der baltischen Preußen bildete sich dieser neue deutsche Staat, der vom Schicksale bestimmt war, eine Erneuerung des Glanzes und der Herrlichkeit des Reiches der Deutschen in gute Wege zu leiten. Dieser Staat entlieh freilich seinen Namen dem fremden Volkstum der Preußen, welches aber die Staatsbildner in ihr Fleisch und Blut aufgenommen haben. Und die Geschichte lehrt, wie glücklich die Mischung arisch-germanischen und arisch-baltischen Blutes war. Gehörten doch die Preußen nicht einer fremden Rasse an, sondern standen durch die Art ihres Geistes und ihre Gestalt, schlank und hochhäuptig gebaut, mit blonden Haaren und blauen Augen, von allen Ariern am nächsten den Germanen.

Auch in anderer Hinsicht ist bedeutungsvoll die Verpflanzung deutschen Lebens und Geistes an die südöstlichen Gestade der Ostsee, da eine Folge derselben der Fall des letzten Horts des Heidentums in Europa war und einer freieren, humanen Entwicklung ein Land gewonnen ward, das ohne die Dazwischenkunft der Deutschen aller Wahrscheinlichkeit durch die Schwerkraft der Masse slavischer Stämme überwältigt und niedergedrückt worden wäre. Zugleich erreichte das Germanentum die äußersten Grenzen seiner Ausbreitung nach Osten. Das alles in kurzen Zügen zu schildern, wird die Aufgabe der beiden nächsten Abschnitte dieses Buches sein.

Siebenter Abschnitt.

Der Deutsche Ordensstaat in Preußen und Altlivland.

Erhaben und groß in allen seinen Arbeiten, allen seinen Plänen, sowohl in bezug auf die Politik wie in bezug auf seine Kriegszüge und auf seine Bauten, so stellt der Orden gewissermaßen die Blüte deutscher Leistungsfähigkeit dar, und durch die ganze Zeit des Mittelalters hindurch, als kaiserliche und Reichsherrlichkeit bald verblichen und dahinschwanden, hat das deutsche Volk sich an diesen Brüdern und Kindern seines Stammes gefreut und an den Leistungen des Ordens sich erbaut.

Aus Kaiser Wilhelms II. in der Marienburg gehaltenen Rede.

Nicht mit Unrecht hat man die Ostsee das mittelländische Meer des Nordens genannt. Ihre buchtenreichen Küsten, die einmündenden großen Ströme, die das umgebende Land weit und breit dem Zugang vom Meere aus öffnete, die vielen fruchtbaren Inseln, die im Westen gleichsam einen Uebergang von dem mitteleuropäischen Binnenlande zur skandinavischen Halbinsel bilden und im Osten dem kühnen Schiffer Ruhepunkte und Unterschlupf gegen Wind und Wetter gewährten, lockten frühe ihre Küstenbewohner aufs Meer hinaus. Daher entwickelte sich bereits in grauer Vorzeit ein reges Leben und Treiben an ihren Gestaden. In historischer Zeit sind es aber zuerst drei Orte, welche als Stapelplätze des aufblühenden Handels den Verkehr auf der Ostsee vermittelten. Das waren Schleswig oder Hädaby an der Schley, seit den Tagen Karls des Großen ein besuchter Handelsplatz, die Wendenstadt Julin oder Jumne an der Mündung der Oder und Sigtuna, die Burgstadt Odins, an den Ufern des Mälarsees. Aber als im zwölften Jahrhundert die Raubfahrten des Dänenkönigs Svend die fremden Schiffer von dem Besuche Schleswigs verscheuchten, ein anderer Dänenkönig Julin in Brand gesteckt hatte und Sigtuna von den estnischen und kurischen Seeräubern zerstört worden war, wurde das von

dem Grafen Adolf II. von Holstein gegründete Lübeck der Ausgangshafen für die Ostseefahrer und das turmreiche Wisby auf Gotland das Handelsemporium des Ostens.

Unter den hier ansäßigen Fremden taten sich bald die deutschen Kaufleute durch Tüchtigkeit und Unternehmungsgeist hervor. Durch engen Anschluß an das deutsche Stammland fanden sie den erforderlichen Rückhalt für ihre Bestrebungen, so daß deutsches Wesen auf Gotland tiefe Wurzeln schlug. Davon zeugt das älteste Stadtrecht Wisbys, das in deutscher Sprache nach deutschen Rechtsgebräuchen abgefaßt ist. Im Verein mit den Gotländern ziehen die Deutschen in Wisby alle Küstenländer der Ostsee in den Bereich ihrer Handelstätigkeit. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts besteht bereits „der Hof der Deutschen zu Novgorod" am Volchow, ein ganzes Stadtquatier mit einer eigenen deutschen Kirche zum „Sankt Peter", mit Kontoren, Läden, Packhäusern, Wohnstuben und Versammlungshäusern. Fürwahr, der Lilienbusch, den die deutschen Kaufleute in Wisby und Großnovgorod im Wappen führten, stand als Sinnbild deutscher Tatkraft und kaufmännischen Wagemuts in jener Zeit im hohen Ansehen!

Jener Unternehmungsgeist spornte die deutschen Kaufleute an, einen südlicheren geraderen Weg zu den russischen Handelsstätten Polozk und Smolensk zu suchen. So gelangten sie an die Mündung der Düna und knüpften Handelsbeziehuugen mit den dortigen Eingebornen an. Das erste deutsche Schiff soll bereits im Jahre 1158 daselbst erschienen sein.

Dem Kaufmanne folgte der Missionär. Und wie das Sachsenvolk einst zähe seinen heidnischen Göttern anhing und in der Verteidigung sowohl heidnischen Glaubens fast verblutete, so bewies es, zum Christentum bekehrt, tatvolle Treue und Anhänglichkeit dem neuen Glauben. Treue war ja der Grundzug seines Charakters. Durch die von ihm gehegte Flamme der Begeisterung wurde die Lehre Christi zu den normännischen Völkern getragen und schließlich zu den heidnischen Stämmen der Liven, Letten und Esten an den Ostgestaden des baltischen Meeres.

Meinhard, ein Augustinermönch zu Segeberg in Holstein, war der erste christliche Missionär im Livenlande. Bereits manches Frühjahr mag er die aus Lübeck aussegelnden Kaufleute auf ihren Fahrten begleitet haben, um in der Fremde ihnen und dem Schiffsvolke geistlichen Zuspruch zu spenden, und dann im stürmischen Herbst mit ihnen zurückgekehrt sein. Denn schon betagt an Jahren war er oder, wie der Chronist sich ausdrückte, daß silberne Haar seinen Scheitel deckte, als er in seinem Glaubenseifer, „lediglich um Christi Willen", den

Entschluß faßte, im heidnischen Lande zu bleiben und das Wort Gottes den Liven zu predigen. Da dieselben dem Fürsten von Polozk untertan waren und Tribut entrichteten, so versicherte er sich zuerst der Erlaubnis desselben zum Predigen. Dieselbe wurde willig erteilt, da dem Fürsten nur daran gelegen war, daß der auferlegte Tribut einfloß. Sonst schienen ihm die Glaubensangelegenheit seiner fernen Untertanen recht fern zu liegen, da, wie der Chronist Heinrich der Lette sich ausdrückt, „seine Kirche eine unfruchtbare Mutter war, welche nicht in Hoffnung auf die Wiedergeburt durch den Glauben an Jesus Christus, sondern in Hoffnung auf Schatzungen und Beute die Heiden zu unterwerfen trachtet." Nun erwarb Meinhard von den benachbarten Livenhäuptlingen am rechten Ufer der Düna, sechs Meilen von ihrer Mündung, ein Stück Land, erbaute darauf beim Dorfe Ykeskola (Uexküll) die erste christliche Kirche und Schule und gewann einige ortseingesessene angesehene Liven für Christus Lehre, sodaß sie sich taufen ließen. Doch im folgenden Winter machten die Litauer einen verheerenden Einfall ins Livenland und brannten die Gebäude der ersten christlichen Ansiedlung nieder. Auf Meinhards Rat halfen die Liven den von ihm aus Gotland verschriebenen Steinmetzen eine feste Burg zu Uexküll zu bauen und im folgenden Jahre zwei Meilen flußabwärts, zu Kirchholm, eine zweite Burg.

Obgleich nun zwei feste Burgen zum Schutze der Kirche und der christlichen Gemeinde im Lande waren, Meinhard selbst vom Erzbischof von Bremen die Weihe als Bischof von Uexküll empfing, so standen doch beide, Kirche und Gemeinde, auf recht unsicherem Boden. Die Heiden betrachteten die neue christliche Pflanzung mit mißtrauischen und feindlichen Blicken, die Bekehrten fielen oftmals vom neuen Glauben ab und trachteten ihrem Seelsorger selbst nach dem Leben. So erfuhr Meinhard in den letzten Tagen seines Lebens arge Täuschung und viel Kummer. Trotzdem hielt er standhaft auf seinem Posten aus, das Vorbild eines seinem Gott und Herrn in Treue ergebenen Dieners. Als er endlich hochbetagt sein letztes Stündlein nahen fühlte, versammelte er um sich die Aeltesten der treugebliebenen Liven und ermahnte sie, im Glauben zu verharren.

Die Wirksamkeit Meinhards faßt Th. Schiemann in seinem Werke „Rußland, Polen und Livland" in folgendem Urteil zusammen: „In seiner mühevollen Tätigkeit hat Meinhard den Grund zu dem gelegt, was später geworden ist. Er war der Pfadfinder, welcher den Mut hatte, in ganz neue und fremde Verhältnisse hineinzutreten. Darauf aber gerade kam es an. Nachtreter finden sich stets und überall, aber wie selten sind die Männer, die sich ihr Ziel selbst setzen

und ihre Wege selbst bahnen. Und nicht in der frischen Begeisterung der Jugend ist er an sein Werk gegangen. Die Jahre rüstiger Mannskraft lagen hinter ihm, als er nach Livland zog, ohne eine andere Waffe als die Ueberzeugungskraft und ohne einen anderen Freund als seinen Gott. Und wie schwer mögen gerade einem Manne seines Charakters die zahlreichen Enttäuschungen getroffen haben, die er erlebte. Gleich zu Anfang scheinbar die glänzendsten Erfolge und dann Mißerfolg auf Mißerfolg. Aber allmählich gelang es ihm doch Boden zu gewinnen, wenn auch die meisten abfielen, einige blieben getreu und sein Beispiel hatte Männer wie Theodorich von Treiden zur Nachfolge begeistert. Bei Uexküll und Holm hatten sich die Wälder gelichtet, der Ackerbau begann nach deutscher Weise getrieben zu werden, Kirchenglocken riefen die kleine Gemeinde der Gläubigen zum Gebet und Steinmauern gewährten Schutz, wo immer das Kreuz sich segnend als das Wahrzeichen abendländischer Kultur erhob."

Von anderer Art, als Meinhard, war dessen Nachfolger Berthold. Sehen wir in dem ersteren das Vorbild eines Missionärs, der durch Lehre und Predigt einen Weg für das Evangelium in das Herz der Heiden zu bahnen suchte, so war sein Nachfolger der Typus eines Kirchenfürsten seiner Zeit, der durch äußere Mittel und die Schärfe des Schwertes der von ihm vertretenen Lehre Nachdruck verlieh. Doch durch das Schwert sollte er selbst umkommen. Als er im Jahre 1198 mit einer zahlreichen christlichen Gefolgschaft in der Nähe des heutigen Riga den livischen Boden betrat, wurde er in einem Gefecht mit den Eingebornen von denselben umringt und niedergestoßen.

Ehe wir aber in der Darstellung der Begründung der deutschen Herrschaft in Livland fortfahren, sei es uns vergönnt, einen kurzen Ueberblick über die Lage der eingebornen Bevölkerung zu geben.

In dem zweiten Abschnitte dieses Buches ist der Nachweis geführt worden, daß das ganze Ostbaltikum, von Samland bis hinauf zum finnischen Meerbusen, einst eine Bevölkerung ästischen oder baltischen Stammes gehabt habe, dieselbe aber um das sechste Jahrhundert n. Chr. durch eingewanderte finische Völkerschaften vom Meere abgedrängt wurde. Und zwar nahmen die Esten die jetzige Provinz Estland und die nördliche Hälfte der heutigen Provinz Livland bis zur Salis, die Liven, deren südlicher Stamm die Kuren waren, die Meeresküste südlich von der Salis, um den Rigaschen Meerbusen, und die Gebiete am untern Lauf der Windau und die kurländische Meeresküste bis zum Libauschen See in Besitz. Nach den Liven nannte man das ganze Land Livland und nach den Kuren dessen südwestlichen Teil Kurland.

Als die Deutschen hierherkamen, befanden sich die genannten finnischen Stämme im Stadium des Aufschwungs und der Vorwärtsbewegung. Davon legt nicht allein der Reichtum der in ihren Gräbern aufgedeckten Waffen, das Pferdezeug und die Schmucksachen Zeugnis ab, sondern auch der Bericht des Chronisten Heinrich des Letten, aus dem die gedrückte Lage der zum baltischen Stamme gehörigen Letten mit erkenntlicher Deutlichkeit durchschimmert. Im Osten bedrängte sie die vorwärtsschreitende Macht des Russentums, welche an der Dünamündung bereits die Ostsee erreichte. Denn die Dünaliven zahlten dem Fürsten von Polozk Tribut. Ein untrügliches Zeichen der Herrschaft ist aber das Recht des Herrschenden, dem Unterworfenen wiederkehrende Leistungen, sei es in natura, sei es in Geldzahlungen aufzuerlegen. Besonders in früheren Zeiten war die Steuerpflicht der Unterworfenen oft das einzige Zeichen ihrer Untertänigkeit. Daß der Fürst von Polozk tatsächlich die Herrschaft an der Dünamündung ausübte, ist auch aus dem Verhalten Meinhards zu folgern. Ehe er sich entschließt, den Dünaliven die Lehre Christi zu predigen, erbittet er sich dazu die Erlaubnis des Polozkerfürsten. Und derselbe ist von seinem Hoheitsrechte über die Liven so sehr überzeugt, daß er in späterer Zeit, während einer Verhandlung mit dem Bischof Albert, erklärt, es stehe in seiner Macht, seine Knechte, die Liven, zu taufen oder ungetauft zu lassen (in sua potestate, servos suos Lyvones vel baptizare vel non baptizatos relinquere). — Noch stärker, als die entfernten Liven, mußten die Macht des russischen Fürsten die ihm näher an der Dünastraße wohnenden Letten, die Lettgallen und Selen, fühlen. Waren sogar in ihrem eigenen Lande zwei russische Teilfürstentümer zu Gercicke und Kokenhusen errichtet worden. Neben der Macht derselben konnte die Herrschaft der eingebornen Häuptlinge und Aeltesten nur in den dem Fürstensitz entfernten Gegenden fortbestehen. Tatsächlich sehen wir auch später diese Teilfürsten den Deutschen Gebiete abtreten und abgetretene wiederum von dem Rigaschen Bischofe als Lehen empfangen, ohne daß die Aeltesten der Letten um ihre Zustimmung befragt worden wären oder dieselben etwas dreinzureden gehabt hätten. Wir werden sehen, wie Bischof Albert ganz anders handelte, als die Erstreckung der dänischen Oberherrschaft über Livland in Frage kam.

Wie die Letten an der Düna, so waren auch ihm Stammesgenossen in Mittellivland, in der Landschaft Tolowa den Fürsten von Pleskau und die Esten den Nowgorodern untertänig und tributpflichtig.

Wann sich die russische Herrschaft über das Ostbaltikum ausgebreitet hat, ist nicht genau zu ermitteln. Doch muß der Anfang

davon bald nach der Gründung des russischen Staates durch Rjurik gemacht sein. Gehörten doch die Esten zu den Völkerschaften, die ihn und seine Brüder zur Herrschaft beriefen. Von denselben erkor sich der eine Isborsk an der Grenze des Estenlandes zum Herrschersitz. Im Jahre 1030 gründete dann der Großfürst Jaroslaw im Lande der Esten Jurjew oder Dorpat. Hundert Jahre später berichten die Chronisten von einem Feldzuge des Fürsten Wsewolod mit den Nowgoroden ins Estenland und von einer Tributpflichtigkeit der Esten. Die Letten an der Düna scheinen aber vom Polozker Fürsten Rogwold, dem Schwiegervater Wladimir des Heiligen unterworfen zu sein. Daß daselbst die russische Herrschaft bereits Generationen bestanden hat, ist aus der Klage des russischen Teilfürsten von Gercike zu entnehmen. Als er seine Stadt, von den Kreuzfahrern angezündet, in Flammen aufgehen sah, soll er nach dem Zeugnisse des Chronisten in bittere Klage ausgebrochen sein: „O, Gercike, geliebte Stadt, o, Erbteil meiner Väter!"

Unter den bei der Zerstörung der Stadt erbeuteten Gegenständen befanden sich auch Kirchenglocken und Heiligenbilder. Das beweist, daß die orthodoxe Kirche bereits Eingang bei den Dünaletten gefunden hatte. Einen weiteren Beweis liefert die lettische Sprache, die die Worte für die hauptsächlichsten christlichen Begriffe aus dem Russischen bzw. Kirchenslavischen entlehnt hat. So heißt in derselben die Kirche basniza, das russische boschniza — Gotteshaus, die Sünde grehks — russisch grech, das Kreuz krusts und taufen krustit, kristit, aus dem Russischen krestj, krestitj, die Gemeinde pagasts, das — pogostj — im Russischen ursprünglich einen Kirchenbezirk bezeichnet.

Die Lage der Letten war aber unter der russischen Herrschaft eine trostlose. Im Kampfe um die Freiheit war ihre Widerstandskraft gebrochen. Deshalb zogen sie im Streite mit den finnischen Völkern den Kürzeren, so daß diese immer weiter nach Süden vorrückten. Die russische Herrschaft scheint ihnen auch wenig Schutz gewährt zu haben, da es den russischen Fürsten weniger um das Wohlbefinden ihrer fremdländischen Untertanen, als um den von letzteren zu erlegenden Tribut zu tun war. Deshalb hören wir nichts von einem Eingreifen russischer Fürsten in den unter den Eingeborenen des Ostbaltikums entflammten Rassekrieg.

Von der verzweifelten Lage der Letten spricht auch eine beredte Sprache der Bericht des Chronisten über die Letten an der Ymera, daß dieselben über die Ankunft des Priesters Alobrand sich gefreut hätten, weil sie von den Litauern „öfters waren verheert und von den Liven immerdar unterdrückt worden" und durch die Deutschen

hofften, Erleichterung und Verteidigung zu bekommen (utpote a Lethonibus sepius vastati et a Lyvonibus semper oppressi et per Theutonicos sperantes relevari ac defendi). Und derselbe Chronist Heinrich der Lette schreibt an einer anderen Stelle: „Die Letten waren vor der Annahme des Christentums gedrückt und verachtet (humiles et despecti) und erfuhren viel Kränkung (injurias) von den Liven und Esten", das heißt, mit der Annahme des Christentums verbesserte sich ihre Lage.

Unter so bewandten Umständen kann man sich nicht wundern, daß die Letten die Eroberung der Russenfesten zu Kokenhusen und Gercike durch die Deutschen passiv zuschauten oder, wie der Chronist berichtet, sich in die Wälder flüchteten. Danach nahmen sie willig das Christentum in der katholischen Gestalt an und bildeten Hilfstruppen der Kreuzritter in deren ununterbrochenen Kämpfen sowohl mit den Russen, als mit den Liven, Esten und anderen Heiden. Mit Ausnahme eines kurzen lokal begrenzten Aufstandes hielten sie sich stets zu den Deutschen, ein Beweis, daß durch die deutsche Herrschaft, wenigstens in der ersten Zeit, ihre Lage nicht eine Verschlimmerung, sondern eine Besserung erfuhr. Vor der Ankunft der Deutschen schien aber das kleine Lettenvolk in dem großen slavischen Meere unterzugehen, gleich den finnischen Völkerschaften, welche einst den Norden Rußlands bevölkerten. Kein Gebirge, kein größeres Gewässer, wie etwa der langgestreckte Peipussee zwischen dem Estenlande und der nordrussischen Tiefebene, schützte dasselbe vor einer Ueberflutung von Osten her. Das lettische Gebiet bildet in geographischer Hinsicht nur eine Fortsetzung des von geringen wellenförmigen Erhebungen hier und da unterbrochenen gewaltigen sarmatischen Flachlandes, das sich bis zur Ostsee erstreckt, wo es seine natürliche Grenze erreicht. Die Düna, deren oberer und mittlerer Lauf ganz von den russischen Slaven eingenommen wird, bildet nicht ein Hindernis für das Einströmen slavischen Volkstums und slavischer Kultur, sondern ist ihnen förderlich. Dazu kam noch die orthodoxe Kirche, die, wie wir bereits gesehen, im Lettenvolke Wurzel gefaßt hatte. Daher sind russische Historiker nicht im Unrecht, wenn sie das Ostbaltikum ein altes russisches väterliches Erbteil (drewnaja russkaja otschina) nennen und es beklagen, daß durch die Dazwischenkunft der Deutschen der Prozeß der Russifizierung des Ostbaltikums unterbrochen wurde, der nur eine logische Folge der bereits im elften und zwölften Jahrhundert geschaffenen Verhältnisse war.

Der Gründer des deutschen Staatengebildes, das den Russen den Weg zur Ostsee verlegen sollte, war aber der dritte Bischof in Livland, Albert

von Buxhöwden oder Appeldern, ein tatkräftiger Mann mit weit ausschauendem staatsmännischen Blick, einer jener schöpferischen Naturen, die von der Vorsehung bestimmt sind, Großes zu vollbringen. E. Seraphim schildert ihn in seiner gutgeschriebenen „Geschichte Liv-, Est- und Kurlands" folgendermaßen: „Nicht weiß die Tradition von ihm Züge sentimentaler Harmlosigkeit wie von Meinhard, oder feurigen Uebereifers, wie von Berthold zu berichten: nirgends erscheint er überschwenglich, nirgends tyrannisch, überall schwebt ihm das erreichbare Ziel vor den Augen, im Siege ist er fest, aber den Bogen überspannt er nicht, in der Gefahr bleibt er ruhig und wo die Gewalt nicht ausreicht, greift er zur diplomatischen Kunst der List; nur einmal hat er den Gegner zu hoch geschätzt, sonst bleibt er Meister der Umgebung, auch wo sie ihn zu beherrschen scheint."

Im Lenz des Jahres 1200 segelte Bischof Albert mit einer stattlichen Flotte von 23 Schiffen und einem zahlreichen Kreuzfahrerheere aus Lübeck aus. Nach einigen Kämpfen mit den Dünaliven unterwarfen sich dieselben. Seine augenblickliche Uebermacht nutzte Albert nicht zum Unrecht aus. Da er einen dem Meere näher belegenen Stützpunkt seiner Macht bedurfte, so kaufte er von den Liven ein Stück Landes an der Einmündung des Rigebaches in die Düna und begann im folgenden Jahre dort mit der Gründung einer Stadt. Er errichtete eine Kirche und Gebäude für das aus Uxküll hierher verlegte Kapitel, legte einen Markt an und forderte Kaufleute auf, an demselben Wohnhäuser und Warenlager zu bauen. So entstand die Stadt Riga, die bald zu einem deutschen Gemeinwesen mit eigener den deutschen Stadtrechten nachgebildeten Verfassung anwuchs.

Unermüdlich war Bischof Albert tätig an der Festigung und Ausbildung der von vielen Gefahren bedrohten christlichen Ansiedelung. Beim Nahen des Herbstes begab er sich oft über See, um das Werk seiner Gründung durch Fürsprache bei den Fürsten, als auch durch angeworbene Kreuzfahrerscharen und zur Auswanderung willig gemachte Kaufleute und Handwerker zu fördern. Einen festen Rückhalt erhielt aber die neue deutsche Kolonie durch die Bildung eines ständigen Kriegerstandes im Lande. Das war der im Jahre 1202 nach dem Vorbilde des Templerordens gestiftete Orden „der Brüder des Ritterdienstes Christi" oder, wie er gemeinhin hieß, „der Schwertbrüder". Gleich den übrigen geistlichen Ritterorden legten ihre Mitglieder die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit, der Armut und des Kampfes gegen die Ungläubigen ab.

Mit Neid und wachsendem Mißtrauen sah der Fürst von Polozk das Emporblühen der Macht des Bischofs. Erstreckte sich dieselbe

bereits über das ganze Livenland und einige angrenzende lettische Distrikte. Durch einen plötzlichen Ueberfall, dem eine Aufreizung der Liven zum Abfall vorherging, hoffte der russische Fürst sie zu vernichten. Er rückte mit einem starken Heere in Livland ein, doch der standhafte Widerstand, den er bei der Verteidigung der Schlösser Uexküll und Kirchholm fand, ließ ihn einen Abzug ratsam erscheinen. Jetzt beschloß Bischof Albert seinerseits vorzugehen. Da die Teilfürsten von Kokenhusen und Gercicke sich höchst zweideutig benommen hatten, so richtete er seinen Angriff gegen sie. Der erstere verließ ohne Kampf sein Schloß, nachdem er es in Flammen hatte aufgehen lassen. An Stelle des niedergebrannten Kukenois wurde die deutsche Burg Kokenhusen erbaut. Auch Gercicke fiel und dessen Fürst Wsewolod, nachdem er sich Albert unterworfen, erhielt einen Teil seiner Besitzungen als bischöfliches Lehen zurück. Dazwischen erstürmten die Deutschen auch die feste Selburg am linken Ufer der Düna. Diese Erfolge der deutschen Waffen veranlaßten aber den Fürsten von Polozk, im Winter 1210 mit dem Bischof Albert einen Vertrag zu schließen, indem er auf den Tribut der Liven verzichtete, die Herrschaft des Bischofs über Livland anerkannte und den Kaufleuten den Weg auf der Düna freigab.

Unterdessen hatte Bischof Albert die Grenzen seines Machteinflusses im Norden im Kampfe mit den heidnischen Esten ausgedehnt. In demselben unterstützten ihn tatkräftig die Letten. In Verbindung mit den Schwertbrüderrittern oder auch auf eigene Faust drangen die von ihren Häuplingen geführten lettischen Heerhaufen tief in das Estenland ein und übten blutige Vergeltung für die früher erlittene Unbill. In diesen verheerenden Grenzfehden wurden die dem Lettenlande benachbarten estnischen Gebiete entvölkert, so daß dort abermals eine Grenzverschiebung eintrat, diesmal aber zugunsten der Letten, die über den Burtneeksee und den Seddefluß hinaus vordrangen. Im Jahre 1212 wurde Fellin und Odenpäh genommen und die Esten unterwarfen sich.

Während die Deutschen und Letten von Süden vordrangen, entstand den Esten im Norden ein neuer Feind in der Person des Dänenkönigs Waldemar. Derselbe war mit einem zahlreichen Heere an der estländischen Küste gelandet, wo er das feste Reval zur Stütze seiner Macht und seiner weiteren Unternehmungen erbaute. Zwischen zwei Feuer geraten, mußten die Esten nach der Eroberung Dorpats durch die Deutschen sich vor dem siegreichen Kreuze beugen. Ihre Halsstarrigkeit jedoch und die späteren Aufstände, die sie erregten, brachten ihnen statt der erhofften Freiheit nur Knechtschaft. Nach dem Gesetz der Schwere breitete sich ihr unfreier, gedrückter Zustand allmählich

über das ganze Land und die übrigen Eingeborenen aus. — Zu Beginn des Jahres 1229 schied Bischof Albert aus dem Leben und fand in der Domkirche zu Riga seine letzte Ruhestätte.

Im folgenden Jahre hatte der junge livländische Staat eine bedeutende Errungenschaft zu verzeichnen. Durch friedliche Verträge verpflichteten sich die Häuptlinge der Kuren zur Taufe und zur Anerkennung der deutschen Oberherrschaft. Doch bald sollte ein großes Ungemach über die neue deutsche Pflanzung im fernen Osten kommen. Das gegen die heidnischen Litauern ins Feld gezogene christliche Heer wurde in der Schlacht an der Saule am 22. September 1236 vernichtet. Den Waffen der Feinde erlag der Ordensmeister Volquin mit seinen Schwertbrüdern und vielem christlichen Kriegsvolk.

Durch diese Niederlage wurde der christliche Staat an der Düna an den Rand des Verderbens gebracht. Die Semgallen und Kuren erhoben sich. Die große Bedrängnis hatte aber zur Folge, daß der bereits seit ein paar Jahren gehegte Plan der Vereinigung des Schwertbrüderordens mit dem Deutschen Orden im nachfolgenden 1237. Jahre zur Tatsache wurde.

Die Wiege des deutschen Ordens haben wir im fernen heiligen Lande zu suchen. Von kleinen Anfängen ist er groß geworden. Während der Kreuzzüge, bei der Belagerung Akkons im Jahre 1190, vereinigten sich mildtätige Bürger aus Lübeck und Bremen mit den von Jerusalem herabgekommenen Brüdern des deutschen Hospitals zur Pflege kranker deutscher Pilgrime. Die tätig frommen Werke derselben erregten die Aufmerksamkeit Herzog Friedrichs von Schwaben. Sein Vorschlag, nach dem Vorbilde der Templer und Johanniter auch aus dem deutschen Volke einen Ritterorden zu stiften, fand in einer Versammlung geistlicher und weltlicher Würdenträger Anklang. Gestiftet sollte der neue Orden sein zur Ehre der Jungfrau Maria und für ihn die Regeln der Templer und Johanniter in solcher Weise verbunden werden, „daß das Leben des neuen Ordensbruders als Ritter und Streiter Christi und der Kirche nach dem Gesetze und der Ordnung der Tempelherren, seine Pflichten aber in christlicher Mildtätigkeit gegen Arme und Unglückliche und in der Pflege der Leidenden nach den Regeln der Johanniter geordnet sein sollten.“ Sein Abzeichen war ein weißes Ritterkleid mit einem schwarzen Kreuze.

Die ersten Jahre seines Bestehens führte der Deutsche Orden ein bescheidenes Dasein. Als aber im Jahre 1210 an seine Spitze der ritterliche, kriegskundige und umsichtige Hermann von Salza trat, gelangte er schnell zu Macht und Ansehen, so daß Kaiser und Pabst 1226 seinen Hochmeister in den Reichsfürstenstand erhoben.

Der Ruhm des Deutschen Orden war auch nach Polen und Preußen gedrungen und veranlaßte den Herzog von Masovien Konrad hilfesuchend seine Augen auf ihn zu richten. Es waren nämlich die den Polen benachbarten Preußen, ein Volksstamm der Aestier, die Jordanes noch als ein durchaus friedfertiges Menschengeschlecht und fünfhundert Jahre später Adam von Bremen als sehr humane Leute schildert, durch die Eroberungskriege der Polen und besonders Boleslaw Chrobrys aus ihrer Ruhe aufgescheucht worden. Die unmenschlichen Verwüstungszüge in ihrem Gefolge, die weniger die Bekehrung der heidnischen Preußen, als ihre völlige Unterjochung und Vernichtung bezweckten, hatten den friedliebenden Sinn des preußischen Volkes in einen kriegerischen verwandelt. Daher kehrte es den Spieß um, als Polen durch seine Teilfürsten seine Einheit und Kraft verloren hatte. Nun drangen preußische Kriegsscharen, die bisher die Streitaxt nur zur Verteidigung ihrer Heimat, ihres Glaubens und ihrer Freiheit geführt hatte, mordend und sengend in die polnischen Gefilde. Vergebens suchte Herzog Konrad durch die Berufung des Bischofs Christian in die Kulmer Grenzprovinz und durch die Missionstätigkeit desselben einen milderen, den Christen versönlicheren Geist bei den Preußen zu erwecken. Anfangs schien auch der eingeschlagene Weg Erfolg zu versprechen, so daß der Pabst schon Christian zum Bischof von Preußen ernannte. Als aber die Preußen merkten, daß im Gefolge der christlichen Lehre die Unfreiheit lauerte und sie durch die Stiftung des Dobriner Ordens und durch die wider sie aufgebotenen Kreuzheere mißtrauisch geworden waren, griffen sie zu den Waffen, rieben im Kampfe den Dobriner Orden fast ganz auf und verwüsteten schrecklich das Kulmer Land. In ihrer Not wandten sich Herzog Konrad und Bischof Christian hilfesuchend an Hermann von Salza und ersterer versprach dem Orden, falls er Masovien vor den Preußen schützen wolle, die Lande Kulm und Löbau samt allem, was in Zukunft den Ungläubigen entrissen werden würde. Nach einigem Bedenken, nachdem Kaiser und Pabst seine Einwilligung erteilt, Konrads Schenkung bestätigt und dem Orden alles Land, das er von den heidnischen Preußen erobern sollte, zum Eigentum zugesprochen hatten, nahm der Hochmeister das Anerbieten des Herzogs von Masovien an. Dieser im Jahre 1226 gefaßte Beschluß Hermanns von Salza war fürwahr die bedeutendste Tat seines Lebens, hochwichtig für die Zukunft Europas. Wäre er anders ausgefallen, so hätte es aller Wahrscheinlichkeit kein deutsches Preußen und auch keine Großmacht Preußen gegeben; das Land Preußen wäre dann eine Beute des Slaventums geworden.

Zum Verweser von Preußen setzte der Hochmeister den Deutschmeister Hermann Balk, einen kriegstüchtigen, erfahrenen und umsichtigen Mann ein. Im Jahre 1228 kam derselbe nach Preußen mit einer Anzahl Ordensritter und Kreuzfahrer und errichtete mit der Beihilfe Konrads zwei Burgen am linken Ufer der Weichsel — Vogelsang gegenüber Thorn und Nessau. Um den versprochenen Besitz zu sichern, schloß Hermann Balk mit dem Herzoge von Masovien mehrere schriftliche Verträge, in denen der letztere dem Orden das Eigentumsrecht an den Landen Kulm und Löbau und den beiden genannten Schlössern nebst deren Umgebung bestätigte, in betreff der Erwerbung Preußens aber festsetzte: „Was die Ordensritter an Personen oder Gütern der Ungläubigen, an beweglichem oder unbeweglichem Eigentum, an Land oder Gewässern und allem darin Enthaltenen durch Gefangenschaft, Raub oder Eroberung und Unterjochung in irgend einer Weise sich zueignen könnten, das alles solle mit vollkommensten Rechte und mit aller Freiheit als wahres Eigentum und vollkommenes Besitztum dem Orden zugehören". Ferner wurden die Grenzen des Kulmer Landes näher bestimmt. Sie sollen anheben, wo die Drewenz aus Preußen kommt, dann längs diesem Flusse bis zur Weichsel gehen, dann an der Weichsel hinab bis an die Ossa und endlich an der Ossa aufwärts bis zum Lande der Preußen.

„So war", bemerkt J. Voigt in der „Geschichte Preußens", „das ganze Kulmerland das Eigentum des deutschen Ordens geworden. Es war der Eckstein des großen Baues, zu welchem er berufen war. Die erste Heimat des merkwürdigen großen Lebens war gegründet, in welchem der Deutsche Orden seine weltgeschichtliche Bedeutung offenbaren sollte."

Rechtlich war wohl der Orden in den Besitz des Kulmerlandes eingesetzt, aber tatsächlich hausten in ihm die heidnischen Preußen. Es mußte von neuem erobert werden. Im Jahre 1231 setzte daher Hermann Balk mit seinen Ordensrittern über die Weichsel und erbaute an Stelle der zerstörten Burg Turn eine neue Burg Turn oder Thorn, stellte wieder her die Burg Kulm und säuberte das Land von dem Feinde. Unter dem Schutze beider Burgen ließen sich deutsche Ansiedler nieder, so daß im folgendem Jahre bereits die beiden Städtegemeinden Thorn und Kulm entstanden. Darauf unterwarf Balk die im Norden des Kulmer Landes an der Weichsel und Nogat belegene Landschaft Pomesanien und legte daselbst die Burgen Marienwerder und Rheden an. Nachdem er einen Aufstand der Pomesanier niedergeschlagen und durch milde Behandlung der Neubekehrten sich das Zutrauen der Eingeborenen erworben hatte, ließen sich die

Pomesanier nebst ihren Edlen in Masse taufen, versprachen dem Orden Gehorsam und erhielten von demselben die Zusicherung gewisser Rechte und Freiheiten. In der Nähe der alten Handelsstadt Truso, an dem Ausflusse der Elbing oder Ilfingflusses aus dem Drausensee, erbaute Balk 237 eine Burg Elbing, unter dessen Schutze sich Lübecker niederließen und eine Stadt gleichen Namens gründeten, die bald zu einem bedeutenden Handelsorte aufblühte.

Im allgemeinen schlug der Orden bei der Eroberung des Landes folgendes Verfahren ein. An der Grenze des preußischen Gaues, den er sich zu unterwerfen gedachte, legte er eine Burg zum Stützpunkte seiner Unternehmungen an, desgleichen Burgen an geeigneten Stellen des unterworfenen Landes. Die Besatzungen der Burgen bestanden zuerst aus Ordensrittern und deren reisigen Knechten. Nachdem aber das umliegende Land erobert worden war und seine Bewohner sich zur Treue und Gehorsam verpflichtet hatten, suchte der Orden deutsche Einwanderer herbeizuziehen, die unter dem Schutze der Burgen Städte und Dörfer anlegten. Verliehene Rechte und Freiheiten sollten das Erstarken und Aufblühen der neuen Gemeinwesen befördern und erreichten diesen Zweck auch da, wo Kriegsstürme die grünende Saat nicht niedertraten und Empörungen der Eingeborenen und feindliche Einfälle die neuen Ansiedelungen nicht zerstörten. Wo sie aber erhalten wurden, da blieben sie als Schutzstätte für den christlichen Glauben, deutsche Sprache und Sitte und deutsches Recht, die sich allmählich über die neugewonnenen Lande verbreiteten. Denn ihrem Einflusse konnte die christlich gewordene Urbevölkerung sich schließlich nicht mehr entziehen.

Die Leistungen für die erhaltenen Rechte und materiellen Vorteile waren nicht bedeutend. Von jedem deutschen Pflug hatte der Bürger ein Scheffel Weizen und Roggen dem Orden, von jedem polnischen Pflug oder Haken ein Scheffel Weizen als Zehnten dem Bischof des Sprengels zu liefern. Ein Vasall aber, der mit vierzig Huben oder mehr Land belehnt war, sollte mit voller Waffenrüstung und der Rüstung angemessenem Rosse und zwei Reitern, der aber weniger Land besaß, leichter bewaffnet mit einem Rosse dem Orden zum Kriegsdienste verbunden sein.

Durch die im Jahre 1235 erfolgte Vereinigung des Dobriner Ordens mit dem Deutschen Orden erhielt der letztere wohl nicht einen bedeutenden Zuwachs an Streitkräften, trotzdem aber an Macht, indem die Burg Dobrin in seinen Besitz überging und die Konkurrenz eines zweiten Ordens im Lande ausgeschlossen wurde. Das Aufgehen des Schwertbrüderordens in den Deutschen Orden legte zwar demselben

eine schwere Bürde und große Verantwortlichkeit auf, dehnte aber seinen Machtbereich bis zu den Grenzen Estlands aus.

Die letzte Kriegstat Hermann Balks in Preußen war die Unterwerfung der Pogesanier, einer östlich von den Pomesaniern am Frischen Haff wohnenden preußischen Völkerschaft. Dieselben ließen sich taufen, erkannten die Herrschaft des Ordens an und erhielten von demselben die Zusicherung derselben Rechte und Freiheiten, die den Pomesaniern zugestanden waren. „So kehrte nach den Stürmen des Krieges", schreibt J. Voigt, „auch bald in diese Landschaft friedlicher Verkehr und mit dem Frieden die Arbeit des Ackers und des Hauses zurück. Nicht mit dem Schwerte allein, auch mit dem christlichen Kreuze, dem Zeichen christlicher Liebe und Erlösung, christlicher Erbarmung und Menschlichkeit, mit dem heiligen Sinnbilde des Glaubens und der Liebe Christi war der Orden ins Land getreten und die hohe Bedeutung jenes Zeichens für ihre Bestimmung und ihre Pflichten war noch keineswegs vergessen und ausgestorben in den Gemütern der Ordensbrüder . . . . Der Orden mußte ja wollen, daß die eroberten Lande auch von betriebsamen Menschen bewohnt und bebaut, die Dörfer von einem frischen und regsamen Volke belebt und angefüllt seien und in den Landschaften nicht ertödende Knechtschaft und sklavische Gemeinheit alles erdrücke, sondern freies Leben und tätiger Geist, nur im gesetzlichen Gehorsam, auch ferner herrschend bleibe. Darum überließen die Ordensritter den alten Landesbewohnern ihr altes Landeigentum in der Regel ganz unter denselben Bedingungen und Verpflichtungen und mit den nämlichen Rechten und Freiheiten, wie sie die neu zu besetzenden Gebiete den deutschen Einzöglingen übergaben. Der Orden betrachtete sich als den einzigen obersten Lehnsherrn des gesamten gewonnenen Landes. Wie der deutsche Einzögling, so erhält auch der alte Landesbewohner das ihm übergebene Landeigentum als Lehnbesitz für bestimmte Leistungen und Verpflichtungen. Der jährliche Zins, welcher dem Orden zufiel und in Getreide, Zinshühnern, Pfeffer, Wachs oder Geld bestand, war für Deutsche und für Preußen im Verhältnis meist gleich; ebenso im allgemeinen der Kriegsdienst und die Beihilfe zum Aufbau neuer Ordensburgen. Nur hie und da erhielt der Deutsche hierin einen Vorzug: dagegen wird auch öfter ein dem Orden besonders ergebener und verdienter Preuße mit ausgezeichneteren Rechten belehnt."

Nachdem Hermann Balk als Landmeister nach Livland gegangen war, um dort die durch die Auflösung des Schwertbrüderordens geschaffenen neuen Verhältnisse zu ordnen, reiste er im Sommer 1238 zur Versammlung des großen Ordenskapitels nach Marburg, erkrankte

darauf und starb am 5. März des folgenden Jahres. Sein großer Meister Hermann von Salza war kurz vor ihm ins Grab gesunken. So hatte der Orden seine Häupter verloren zu einer Zeit, wo ein drohendes Gewölk sich über dem neuen deutschen Staat an der Ostsee zusammenzog. Wohl ward die starke Preußenfeste Balga am Frischen Haff im todesmutigen Ringen erobert und neu befestigt, die Bewohner der davon östlich und südlich belegenen Landschaften Warmien, Natangen und Barten waren zur Unterwerfung gezwungen und sechs Burgen im Lande der Unterworfenen — neben Balga Kreuzburg, Bartenstein, Rößel, Heilsberg und Braunsberg angelegt worden, aber der Orden in Livland verlor Pleskau und wurde im Frühjahr 1242 auf dem Eise des Peipussees von dem russischen Großfürsten Alexander Newsky blutig aufs Haupt geschlagen. Drauf standen in Livland die Kuren auf, ermordeten ihren Bischof und die christlichen Priester, deren sie habhaft werden konnten, erschlugen oder vertrieben die im Lande seßhaften Deutschen und schlossen ein Bündnis mit den Litauern; zu gleicher Zeit erhoben sich, vom Herzog Swantepolk von Pommern dazu angestiftet, die Preußen in den von dem Orden neulich eroberten Landschaften, erstürmten dessen neuerrichtete Burgen und metzelten die deutschen Ansiedler nieder. Nur Balga und Elbing hielten wacker stand, obgleich ihre Verteidiger, vom Feinde belagert und von der Verbindung mit dem übrigen Ordenslande abgeschnitten, viel Ungemach erdulden mußten. Und während von Osten her preußische Heerhaufen ins Ordensland eindrangen und es sengend und mordend durchzogen, überschritt Herzog Swantepolk mit einem starken Heere die Weichsel und verwüstete die an derselben belegenen Landschaften auf das furchtbarste.

Der Orden schien verloren zu sein. Verloren schien die junge deutsche Pflanzung im fernen Osten, verloren alles, was bisher unter schweren Kämpfen und großen Opfern errungen worden war. Die Hoffnung war gering, daß sich die fünf Burgen, welche noch im Besitz des Ordens waren und in welche die deutschen Bewohner des Landes sich geflüchtet hatten, sich so lange halten werden, bis der erwartete Entsatz aus Deutschland anlangte. Doch als die Not am höchsten, kam unerwartete Hilfe. Im entscheidenden Augenblick empörten sich wider Swantepolk seine beiden Brüder, verbündeten sich mit dem Herzog von Kujavien und dem Orden und legten für einige Zeit die Kräfte des Pommernherzogs lahm. Trotzdem blieb derselbe dem Orden ein gefährlicher Gegner, der die Preußen zu immer neuen Aufständen gegen die deutsche Herrschaft aufstachelte, den geschlossenen Frieden nicht lange hielt und mehrmals die Ordenslande mit Krieg und Verwüstung

heimsuchte. Erst 1248 kam es zu einem dauernden Friedensschluß zwischen dem Orden und dem Herzog. Im folgenden Jahre wurde auch Friede gemacht mit den Preußen aus Warmien, Natangen und dem Bartenlande, indem dieselben die Oberherrschaft des Ordens wieder anerkannten. 1253 unterwarfen sich die Galinder. Zwei Jahre später kam König Ottokar mit einem bedeutenden Kreuzheere nach Preußen, fiel in das Land der Samen ein, verwüstete dasselbe furchtbar, vernichtete die heiligen Haine daselbst und zwang die Eingeborenen zur Taufe. In Samland gründete er eine Burg an der Pregel, die zu seinen Ehren den Namen Königsberg erhielt. Neben der Burg entstand eine Stadt, die dank ihrer günstigen Lage bald aufblühte.

So war in Preußen der Orden seiner Feinde Herr geworden. In Livland suchte der Landmeister Dietrich von Gröningen den Widerstand der Kuren durch Erbauung von Schlössern — Goldingen, Windau, Hasenpoth, Amboten, Kurland, Grobin, Dondangen und Angermünde — mit Erfolg zu brechen. Um die Verbindung mit Preußen herzustellen, wurde am Ausflusse der Memel ins Meer die feste Memelburg erbaut. In Erkennung der Gefahr, die ihnen durch die neue Zwingburg drohte, verbündeten sich die Samen mit den Sameiten und suchten sie im heftigen Sturm zu nehmen. Jedoch ihre verzweifelten Angriffe wurden von der standhaften Besatzung zurückgeschlagen, so daß die Samen nach großen Verlusten heimzogen. Die Sameiten aber, eine litauische Völkerschaft zwischen Preußen und Kurland, setzten den Kampf fort, der sich durch große Hartnäckigkeit auszeichnete. In diesem Kriege erlitt der Orden zwei schwere Niederlagen durch die Sameiten, zuerst bei Schoden an der kurisch-sameitischen Grenze und darauf 1260 am See von Durben in Kurland. Die letztere Schlacht traf den Orden in Livland beinahe bis zur Vernichtung. Die Kuren fielen wiederum von ihm ab und die Semgallen erhoben sich zu einem verzweifelten Freiheitskampfe. Aber auch auf die Preußen machte die Niederlage tiefen Eindruck. Ein allgemeiner Aufstand der Eingebornen in den östlichen Landschaften bedrohte sogar den Bestand des Ordensstaates. Es schien, als ob die Preußen ihre letzte Kraft zusammenfaßten, um ihre Freiheit zu erkämpfen. Von heldenmütigen Führern geleitet, erfochten sie manche Vorteile über den Orden. Doch die Ordensritter ergänzten die gelichteten Reihen ihrer Kriegsscharen stets durch neuangekommene Kreuzfahrer, während den Preußen ein solcher Ersatz nicht zu Gebote stand. So konnte der schließliche Ausgang des großen Kampfes nicht zweifelhaft sein. Die Heldenschaft der Preußen verblutete auf den Schlachtfeldern und die sich vor dem Kreuz und der Macht der Deutschen nicht

beugen wollten, wanderten zu den stammverwandten Litauern aus. So eroberte der Orden 1275 Nadrauen, 1276 Schalauen und 1283 Sudauen und dehnte die Grenzen seines Besitzes bis an die Memel aus. In den vom Kriege entvölkerten Landschaften siedelten sich Deutsche und Polen an, letztere, die Masuren, vorzüglich in den Polen benachbarten Gebieten Preußens.

Die Kuren erfreuten sich nicht lange der nach der Schlacht bei Durben wiedererlangten Freiheit. Sie unterwarfen sich abermals dem Orden, mehr durch Milde als durch die Schärfe des Schwertes dazu bewogen. Denn verhältnismäßig günstig waren für sie die Bedingungen der Unterwerfung oder des „ewigen Friedens", die wir hier nach Th. Schiemann zitieren: „Von einem jeglichen Haken in Kurland soll man den Brüdern zu Zins geben zwei Loof Roggen und wer keinen Roggen hat, ein Loof Weizen und ein Loof Gerste. Und zwar soll jedes Pferd, mit dem man egget, den vorgenannten Zins geben. Vier Tage jährlich soll ein jeder in dem Lande, in dem er seinen Sitz hat, den Brüdern Frohnarbeit leisten, und zwar zwei Tage im Sommer und zwei Tage im Winter. Wenn die Brüder ein Schloß gegen die Heiden bauen, so sollen diejenigen, die den Christenglauben aufgegeben haben, einen Monat bei eigener Kost dienen, von anderer Burgarbeit, sowie vom Zehnten in Kriegszeiten sind sie für immer befreit. Jedes Erbe sollen sie erheben dürfen bis ins vierte Glied, jedoch so, daß ihr Herr dabei keinen Schaden in seinem Rechte nimmt. Die Stätte, auf welcher ein Kure sich zum Wohnen niederläßt, soll ihm zu ewigem Erbe gehören, wenn es nicht schon eines andern Erbe ist."

Ebenso tragisch, wie in Preußen der Widerstand der Eingeborenen, endete auch in Altlivland der Heldenkampf der lettischen Semgallen. Nachdem die Kuren abermals zur Unterwerfung gebracht waren, standen die Semgallen noch allein dem Orden gegenüber. Doch mit dem Mute der Verzweifllung nahmen sie den ungleichen Kampf auf, brachten den christlichen Heeren manche schwere Niederlage bei und brachen sogar plündernd in das Ordensgebiet ein. Um die Semgallenburg Terwete und die ihr gegenüber erbaute christliche Feste Heiligenberg wogte der Kampf mit großer Erbitterung hin und her und wurden beiderseits kühne Taten vollbracht. Schließlich mußten die Semgallen ihre vielumstrittene Feste verlassen. Doch sie machten jeden Fußbreit ihres Landes den Rittern streitig. Eine gleiche Zähigkeit bewies auch der Orden. Kaum hatte er sich ein feindliches Gebiet erstritten, so suchte er durch die Anlegung einer Burg das Erkämpfte festzuhalten und einen Stützpunkt für weitere

Unternehmungen zu gewinnen. So erbaute der Landmeister Konrad von Mandern oder Medem im Jahre 1263 das Schloß Mitau. Aber erst im Jahre 1290 konnte das Land der Semgallen an der Aa und deren Nebenflüssen als dem Orden unterworfen gelten. Doch der dreißigjährige letzte Kampf hatte ihm große Opfer gekostet. An 600 Ordensritter hatten in demselben den Tod gefunden und eine weit größere Zahl von Kreuzfahrern. Daher werden wir dem Urteil des Verfassers der „Geschichte der Ostseeprovinzen" O. v. Rutenberg beipflichten: „Wer jetzt", schreibt er, „Ruhm und Vermögen in Livland erwerben wollte, der mußte dagegen sein Leben zum Pfande setzen. Mit den im Kampfe Gebliebenen, wenn wir sonst an ihnen zu tadeln hätten, versöhnt uns ihr Heldentod; an den Ueberlebenden bewundern wir wenigstens ihre Tatkraft, bewundern den Mut, die schönste Mannestugend. Aber auch die unterjochten Heiden verdienen für den Heldenmut, mit welchem sie den weitüberlegenen Fremden widerstanden, unsere volle Teilnahme und Bewunderung." Und der Reimchronist Alnpeke vergleicht die Ordensritter Livlands mit den Helden der alten deutschen Sage und des Nibelungenliedes.

So war endlich das ganze Land der Eingebornen in Preußen und Livland unterworfen und die Grenzen des Ordenstaates dehnten sich von der Weichsel bis nach Estland aus. Nur in die Mitte desselben schob sich das Land der Samaiten hinein, so daß Livland mit Preußen nur durch einen schmalen Landstrich zwischen Memel und Polangen zusammenhing. Dieser Landstrich, der ursprünglich zu Livland gehörte, kam durch die Abtretung von Memel an Preußen zum größeren Teil in dessen Besitz. Bereits früher, im Jahre 1317, hatte der Orden in Preußen die Oberhoheit über Danzig erworben und 1335 war ihm Pommerellen zugefallen. Im Jahre 1346 kaufte der Hochmeister für 19000 Mark Silber Estland von Dänemark, trat aber dasselbe im folgenden Jahre an den Landmeister von Livland ab, der sich verpflichtete, den an Dänemark gezahlten Kaufpreis zu ersetzen. Nachdem noch im Jahre 1402 die Neumark vom Hause Luxemburg erworben wurde, zogen sich die Besitzungen des Deutschen Ordens an den Küsten der Ostsee und in den ihr anliegenden Ländern von der Warthe und Netze bis zum finnischen Meerbusen hinauf. Zur Zeit des Hochmeisters Winrichs von Kniprode, die als die Blüteperiode des Ordens angesehen wird, umfaßte der Ordensstaat gegen 3000 Quadratmeilen, hatte nicht weniger als 53 Städte, über 18000 Dörfer, 48 feste Schlösser und an 2000 Edelhöfe.

Dazwischen hineingestreut waren die Besitzungen der Geistlichkeit und der freien Städte. In Preußen waren es die Bistümer Kulm,

Pomesanien und Ermland, in Livland das Erzbistum Riga und die Bistümer Dorpat, Reval, Oesel und Kurland. Doch während in Preußen die Bischöfe unter der Obergewalt des Hochmeisters standen und die Bischofssitze meist von Ordensgeistlichen besetzt wurden, trat in Livland nach der Vereinigung des Schwertbrüderordens mit dem Deutschen Orden der letztere in das Verhältnis des ersteren, so daß hier die Bischöfe nicht allein eine unabhängige Stellung einnahmen, sondern der Bischof von Riga, der im Jahre 1254 zum Erzbischof erhoben wurde, rechtlich eine Obergewalt über den Orden beanspruchen, aber tatsächlich nicht ausüben konnte.

So bestand Livland aus einem föderativen Staatengebilde — dem Orden, dem Erzbistume Riga und den Bistümern Dorpat, Reval, Oesel und Kurland. Daneben bewahrten die Städte Riga, Reval und Dorpat eine gewisse Selbständigkeit. Dieser lockere Staatenbund ist das Unglück Livlands gewesen, indem er dem einheitlichen Zusammenfassen aller Kräfte des Landes widerstrebte, die Ursache innerer Kämpfe, besonders zwischen dem Orden und Erzbischofe wurde und den Verlust der Unabhängigkeit des Landes, falls nicht verschuldete, so doch beschleunigte.

An der Spitze des Deutschen Ordens stand der Hochmeister, der vom Ordenskapitel, d. h. der Versammlung der Ordensgebietiger gewählt wurde. Er leitete mit monarchischer Gewalt den Orden, doch war er gebunden, in wichtigen Angelegenheiten den Rat des Ordenskapitels einzuholen. Sein Sitz war zuerst in Akkon in Palästina, dann Venedig, bis Sigfried von Feuchtwangen ihn im Jahre 1309 nach dem am Ufer der Nogat belegenen und von Konrad von Thierburg erbauten stolzen Schlosse Marienburg verlegte.

Zur näheren Verwaltung der dem Orden gehörigen Lande standen dem Hochmeister bei drei Landmeister, einer für Preußen, einer für Livland und einer für die außerhalb dieser Länder, vorzüglich in Deutschland belegenen Besitzungen des Ordens. Der letztere trug auch den Namen eines Deutschmeisters, wie auch der livländische Landmeister einfach Herrmeister genannt wurde, der in Wenden seinen Sitz hatte und eine ziemlich vom Hochmeister unabhängige Stellung einnahm. Er war der eigentliche Regent von Altlivland, freilich dem Hochmeister verantwortlich. Ihm standen die Vertretung des Landes nach außen zu, die örtliche Gesetzgebung und das Münzregal, doch gleichfalls mit Zuziehung des Landkapitels, d. h. der örtlichen Gebietiger des Ordens. Unter diesen nahm die erste Stelle der Marschall ein, der für das Kriegswesen des Ordens zu sorgen hatte und in Abwesenheit des Hochmeisters bzw. des Landmeisters den Oberbefehl

im Felde führte. Befehlshaber aber der wichtigsten Schlösser des Landes waren die Komthure, die auch der Verwaltung des zum Schloß gehörigen Landgebiets vorstanden. Und wie die Gebietiger des Ordens bei dem Hochmeister und Landmeister den Rat des Kapitels bildeten, so waren auch die Komthure an der Zustimmung der in der Ordensburg anwesenden Ordensritter gebunden. In den kleineren Schlössern des Landes walteten die Vögte. Unter den übrigen Beamten des Ordens waren noch zu nennen der Treßler oder Schatzmeister, der Spittler oder Aufseher der Krankenpflege, der Trappier, der den Kleidermagazinen des Ordens vorstand.

In die Vereinigung der Ordensbrüder, die das Gelübde der Keuschheit, der Armut, des Gehorsams und des Kampfes gegen die Ungläubigen bei ihrer Aufnahme abzulegen hatten, wurden Männer deutscher Herkunft, von freiem, edlem Stamme aufgenommen. In der Folgezeit, wenn ihre Zahl durch die fortwährenden Kriege stark dezimiert wurde, hielt man die letztere Bestimmung nicht streng ein. Aber mit dem Beginne des 14. Jahrhunderts war zum Eintritt in den Orden der Nachweis ritterlicher Geburt und später sogar der einer bestimmten Anzahl von Ahnen erforderlich. Zu den eigentlichen Ordensbrüdern kamen die sogenannten Halbbrüder hinzu, die, nichtadligen Stammes, die niederen Dienst im Orden zu verrichten hatten und in ihren weltlichen Verhältnissen fortleben durften.

Die zweite Macht in Preußen und Livland waren die Bischöfe, deren Stellung im Lande wir schon betrachtet haben.

Als dritte Macht können wir die Städte bezeichnen. Unter diesen waren in Preußen die wichtigsten: Thorn, Kulm, Elbing, Königsberg, Braunsberg und vor allen Danzig. Weitgehende Verwaltungsrechte, ein gewinnreicher Handel, geringe Abgaben der Bewohner, der Anschluß an die Hansa beförderten das Aufblühen des Städtewesens. Die „Kulmische Handfeste", die auf die übrigen Städte Preußens ausgedehnt wurde, enthielt das Grundgesetz, das Rechte und Pflichten, Abgaben und Leistungen der Städter feststellte und das Leben derselben ordnete. „Sie war der erste Laut", urteilt J. Voigt, „welchen der auch nun in diesem Lande durch den Orden eingeheimte deutsche Geist hier im Norden wieder vernehmen ließ, die erste Pflanze, die auf dem für deutsche Bildung, deutsches Gesetz, deutsche Art und Gesinnung bestimmten Boden angepflanzt ward. Von Deutschen entworfen und verliehen, im deutschen Geiste gedacht und verfaßt, auf deutsche Sitte und deutsches Gesetz beständig hinweisend, für deutsche Bürger zur Ordnung und Feststellung deutschbürgerlichen Lebens gegeben und für deutsche Art und Sitte berechnet, mußte sie in

aller Weise äußerst wohltätig und folgenreich auf die Verbreitung und Einheimung des deutschen Geistes überhaupt, wie insbesondere auch auf die Ausbildung eines deutschen Bürgertums und aller städtischen Verhältnisse in deutscher Weise einwirken." Selbst das erst spät an den Orden gekommene Danzig konnte sich dem deutschen Einflusse nicht entziehen. Eingewanderte deutsche Kaufleute und Handwerker brachten auch dort deutsches Recht, deutsche Sprache und Sitte zur Herrschaft, so daß Danzig zum Vororte des „preußischen Quartiers" der Hansa wurde.

Was Danzig in Preußen, war Riga in Livland. Und wie die Lebensader des ersteren Hafens die Weichsel war, so führte von Riga der Wasserweg der Düna tief in Rußland und Litauen hinein, so daß die Stadt unweit der Mündung dieses Flusses der Hauptstapelplatz des Verkehrs zwischen diesen Ländern und dem Westen wurde. Dadurch gelangte Riga zu Reichtum und Ansehen, die in Verbindung einer fast vollständigen Unabhängigkeit von jeder äußeren Macht einen stolzen Unabhängigkeitssinn seiner Bürger erzeugte. Denn die Oberherrschaft des Erzbischofs war eine so lose, daß Riga mit seinem umfangreichen Gebiete als besonderer Freistaat neben den Besitzungen des Ordens und der Bischöfe angesehen werden konnte. Die Verfassung der Stadt war deutschen Vorbildern entlehnt, wie auch die von Reval und Dorpat und der kleineren Städte wiederum der rigaschen nachgebildet waren. In Riga und den übrigen Städten Livlands herrschten neben deutschem Recht deutsche Sprache und Sitte vor.

Von den kleineren Städten des Landes wären noch erwähnenswert: Wenden als Sitz des livländischen Landmeisters, Wolmar als gewöhnlicher Versammlungsort der Landstände, Arensburg auf Oesel und Hapsal als Sitze des Bischofs von Oesel, Pernau und Narwa als Handelsorte, Fellin, Dünaburg, Mitau und Goldingen als starke Festen des Ordens, und Hasenpoth als Sitz des Bischofs von Kurland. Früh schon hatte sich Riga und die bedeutenderen livländischen Städte dem „seegewaltigen" Hansabunde angeschlossen und, von demselben geschützt, ihre Handelstätigkeit entfaltet.

Neben dem Orden, den Bischöfen, den Städtebewohnern kam mit der Zeit ein vierter Stand zu Ansehen und Bedeutung. Diesen bildeten die Vasallen. Das eroberte und herrenlos gewordene Land, sofern der Orden es durch seine Komthure und Vögte nicht in eigene Verwaltung nahm, zerschlug er in größere und kleinere Güter, die er eingewanderten Deutschen, vorzüglich adligen Standes, zu Lehen übergab. Zugleich erhielt der Lehnsmann das Anrecht auf den Zins und die übrigen Leistungen der auf dem Lehnslande angesessenen Eingebornen und die Gerichtsbarkeit über sie. Dagegen verpflichtete sich der Lehns-

mann seinem Lehnsherrn zur Krigsfolge, Treue und Gehorsam und mußte auch die Folgen der Kriegsschäden tragen. In Preußen entstanden auch Güter dadurch, daß der Orden einem Unternehmer ein größeres Landstück überließ mit der Verpflichtung, daselbst deutsche Bauern anzusiedeln und ein deutsches Dorf zu gründen. Für seine Mühen und Auslagen wurde demselben ein Teil des verliehenen Landes als Freigut zugleich mit dem erblichen Schulzenamte im Dorfe und sonstigen Gerechtsamen zugesprochen, wogegen er dem Orden Heeresfolge zu leisten und für denselben den Zins von den Bauern und den Anteil an Strafgeldern einzusammeln hatte.

In Livland fand in der ersten Zeit das Vasallentum im Ordensgebiet nur langsam Eingang. Da die Ordensritter selbst die bewaffnete Macht des Landes bildeten und die Hilfsheere der Eingebornen und besonders der Letten ihnen in den Kriegen zu Gebote standen, so fühlten sie nicht das Bedürfnis nach der Schaffung einer zweiten Hilfsmacht. Dagegen entbehrten die Bischöfe einer zuverlässigen Kriegsmacht. Um diese zu schaffen, vergaben sie einen großen Teil des unter ihrem Krummstab stehenden Landes an Vasallen, die mit dem Lehnslande auch die Gerichtsbarkeit über die auf demselben angesiedelten Bauern und das Recht auf den von ihnen entrichteten Zins und Zehnten erhielten. Gleichermaßen schufen die dänischen Könige in dem entfernten Estland, das sie durch eigene Kräfte schwer behaupten konnten, einen zahlreichen Vasallenstand. So wurde derselbe von Bedeutung in den dänischen Provinzen Harrien und Wierland und in den bischöflichen Landen Livlands.

Doch nicht allein deutsche Einwanderer, sondern auch die eingeborenen Häuptlinge, Vornehmen und Reichen wurden in den Vasallenstand erhoben, falls sie Treue dem Landesherrn und Ergebung dem Christentum bewiesen. Gewöhnlich wurde das von ihnen früher besessene Land ihnen zu Lehen gegeben, das sie nun auf Grund des Lehnsrechts aber um so sicherer nutzen konnten. Mit der Zeit verschmolzen diese aus den Eingeborenen hervorgegangenen Vasallen mit den eingewanderten Deutschen, nahmen deutsche Sprache, Sitten und Namen an oder formten ihre fremd lautenden Namen in deutsch klingende um. Daß das in Preußen geschehen ist, davon liegen viele Beweise vor. Aus den Verhältnissen in Livland ist zu schließen, daß dort die Vasallen in noch bedeutenderer Zahl von den Landeseingeborenen entstammten. Der Strom deutscher Einwanderung wandte sich vorzüglich Preußen zu. Nach Livland kamen sie nur in geringerer Zahl. Deshalb waren sie hier gezwungen, in den örtlichen Elementen Stützen ihrer Herrschaft über das Land zu suchen. So sehen wir in

ihren Heeren stets Hilfstruppen der Eingeborenen, häufiger und in größerer Zahl als in Preußen. Besonders hielten die nördlich von der Düna wohnenden Letten stets treu zu den Deutschen, unterstützten sie tatkräftig in den Feldzügen gegen die Esten und beförderten auch auf andere Weise die Unterwerfung des Landes. Da ist es nun ganz undenkbar, daß bei dieser Sachlage die Führer des Lettenvolkes, dessen „Könige", Häuptlinge, Edlen, Aeltesten und Vornehmen, wie sie in den Chroniken genannt werden, in den Stand der hörigen Bauern herabgedrückt worden wären. Eine solche Degradation fand höchstens im Falle ihrer Beteiligung an Aufstandsversuchen statt. Da aber die Letten nördlich von der Düna nur einmal, und zwar am Anfange der angestammten Periode wider die deutsche Herrschaft sich erhoben, so kann ein Herabdrücken ihrer Stammeshäupter in die Klasse der Hörigen nur ausnahmsweise erfolgt sein. Ja, wir haben sogar ein deutliches Zeugnis der Geschichte, daß ihnen gleich den Deutschen die Landständigkeit zukam. Als nämlich Bischof Albert gezwungen war, dem König Waldemar von Dänemark als seinem Oberherrn zu huldigen, so tat er das nur unter dem Vorbehalt, daß auch seine Prälaten, seine Dienstmannen, die Rigaer mit den Liven und Letten in diese Ergebung willigen würden.

Die Behausungen der Vasallen bestanden in der ersten, unruhigen Zeit wohl nur aus einem mit einem Palisadenzaun umgebenen Blockhause. Nach Unterwerfung des Landes wuchs die Zahl der Vasallen, ihre Wohnungen rückten näher aneinander, wurden behaglicher und und freundlicher. Im 14. und 15. Jahrhundert waren die Hoflager der Lehngüter meist mit Gärten und Teichen umgeben, hinter denen sich das Acker- und Wiesenland erstreckte. Es bekam das mit Schlössern, Gütern und Kirchen besetzte Land ein kultiviertes Aussehen. Besonders erwarb sich in Preußen der Landmeister M. von Querfurt große Verdienste um die Hebung der Landeskultur. Er baute auch die Weichsel-Nogatdämme und verwandelte dadurch das umliegende versumpfte Land in üppige Aecker und Wiesen.

Der wachsende Wohlstand und die Gemeinsamkeit der Interessen erweckte in den Vasallen ein ausgesprochenes Standesbewußtsein, das in dem Bestreben um Erweiterung ihrer Rechte und Schaffung einer korporativen Gliederung ihrer Genossen Ausdruck fand. Wo die landesherrliche Gewalt schwach war, da erreichten sie das Ziel ihres Strebens, zuerst und umfangreicher in Estland, wo die dänische Regierung sich auf ihre deutschen Vasallen stützen mußte, um überhaupt die entfernte Provinz zu behaupten. So erwirkten sie hier um das Jahr 1315 vom König Erich VII. von Dänemark die Verleihung des sogenannten

Waldemar-Erichschen Lehnsrechtes, das ihre Rechte dem Lehnsherrn gegenüber und auf das ihnen zu Lehen vergebene Land nebst den dort angesiedelten Bauern bedeutend erweiterte. Nach der Vereinigung Estlands mit Livland suchten die Vasallen in letzterem Lande die Vorrechte des Waldemar-Erichschen Lehnsrechts auch auf sich auszudehnen. Zunächst glückte es ihnen zum Teil in den geistlichen Stiften, in späterer Zeit auch im Ordenslande. Welche Rolle aber die Vereinigung der Vasallen in Preußen gespielt hat, wird im nächsten Abschnitte dieses Buches dargelegt werden.

Der Aufschwung des Vasallentums hatte aber zur Folge, den Niedergang und die Beschränkung der Rechte des Bauernstandes. Nicht als ob die Bauern die Leibeigenen der Vasallen wurden. Denn *eine Leibeigenschaft im strengen Sinne hat während der Ordenszeit nicht bestanden, höchstens eine Schollenpflichtigkeit.* In Livland ist sie erst nach der angestammten Periode, zur Zeit der polnischen und russischen Herrschaft, begründet und ausgebildet worden. Daher ist ganz falsch die Ansicht, als ob die Deutschen in Preußen und Livland bei der Eroberung des Landes die Eingeborenen zu ihren Leibeigenen oder sogar zu Sklaven gemacht hätten. Jene mittelalterlichen Zeiten mögen wohl manche Vergewaltigung, manchen ungestraften Rechtsbruch zu verzeichnen haben; daß aber die Eingeborenen des Landes bei ihrer Unterwerfung frei blieben, daß ihre Verpflichtung den Eroberern gegenüber durch die Entrichtung einer bestimmten Abgabe, des Zinses oder Zehnten, und durch Leistungen beim Burgen- und Straßenbau erschöpft wurde, ist aus zahlreichen Dokumenten zu ersehen. Eine Verschlimmerung ihrer Lage trat gewöhnlich da ein, wo sie unter die Hand der Vasallen gerieten, indem der Lehnsherr denselben nicht allein das Land, sondern auch das Recht auf den Zins und Zehnten und die übrigen Leistungen der auf dem Lande angesiedelten Bauern und die Patrimonialgerichtsbarkeit über dieselben verlieh. Dadurch erhielt der Vasall eine bedeutende Gewalt über den Bauernstand und konnte sein Uebergewicht ausnutzen zur Erhöhung der Leistungen derselben, besonders von der Zeit an, wo er eine Beschränkung der Freizügigkeit der Bauern erwirkt hatte.

Da das Vasallentum zuerst in Estland und den geistlichen Stiftern zu Macht und Ansehen gelangte, so blieb der Bauernstand gerade im Ordenslande am längsten frei. Deshalb ist es auch verständlich, wenn die aufständische Bauernbevölkerung in dem damals zu Dänemark gehörigen Estland 1341 den livländischen Landmeister baten, sie von den Junkern zu befreien und sie als seine Untertanen anzunehmen.

Der Strom einwandernder deutscher Ackerbauer, der bei der Ein-

deutschung Meklenburgs, Brandenburgs, Pommerns und Schlesiens mitgewirkt hatte, ergoß sich in seinen letzten Ausläufern auch über Preußen, so daß er erst an der Memel Halt machte. Durch ihn wurde deutsches Recht, deutsche Sprache, Sitte und Kultur auch zu den Preußen getragen. Neben dem Bauernstande preußischer Abstammung ließen sich Arbeitsgenossen deutscher Herkunft nieder. Indem er von denselben allmählich deutsches Wesen annahm, wie in den obengenannten Ländern, verschmolz er mit denselben zu einer einheitlichen nationalen Masse.

„Aus allen diesen Bildungen, bürgerlichen wie bäuerlichen, wuchs ein starkes, selbstbewußtes, zu Herrenanschauungen neigendes Geschlecht empor, das sich als Sieger fühlte über die Waldes- und Sumpfesmächte des Landes wie über die Barbarei der ursprünglichen Bewohner. Eine Gesinnung, die bestärkt und zu harter Selbstsicherheit erzogen ward durch die innere Politik des Ordens. Militärisch und religiös, zugleich wirtschaftlich klar bedacht, politisch allzeitig vorsichtig, vereinigte der Orden in sich alle Kräfte zu einer eingehenden straffen und vom fiskalischen Standpunkte, der mit dem volkswirtschaftlichen fast durchaus zusammenfiel, vorteilhaften Verwaltung des Landes." Karl Lamprecht.

Der Prozeß der Germanisation war zur Reformationszeit bereits so weit fortgeschritten, daß Herzog Albrecht, als er für die noch preußisch gebliebenen Gemeinden einige evangelische Schriften ins Preußische übersetzen ließ, beim Volke dafür mehr kein Verständnis fand. Unaufhaltsam ging es seinem Verhängnis entgegen, das es naturgemäß in das deutsche Volkstum hinüberzog. Seinem deutschen und deutsch gewordenen Bauernstande verdankt aber Preußen, daß es trotz der schweren Mißgeschicke nicht vom Slaventume überflutet wurde, sondern deutsch verblieb. Allerorts und zu allen Zeiten ist die Bauernschaft der sicherste Hort des Volstums gewesen.

Bis Livland drang nicht der Strom bäuerlicher deutscher Einwanderer. Dahin kamen ins Land wohl Kreuzfahrer, Priester, Handels- und Gewerbetreibende. Aber der sächsische Bauer getraute sich selten den weiten Weg übers Meer ins Heidenland anzutreten. Daher blieb in Livland der Bauernstand national lettisch und estnisch. Doch eine Verschiebung des verschiedenen Volkstums trat mit der Zeit ein. Die finnischen Liven und Kuren sind fast ganz verschwunden oder in das Lettentum aufgegangen. Dieser Prozeß spielte sich wohl folgendermaßen ab. Die finnischen Eindringlinge, vom Meere kommend, ließen sich an den Küsten nieder und drangen nur an den Flußläufen tiefer ins Land, die eingeborne lettische Bevölkerung unterjochend. Naturgemäß blieben sie in größeren Massen an den Küsten und Flußläufen zusammen, weiter im Lande bildeten sie die Minderzahl der Bewohner, den kriegerischen Adel, dem die Masse der Letten dienstpflichtig war.

In den Kriegen mit den Deutschen wurde nur der kriegerische Adel finnischer Herkunft teils ausgerottet, teils aus seiner herrschenden Stellung verdrängt. Dadurch bekam die bisher unterdrückte lettische Bevölkerung Luft. Von den deutschen Eroberern als der friedlichere Teil der Bevölkerung bevorzugt und durch die Einwanderung ihrer Volksgenossen verstärkt, gewann sie das Uebergewicht über die eingewanderten Liven und Kuren, so daß sich diese mit der Zeit ihr assimilierten. So wurden das Livenland und das Kurenland dank der deutschen Herrschaft wiederum lettisch. Und selbst die Esten wurden zurückgedrängt, wie bereits früher hervorgehoben. Daher hat R. von Virchow nicht ganz Unrecht mit der Behauptung, daß durch die deutsche Herrschaft schließlich das Lettentum am meisten gewonnen habe. Es hat sich durch dieselbe nicht allein national erhalten, sondern auch die Grenzen seines Geltungsgebiets weit ausgedehnt. Das früher herrschende Deutschtum hat es aber nicht verstanden, zum Teil auch nicht gewollt, die eingeborne Bevölkerung sich zu assimilieren oder auch rechtzeitig Maßregeln zu treffen, daß wenigstens in rechtlicher Beziehung dieselbe mit ihm zu einem Volke wurde, und die erhaltenen weitgehenden Selbstverwaltungsbefugnisse des Landes auf alle Bevölkerungsklassen desselben auszudehnen, daß diese ein Interesse an der Erhaltung der Landesrechte gewannen. Dieses Versäumnis hat sich schon bitter gerächt, indem die baltischen Deutschen nur zu deutlich die Wahrheit des Ausspruches Ernst Hasses erfahren haben, daß das zum Bewußtsein seiner Kraft gelangte Volk seinen Haß mit Vorliebe auf den bisherigen Herrn und Lehrmeister werfe.

Den Unterschied zwischen der deutschen Besiedelung Preußens und der Unterwerfung Livlands durch den Deutschen Orden schildert zutreffend Wilhelm Roscher. Er schreibt darüber:

„Als die Spanier in Süd- und Mittelamerika einwanderten, da fanden sie eine zahlreiche, verhältnismäßig schon kultivierte Urbevölkerung vor, mit Ackerbau, etwas Städteleben und mancherlei politischen Institutionen. Hier war es natürlich, daß die Sieger, soviel es anging, alles Bestehende fortdauern ließen, nur von ihnen beherrscht, zu ihrem Nutzen. Wie eine Herrscherkaste lagerten sich die Spanier über die indianischen Untertanen, um so schärfer gesondert, je sichtlicher der Rassenunterschied bereits in der Hauptfarbe hervortrat. Todo blanco es caballero. Ohnehin war die ganze Entdeckung und Eroberung aus ritterlichen Motiven unternommen worden: Abenteuersinn, Bekehrungseifer, Beutelust; eine unmittelbare Fortsetzung der Kreuzzüge. Selbst Columbus hat bei seinen Eroberungen an die schließliche Wiederbefreiung des heiligen Grabes gedacht. Völlig anders in Nordamerika. Hier waren die Eingeborenen viel zu dürftig an Zahl und Bildung, als daß ihre Unterjochung vorteilhaft oder selbst möglich gewesen wäre. Die ganze Kolonisation erfolgte in bäuerlicher Weise. Es kam darauf an, Wälder urbar zu machen, Sümpfe auszutrocknen, die Tiere der Wildnis zu verjagen. Wer in solcher Arbeit Schritt für Schritt erkämpfen muß, der wird schwerlich geneigt sein, die

mühselige Frucht seines Schweißes mit einem Edelmann zu teilen. Also demokratische Standesverhältnisse.

Ganz diesem Unterschiede entsprechend ist der zwischen preußischer und livländischer Kolonisation. In Preußen galt es einen Vertilgungskrieg zu führen. Die ritterlichen Eroberer des Landes hatten eine bäuerliche Einwanderung handgreiflich nötig. Große Naturreize besaß die Gegend nicht. Es mußten deshalb besonders anlockende persönliche Vorteile geboten werden. So wurden den freien Einwanderern aus Friesland ein gänzlich freies, in ähnlichen Niederungen gelegenes Besitztum eröffnet, mit Ueberfluß an gutem Boden; der hörige Einwanderer wurde ein freier Mann durch Annahme des Kreuzes und erhielt ein freies oder doch nur sehr mild anhängiges Grundstück. In Livland hingegen brauchten die Ordensritter einen Vertilgungskrieg nur mit den Kuren und Esten zu führen, finnischen Stämmen, welche den Hauptstock der Bevölkerung, die friedlichen Letten, seit langer Zeit unterjocht hatten. Diese Letten vertauschten gern die heidnischen Oberherrn mit christlichen. Hier wurden daher als Kolonisten fast nur Ritter, allenfalls Bürger aufgenommen; es mußten sich deshalb natürlich adelige Güter bilden mit leibeigenen Bauern."

Unter der glänzenden Regierung des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—1386) erstieg der Deutsche Orden die höchste Stufe seiner Macht und seines Ansehens, trat die goldene Zeit des Ordens ein. Bei allen Herrschern Europas stand der Hochmeister in hoher Achtung und Preußen konnte als Großmacht in Osteuropa gelten. Durch eine gerechte Verwaltung sorgte Kniprode für die Wohlfahrt und Sicherheit des Landes. Von seinem edlen Wollen zeugen die von ihm erlassenen Vorschriften: Kein Bruder darf weder selbst noch durch andere um ein Amt werben, sonst soll er nimmer ein Amt bekommen. Im Gericht soll man den Leuten gnädig sein, sie nicht mit übriger Arbeit beschweren. Alle Gebietiger, Pfleger und Amtsleute ermahnen wir, daß keiner derselben seine Leute zwinge zu ungewöhnlicher Arbeit, sondern ihrer schone, wo er kann usw. Auch die Aufklärung beförderte er, ließ aus Deutschland und Italien Rechtsgelehrte nach Marienburg kommen, die dort den Ordensrittern Unterricht erteilten, und nahm sich der Witwen, Waisen und Armen an. Daher werden wir dem Urteile J. Voigts beipflichten, das er an die Worte Johannes Müller anschließt: „Man findet so selten bei dem Ruhme des wichtigsten Mannes in der Geschichte auch den Ruhm des besten Mannes", und in dem Satze gipfelt: „Winrich war beides."

Nach dem Aufsteig zu lichten Höhen folgt der Niedergang und oft ein tiefer Sturz. Das mußte auch Preußen erfahren. Diesen Sturz hatte schon Lukas David, der Chronist des Ordens, vorhergesehen, indem er schrieb: „Zu Kniprodes Zeit und unter seinem Regiment hat das Land Preußen in voller Blüt und in großem Wohlstande, nach dieser Welt zu achten, gestanden und darnach, ja auch fast wenig Jar vor seinem Ende begunnen abezunehmen und bergabe zu gehen."

Der Wendepunkt trat ein, als die jugendliche Tochter des Königs von Ungarn und Polen Ludwig, die gekrönte Königin von Polen Hedwig im Jahre 1386, also vier Jahre nach Kniprodes Tode, die Hand zum ehelichen Bunde dem Großfürsten von Litauen Jagail, polnisch genannt Jagello, reichte und dadurch eine Vereinigung der Kräfte Polens und Litauens bewirkte. Aeußerlich zog sich durch die vereinigte Macht ein drohendens Gewitter über den Orden zusammen, innerlich verlor er seine Daseinsberechtigung durch die Taufe Jagails und seines Volkes, da ja der Orden zur Bekämpfung der Heiden gestiftet war, aber das von ihm zu bekämpfende letzte heidnische Volk das Christentum angenommen hatte. Trotzdem wurde der Kampf mit Litauen fortgesetzt und scheinbar mit Erfolg. Denn der Orden eroberte Samaiten und stellte so die Verbindung Preußens mit Livland her.

Da kam im Jahre 1410 die Entscheidung und der Fall des Ordens. Nach Ablauf eines kurzen Waffenstillstandes wurde beiderseits zum Entscheidungskampfe gerüstet. Die Polen unter ihrem Könige Wladislaw II, so hieß nämlich Jagail nach seiner Taufe, und die Litauer unter ihrem Großfürsten Witaut oder Witold, dem Vetter des ersteren, rückten in Preußen ein. Der Hochmeister Konrad von Jungingen zog mit seiner Streitmacht ihnen entgegen. Am Vorabend des 15. Juli 1410 lagerten sich beide feindlichen Heere bei Tannenberg. Nach einer stürmischen, regnerischen Nacht begann um Mittagszeit des folgenden Tages der Kampf. Die Stärke des Ordensheeres ward auf 83,000 Streiter, darunter 33,000 angeworbene Söldner, die der vereinigten Polen und Litauer auf 60,000 Polen, 42,000 Litauer und Samaiten, 40,000 Tataren und 21,000 Söldner, im ganzen auf 163,000 Mann angegeben. Auf beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit und Ausdauer gekämpft. Schon glaubten die Deutschen gesiegt zu haben, da die Polen zum Weichen gebracht wurden, als die überlegene Kriegskunst des litauischen Großfürsten das Kriegsglück wieder herstellte. Der Tag endete damit, daß die sinkende Sonne mit ihren Strahlen die Leiber des Hochmeisters, des Marschalls, fast aller Ordensgebietiger und etwa 46,000 auf Seiten des Ordens gefallener Streiter beschien. Vom polnisch-litauischen Heere sollen etwa 60,000 Mann geblieben sein.

Nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern war die bei Tannenberg die großartigste im Mittelalter. Ihre Bedeutung war für den Osten Europas weittragend. Denn durch die erlittene gewaltige Niederlage wurde dem deutschen Drang nach Osten die äußerste Grenze gesetzt, sodaß von jetzt ab ein Zurückfluten und Abflauen der deutschen Volkskraft beginnt.

Achter Abschnitt.

Der Niedergang Preußens und der Ausgang des livländischen Landesstaates.

> Der Stärkste ist niemals stark genug, um seine Herrschaft zu behaupten, wenn er nicht seine Uebermacht in Recht und den Gehorsam der Unterworfenen in Pflicht umzuwandeln versteht.
>
> Rousseau.

In Preußen schien nach der Schlacht bei Tannenberg alles verloren, Gesetz und Gehorsam aufgelöst, der Ordensstaat aus den Fugen zu gehen und als Beute dem Sieger zuzufallen. In dieser schweren Zeit der Auflösung, des Abfalls und der Untreue fand sich eine starke, mutige Seele als Retter in der Not. Das war Heinrich Reuß von Plauen, der Komthur von Schwetz, der von dem Hochmeister mit der Verteidigung Pommerellens betraut worden war. Kaum erhielt er die Kunde von dem großen Unglück von Tannenberg, als er mit einer kleinen Schar von Ordensrittern sich in das Schloß Marienburg warf und dasselbe in Verteidigungszustand setzte. Vergebens waren die Anstrengungen des Königs Wladislaws, der einen Tag später anlangte, das feste Schloß zu nehmen. Sie zerschlugen sich an der Umsicht Heinrichs von Plauen und der Tapferkeit der Ordensritter. Nach acht Wochen mußte der Polenkönig unverrichteter Sache abziehen. An der Festigkeit der Mauern Marienburgs und der Ausdauer ihrer Verteidiger zerschellte sein Glück und wie ein Lichtschein in dunkler Nacht erhellte die Tat Plauens die Zeit des Niederganges des Ordens. Der glückliche Ausgang mancher Gefechte stellte dessen Selbstvertrauen wieder her. So erreichte er zu Thorn 1411 einen für sich unter den obwaltenden Verhältnissen günstigen Friedensschluß. Samaiten mußte er freilich dem König Wladislaw und dem Großfürsten Witaut auf Lebenszeit abtreten und 100,000 Schock Groschen an Kriegsentschädigung zahlen, sonst aber verblieb er im Besitz seiner Länder.

Doch von dem bei Tannenberg erlittenen Schlage konnte der Orden sich nicht mehr erholen. „Jetzt, wo der Ordensbau in seinen innersten Fugen erschüttert, der Glanz seines Schlachtenruhms geschwunden und ein nie geahnter Jammer über das Land hereingebrochen war", urteilt K. von Schlötzer, „jetzt zeigte sich alsbald in grellster Weise die Unzulänglichkeit des alten mönchisch-kriegerischen Ordensregiments, welches zwar dem erobernden Ritterstaate einen äußern Halt hatte geben können, jedoch nicht volkstümlich und lebenskräftig genug gewesen war, um zwischen Landesherren und Untertanen ein festes nationales Band zu gründen". Zwietracht und Mißtrauen im Innern, unter den Ordensbrüdern Ungehorsam, Abfall und Verschwörung, Auflehnung des Adels und der Städte wider den Orden, der Verlust nationalen Sinnes und Stolzes, ein nur auf den eigenen Vorteil und nicht auf das Wohl des Ganzen gerichtetes Trachten war die Signatur der dem beispiellosen Aufschwung des Ordensstaates folgenden kleinlichen Zeit. Auch „der fromme Eifer und Tatendrang, der früher unablässig dem Ordenslande aus allen deutschen Gauen die Scharen seiner Kämpfer zugeführt hatte, war längst erloschen .... Der Orden stand allmählich da, wie ein vergessener Vorposten, auf dessen Hilferuf und Klagen niemand achten wollte". Vergebens hatte Heinrich von Plauen, der nach seiner herrlichen Rettungstat zum Hochmeister erkoren war, dem absterbenden Leib neues Leben einzuflößen versucht durch Einführung einer strengen Sittenzucht unter den Ordensbrüdern und durch Gründung eines Landesrates, der nach seiner späteren Umbildung aus dem Meister, sechs Ordensgebietigern, sechs Prälaten, sechs Vertretern der Landesritterschaft, und ebensoviel Abgeordneten der Städte bestand, und vom Hochmeister und den mitsprechenden Ständen gewählt, teil an der Landesverwaltung haben sollte. Aber da der Orden sich an den Beschlüssen des Landesrats nicht hielt, wenn diese ihm unbequem waren, so konnte durch ihn nicht die Unzufriedenheit der übrigen Stände gedämpft werden. Die Zwietracht hatte gleich einer schleichenden Krankheit den Ordenskörper ergriffen. Davon zeugt das Schicksal des Retters von Marienburg. Nachdem der im Verein mit mehreren Ordensrittern entworfene Anschlag einer unzufriedenen Partei des Kulmer Landadels, des sogenannten Eidechsenbundes, zur Beseitigung Heinrichs von Plauen vereitelt worden war, entsetzte 1413 eine im Orden entstandene Gegenpartei ihn vom Amte.

Unter solchen Verhältnissen konnte der Ausgang eines neuen Krieges mit Polen und Litauen nicht zweifelhaft sein. Nach einem kläglichen Feldzuge und einer schrecklichen Verwüstung seines Gebietes mußte der Orden 1422 den unvorteilhaften Frieden zu Melnosee

schließen, in dem er Samaiten und die Burg Nessau endgültig an seinen Gegner abtrat. Der Schluß der Friedensurkunde enthielt die Bestimmung: „Wenn ein Teil dem andern gegen diesen Frieden mit Krieg oder Fehde zuziehen sollte, so sollen die Untertanen des Friedbrüchigen ihm weder Gehorsam noch Beistand leisten, und er soll ihnen schriftlich die Befugnis zur Widersetzlichkeit und zum Ungehorsam verbriefen und verbürgen." Dieselbe hatte der verschlagene König von Polen in die Vertragsurkunde aufnehmen lassen, da er eine Widersetzlichkeit seiner Untertanen nicht befürchtete, die zerfahrenen Verhältnisse in Preußen, das Bestreben der dortigen Bischöfe, des Adels und der Städte, sich der lästigen Herrschaft des Ordens zu entledigen, aber nur zu gut kannte. Durch jene Klausel wurde im Falle einer Erneuerung des Krieges mit dem Orden in dessen Lande der Aufruhr legalisiert.

Die Tragweite des Friedens zu Melnosee mußte der Orden nur zu bald erfahren. Als es wieder zum Kriege mit Polen kam, schien in Preußen aller Gehorsam aufgehört zu haben, indem alle Teile des Ordensstaates von dem Bestreben ergriffen waren, sich aus ihrem Verbande abzulösen. Unter so bewandten Umständen mußte der Orden den Abschluß eines zwölfjährigen Waffenstillstandes zu Brzeß als ein Glück schätzen, der an den Bestimmungen des Friedens zu Melnosee wenig änderte.

Kaum war die zwölfjährige Frist abgelaufen, als der preußische Bund, eine Vereinigung des preußischen Landadels und der Städte, im Jahre 1454 die Fahne der Empörung zu Thorn erhob und dem König Kasimir von Polen die Oberherrschaft über Preußen antrug. Derselbe nahm die Gesandtschaft des preußischen Bundes sehr gnädig auf, erklärte dem Orden den Krieg und erließ die sogenannte Inkorporationsakte, durch welche Preußen für immer mit dem Königreich Polen vereinigt wurde und der König seinen neuen Untertanen alle ihre bisherigen Rechte, Privilegien und Freiheiten zusicherte. Nun begann ein gräuelvoller Krieg, denn es fochten nicht allein Deutsche gegen Polen, sondern Deutsche gegeneinander, der Orden und die ihm treugebliebenen Städte und Stände wider die Abgefallenen.

Der Ausgang des Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein.

„Die Polen", schreibt Erich Schmidt in seiner Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft, „sind in Europa dasjenige Volk, das zuerst — schon im Mittelalter — ein volles Bewußtsein seiner nationalen Eigenart in sich ausgebildet und es als seine Pflicht erkannt hat, diese Eigenart gegen fremde Einflüsse zu schützen. Wenn Wladislaus Jagiello und seine Nachfolger gegen den Deutschen Orden zu Felde zogen, dann war es für jeden denkenden Polen klar, daß es sich hierbei um eine Lebensfrage seines Volkes und Landes

handle. Damit hatten die Polen einen gewaltigen Vorsprung vor ihren deutschen Gegnern, unter denen nur einige erleuchtete Geister die nationale Bedeutung dieser Kämpfe erfaßt hatten. Wie wenig solche Erkenntnis bei der großen Masse der Deutschen durchgedrungen war, lehrt die Tatsache, daß die meisten Städte des Ordenslandes, alte kerndeutsche Hansagemeinden, wie Thorn und Danzig, daß ebenso der größte Teil des preußischen Adels für den König der Polen gegen die eigenen Landsleute die Waffen ergriffen."

Dreizehn Jahre wogte der Kampf hin und her, der Preußen abermals in eine Einöde verwandelte. An 360,000 Menschen sollen im Kriege umgekommen sein, ohne die Opfer zu zählen, die die Pest und andere Seuchen hingerafft haben. Von den 21,000 Dörfern, welche im Ordenslande vor dem Kriege gewesen, waren etwa 3000 übrig geblieben und dieselben waren verwüstet, ausgeraubt und verarmt. An 1019 Kirchen waren ausgeplündert und niedergebrannt worden. Trotzdem gelang es dem König von Polen nicht, den Deutschen Orden ganz zu vernichten. Noch im Untergange bewies derselbe eine kaum vorhergesehene Widerstandskraft. Im zweiten, sogenannten ewigen Frieden zu Thorn vom Jahre 1466 wurde an dem Fortbestehen des Ordens nicht gerüttelt, doch mußte er die Oberhoheit des polnischen Königs anerkennen und demselben Westpreußen mit Thorn, Kulm, Elbing, Danzig, Marienburg und Pommerellen abtreten. Auch die Bistümer Kulm, Pomesanien und Ermeland kamen unter polnische Oberhoheit. Der Hochmeister verlegte seinen Sitz von Marienburg nach Königsberg. Doch von seiner Großmachtstellung war der Orden gestürzt, aufs Aeußerste geschwächt und gedemütigt aus dem fünfzigjährigen Ringen mit den vereinigten Kräften von Polen und Litauen hervorgegangen. Endlich sollte eine gewaltige geistige Bewegung, die Reformation, ihm ein Ende bereiten, aber auch Preußen zu neuem Leben erwecken und demselben die Wege bahnen zu einer glanz- und ruhmvollen Zukunft.

Als Pfadfinder auf der neuen Bahn muß der im Jahre 1511 erwählte Hochmeister des Ordens, der Sohn des Markgrafen Friedrich von Anspach und Baireuth, Albrecht aus dem Hause Hohenzollern angesehen werden. Wohl wurde es dem deutschen Fürstensohne schwer, sein Knie vor dem Polenkönig Sigismund, seinem Oheim, zu beugen und er verzögerte daher die Huldigung. Als aber der König 1519 mit einem wohlausgerüstetem Heere in Preußen einrückte, Albrecht jedoch von aller Welt verlassen und nur auf seine Kräfte angewiesen dastand, hatte er schon viel durch den Abschluß eines vierjährigen Waffenstillstands erreicht.

In dieser Zwischenzeit sollten sich aber die epochemachenden Ereignisse vorbereiten, die Preußen auf neue Bahnen führten. Während

seines Aufenthaltes in Deutschland hatte der jugendliche Hochmeister Dr. Luther in Wittenberg aufgesucht und in Nürnberg den Prediger Osiander kennen gelernt. Hier hatte er wohl zuerst den Rat gehört, seine halbgeistliche und halbweltliche Herrschaft in eine rein weltliche zu verwandeln. „Ich habe dem Hochmeister zugeredet", schrieb Luther an Briesmann nach Königsberg, „die thörigten und verkehrten Ordensregeln bei Seite zu werfen, sich eine Frau zu nehmen, in Preußen weltliches Regiment einzuführen und das Land zu einem Fürstenthume oder Herzogthume zu erheben." An die Ordensritter aber erließ Luther die Mahnung, „falsche Keuschheit zu meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit zu greifen."

Als der Hochmeister von seiner Deutschlandsreise zurückkehrte, fand er sein Land bereits der neuen Lehre zugewendet. Schon 1518 war sie nach Danzig gedrungen und hatte sich schnell über Preußen und die preußisch-polnischen Lande verbreitet. „Die Lehrer des Evangeliums predigten überall unter ungeheurem Zulauf der Bevölkerung, die Bilder und Reliquien wurden aus den Kirchen entfernt, die Mönche und Nonnen verließen die Klöster und traten ins bürgerliche Leben zurück, ja selbst der hochgebildete Bischof von Samland, Georg von Polenz, erklärte sich offen für die neue Lehre und predigte schon im Jahre 1523, abwechselnd mit dem von Luther selbst nach Preußen gesendeten Briesmann, in der Domkirche zu Königsberg in echt evangelischem Geiste. Die Ordensritter durften es nicht wagen, sich in ihren weißen Mänteln zu zeigen, ohne sich dem Spott und der Verhöhnung des Volkes auszusetzen, und Albrecht mußte es ihnen gestatten, die verhaßten Mäntel abzulegen und nur das Ordenskreuz zu tragen, worauf dann auch die Konvente sich allmählich leerten und die Auflösung des Ordens faktisch begann."

Unterdessen ging der Waffenstillstand mit Polen zu Ende. Nun mußte die Entscheidung getroffen werden. Zum Heile Preußens traf Albrecht die rechte Wahl. Luthers Mahnung an ihn erfüllte sich. „Das neue Licht des reinen Evangeliums hatte ihn erleuchtet." Daher konnte Luther an Georg von Polenz voll Begeisterung schreiben: „Sieh' dies Wunder, in vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt jetzt das Evangelium nach Preußen." Am 8. April 1525 wurde zwischen dem Hochmeister und dem Könige von Polen der Friedensvertrag geschlossen, der den preußischen Ordensstaat aufhob und an seiner Stelle ein erbliches unter polnischer Lehnshoheit stehendes Herzogtum schuf. Darauf erfolgte zu Krakau die feierliche Belehnung Albrechts mit demselben, wobei die Erblichkeit der Herzogswürde Albrecht und seinen männlichen Nachkommen und für den Fall, daß

diese Linie aussterben sollte, seinen drei Brüdern und deren männlichen Nachkommen zugesichert wurde.

Das war das Ende des deutschen Ordensstaates in Preußen, das dort fast drei Jahrhunderte bestanden hatte. An seine Stelle trat ein Herzogtum des Hohenzollernhauses, das dem Namen Preußen Ruhm und Glanz verleihen sollte, welchen es selbst zur Ordenszeit nicht erreichte.

In die Umwandlung, die sich in Preußen vollzog, war nicht einbegriffen ein großer Teil des früheren Ordensgebiets — die Besitzungen des Ordens in Deutschland und Livland. Letzteres hatte stets eine selbständige Stellung im Orden eingenommen. Nach der Schlacht bei Tannenberg wurde das Preußen und Livland verbindende Band noch lockerer. Bisher war der Orden in Preußen der mächtigere Teil gewesen. In Preußen residierte das Haupt des ganzen Ordens, der Hochmeister, der eine angesehene Stellung unter den Fürsten Europas einnahm. Auch übertraf Preußen an Reichtum, Kultur und Bevölkerung bei weitem Livland. Nach der Schlacht bei Tannenberg wurde aber alles anders. Der Hochmeister wurde von seiner Höhe gestürzt, das Land verödete und verarmte durch die langwierigen Kriege. Dagegen stand die Macht des livländischen Ordensstaates ungebeugt und ungebrochen da. Mit Ausnahme der Kriege mit den Litauern und Samaiten hatte er keine ernsteren äußeren Verwicklungen, desto mehr innere zu bestehen. Livland war, wie wir bereits gesehen, kein einheitlicher Staat, sondern ein Staatenbund, dessen mächtigste Glieder der Orden und der Erzbischof von Riga waren. Da nun der erstere mit zäher Energie, Ausdauer und Umsicht das Ziel verfolgte, die Oberherrschaft im ganzen Lande zu erringen und dadurch Livland zu einem Einheitsstaate zu machen, so wird dessen Geschichte von Kämpfen zwischen ihm und den Erzbischöfen angefüllt. Der nächste Gegenstand dieser Kämpfe war aber die Oberherrschaft über Riga, die seit der Gründung der Stadt dem Bischof bzw. Erzbischof von Riga zukam. In diesem Ringen war aber der Orden der überlegenere Teil, so daß der Erzbischof gezwungen wurde, die Oberherrschaft mit dem Orden zu teilen, oder derselben zugunsten des Ordens zu entsagen. Es erging ihm aber noch schlimmer. Er geriet sogar in die Gefangenschaft seines Gegners, der seine Schlösser eroberte und seine Lande besetzte. Aber infolge der Intervention des Kaisers, des Pabstes oder fremder Mächte, deren Hilfe der Erzbischof in seiner Bedrängnis anrief, mußte der Orden immer wieder das Erreichte fahren lassen. Doch die mit dem

Erzbischof siegreich durchgeführten Kämpfe hatte das Selbstgefühl der Landmeister von Livland sehr gehoben, so daß es ihnen immer schwerer wurde, dem Hochmeister sich unterzuordnen, besonders von der Zeit an, wo derselbe die Oberhoheit Polens anerkennen mußte, während sich Livland von solcher Untertänigkeit freizuhalten wußte.

Die Absonderung Livlands beförderte noch ein Umstand. Während in den Orden in Preußen vorzüglich der Adel aus Franken, Schwaben, Bayern, den Rheinlanden und Thüringen eintrat und dort oft zu hoher Stellung gelangte, herrschen in Livland die Niederdeutschen, besonders die Westfalen unter den Ordensbrüdern und auch Vasallen an Zahl und Stellung vor. Dadurch hatte das deutsche Leben in Livland in Sprache, Sitten und Gewohnheiten ein niederdeutsches Gepräge erhalten. In Livland herrschte die westfälische Zunge, während in Preußen die Ordensbrüder der „rheinischen Zunge" zugezählt wurden. Der Landmeister Walter von Plettenberg erhob diese Scheidung zur Ordensregel, indem er anordnete, daß in Livland nur Niederdeutsche in den Orden aufgenommen werden sollten.

Nach Verwandlung der Hochmeisterwürde in Preußen in die eines weltlichen Herzogs wurde das letzte rechtliche Band zerrissen, das Preußen mit Livland verknüpfte. Am 5. August 1527 bestätigte Kaiser Karl V. alle Rechte und Privilegien des Ordens in Livland, gestand demselben die freie Wahl seiner Meister zu und nahm Walter von Plettenberg in die Zahl der Fürsten des römischen Reiches auf. Seitdem beschickte derselbe als deutscher Reichsfürst alle Reichstage und beteiligte sich an der Kammergerichtssteuer. Das taten auch der Erzbischof und die übrigen Prälaten in Livland.

Plettenberg entstammte einem alten und angesehenen westfälischen Geschlecht, „hatte eine hohe und kräftige Heldengestalt, einen wohlwollenden Ausdruck der Gesichtszüge" und ein einnehmendes Benehmen im Umgange, das ihm die Herzen öffnete. Jung schon war er in den Orden getreten, wo er infolge seiner Tüchtigkeit im Kriege wie im Frieden bald die höchsten Aemter bekleidete. Als Ordensmarschall brachte er der Stadt Riga, die mit dem Orden damals in heftiger Fehde lebte, 1491 die schwere Niederlage bei Neuermühlen bei. „Mit dieser Niederlage", urteilt O. Rutenburg, „endet die zwanzigjährige Heldenzeit Rigas, die ein schönes Blatt zur Geschichte des deutschen Städtelebens im Mittelalter liefert." Riga mußte sich dem Orden unterwerfen.

Die Mäßigung, die Plettenberg bei der Ueberwindung Rigas bewiesen hatte, bezeugte er, 1494 zum Landmeister einstimmig erkoren, in allen seinen die inneren Verhältnisse Livlands betreffenden Handlungen.

Nicht durch Gewalt, sondern durch Schonung und Berücksichtigung der Interessen anderer suchte er in Livland Ruhe und Frieden zu schaffen, die Einigkeit des Landes herzustellen und demselben Festigkeit nach außen zu geben. Wie sehr das letztere not tat, zeigte der Russenkrieg, der bald über Livland hereinbrach. Die Umgegend von Narva und das Stift Dorpat litten damals schwer von den verheerenden Einfällen der Russen, die sogar bis in die Nähe von Riga sich wagten. Im Jahre 1501 war Plettenberg mit seinen Rüstungen so weit vorgeschritten, daß er den „Erbfeind" in seinem eigenen Lande aufzusuchen gedachte. An der Siriza, unweit Isenburgs (Isborsk) trafen die feindlichen Heere aufeinander. Das Heer der Russen wird auf 40,000 Mann angegeben, während Plettenberg 4000 Ordensritter, Vasallen und deren Knechte, sowie eine Anzahl Landsknechte und bewaffneter Bauern zur Verfügung hatte. Trotzdem erfocht seine Kriegskunst und die Tapferkeit seiner Leute einen glänzenden Sieg über die zahlreichen russischen Heerhaufen. Nachdem er die befestigten Orte der Russen — Isenburg, Ostrow und Krasnow — erobert und verbrannt hatte, kehrte er mit großer Beute zurück. Im folgenden Jahre rückte Plettenberg wiederum in Rußland ein und schlug die Russen am See Sinolin. 40,000 Russen sollen in der Schlacht umgekommen sein.

Trotz seiner Siege hielt Plettenberg es für vorteilhaft, mit dem Zar Frieden auf Grund des beiderseitigen Besitzstandes zu schließen. Er sah ein, daß das auf seine eigene Kräfte angewiesene Livland auf die Dauer den Krieg wider einen Militärstaat von so gewaltiger Ausdehnung, wie sie schon damals Rußland hatte, nicht fortführen konnte, ohne die Grenzen äußerster Erschöpfung zu erreichen.

Während Plettenberg Heermeister in Livland war, machte die Reformation ihren Einzug in dasselbe. Bereits im Jahre 1522 begann der aus Treptow in Pommern mit einer begeisterten Anzahl von Schülern aus Livland nach Riga hinüber gekommene Andreas Knöpken in der Petrikirche zu predigen und eröffnete mit den päpstlich gesinnten Geistlichen öffentliche Disputationen, die das Volk bekannt machten mit der Bibel und Luthers Lehren. Sein Bestreben, durch Predigt des reinen Evangeliums die Mißbräuche der katholischen Kirche abzustellen, wurde unterstützt durch die feurige Beredsamkeit des von Rostock hinübergekommenen Predigers an der Jakobikirche Jakob Tegetmeier.

Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich der Bürger. Die Heiligenbilder und Reliquien wurden aus den Kirchen entfernt, die Ablaßkrämer vertrieben und die Klostergeistlichen mit Spott verfolgt. Riga war der lutherischen Lehre zugefallen.

Dem Beispiele Rigas folgten Reval, Dorpat und dann die kleineren Landstädte. Auch im Bistum Oesel gelangte das Evangelium fast ohne Kampf zur Herrschaft, dessen trefflicher Bischof Johann Kievel, wie Georg Polenz in Samland, der neuen Lehre sich zuwandte.

Bemerkenswert ist der Inhalt des ersten Artikels des von ihm 1524 der Oesel-Wiekschen Ritterschaft erteilten Privilegiums: „Wir sind wohl damit zufrieden, daß das gnadenreiche Wort Gottes des heiligen Evangeliums nach Laut und Inhalt des Alten und Neuen Testaments, sonder Menschensatzung, so wie Christus selbst und seine heiligen Apostel es gelehrt, unverfälscht gepredigt und gelehrt werde. Wir wollen auch nach all' unserm Vermögen darnach streben, daß wir gute Pastoren für die Kirchspielskirchen anordnen, welche da den armen Bauern den christlichen Glauben lehren und das heilige Evangelium predigen sollen."

Gegen die neue Lehre und deren Verkünder bewies Plettenberg dieselbe Mäßigung, die in seinem Wesen lag. Die Ausschreitungen, die sich der Pöbel in einigen Städten zuschulden kommen ließ, bewog ihn sogar, an Luther mit der Bitte sich zu wenden, er möge an die Livländer ein Schreiben über die neue Lehre erlassen. In Erfüllung derselben schrieb Luther an seine Freunde in Riga, Reval und Dorpat und bezeichnete in seinem Briefe als das Wichtigste in der ganzen christlichen Lehre den Glauben an Christus und dann die Liebe zum Nächsten.

Durch die Annahme der lutherischen Lehre seitens der Städte und eines großen Teils der Vasallen war dem katholischen Orden die Daseinsberechtigung entzogen worden, ganz abgesehen davon, daß es keine Heiden mehr zu bekämpfen gab. Auch viele Ordensritter neigten sich der neuen Lehre zu. Uebersandte selbst der Rigasche Komthur der Bürgerschaft eine Peitsche, damit sie die Mönche und Nonnen aus der Stadt treiben sollte. Es war klar, der Orden mußte, nach dem Urteil Schirrens, „sich umgestalten oder untergehen." Da schien auch in Livland der Schritt nicht allzu groß und schwer, den eben in Preußen der Hochmeister Albrecht getan. Die Verhältnisse in Livland lagen dazu zur Zeit besonders günstig. Der Erzbischof Blankenfeld, der auch das Bistum Dorpat verwaltete, war wegen verräterischer Verbindungen mit dem Großfürsten von Moskau um alles Ansehen gekommen und hatte sich so sehr den Haß und die Verachtung des Landes zugezogen, daß die Ritterschaft des Erzstiftes ihn gefangen setzte und die von Dorpat sich von ihm lossagte. Die evangelischen Städter hatten sogar das Schloß Dorpat besetzt. Somit waren die beiden wichtigsten geistlichen Stifte des Landes herrenlos geworden. Der Bischof von Oesel neigte sich der lutherischen Lehre zu. Die Stadt

Riga hatte Plettenberg die Oberhoheit angetragen und derselbe nach anfänglicher Weigerung den Antrag angenommen, weil im entgegengesetzten Falle die Uebertragung der Oberhoheit über die Stadt an den Herzog Albrecht von Preußen in Aussicht stand. Endlich war der Wunsch bei allen Einsichtigen, daß statt der vielköpfigen Regierung ganz Livland unter der Herrschaft eines weltlichen Fürsten vereinigt werde. Für einen solchen Mann erklärte die Stimme des Landes Plettenberg, der Livland kräftig nach außen geschützt und in den inneren Angelegenheiten viel Umsicht und Mäßigung bewiesen hatte.

Unter solchen Aussichten trat im Jahre 1526 der Landtag in Rujen zusammen, der in Wolmar fortgesetzt wurde. Da legten die Vertreter der Städte Riga und Reval den Gedanken nahe, Plettenberg möge die Oberhoheit über das ganze Land übernehmen. Die Stadt Dorpat und die Harrienwierländische Ritterschaft stimmte dem bei und die Ritterschaft des Bistums Dorpat erklärte, daß sie schon längst dem Bischof aufgesagt und gesinnt sei, einen andern Herrn zu erwählen.

Das war der entscheidende Augenblick. „Wie sich die Zukunft gestalten würde“, urteilt E. Seraphim in seiner Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, „das lag jetzt in Plettenbergs Hand; verstand er es, das Glück, das sich ihm darbot, zu fassen, des Schicksals Gebot zu vollziehen, so war er auch der Meister der Zukunft. Ein Wink von ihm und die unter dem Eindrucke des eigensüchtigen Vorgehens Blankenfelds stehenden Stände machten ihn zum alleinigen Herrn, zum Fürsten des Landes. Doch es war anders beschlossen. Die Weisheit des Meisters scheute vor gewaltigem, frisch zugreifendem Entschluß zurück und das erlösende Wort fiel nicht.“ Statt dessen schlug Plettenberg den Weg langwieriger Verhandlungen ein und berief schließlich einen neuen Landtag zu Wolmar. „Der Greis Plettenberg“, schreibt ein anderer baltischer Geschichtsschreiber, O. v. Rutenberg, „konnte sich von den Gewohnheiten und Vorurteilen eines langen Lebens nicht mehr losmachen: er wollte im Glauben seiner Kinderjahre ruhig sterben und zu gesicherter Seligkeit eingehen; er wollte den Orden, dem er Glanz, Ruhm und Reichtum verdankte, nicht undankbar verlassen und vernichten; er wagte es nicht, mit dem Kaiser, mit dem Papste, mit dem Könige von Polen in gefährliche weitaussehende Verwicklungen zu geraten; er begriff es nicht, wie man dem neuen, aus so verschiedenartig gemischten Bestandteilen sich bildenden Staate die neue Kraft und Einheit geben und alle widerstrebenden Leidenschaften und Interessen unter e i n e n Willen bringen könnte; er konnte endlich, dem Grabe nahe, den Gedanken: Stifter einer neuen Erbmonarchie zu werden, nicht mehr ergreifen und lieb gewinnen; kurz er griff zu halben Maßregeln

und entschied damit unwiderruflich den baldigen Untergang des Staats . . Neu-Deutschland (nova Germania) ging nach der Krise von Rujen und Wolmar seiner Auflösung entgegen und fiel, zerrissen in einzelnen Stücken, den stärkern, weil einheitlichen Nachbarn, als Beute zu."

Auf dem im Sommer 1526 zu Wolmar einberufenen Landtage erreichte wohl Plettenberg das Ziel, wonach der Orden fast dreihundert Jahre gestrebt hatte. Die geistlichen Landesherrn mit ihren Kapiteln und Ritterschaften erkannten in einer Verbindungsschrift den Landmeister als ihren Schutzherrn an, jedoch unbeschadet ihrer Rechte und Privilegien, und verpflichteten sich zur Kriegsfolge, falls Livland von einem äußeren Feinde bedroht würde.

Das klang recht schön.

Doch wie bald und wie arg sollte der Mann enttäuscht werden, der in seinem graden Sinn an ein Manneswort und die Heiligkeit der Verträge glaubte. Plettenberg hatte seine Rechnung gemacht, ohne die Arglist und Verschlagenheit der Prälaten der katholischen Kirche in Betracht zu ziehen. Dieselben empfanden bald den Beschluß des Wolmarer Landtages, dem sie selbst beigestimmt hatten, als eine lästige Beschränknng ihrer Unabhängigkeit, und daher agitierten sie mit allen Mitteln, denselben rückgängig zu machen. Und Plettenberg mußte es leiden, daß auf einem neuen zu Wolmar einberufenen Landtage die Bischöfe die Urkunde über den ihnen verhaßten Beschluß eigenhändig vernichteten. Verstimmt zogen sich die Vertreter der Städte vom Landtage zurück und Riga ging seine eigenen Wege. Als Seele der Reformationsbewegung in Livland trat es 1531 nicht allein dem Schmalkaldischen Bunde bei, sondern schloß auch mit der Ritterschaft des Erzstiftes ein Bündnis zur Verteidigung und Aufrechterhaltung der evangelischen Lehre. Zu gleichem Schutze verbanden sich mit Riga der Komthur von Goldingen und eine Anzahl kurländischer Edelleute, die Ritterschaft von Oesel und sogar Herzog Albrecht von Preußen, der stets in gutem Einvernehmen mit der Stadt Riga stand. Schließlich schlossen auch die Ordensmeister, der Ordensmarschall von Brüggen oder Brüggenoy, der Koadjutor des Erzbischofs, Wilhelm aus dem Hause Hohenzollern, und die Stadt Riga eine Vereinigung, in deren erstem Artikel als Zweck derselben angegeben war, daß „das heilige göttliche Wort laut den biblischen Schriften des Alten und Neuen Testaments frei und ungehindert verkündigt und Niemand in seinem Glauben beeinträchtigt werden sollte."

Im hohen Alter ging Walter von Plettenberg am 18. Februar 1535 zur ewigen Ruhe ein, nach der er sich nach einem langen und glorreichen Leben so sehr sehnte. Er war von den Ordensmeistern in

Livland unstreitig der größte und von den deutschen Reichsfürsten einer der edelsten. „Mit Recht steht sein Marmorbild im Kreise der Ersten seines Volkes in der Walhalla." Und nicht zürnen können wir, daß Treue, Pflichtgefühl und Achtung vor dem hergebrachten und verbrieften Recht ihn abgehalten haben, auf dem Landtage zu Wolmar den entscheidenden Schritt zu tun und Livland in eine neue Zeit hinüberzuführen.

„Ein katholischer Ordensmeister und katholische Bischöfe", schreibt Otto v. Rutenberg, „blieben also die Fürsten eines Landes, das schon zum bei weitem größten Teil protestantisch geworden war; ja bald kam es so weit, daß der Ordensmeister und die Bischöfe selbst protestantisch waren und nur noch äußerlich eine katholische Rolle spielten, um ein Land zu beherrschen, in welchem es nach ausdrücklichem Zeugnis der Geschichte nicht einen einzigen wahren Katholiken mehr gab. Der ganze Staat war eine Lüge geworden und wurde als solche von den Tafeln der Geschichte weggewischt."

Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Im Jahre 1557 klopfte es bereits an die Tore von Dorpat, als nach Ablauf des mit Rußland geschlossenen Friedens der vom Zar Iwan dem Schrecklichen nach Livland gesandte Tatarenfürst Schig Aley mit seinen Horden das Stift Dorpat, Harrien und Wierland aufs schrecklichste verwüstete und ausplünderte, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen. Ueber Schig-Aleys Wüten berichtet ein Zeitgenosse folgendes: „Denn er schwangere Frauen voneinander gehauen und junge Kindlein an die Zaunstecken gespießt, alte und junge Leute niedergeworfen, sie in den Seiten aufgeschnitten, Büchsenpulver darin gestreut, und die armen Leute ohne einiges Erbarmen auseinander gesprengt. Item Unzähligen die Halsknochen an der Gurgel entzwei gehauen und sie so mit halbabgehauenen Halsen liegen lassen, bis sie mit großer Angst und Schmerzen in ihrem Blute ersticket . . . . Sie haben ihrer auch viele mit fettem Kienholz gespicket, gebunden und zu Tode verbrennen lassen . . . . Summa, wer kann vor Herzeleid alle Grausamkeit desselben tatarischen Wüterichs erzählen!"

Im folgenden Jahre erneuerten die Russen und Tataren mit verstärkter Macht ihre Einfälle in Livland. „Eine kopflose Angst und wilde Verzweiflung packte das Land." Es fiel die Grenzfeste gegen Rußland, das starke Narwa, so auch nach heldenmütiger Verteidigung durch Verrat das feste Schloß Neuhausen und endlich durch Verrat des Bischofs Stadt und Schloß Dorpat, wobei die Russen 552 Kanonen erbeuteten.

In seiner Not wandte sich der Herrmeister Wilhelm Fürsten-

berg an Kaiser und Reich, zu schützen „die Vormauer des heiligen römischen Reiches deutscher Nation." Hatte doch einst Kaiser Karl V. feierlich erklärt, daß kein Zweifel darüber obwalten könne, daß Livland zum Reich gehöre, da es „von Deutschen den Heiden abgewonnen, seine Regenten, Herrn, Edlen, die Obrigkeiten in Städten, Flecken und Schlössern, die Kaufleute an den Handelsplätzen sich deutscher Sprache, Sitte und des deutschen Rechts bedienten, auch stets den Kaiser als ihren Oberherrn anerkannt, ferner jene fünf Stifte stets zur deutschen Nation und ihre Prälaten zu den Fürsten des heiligen Reiches gezählt worden seien." Doch außer guten Worten und Vertröstungen erreichte der Herrmeister nichts. Erfolgreicher waren die eigenen Rüstungen. Er hatte 2000 Reiter, 7000 Knechte und 10000 Bauern zusammengebracht, die er unter den Befehl seines Koadjutors Gotthard Kettler stellte. Derselbe nahm den Russen das Schloß Ringen wieder ab, zersprengte eine russische Heeresabteilung bei Terrafer und drang bis nach Dorpat vor. Doch diese Stadt wieder zu erobern, getraute er sich nicht.

Mit Beginn des Jahres 1559 drang abermals ein großes, russisches Heer, das auf 130000 Mann geschätzt wird, in Livland ein und wälzte sich langsam, das Land plündernd und verwüstend, in der Richtung nach Riga fort. Ein Teil desselben ging über die Düna nach Kurland, doch die Schlösser Mitau und Bauske leisteten erfolgreichen Widerstand und die durch die unmenschlichen Verwüstungen des bluttriefenden Feindes zur äußersten Verzweiflung gebrachten Bauern überfielen die über das Land zerstreuten einzelnen russischen und tatarischen Horden und rieben sie auf. Doch das Land, wo die Russen gehaust, war furchtbar mitgenommen worden. „Wer den Jammer mit angesehen", schreibt der Geheimschreiber Kettlers, Salomon Henning, „kann ohne Tränen nicht daran denken: Große Haufen von gräulich verstümmelten Frauen- und Kinderleichen bezeichneten die Straßen, über welche die Russen gezogen waren. Türken und Heiden haben Aehnliches nie getan."

Abermals richteten der Herrmeister und der Erzbischof, der Bruder des Herzogs Albrecht, Markgraf Wilhelm aus dem Hause Hohenzollern, ihre Blicke Hilfe suchend nach Deutschland, Livland, „diesen dem heiligen Reich einverleibten Ort und Eckstein aufzuhalten und zu erretten." Nach langen Verhandlungen raffte sich endlich der Reichstag zu Augsburg zum Beschlusse auf, den Livländern 300000 Gulden zur Kriegsführung gegen die Moskowiter zu geben, doch sollten diese Summe Lübeck, Hamburg und Lüneburg vorschießen. Da der Vorschuß nicht erfolgte, so bekam Livland überhaupt jene Geldsumme nicht

zu sehen, die ihm in so schwerer Zeit eine wirksame Hilfe gewesen wäre.

Vom Reiche in Stich gelassen, war Livland genötigt, Hilfe bei fremden Herrschern zu suchen. In Wilna kamen zwei Verträge zwischen dem Könige von Polen Sigismund August und dem Koadjutor Kettler und dem Erzbischof Wilhelm zustande, in denen der König versprach, den Orden und Erzbischof, sowie das ganze Land gegen Rußland zu schützen und von den beiderseitigen Eroberungen an Livland die Gebiete zurückzugeben, die ihm einst gehört hatten. Dagegen verpfändete der Orden dem König die an Rußland und Litauen angrenzenden Landesteile mit den Schlössern Dünaburg, Lutzen, Rossiten, Selburg und Bauske, und der Erzbischof von seinen Schlössern Marienhausen, Lennewaden, Berson und Lubahn mit dem umliegenden Lande. Die Einwohner der verpfändeten Gebiete versprach der König bei ihren Rechten und Gewohnheiten zu lassen.

Die von Polen zugesicherte Hilfe hielt den Fall des deutschen Ordensstaates in Livland nicht auf. Noch in demselben Jahre eroberten die Russen das auf einer Insel im See belegene Schloß Marienburg, verwüsteten weit und breit das Land und trieben „die in den Wäldern aufgespürten Bauern in großen Herden wie das Vieh zum Verkauf nach Rußland.“ Wohl unternahm Kettler abermals einen kühnen Vorstoß, schlug die Russen bei Nüggen, drang bis nach Dorpat vor und belagerte sogar dasselbe. Doch im folgenden 1560. Jahre brach abermals ein gewaltiges russisches Heer in Livland ein und nahm seinen Weg auf die Hauptfeste des Landes — Fellin. Durch einen todesmutigen Angriff bei Ermes suchte der Ordensmarschall Schall von Bell den Zug der Russen aufzuhalten. Seine heldenmütige Kriegsschar ward aber im Kampfe aufgerieben und er selbst gefangen. Obgleich der russische Feldherr Kurbsky Schall von Bell einen „heldenmütigen Mann“ genannt hatte, „der berühmt im ganzen Lande und in Wahrheit der letzte Schutz und die letzte Hoffnung des livländischen Volkes gewesen“, so mußte dieser doch sein Leben auf dem Blutgerüst in Moskau beschließen.

Nach dem Siege bei Ermes schloß das russische Heer den Herrmeister in Fellin ein, und nach vierwöchentlicher Belagerung fiel die starke Feste. Durch die Meuterei der Landsknechte gezwungen, mußte sich Fürstenberg ergeben und wurde mit seinen Gefährten als Gefangener nach Moskau fortgeführt. In der russischen Gefangenschaft beschloß er auch sein Leben, ohne die Heimat wiederzusehen.

Durch die Niederlage bei Ermes und den Fall Fellins war die letzte Kraft des Ordens gebrochen. Die heldenmütige Verteidigung

Weißensteins durch Kaspar von Alten-Bockum konnte den Fall Livlands nicht aufhalten. Ein Gebiet nach dem anderen war von demselben schon abgebröckelt. Bereits früher hatte Kettler an Herzog Albrecht von Preußen das Schloß Grobin nebst dem dazu gehörigen Gebiet verpfändet und die Bischöfe von Oesel, Kurland und Reval verkauften ihre Besitzungen an den Bruder des dänischen Königs, Herzog Magnus. Im drauffolgenden Jahre 1561 huldigten die Stadt Reval und die Ritterschaften von Harrien, Wierland und Jerwen dem König Erich XIV. von Schweden. Da tat auch der zum Herrmeister ernannte Gotthard Kettler den entscheidenden Schritt: Er begab sich unter die Oberhoheit des polnischen Königs und trat an denselben alle Besitzungen des livländischen Ordens ab, behielt aber als polnische Lehen das Herzogtum Kurland und Semgallen. Riga bewahrte noch gegen zwanzig Jahre seine Unabhängigkeit als römisch-kaiserliche freie Reichsstadt.

Den Bewohnern Livlands wurde aber bei der Unterwerfung gewährleistet:

1. freie Religionsausübung nach der Augsburgischen Konfession und der bisherigen Kirchenordnung;
2. alle geistlichen und weltlichen Rechte, Vorteile und Privilegien;
3. die ganze bisherige Rechtspflege samt allen alten Gesetzen, Gewohnheiten und Gebräuchen;
4. die freie Wahl der Beamten und Richter aus den Eingebornen deutscher Nation usw. usw.

So war der livländische Landesstaat in mehrere Teile zersprungen. Von denselben erfuhr das eigentliche Livland das traurigste Schicksal. Der blutgetränkte Boden mußte noch alle Greuel des Krieges über sich ergehen lassen. „Das leidende Volk", schreibt O. v. Rutenberg, „war nicht nur der unumschränkten Willkür roher Herren preisgegeben, sondern wurde zugleich von wütenden Horden barbarischer Völkerschaften auf die unmenschlichste Weise gemartert und gemordet oder herdenweise, vom vaterländischen Boden und der Familie losgerissen, auf russischen Märkten in die Sklaverei verkauft." Die von Polen erwartete Hilfe kam nicht. Fast schien es, als ob Polen mit Absicht der gänzlichen Vernichtung Livlands zuschaute, um in dem von seinen früheren Bewohnern entvölkerten Lande desto fester seine Herrschaft aufzurichten. In dem mit dem Zaren geschlossenen Waffenstillstand war Livland zweideutigerweise nicht eingeschlossen worden, und als die russischen Heerscharen von neuem ins Land einbrachen, da zog der polnische Befehlshaber Chodkiewicz die polnischen Truppen über die Düna zurück.

und gestattete nicht ein Aufgebot des Adels, so daß das Land beinahe wehrlos war. Denn die in den Schlössern zurückgebliebenen Besatzungen vermochten nicht der russischen Macht zu wiederstehen. So fielen in die Gewalt Jwan des Schrecklichen, der sich diesmal selbst an die Spitze seines Heeres gestellt hatte, die Schlösser Dünaburg, Kreuzburg, Laudon und Seßwegen, wo die Verteidiger ihren Widerstand durch qualvollen Tod, durch Pfählen und andere Marter büßten. Desgleichen wurden in Kokenhusen die mannhaften Verteidiger alle niedergestoßen und Weiber und Kinder nicht geschont. Schrecklich wüteten die Russen auch in Wenden. Nach Einnahme des Städtchens kamen dessen Bewohner im angerichteten Blutbade um, die in die Burg geflüchteten verteidigten sich mehrere Tage und, als aller Widerstand erfolglos erschien, sprengten sie die Burg und sich in die Luft. Ein Trümmerhaufen deckte ihre Leiber und schützte sie vor Entweihung. „In der Erinnerung der Nachwelt aber lebt der Untergang der tapferen Verteidiger Wendens herrlich fort! Leuchtend hebt sich von dem trostlosen Untergrunde der entsetzlichen und ruchlosen Gräuel das Bild jener Männer und Frauen ab, die lieber das Leben opferten, als es in Schmach und Erniedrigung weiterzuführen", urteilt die beredte Feder E. Seraphims.

Nachdem Livland wiederum gründlich verheert und ausgeraubt, und seine Bewohner dezimiert waren, nahm endlich Polen den Feldzug wider Rußland auf und zwang es im Frieden zu Zapolje 1582 Livland ihm abzutreten.

Nun hätte sich das schwergeprüfte Land von den Kriegsgreuel erholen und wieder aufrichten können, falls Polen nicht in anderer Art die Verwüstung desselben fortgesetzt hätte. Im Jahre 1566 mußte Gotthard Kettler vom livländischen Administratorposten weichen. Zum Statthalter von Livland wurde der Großmarschall von Litauen, der national-polnisch und fanatisch-katholisch gesinnte Jan Chodkiewicz ernannt, „der furchtbarer denn Alba in den Niederlanden als der Würgengel Livlands das Schandregiment polnischer Gouverneure in unserer Heimat eröffnet hat", urteilt über ihn der obengenannte baltische Historiker. Die in den Kriegen ohne Besitzer gebliebenen oder auch konfiszierten Güter verteilte der neue Statthalter an eingewanderte Polen und Litauer und besetzte die Landesämter mit solchen, die den Deutschen in der Unterwerfungsurkunde zugesicherten Rechte eigenmächtig verletzend. Doch als Stephan Bathory die polnische Königskrone aufs Haupt gesetzt hatte, wurde die Polonisierung und Katholisierung Livlands in beschleunigtem Tempo fortgesetzt und die Verletzung der Landesrechte zum System erhoben. Hatte doch der König bereits in einem aus dem Heerlager vor Pleskau an den Papst gerichteten Schreiben demselben die Zusage gemacht, „wenn Liv-

land an ihn falle, so wolle er daselbst den katholischen Glauben in weitestem Umfange restituieren, einen katholischen Bischof einsetzen, ein Jesuitenkolleg gründen und viele andere darauf bezügliche Maßnahmen ergreifen."

Nach dem Friedensschlusse mit Rußland ging Stephan Bathory sogleich ans Werk, die an den Papst geschriebenen Worte zur Tat umzusetzen. Den 1582 auf dem Schlosse zu Riga zusammenberufenen Ständen eröffnete er, „daß er gesonnen sei, die Augsburgische Konfession im Lande neben der katholischen zu dulden und ganz und gar keine anderen Sekten zu gestatten. Für die römisch-katholische Religion wolle er in Stadt und Land Schulen und Pfarren gründen und über dieselben einen katholischen Bischof setzen." Von der Stadt Riga verlangte er für die katholische Kirche die Abtretung der Jakobi- und der Marien-Magdalenenkirche und das Kloster der Zisterzienserinnen. Die Vertreter der Stadt mußten in die Forderungen des Königs willigen, um größere Verluste von der evangelischen Kirche abzuwenden. Zum Kurator der den Evangelischen abgenommenen Kirchen ernannte der König seinen fanatischen Sekretär Solikowski und zum Statthalter von Livland den Bischof von Wilna Georg Radsiwill. In der demselben erteilten Instruktion hieß es: „Vor allem soll der Statthalter Mühe darauf verwenden und darauf zu achten, daß die von Uns in der Stadt Riga gelegten Fundamente der heiligen katholischen Religion von Tag zu Tag an Wachstum zunehmen, und zwar so, daß sie sich in kurzem über ganz Livland ausbreite."

Auf dem folgenden Reichstage wurden die Rechte Livlands abermals gemindert, wenn nicht gar völlig aufgehoben. Die am 3. Dezember 1582 erlassene Urkunde enthielt die Bestimmung über die Stiftung eines katholischen Bistums im Herzen des Landes, zu Wenden und die Belehnung desselben mit zahlreichen livländischen Gütern. Aber die an dem darauffolgenden Tage erlassene Urkunde — die Constitutiones Livoniae — hob die in der Unterwerfungsakte den Livländern zugesicherten Rechte und Privilegien brevi manu auf, indem der König eingangs derselben ausdrücklich hervorhob, was er gebe, gebe er aus Gnade und behalte sich das Recht vor, das zu verbessern, verändern und vervollständigen, was und wann es ihm gutdünke. Seine Gnadengeschenke enthielten aber ebensoviel Rechtsverletzungen: die Errichtung des Bistums Wenden in einem rein evangelischen Lande, die Herabdrückung der Evangelischen in die Klasse der nur geduldeten Dissidenten, die Einteilung des Landes in drei Präsidiate — von Wenden, Dorpat und Pernau — und in Starosteien nach polnischem Muster, die Besetzung der Landesämter vorzüglich mit Polen und Litauern, statt mit Deutschen, die Einteilung der Landtagsboten in drei

nationale Kurien, die der Livländer, der Polen und der Litauern, wodurch auch in der Landesvertretung das einheimische deutsche Element in die Minderheit gedrängt wurde, die Zulassung der Jesuiten usw. Um den deutschen Gutsbesitz ganz zu schwächen und auszurotten, wurden die berüchtigten Güterreduktionskommissionen berufen, von denen die zu Dorpat besonders radikal vorging, wo „unter dem Vorwande, der Adel habe es mit dem Feinde gehalten, fast sein ganzer Besitz ohne Prozedur eingezogen und zu königlichen Domänengütern gemacht wurde." Unter so bewandten Umständen müssen wir die einstudierte Rede des Sohnes des litauischen Kanzlers auf die Bitte der Livländer, König Stephan Bathory möge sein Vorhaben „mit Kassierung ihrer alten Briefe und Siegel einstellen und die Verjagten wiederum in ihr väterliches Erbe restituieren," nicht für dessen alleinstehende persönliche Meinung, sondern für den innersten Herzenswunsch der polnischen Regierungsmänner und der Mehrzahl der polnischen Reichsboten auffassen. Der Redner bat aber den König, „daß er dasjenige, so er bisher des russischen Krieges halber nicht hätte erreichen können, nunmehr ins Werk setzen möchte: nämlich daß er die trans-marinos, so sich in Livland gesammelt, welche Provinz doch den Litauern wegen ihrer schweren Mühe und Unkosten, die sie wider die Muskowiter zur Beschützung derselben aufgewendet, von Rechts wegen gehöre, ausrotten und weit übers Meer jagen sollte." Und fürwahr, König Stephan Bathory hatte dem König Johann von Schweden, wie Baron Bruiningk in der „Livländischen Rückschau" berichtet, den Plan unterbreitet, „in einer livländischen Bartholomäusnacht alle Deutschen in Livland, seine eigenen friedlichen Untertanen auszurotten."

In den Zeiten der Verfolgung, Unterdrückung und skrupellosen Propaganda bewies die evangelische Kirche in Livland eine Widerstandskraft, die ihre Gegner nicht erwartet hatten. Besonders zeigt Riga ein erhebendes Bild von Glaubensmut und Glaubenstreue.

Trotz des gegründeten Jesuitenkollegs wollte der Katholizismus in der „von der lutherischen Pest" verseuchten Stadt keine Fortschritte machen. Daher griff er zu bedenklichen Mitteln. Den zur katholischen Kirche Uebergetretenen standen Würden und Aemter offen zur Belohnung ihres Abfalls und den Verbrechern wurde Strafminderung und Erlaß der Strafe zugesichert. Doch die Bürger wagte der Statthalter wegen ihrer renitenten Geister der katholischen Kirche gegenüber nicht zu maßregeln. Der kürzlich mit blutiger Strenge unterdrückte Kalenderaufstand hatte ihn belehrt, den Bogen nicht zu straff zu spannen.

Auch in Dorpat und selbst in den kleineren Landstädten bewiesen

die deutschen Bürger evangelische Gesinnungstüchtigkeit. Was aber die katholische Kirche dort nicht erreichen vermochte, das versuchte sie bei den eingebornen Letten und Esten mit mehr Erfolg. Um die Verbreitung der Kenntnis der Lehre Luthers bei denselben zu unterbinden, erfolgte im Jahre 1589 ein königliches Mandat, daß, wie schon Stephan Bathory befohlen, „kein lutherischer Geistlicher den Esten und Letten irgendwie predigen dürfe, der König auch seinerseits strengstens verbiete, daß ein Lutheraner oder Anhänger einer anderen Sekte den Esten und Letten oder andern vom König direkt abhängigen Personen in Livland auf den königlichen Gütern zu predigen sich unterfange und daß er den Kapitänen und Präfekten auf die sorgfältigste Erfüllung des Mandats zu wachen gebiete."

Es ist nicht zu leugnen, daß die Erfüllung des Mandats zusammen mit einem gewissenlosen Seelenfang seitens der katholischen Kirche einen massenhaften Uebertritt des Landvolkes zu derselben zur Folge hatte. Doch fand die katholische Propaganda in einigen Gegenden festen Widerstand. So wurden die Letten einer ganzen Gegend abgehalten vom Uebertritt durch den Rat eines alten Bauern, die Pfaffen mögen sich doch zuerst an die deutschen Herren wenden. Diese würden doch wohl hoffentlich auch nicht schnurgerade zum Teufel fahren wollen und daher in Religionssachen des besten vorsehen: was nun diese täten, seien die armen Bauersleute gewöhnt ihnen nachzutun. Und von den Esten berichtet ein polnischer Chronist, daß der Haß gegen die Polen bei den einheimischen Bauern so groß gewesen sei, daß sie in Gefahr waren, erschlagen zu werden, wenn sie sich einzeln aufs Land wagten.

Vergebens war die Bitte der Deputierten der livländischen Ritterschaft um Bestätigung der Landesprivilegien und um Gewissensfreiheit, die sie dem nach dem Tode Stephan Bathorys 1587 ausgeschriebenen polnischen Wahlreichstag einreichten, vergebens ihr Protest gegen eine neue Königswahl, „ehe nicht in Livland nach Recht und Billigkeit gehandelt würde, weil es das Ansehen hätte, daß man die teutsche Nation in Livland nur suchte auszurotten oder zu unterdrücken und zu Knechten zu machen, und leicht zu mutmaßen wäre, daß man, wenn aufs neue ein König erwählt worden, er die Saiten wieder nach dem vorigen Ton stimmen würde." Daß die Ausrottung des Deutschtums mit der Zeit zu erreichen war, das bezeugt das Schicksal des noch heute so genannten Polnisch-Livland, des südöstlichen nach der Eroberung des Landes durch Schweden noch Polen verbliebenen Winkels desselben. Daselbst herrscht jetzt der polnische Adel vor und die lettische Bauernschaft hängt mit Fanatismus an der katholischen Kirche.

Vor einem gleichen Geschick bewahrte das übrige Livland das Dazwischentreten Schwedens. Wie im Osten Europas die katholische Vormacht Polen war, so bildete im Norden den Hort des Luthertums Schweden. In dem heißen, blutigen, an Wechselfällen reichen Ringen, das im Jahre 1600 zwischen diesen beiden Mächten entbrannte, war der Kampfpreis der Besitz Livlands, der „vielumtanzten Braut". Endlich neigte der Sieg sich Schweden zu. Im Jahre 1621 eroberte Gustav Adolf das feste Riga, doch erst 1629 im Frieden zu Altmark wurde er in den anerkannten Besitz Livlands gesetzt.

Nun erst konnte sich Livland der ersehnten Ruhe und seines lutherischen Glaubensbekenntnisses erfreuen. Durch zweckmäßige Reformen wurde im verwahrlosten Lande Ordnung geschaffen und der Wohlstand seiner Bewohner gehoben. Und wenn auch der Absicht Gustav Adolfs, in Livland einen freien Bauernstand zu schaffen, wie er in Schweden bestand, die Kugel auf dem Schlachtfelde zu Lützen ein Ende machte, so wurde doch unter ihm und seinen Nachfolgern die Lage dieses in den Kriegen verarmten und unter der polnischen Mißregierung zur Leibeigenschaft herabgedrückten Nährstandes so weit gebessert, daß er gegen schrankenlose Ausbeutung gesichert war. Auch die getroffenen Anordnungen der schwedischen Regierung in Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten, in Kirche und Schule, im Ständerecht, in den Agrarverhältnissen, im Verkehrswesen usw., die Gründung der Universität Dorpat trugen so sehr den Bedürfnissen des Landes Rechnung, daß sie die schwedische Regierung überdauert haben und noch jetzt die Grundlagen des baltischen öffentlichen Lebens bilden, so weit sie nicht durch die sogenannten auf die Russifizierung des Landes gerichteten russischen „Reformen" der neueren Zeit abgeändert wurden. An den Früchten ist aber der innere Wert der letzteren erkannt worden.

Das segensreiche Walten der schwedischen Regierung in Livland und Estland wurde aber durch den nordischen Krieg unterbrochen. Im Jahre 1710 ergaben sich nach dem Falle Rigas und Revals die beiden Herzogtümer dem Zaren Peter.

Da die Akkordpunkte, die namens des Zaren dessen Feldmarschall Scheremetjew mit den livländischen Ständen abschloß, bis vor kurzem noch die Grundlage des öffentlichens Rechts Livlands bildeten, so können sie hier nicht gut umgangen werden. Deshalb sei ihrer in Kürze gedacht nach der Darstellung E. Seraphims in dem bereits genannten Geschichtswerke desselben.

In den Akkordpunkten vom 4. Juli 1710 bat die livländische Ritter- und Landschaft im allgemeinen, „daß alle ihre wohlhergebrachten Privilegien, Rechte, Gewohnheiten, Immunitäten, Possessionen und Ge-

rechtigkeiten in geistlichen und weltlichen Sachen, von und bei welcher Obrigkeit selbige von Zeit zu Zeit acquiriret und genutzet worden oder haben genutzet werden können, ungekränkt gelassen, erhalten und zu ewigen Zeiten ohne Minderung zu gelten ausdrücklichst und gültigst confirmiret werden." Darauf antwortete Scheremetjew, daß er das, was die Ritter- und Landschaft in dem Generalpunkt gesuchet, verspreche Jhro Großzarischen Majestät aller untertänigst vorzutragen und daß die Ritter- und Landschaft von allergnädigster Ratihabition ihres Ansuchens wegen gar nicht zu zweifeln habe.

Nachdem so im allgemeinen die livländische Ritter- und Landschaft die Bestätigung der Landesrechte gebeten und Scheremetjew auch im allgemeinen sie zugesichert hatte, folgten die einzelnen Akkordpunkte. Eingangs derselben heißt es weiter: „Insonderheit aber paciscirt die Ritterschaft:

1. „Daß im Lande sowohl, als in den Städten die bisher zu in Livland exercirte evangelische Religion gemäß der unveränderten Augsburgischen Confession und von selbigen Kirchen angenommenen symbolischen Büchern, ohne einigen Eindrang, unter was für Vorwand er auch könnte bewirkt werden, rein und unverrückt konserviret, sämtliche Einwohner im Lande und Städten dabei kräftig und unveränderlich gehandhabet und bei der Administration sowohl internorum als externorum ecclesiae von altersher gewöhnlich Consistorien und competirenden Jurium patronatus sonder Veränderung ewiglich conserviret werden!"

2. „Zu welchem Ende Kirchen und Schulen im Lande und in den Städten bei der evangelisch-lutherischen Religion bleiben und erhalten, auch retabliert werden sollen, in dem Zustande, als sie in den ruhigen Zeiten eingerichtet und erbaut gewesen."

3. „Die Vocationes der Prediger bei vacanten Regalpfarren (Domänen) lassen S. Gr. Cz. M. gnädigst also bestellen, daß die Eingepfarrten aus dem Adel und der Landschaft die Freiheit haben und behalten, jedesmal zwei tüchtige Subjecte vorzuschlagen und zu präsentiren."

4. „Die Universität in Livland, weil sie mit zureichlichem Einkommen und Gütern fundirt ist, wird beibehalten und allezeit mit tüchtigen Professoren, der evangelisch-lutherischen Religion zugetan, besetzt."

5. „Der Status provincialis wird plenaire retablirt und die Ritterschaft seit den von alters dabei gehabten Competenzen conserviret."

6. „Nächst Bestellung des wahren Gottesdienstes beruhet die Grundveste eines Landes auf die Administrationen der Justiz. Zu

solcher die in Livland nach allen Kreysen gewöhnliche Unter- und Oberinstanzen heylsamlich in ihren jetzigen Gliedern und Bedienten conserviret und aus der Noblesse des Landes und teils aus andern wohlgeschickten Eingebornen auch sonst meritierten Personen teutscher Nation allzeit ergänzet und bestellt worden."

In den weiteren Punkten wurde um die Errichtung eines Obergerichts in der Provinz und darum gebeten, daß in allen Gerichten nach livländischem Recht und im Hilfsfall nach „gemeinem deutschen Recht" gerichtet werden solle und daß der Adel und die Eingeborenen des Landes bei Besetzung aller Zivil- und Militärchargen allen anderen vorzuziehen seien.

Zu den einzelnen Punkten schrieb Scheremetjew „wird accordirt" oder drückte anders seine Zustimmung aus. Am 30. September 1710 bestätigte Peter der Große die Bestimmungen der Unterwerfungsurkunde. In seinem Gnadenbriefe erklärte der Zar, daß er der livländischen Ritter- und Landschaft „alle ihre vorhin wohlerworbene und zu Uns gebrachte Privilegia, insonderheit aber das Privilegium Sigismundi Augusti datirt zu Wilna Anno 1561, Statuten, Ritterrechte, Immunitäten, Gerechtigkeiten, Freiheiten, soweit sich dieselben auf jetzige Herrschaft und Zeiten appliciren lassen, rechtmäßige Possessiones und Eigentümer, welche sie sowohl in wirklichem Besitz haben und genießen, als zu welchen sie von ihren Vorfahren her, ihren Rechten und Gerechtigkeiten nach, berechtigt sind, vor Uns und Unsere rechtmäßigen Successores hiermit und Kraft dieses gnädigst confirmiren und bestätigen, auch versprechen, daß sie und ihre Nachkommen, wie es denn recht und billig ist, bei dem Alten, vollkommen und immerwährend von Uns und Unsern Nachkommen sollen erhalten und gehandhabt werden; doch Uns und Unseren Reiche Hoheit und Recht in allem vorbehältlich und ohne praejudice."

Die in die zarische Generalconfirmation eingeschalteten Klauseln, „soweit sich die Rechte auf jetzige Herrschaft und Zeiten appliciren lassen" und „doch Uns und Unserer Reiche Hoheit und Recht in allem vorbehältlich und sonder Nachteil und praejudice" erregten im Lande Bedenken. Daher nahmen die Landräte die Gelegenheit war, dem zur Einrichtung der inneren Verhältnisse nach Livland gesandten kaiserlichen Geheimrat Graf Löwenwolde ihr Bedenken zu äußern und ihn um eine authentische Erklärung der Bedeutung und Tragweite beider Klauseln zu bitten. Auf die Bitte gab Löwenwolde zu Protokoll: „Wäre es ein terminus generalis und ein solches Reservatum, welches in solchen Fällen fast bei allen Potentaten gebräuchlich, welches sie sich nicht nehmen ließen. Ohnedem wären von der dortigen Canzelley so

viel Reservata eingerückt gewesen, weshalb man Mühe gehabt, solche abzulehnen, also hätte man dieses wie ein ohnehin Gewöhnliches bestehen lassen müssen, hätte also auch desfalls die Ritterschaft nicht Ursache an Sr. Maj. sich zu wenden, weil dieselbe ohnedem so genereuse wären, daß sie die Privilegia eher vermehren als vermindern würden". Aus Petersburg, wohin sich die Ritterschaft gleichfalls gewandt hatte, bekam sie einen ähnlichen Bescheid: „die Majestätsklausel wäre etwas Gewöhnliches, so bei derartigen Fällen von den Potentaten eingerückt wurde." Uebrigens enthielten die Kapitulationspunkte der estländischen Ritterschaft und der Stadt Reval im wesentlichen dieselben Bestimmungen, wie die Livlands, jedoch fehlen in der vom Zaren Peter erlassenen Generalkonfirmation der Privilegien der Ritterschaft und die Stadt Reval jene Klauseln, die das Bedenken der Livländer erregt hatten.

Die Bestimmungen der Kapitulationsbedingungen Livlands und Estlands wurden hernach in den Nystädter Friedenstractat aufgenommen und somit zu einem völkerrechtlichen Akt gemacht. Bis auf Kaiser Alexander III. wurden sie auch von jedem russischen Herrscher bestätigt und bildeten bis dahin auch die Grundlage des öffentlichen Rechts der Herzogtümer Livland und Estland.

Schließlich sei der Schicksale des Herzogtums Kurland und Semgallen unter seinen eigenen Herzögen gedacht. Sein erster Herzog Gotthard Kettler (1561—1587) suchte die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen und trug eifrige Sorge für das Kirchen- und Schulwesen. Als er noch Komthur von Dünaburg war, suchte er den Orden zur Stiftung einer höheren Schule oder eines Gymnasiums zu Pernau zu bewegen, „darin neben den Redekünsten und Sprachen besonders der Katechismus und die Summa christlicher Lehre fleißig gepflanzt und der undeutschen Esten, Letten und Kuren Kinder in lateinischer Sprache und christlicher Lehre unterwiesen und zum Predigtamt bereitet und zugerichtet würden." Doch die folgenden Kriegsstürme vereitelten das gute Werk, sowie auch die spätere Absicht Kettlers, die Lehranstalt in Riga zu gründen. Mehr Erfolg hatte sein Bemühen, in seinem Herzogtum Kirchen zu bauen, Predigerwidmen zu stiften und das evangelische Kirchenwesen in Ordnung zu bringen. Auf seine Kosten wurden auch die ersten evangelischen Schriften für das lettische Volk gedruckt.

Nach dem Tode Gotthard Kettlers teilten sich seine beiden Söhne Friedrich und Wilhelm in der Herrschaft, aber da der letztere infolge der Noldeschen Händel das Land verlassen mußte, regierte Herzog Friedrich bis zu seinem Tode (1642) das Land allein. Er starb kinderlos und ihm folgt in der Regierung des „Gottesländchens" der

Sohn Wilhelms, Jakob, Kurlands und Semgallens bedeutendster Herrscher (1642—1681). Seine Mutter war die Prinzessin Sophie, die Tochter des Herzogs Albrecht von Preußen, und seine Gemahlin die Prinzessin Louise Charlotte von Brandenburg, die Schwester des großen Kurfürsten. Mit demselben durch doppelte Bande der Verwandtschaft verbunden, teilte er auch dessen staatswissenschaftlichen und wirtschaftlichen Sinn. Dem damals herrschenden Merkantilsystem ergeben, suchte Herzog Jakob durch Entwicklung der Industrie und Gewerbtätigkeit und durch Beförderung des Handels seinen eigenen Wohlstand und den seines Landes zu heben. Kurlands Schiffe schwammen damals auf allen Meeren und brachten die Schätze seiner Kolonien an der Guinea-Küste und auf der Insel Tabago nach Windau und Mitau, die Stapelplätze für Kolonialwaren wurden. Doch aus dieser erfolgreichen Tätigkeit wurde 1658 Herzog Jakob durch den plötzlichen, wider Vertrag und Völkerrecht ausgeführten Ueberfall der Schweden gerissen, die ihn gefangen nach Narwa abführten, sein Land besetzten und seine Schöpfungen zum großen Teil vernichteten. Nach seiner Freilassung (1660) versuchte Herzog Jakob mit nur teilweisem Erfolge das Verlorene wieder zu gewinnen, das Vernichtete und Zerstörte wiederherzustellen. Aber nach seinem Tode verfielen seine Schöpfungen auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbtätigkeit vollends, da sein Nachfolger, der oberflächliche und vergnügungssüchtige Herzog Friedrich Kasimir (1682—1698) keinen Sinn und kein Verständnis für dieselben hatte. Dessen Sohn Friedrich Wilhelm starb im Januar 1711 noch in jungen Jahren auf seiner Rückfahrt aus Petersburg, wohin er sich zur Vermählung mit der Großfürstin Anna Iwanowna begeben hatte. Nunmehr fiel Kurland und Semgallen nach dem Erbfolgegesetz dem Bruder Friedrich Kasimirs, Ferdinand, zu, der als letzter Herzog aus dem Kettlerschen Hause (1711—1737) regierte. Da er aber nicht in sein Land kam, den Kurländern auch verhaßt war und die Leistung des Lehnseides dem Könige von Polen hinzog, so übten die Regierung für ihn die Oberräte des Landes aus.

Unter so bewandten Umständen bewog die Kinderlosigkeit Herzog Ferdinands mehrere ausländische Prinzen, ihre Hand nach der kurländischen Herzogskrone auszustrecken, unter anderen auch den Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt und den Grafen Moritz von Sachsen, der sogar vom Landtage zum Herzog gewählt, aber durch russische Truppen aus Kurland vertrieben wurde.

Nach dem Tode Herzog Ferdinands wurde auf Betreiben der Herzogin-Witwe Anna Iwanowna und der russischen Partei Ernst Johann Biron zum Herzoge gewählt. Da aber derselbe 22 Jahre

in russischer Verbannung zubrachte, konnte er seine herzoglichen Rechte nur kurze Zeit ausüben. Daher wurde die Geschichte Kurlands und Semgallens in dieser Zeit durch Streitigkeiten des Adels, die Intriguen des russischen und polnischen Hofes und die Anschläge der Prätendenten ausgefüllt. Einer derselben, Prinz Karl von Sachsen regierte 1759—1765 als Herzog über Kurland, mußte aber dem von der Kaiserin Katharina II. restituierten Ernst Johann Biron weichen. Dessen Sohn, Herzog Peter, aber entsagte 1795 dem Herzogtum und trat seine Rechte an Rußland ab. In demselben Jahre huldigte das Land der russischen Kaiserin. Seitdem hat das Herzogtum Kurland und Semgallen, zum russischen Gouvernement gemacht, die Schicksale der beiden übrigen baltischen Lande — Livland und Estland — geteilt.

Neunter Abschnitt.

Polens Aufschwung und Fall.

Die Verfassung, nicht minder als die Gesetze, beruhen auf den Gewohnheiten einer Nation, ihren Neigungen, Erinnerungen, auf den Bedürfnissen ihrer Vorstellungsweise.
Sismondi, „Studien über die Verfassung freier Völker.“

Kasimir der Große (1333—1370) war der größte und auch der letzte polnische König aus dem Hause der Piasten. Den Beinamen des Großen hat sein dankbares Volk ihm weniger wegen seiner Erfolge auf dem Kriegsfelde als seiner Taten im Frieden beigelegt, die das Reich einigten und abrundeten und demselben die nationale Grundlage schufen, welche seine Unabhängigkeit für lange Zeit gewährleistete. Obgleich tapfer im Kampfe, suchte er doch durch friedliche Vergleiche mit seinen Gegnern sich auszusöhnen, da die Erfahrung ihn gelehrt hatte, daß die ununterbrochenen Kriege, die sein Vater Wladislaus Lokietek geführt, schließlich das Land an den Rand des Abgrundes brachten. Gegen das aufstrebende Litauen schützte er sich durch die zarten Bande der Ehe, die er mit der lebensfreudigen Aldona, der Tochter des gewaltigen Großfürsten von Litauen Gedimin schloß. Mit Johann von Böhmen söhnte er sich aus, unter Anerkennung der Lehnsrechte des böhmischen Königs auf die schlesischen Herzogtümer, wogegen derselbe den bisher geführten Titel eines Königs von Polen fallen ließ. Dem verlustreichen Kriege mit dem Deutschen Orden wurde ein Ende durch den Frieden zu Kalisch (1343) gemacht, in dem Polen feierlich für alle Zeiten seinen Ansprüchen auf das Kulmer Land, auf Michelau und Pommerellen entsagte, dagegen Kujavien und Dobrzyn zurückerhielt. Wenn auch solcher Weise Polen endgültig Länder verlustig ging, die es einst besessen, aber nicht mehr zu halten vermochte, so konsolidierte König Kasimir die das eigentliche Polen bildenden Gebiete. Es erkannten nämlich die Nachkommen des in der Schlacht gefallenen Boleslaw von Masovien und der Herzog

von Masovien — Warschau den König von Polen als ihren Lehnsherrn an. Auch gelang es dem König Kasimir, die Grenzen seines Reiches nach Südosten zu erweitern durch die Erwerbung Wolhyniens und des größten Teils von Galizien.

In seiner segensreichen Tätigkeit im Innern des Landes ließ sich Kasimir von Milde, Gerechtigkeit und Toleranz leiten. Zur Hebung der Rechtspflege ließ er aus den Verordnungen früherer Fürsten und den Rechtsgewohnheiten des Volkes das erste polnische Gesetzbuch zusammenstellen und errichtete zu Krakau einen höchsten Gerichtshof aus rechtskundigen Männern. Auch die in den Städten meist geltenden Bestimmungen des deutschen Rechts ließ er kodifizieren und bildete Obergerichte für seine deutschen Untertanen, die diesem Recht folgten. Endlich legte er den Grund zu der Universität Krakau und so auch zu einer höheren Bildung seines Volkes.

In seiner tiefen Einsicht, daß ein nur aus dem Adel und einer unterdrückten Bauernschaft zusammengesetztes Volk keinen Bestand haben und nicht zur Macht und Blüte gelangen kann, suchte König Kasimir einen Bürgerstand für Polen zu schaffen. Und da ein solcher nur in den von den Deutschen gegründeten und besiedelten Städten sich vorfand, begünstigte er die deutsche Einwanderung und Städtegründung. Selbst nach Wolhynien und Galizien suchte er deutsche Kolonisten zu ziehen. Dadurch erregte er den Aerger des polnischen Adels und der Geistlichkeit, die schon in jenen Zeiten von einem unversöhnlichen Haß gegen alles deutsche Wesen beseelt waren. Auf noch größeren Widerstand stieß der große König bei seinem Bestreben, die Lage des Bauernstandes zu verbessern, welches ihm bei dem Adel den Spottnamen eines Bauernkönigs eintrug.

Wie überhaupt im Volke nur die Einrichtungen Bestand haben, die von der Sitte und Denkungsart desselben getragen werden, so konnte nach dem Tode Kasimirs das Gute, das er zugunsten der Bauernschaft geschaffen hatte, nicht recht Wurzel fassen und Früchte zeitigen. Der aus der Supanenherrschaft entstandene polnische Adel konnte es nicht recht fassen, daß neben seinem unbeschränkten Recht auf die Arbeit des feldbestellenden Bauern noch ein Recht geben möchte, das den Bauern gegen seine Willkür und die schrankenlose Ausbeutung zu schützen imstande wäre. Deshalb haben sowohl die von Kasimir dem Großen, wie auch von anderen polnischen Königen zum Schutze des Bauernstandes getroffenen Maßnahmen nie Bestand gehabt.

Nach dem Tode Kasimirs wurde dessen Schwestersohn Ludwig von Ungarn König von Polen. Doch seine Regierung (1370—1382) war für Polen keine glückliche. Er hatte für dasselbe keine Liebe

Da er „die polnische Luft nicht vertragen konnte“ und von Polen meist abwesend war, so führte dort seine Mutter die Regierung. Während derselben erhob der polnische Adel sein Haupt. In der Reichsversammlung zu Kaschau setzte er ein Reichsgrundgesetz durch, welches nur den eingebornen Edelleuten das Kriegsrecht, die Anwartschaft auf alle einflußreichen Aemter, besonders auf das Richteramt, für ihre Güter die Freiheit von allen Abgaben und Lasten, mit Ausnahme der Kronsteuer — zwei Groschen von der Hufe — zugestand. Zu jener Zeit kam auch die Sitte der „Konföderation“ zum Vorschein, d. h. einer Vereinigung des Adels zum gegenseitigen Schutz und Trutz, „kraft deren die verschiedenen Geschlechter für bestimmte Zwecke zu einer höheren Einheit sich zusammenschlossen.“ Die Konföderation hatte aber ihre Wurzel in der polnischen Adelsverfassung, welche die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Edelgebornen zur Voraussetzung hatte. Ein jeder von ihnen stand in den Rechten, in der Standesehre, in der Geburtsnobilität dem andern gleich und führte den Namen und Wappen der Familie als Zeichen der Zugehörigkeit zum adligen Geschlechtsverbande. Der Unterschied, den hohe Stellung und reicher Grundbesitz unter den Mitgliedern des Adels schuf, war ein rein persönlicher, doch hatte er im Gefolge eine bedeutende Machtfülle, indem sich um den reichbegüterten Magnaten als Geschlechtsoberhaupt die weniger begüterten Glieder des edlen Geschlechts als zahllose Klientelschaft sich scharten, stets bereit, das Schwert, das sie zu führen berechtigt waren, für die Solidarität des Geschlechtsverbandes und die Ehre und das Ansehen des anerkannten Geschlechtsoberhaupts zu ziehen.

Erinnert diese Eigenart des polnischen Adels nicht an ähnliche Zustände bei den Turkmanen, von denen Vámbéry folgendes berichtet. „Eine Hauptstütze des sozialen Bandes ist das feste Zusammenhalten sowohl der einzelnen Abteilungen, als auch des ganzen Stammes. Jeder Turkman, selbst das Kind im vierten Jahre, weiß schon, welcher Taife oder Tire es angehört, und er weist immer mit einem gewissen Stolz auf die Macht oder Zahl seines Klans hin, da dieser eigentlich die Waffe ist, die ihn gegen Willkür anderer schützt, und im Fall einem einzelnen Gliede etwas zuleide getan wird, der ganze Stamm Genugtuung fordern muß.“ Es ist nicht schwer, noch andere Vergleichungspunkte zwischen den im polnischen Adel bestehenden Zuständen und der bei den turko-tatarischen Nomadenvölkern herrschenden Geschlechterverfassung zu finden.

Der Aufschwung der Adelsherrschaft in Polen, die mit der Regierung König Ludwigs ihren Anfang nimmt, hatte den Niedergang der polnischen Bauernschaft zur Folge. Immer mehr wurden deren

Rechte eingeschränkt, die harten Frohndienste gesteigert, die Abgaben an Getreide, Vieh und anderen Landesprodukten vermehrt, so daß ihre Abhängigkeit von Grundherren stets drückendere Formen annahm. Es „begann für den Bauer das eherne Zeitalter, das durch Druck und Qual seiner Menschenwürde Trotz bot.“ Daher sollen „noch oft nachher die Bauern in ihrem Leid zu dem Grabe Kasimirs gewallfahrt sein und bittere Tränen daselbst vergossen haben, denn mit Kasimir war die Zeit ihres Wohlbefindens geschwunden.“

Die Schwächung der Königsgewalt hatte andererseits auch einen Niedergang der Macht und des Ansehens des polnischen Reiches zur Folge. Die Litauer machten wiederum ihre verheerenden Einfälle ins Reich und versuchten Polen dessen südrussische Besitzungen Wolhynien und Galizien zu entreißen. Um sich dieses gefährlichen Feindes zu erwehren und ihn, wo möglich, in einen Freund zu verwandeln, überredeten die polnischen Großen, Magnaten und Geistlichkeit, ihre jugendliche Königin Hedwig, die Tochter König Ludwigs, dem ihr angelobten Herzog Wilhelm von Oesterreich zu entsagen und dem Großfürsten Jagail oder Jagello von Litauen die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen. Im Jahre 1386 wurde zu Krakau mit großer Pracht die Hochzeit gefeiert und Jagail, der verschlagene Sohn des allgewaltigen Olgerds, zum polnischen König gekrönt, der als solcher den christlichen Namen Wladislaw annahm. Darauf ließ er auch sein heidnisches Litauervolk in Masse taufen, die heiligen Haine verwüsten, die Eichenbäume mit den Götterbildnissen umstürzen, das heilige Feuer verlöschen und an der Stelle, wo es zu Wilna gebrannt hatte, eine christliche Kirche erbauen. „Für die alte Naturreligion mit ihrer wildromantischen Freiheit und ihrem düsterem Opferdienst war auch in den Wäldern Litauens kein Raum mehr.“ Der letzte heidnische Staat in Europa hatte aufgehört. Das war der erste Erfolg der Wahl Jagails zum König von Polen. Ein weites Feld eröffnete sich für die Missionstätigkeit der polnischen Geistlichkeit. Der zweite lag in der Machtstärkung Polens, indem von jetzt ab die Kräfte des bis zu den Pforten Moskaus und den südrussischen Steppen sich erstreckenden gewaltigen Litauerreiches den Interessen Polens dienstbar gemacht wurden. Daher bildete die Taufe Jagails einen großen Wendepunkt in der Geschichte Polens. Es wurde aus seiner Ohnmacht und Zerrissenheit emporgehoben und zu den lichten Höhen nationaler Größe, der Macht und des Ruhmes geführt. Vollends durch die Union Polens mit Litauen, die die Vermählung Jagails mit Hedwig vorbereitet hatte, wurde Polen zur ersten Großmacht im Osten Europas.

Das mußte zu seinem Schaden als erster der Deutsche Orden

erfahren. Die Schlacht bei Tannenberg bedeutet nicht allein dessen Fall, sondern auch das Zurückweichen des Deutschtums dem Slaventume gegenüber. „Das Triumphgeschrei auf dem Felde, wo die Blüte mittelalterlicher Romantik hingemäht lag, verkündete die Absicht der Polen, die slavische Welt auf die Höhe der germanisch-romanischen bringen zu wollen. Aber die Natur des Volkes war für eine solche Aufgabe zu dürftig angelegt."

Vorerst freilich bewiesen die Litauer wenig Geneigtheit, sich von den Polen ins Schlepptau nehmen zu lassen. War doch von beiden Reichen Litauen das mächtigere und von beiden Völkern die Litauer das kriegstüchtigere. Diese Ueberlegenheit war auch wohl der wahre Grund der Wahl Jagails zum polnischen König. Sie und der Widerwillen der Litauer, eine polnische Hegemonie anzuerkennen, veranlaßte auch den staatsklugen Jagail, die Würde eines Großfürsten von Litauen dem kühnen und unternehmenden Sohne des Heldenfürsten Kynstut, Witaut oder polnisch Witold zu übertragen. Wie klug er gehandelt, bewies die Treue seines Vetters und die Unterstützung, die dieser allen seinen Unternehmungen zuteil werden ließ. Auch die Schlacht bei Tannenberg wurde durch die Tapferkeit und überlegene Kriegskunst Witauts gewonnen. Daher hieß es nicht mit Unrecht, daß Jagail-Wladislaw ohne Witaut „ein Arm ohne Schwert sei."

Das Verhältnis zwischen beiden Vettern wurde erst getrübt, als der achtzigjährige Witaut sein schneeweißes Haupt mit dem Goldreif einer Königskrone zum Zeichen der Unabhängigkeit Litauens zu schmücken gedachte. Im Jahre 1430 versammelte er die Großen des Reiches und lud auch die benachbarten Fürsten zur Königskrönung in Wilna ein. Doch der schlaue Jagail-Wladislaw hatte alle Wege durch Polen besetzen lassen und zwang die Ueberbringer der Krone zur Umkehr. So ging der Fürstentag zu Wilna ohne Krönung auseinander und bald darauf der unsterbliche Kriegsheld tief gekränkt aus dem Leben, der ein gewaltiges Reich von der polnischen Grenze bis zum Schwarzen Meere und von der Ostsee bis in den weiten Norden durch seinen Geist und seine starke Hand zusammengehalten hatte, aber seinen letzten Lieblingswunsch nicht erfüllt sah.

Der Tod des gewaltigen Großfürsten erfüllte das Litauervolk mit tiefem Leid, wurde aber in Polen mit den Gefühlen der Freude und Genugtuung aufgenommen. Befreite er doch das Herz des polnischen Patrioten wie von einem Alp. Da Witaut kinderlos blieb, so wollte er die Königskrone nicht für sich, sondern für sein Land, um für die Zukunft die Netze zu zerreißen, mit denen Polen sein Land und Volk zu umgarnen suchte. Daher bedeutete für die polnischen Magnaten

die litauische Königskrone das Aufgeben ihres stolzen Traumes von einer Großmachtstellung ihres Reiches und der Ausbreitung ihres und der katholischen Kirche Einflusses über den Osten Europas. Vergebens waren dann die Ränke ihrer feinen Politik gewesen, durch welche sie die litauischen Großen zu fesseln versucht hatten, zerrissen die Abmachungen des Verbrüderungsfestes zu Hrodlo, die eine Vereinigung des litauischen Adels mit dem polnischen zu gleichen Rechten und Freiheiten zum Zwecke hatten, bedeutungslos der Vorsatz geworden, immer einen der litauischen Bojaren in eine der polnischen Sippen als Mitglied zu adoptieren und ihm alle die Rechte und Immunitäten, Geschlechtsnamen und Wappen zuteil werden zu lassen, deren sich der polnische Geschlechtsverband bis dahin erfreute.

Dieser bittere Kelch sollte aber an den polnischen Adel vorbeigehen, der sich zu der Zeit zur eigentlichen Nationalrepräsentation ausgebildet hatte, so daß von nun an der Adel in Polen allein die Nation ausmachte. Vielmehr sah er die Bande, die Litauen an Polen knüpfte, sich immer mehr festigen dadurch, daß litauische Großfürsten der Reihe nach den polnischen Thron bestiegen. So kam es im Jahre 1569 zur Union Polens mit Litauen, die Th. Schiemann mit Recht eine friedliche Eroberung Polens nennt, wie sie fast ohnegleichen in der Geschichte dasteht. Auch bei dem Abschlusse der Union war der polnische Adel das treibende, der litauische das zurückhaltende Element gewesen. Als der letztere erfuhr, worum es sich eigentlich handele, verließ er in großer Aufregung den Reichstag. Doch schließlich siegte die Umgarnungspolitik der polnischen Magnaten und der Wille des Königs Sigismund II. August, der als Großfürst über sein Litauervolk einen großen Einfluß besaß. Die litauischen Großen und Senatoren kamen zurück, warfen sich vor ihrem Herrscher auf die Knie und flehten ihn an, ihnen nicht Unmögliches zuzumuten, und ihr Sprecher, der Starost von Samaiten, rief aus: „Herr, wir flehen im Namen Gottes zu Dir, gedenke unserer Dienste, unserer Treue und des von uns vergossenen Blutes. Geruhe so für uns zu sorgen, daß unsere Ehre ungekränkt bleibt, daß wir nicht zum Spott und Hohn werden, daß unser guter Name und Dein königliches Gewissen bewahrt bleibe. Im Namen Gottes bitten wir Dich,. dessen zu gedenken, was Du uns eidlich bekräftigt hast!" Der König war gerührt, auch die polnischen Senatoren vergossen Tränen, doch der Schlußeffekt war die Lubliner Union, die Litauen zu einem integrierenden Teil des polnischen Reiches herabwürdigte.

Nun hatte der polnische Adel das Ziel seiner Sehnsucht erreicht. Es waren die Macht des Reiches zum mindesten verdoppelt, seinem

Einflusse ein kaum absehbares Gebiet eröffnet, neuer Besitz und neue Ehrenstellen für ihn geschaffen worden. Und doch trug derselbe polnische Adel in dieses gewaltige Reich die Keime innerer Krankheit und Auflösung, indem er den litauischen Adel in seinen Bannkreis zog, ihn allmählich entnationalisierte und sich assimilierte, sowie dessen Zusammenhang mit dem naturkräftigen, kriegstüchtigen litauischen Volke aufhob. Dadurch hatte er die Axt an die Wurzel der Kraft des Reiches gelegt. Waren doch die in Treue und Gehorsam ihrem Großfürsten ergebenen litauischen Heerscharen, welche die Schlachten Polens schlugen, eine Stütze ihrer zu polnischen Königen erhobenen Herrscher. Daher erreichte Polen zur Zeit der Herrschaft der Jagellonen seine höchste Blüte. Glückliche Kriege hoben sein Ansehen nach außen und erweiterten die Grenzen des Reiches, im Innern nahmen Handel und Verkehr einen bedeutenden Aufschwung, die Städte waren noch nicht zu elenden Ortschaften herabgesunken, Wissenschaften und Künste erfuhren eifrige Pflege. Doch nach dem Aussterben der Jagellonen in Polen und Litauen ging es mit dem gewaltigen Reiche bergab. Die Wahl einer Reihe von Königen aus der Nachkommenschaft Olgerds hatten das Wahlkönigtum verdeckt, dem Polen zusteuerte. Als aber mit dem Tode Sigismunds II. August (1572) das Herrscherhaus der Jagellonen in Polen ausstarb, wurde der Charakter Polens als Wahlreich gesetzlich festgelegt. Der Konvokationsreichstag, der nach dem Tode des Königs zusammentrat, vereinbarte die Verfassungsbestimmungen, die pacta conventa oder die Grundrechte des polnischen Reiches, die jeder künftige König vor seinem Regierungsantritt zu beschwören hatte. Diese Grundrechte besagen, daß nach dem Ableben des Königs der Erzbischof-Primas einen Reichstag behufs einer neuen Königswahl zusammenberufen solle, auf dem nicht nur die Senatoren und Landboten, sondern auch jeder polnische und litauische Edelmann kraft der vollkommenen Gleichheit des Adelsstandes zu erscheinen berechtigt war. Der Konvokationsreichstag setzte dann den Tag und die Ordnung für die Königswahl fest. Damit aber der regierende König keinen Einfluß auf die Wahl seines Nachfolgers habe, wurde die Bestimmung getroffen, daß niemals bei Lebzeiten des Königs die Wahl seines Nachfolgers stattfinden solle. Ferner mußte der neuerwählte König geloben, ohne Einwilligung des Reichstages keine neuen Steuern zu erheben, nicht über Krieg und Frieden zu beschließen, sich mit einem Rat von Senatoren zu umgeben usw. Sollte der König die Kapitulationsartikel, die in der Folgezeit zugunsten der Magnatenherrschaft vermehrt wurden, nicht beobachten, so ist die Nation ihrer Treue und ihres Gehorsams gegen ihn entbunden.

Die schädlichen Wirkungen der Herrschaft der Adelskaste und der mit dem Wahlkönigtum verbundenen Schwächung der Königsgewalt traten nicht gleich zutage, da nach dem nichtsnutzigen Prinzen Heinrich von Anjou, der heimlich, bei Nacht und Nebel, sein Königreich verließ, die Polen einen so tatkräftigen Herrscher, wie es Stephan Bathory (1575—1586) war, zu ihrem Könige erkoren. Doch unter seinem Nachfolger Sigismund III. aus dem Hause Wasa (1586—1632), dem „Jesuitenkönig", begann auch äußerlich der Niedergang Polens. Livland ging an Schweden verloren und nutzlose, im Interesse der katholischen Kirche mit Rußland geführte Kriege erschöpften das Land und brachten es in einen Zustand der Verkommenheit. Unter Sigismunds Söhnen Wladislaw IV. (1632—1648) und Johann Kasimir (1648—1669) machte der Niedergang Polens weitere Fortschritte. Es mußte der Lehnshoheit über das Herzogtum Preußen entsagen, Smolensk, Tschernigow, die severischen Fürstentümer und das Land der ukrainischen Kosaken jenseits des Dniepers an Rußland abtreten. Es offenbarte die polnische Adelsrepublik bereits zu jener Zeit eine solche Schwäche, daß schon damals der Schwedenkönig Karl X. mit dem Plane einer Teilung Polens hervortrat, und nur infolge des Widerstandes, den der große Kurfürst demselben entgegensetzte, kam derselbe nicht zur Ausführung. So wurde Polen diesmal durch Preußen gerettet, doch sein Untergang war schließlich nicht aufzuhalten. Im Jahre 1732 nahm sogar ein polnischer König den Plan einer Teilung Polens wieder auf, indem er versprach, Teile seines Landes an die Nachbarstaaten abzutreten, falls ihn diese in seinem Bestreben, seine dynastische Stellung in den übrigen Teilen Polens zu befestigen, unterstützten.

Es ist eine wiederholt beobachtete Erscheinung, daß ein Volk, vor seinem Vergehen, aus seiner Mitte einen Mann erzeugt, der die Lichtseiten des Volkes in sich vereinigt, wie ein glänzendes Gestirn am Himmel erscheint und scheinbar die Gewähr bietet, daß sein Volk einer besseren Zukunft zugeführt werde. Ein solcher Mann in Polen war der heldenmütige, vaterlandsliebende und ideal begeisterte Kronfeldherr Johann Sobieski, den die Polen nach dem glänzenden Siege über die Türken bei Choczim (1674) zu ihrem Könige erkoren. Das Leben dieses ritterlichen Herrschers ist durch beständige Kämpfe mit den Osmanen ausgefüllt, die zu jener Zeit große Tatkraft und gewaltiger Unternehmungsgeist beseelte. In diesen Kämpfen wurde bekanntlich durch die Dazwischenkunft des heldenmütigen Polenkönigs Wien gerettet. Doch all seine glänzenden Taten auf dem Schlachtfelde, seine Vaterlandsliebe, sein Bestreben, sein Volk aus der Versunkenheit auf-

zurichten, vermochten nicht, dasselbe von der schiefen Ebene abzubringen, auf die es geraten war, und die mit dem Abgrunde endete. Von der Mißgunst und dem Neide der polnischen Großen angefeindet und in seinen Unternehmungen gehemmt, ging der große Türkenbezwinger aus dem Leben mit getäuschten Hoffnungen und schwerem Kummer um die Zukunft des Volkes.

Nach dem Tode Johann Sobieskis machte der Verfall des Reiches rapide Fortschritte. Wenn bereits früher die Einflüsse und Intriguen fremder Mächte bei den Königswahlen sich in bedenklicher Weise bemerkbar machten, so stiegen sie während der jetzt eintretenden Ohnmacht Polens derart, daß von einer freien Wahl des Reichstages kaum mehr die Rede sein konnte. Wirkten sogar bei der Wahl Stanislaus Lesczinskis als Zugmittel schwedische und bei den Wahlen August III. und Stanislaus Poniatowskis russische Bajonette mit. In erschreckender Weise nahm zugleich die Käuflichkeit der polnischen Senatoren und Landboten zu und äußerte sich in so schamloser Weise, daß mit Hohn und leider mit Recht von der Wahl eines polnischen Königs gesagt wurde, daß der von den Bewerbern des Königsthrones den Preis erringen werde, der den letzten Taler in der Tasche habe. Dabei war das Kriegswesen der einst mächtigen polnischen Republik im traurigsten Zustande. Das Adelsaufgebot konnte nicht mehr den Mangel eines stehenden Heeres ersetzen, die Festungen des Landes waren verfallen, das Geschütz und Verpflegungswesen gänzlich unbrauchbar. Von der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Reiches war nur ein Schatten geblieben, so daß Reichstag und Regierung es nicht einmal wagten, die Unverletzbarkeit des Landesterritoriums zu schützen. So sehen wir, daß im Siebenjährigen Kriege weder die Russen, noch Friedrich der Große die Neutralität Polens achteten, polnisches Gebiet durchziehen ließen, auf polnischem Territorium Proviantháuser und Waffenniederlagen anlegten, Kontributionen, wie im Feindesland, ausschrieben usw. So hatte Polen bereits seine Freiheit und Unabhängigkeit eingebüßt, ehe der große Zusammenbruch kam, der mit den Teilungen Polens endete.

Die Frage nach den Ursachen und den Schuldigen des beispiellosen Zusammenbruchs hat die Geschichte beantwortet: es sind der polnische Adel und die polnische Geistlichkeit gewesen. Und gewiß hat die Antwort recht. Dabei drängen sich aber andere Fragen auf. Warum hat die Adels- und Pfaffenherrschaft, die auch in anderen Ländern und bei anderen Völkern zeitweilig in großer Macht und Herrlichkeit bestand, nicht zu gleichen oder ähnlichen Zuständen geführt? Warum ist da das Städtewesen nicht so elend verkommen

wie in Polen? Warum nicht der Bauer zu einem kaum menschenwürdigen Wesen herabgedrückt worden? Das kann doch nicht Zufall, ein Spiel des Weltlaufs gewesen sein!

Ich meine, man wird die Geschichte Polens nicht recht verstehen und seinen Zusammenbruch nicht begreifen, wenn man nicht von der avarischen Supanenherrschaft ausgeht. Daher hat der Ausspruch, daß Polen der Adel und die Geistlichkeit zugrunde gerichtet haben, insoweit Berechtigung, als beide Stände in der Supanie ihre Wurzel hatten und von dem in der Supanie herrschenden Geiste getragen und geleitet wurden. Die Supanie hatte sich in keinem slavischen Staate so ausgebildet, wie in Polen. Wohl ist dieselbe zeitweilig durch tatkräftige Herrscher beschränkt und in den Hintergrund gedrängt worden, doch erwies sie sich in Polen so lebenskräftig, daß sie immer wieder zurückkehrte, sobald sich die Verhältnisse für sie nur einigermaßen günstig gestalteten, und vernichtend die Keime eines staatsbürgerlichen Lebens in Polen gleich einer giftigen Pilzenschicht überzog. Trotz allen Christentums, trotz der westeuropäischen Kultur, die auf Polens Oberfläche ihren Einzug gehalten hatte, ist Polen doch im Grunde ein asiatischer, ein turko-tatarischer Staat gewesen und geblieben, vor seinem Untergange mehr gewesen, als zur Zeit seiner Blüte. Es hat sich ebensowenig in das europäische Staatengebilde einleben können, fühlte sich so wenig in Europa zu Hause, wie die Türkei. Bestand nicht in den letzten Jahrhunderten der polnischen Adelsrepublik dieselbe unüberbrückbare Kluft zwischen dem polnischen Adel und dem Bauernstande, wie sie sich vor einem Jahrtausend zwischen den kriegerischen avarischen Supanen und der friedlichen slavischen Landbevölkerung aufgetan hatte? Und ist die letztere nicht so ziemlich auf derselben Stufe der Rechtlosigkeit geblieben, auf welche sie hunnische und avarische Herrschaft herabgedrückt hatte? Legt nicht noch jetzt das Aeußere beider Bevölkerungsschichten Zeugnis von ihrer Rassenverschiedenheit ab, von der arischen Abstammung der polnischen bäuerlichen Bevölkerung und der asiatischen turko-tatarischen Herkunft der Szlachta? Man lese nur das Urteil eines Kenners des polnischen Volkes, des Verfassers der Abhandlung: „Das Großherzogtum Posen und die Polen“ darüber: „Betrachtet man“, schreibt er, „beide Stände genau, so sieht man den Bauer, den Autochthonen, mit einer schlanken, muskulösen Gestalt, ruhigem, blauem Auge, blondem oder hellbraunem Haupthaar und roter Gesichtsfarbe — der echte Nordländer . . . . In dieser frischen Naturgestalt wohnt eigentlich ein fröhliches Gemüt, ein zugängliches Herz; eine friedliche Tätigkeit, Tanz und berauschendes Getränk sind die Gegenstände seiner Wünsche, seiner Leidenschaften. —

Dagegen sehen wir den sarmatischen Edelmann ausgestattet mit seiner kurzen untersetzten Figur zu einer orientalisch-tatarischen Kopfbildung. Diese zeigt sich in dem gebräunten Teint, den hervortretenden, kugelförmigen Augen mit dunkel flammendem Blick, und den schwarzbraunen, oft schwarzen Haaren . . . . Er ist stolz in seiner Haltung, verschlossen im Umgange, befehlend in seinen Manieren. Das feurige Blut macht ihn leicht aufgeregt, tollkühn und unüberlegt in seinen Unternehmungen. Der orientalische Ursprung des polnischen Edelmannes erklärt aber auch noch die im Blute liegende Beweglichkeit des Asiaten, die ihn von alters her angetrieben hat, in fortwährender Unruhe, als echter Nomade, ein unstätes Leben zu führen und überall dem Wunderbaren nachzujagen."

Es scheint, als ob der turko-tatarische Ursprung des polnischen Adels, nachdem er die Fesseln zersprengt, die das Königtum und ein einigermaßen geordnetes Staatswesen ihm angelegt hatten, sich nochmals in seiner wahren Gestalt zeigen wollte, als ob die Supanie zu neuem Leben erwacht wäre. Ist nicht dem Szlachtiz des 17. und 18. Jahrhunderts aus der Seele gesprochen das Urteil des Turkman der Neuzeit, das Vámbéry oftmals von den Turkmanen gehört hat? „Wir sind ein Volk ohne Kopf, wir wollen auch keinen haben, wir sind alle gleich, bei uns ist ein jeder ein Padischah!" Hat dieselbe Denkungsweise nicht zu dem berüchtigten liberum veto geführt, das als Herkommen des polnischen Adels seinen feierlichen Einzug in den Reichstag hielt und 1768 förmlich zum Gesetz erhoben wurde? Da alle Glieder des Adels gleich waren und ein jeder von ihnen ein König, so war nur eine Konsequenz dieser Anschauung, daß für die Gültigkeit eines Beschlusses des Reichs- oder Landtages die Stimmeneinhelligkeit erforderlich war, und der Widerspruch eines einzigen Mitgliedes die Nichtigkeit des Beschlusses der ganzen Versammlung zur Folge hatte. Welche Nachteile aber das liberum veto mit sich brachte, läßt sich bemessen, wenn man erwägt, daß von 1652 bis 1704 von 55 Reichstagen nicht weniger als 48, und von den 18 Reichstagen, die zwischen 1717 und 1733 abgehalten wurden, 11 durch den Protest der Minderzahl der Reichsboten und manchmal durch den Widerspruch eines einzelnen derselben gesprengt oder durch arglistige Verschleppungskünste beschlußunfähig wurden. Falls Vámbéry zu der Zeit den polnischen Reichstag besucht hätte, würde er zu demselben Urteil über die Polen gelangt sein, das er hinsichtlich der Turkmanen ausgesprochen hat: daß er bei ihnen keinen entdecken konnte, der befehlen, aber auch keinen, der gehorchen wollte. Und welches Bild empfangen wir von den Reichstagen selbst, auf

denen „jeder Edelmann und selbst die Damen des Adels Zutritt hatten und nicht etwa auf einer getrennten Zuschauertribüne, sondern unter den Landboten selbst Platz nahmen und die Verhandlungen mit den lebhaften Aeußerungen ihres Beifalls oder Tadels begleiteten?" Ist da nicht die in wehmutsvoller Klage austönende Schilderung berechtigt, die Stanislaus Lesczynski von den polnischen Reichstagen gibt? „Wenn ich ein Bild", schreibt er, „von unseren Beratungen geben soll, kann ich sie nicht besser vergleichen als mit einer ausgezeichneten, aus den besten Musikanten zusammengesetzten Kapelle, in welcher aber jeder auf ungestimmten Instrumenten eine andere Note oder Melodie statt einer lieblichen Harmonie spielt und die Zuhörer aufs unangenehmste betäubt. Keiner, der in unsere Beratungen, ihrer ungewohnt, hineintritt, kann auf den Gedanken kommen, daß hier agitur de sorte des Königreiches; denn er findet weder die ehrfurchtgebietende Haltung, welche solche Versammlung zu bewahren verpflichtet ist, noch Aufmerksamkeit auf kluge und nützliche Ratschläge, noch eine Berücksichtigung der gefährlichen Zeitläufe, welche von allen Seiten premunt, obwohl das Vaterland seine Schmerzenswunden offen zur Schau trägt. Wir aber, statt sie zu heilen, machen sie nur noch schlimmer, so sehr, daß man berechtigt ist, über uns Wehe zu rufen und auf uns das Wort anzuwenden: heu patior telis vulnera facta meis." Ein polnischer Geschichtsschreiber drückt sich noch drastischer aus: „Die Reichstage waren die stürmischen Versammlungen, in welche sich die Haiducken der Herren eindrängten, die Zuschauer, die Landboten von ihren Sesseln warfen, und, mit einem Worte, auf welchen der erste beste Händelmacher oder Erkaufte der ganzen Republik Hohn sprach."

So hatte sich die Anarchie in der mit souveräner Gewalt ausgestatteten Repräsentation des Volkes eingenistet. Und wie ein Uebel oft durch ein anderes beschränkt und aufgehoben wird, so stellte sich dem liberum veto des Reichstages die „Konföderation" oder wie der polnische Ausdruck dafür bezeichnend lautet, der Rokosz — der Aufruhr — als ein Mittel zur Durchführung staatsrechtlicher Maßregeln entgegen. Denn die Konföderation ist das durch Herkommen sanktionierte Recht des bewaffneten Widerstandes und der Empörung, wobei sich angesehene polnische Geschlechtshäuser zusammentaten, um eine dem Staate nach ihrer Ansicht ersprießliche oder ihnen selbst nützliche Maßregel durch den Einfluß ihrer Geschlechtsverbände, oft auch durch Gewalt durchzuführen. Und wem die eigene Macht dazu nicht ausreichte, so scheute man sich nicht, die Intervention des Auslandes anzurufen, d. h. Landesverrat zu üben. Denn, wie Herrmann mit Recht bemerkt, keine Nation hat Freiheit und Vaterlandsliebe mehr im Munde

geführt, als die polnische und keine hat durch tausendfältigen Verrat gegen diese ersten Gebote staatsbürgerlicher Tugend aus Partei- und Privatinteressen sich schwerer versündigt.

So pendelte Polen in den letzten Jahrhunderten seines Bestehens zwischen den Mächten, die, im Grunde genommen, die Verneinung jeder Staatskraft sind, zwischen Anarchie, Rebellion und Verrat.

Durch das Vorwalten der Anarchie, des Aufruhrs und des Verrats waren aber bei den herrschenden Ständen in der polnischen Republik der staatsmännische Sinn, das Rechts- und Ehrgefühl dermaßen gesunken, daß selbst Männer, welche den Polen wohlgesinnt waren oder den polnischen Staat wieder aufrichten wollten und selbst für die Idee der Freiheit Polens ihr Leben an die Schanze schlugen, an der Fähigkeit des polnischen Volkes zur Selbstregierung verzweifelten. So nannte Dumoriez, den der Herzog von Choiseul 1770 nach Polen zur Information über die dortigen Verhältnisse sandte, die Polen „die Asiaten Europas". Napoleon I., dem das Polenvolk als seinem Befreier zujubelte und der von dessen Ergebenheit einen bedeutenden Machtzuwachs erwarten durfte, hütete sich wohlweislich die Wiederherstellung Polens zu betätigen und schuf aus den von Preußen abgenommenen Gebietsteilen das „Herzogtum Warschau" in bescheidenen Grenzen und mit einer zentralisierten bürokratischen Verwaltung, um der polnischen Freiheit Zügel anzulegen. Von seiner Meinung über die Polen zeugt auch seine von Villemain in dessen Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature I 165, mitgeteilte Bemerkung: „Täuschen Sie sich nicht", soll Napoleon zu Narbonne gesagt haben, „die Wiederauferstehung eines halbrepublikanischen Polens wäre eine ganz andere Verlegenheit für Europa, als es dessen Fortbestand gewesen wäre" (siehe H. Geffcken: Preußen, Deutschland und die Polen S. 33). Und Mieroslawski, der Vorkämpfer für die Wiederherstellung Polens, hat seine Geschichte des Aufstandes vom Jahre 1830 mit dem Motto versehen: „Polen will existieren, es hat aber nicht den Mut zu existieren, weil es nicht weiß, wie es existieren soll."

Ja, wie es existieren soll, das ist das große Fragezeichen, das vor jeder Wiederherstellung Polens steht. Ed. Burke sagt in seinen Reflektionen über die französische Revolution so schön vom Staate: „Der Staat ist nicht eine Genossenschaft in Dingen, welche nur dem rohen leiblichen Dasein einer kurze Zeit währenden und vergänglichen Natur frohnden. Er ist eine Gemeinschaft in aller Wissenschaft, in aller Kunst, in jeder Tugend und in jeder Vollkommenheit. Da eine derartige Genossenschaft ihr Ziel nicht in einigen Generationen erreichen

kann, so wird sie zu einer Genossenschaft, welche nicht allein die Lebenden verbindet, sondern auch die, welche bereits gestorben sind und die, welche noch geboren werden. Jeder besondere Staatsvertrag ist nur eine Klausel in dem großen Urvertrage der ewigen Weltordnung, welcher die niederen Wesen mit den höheren verkettet, die sichtbare und die unsichtbare verbindet und zu einem festen Rechtsverhältnis zusammenstimmt, das durch den unverletzbaren Eid geheiligt wird, welche alle physischen und moralischen Naturen, jede an ihrem angewiesenen Platze festhält."

Wie soll aber nun der zukünftige polnische Staat beschaffen sein und die Lebenden mit den bereits Gestorbenen, die Gegenwart mit der Vergangenheit verbunden werden, da ja die Vergangenheit der Polen eine Negation des Staates, eine Widerlegung der Fähigkeit des Volkes war, einen Staat zu erhalten? Vielmehr hat die Vergangenheit den Beweis geliefert, daß das polnische Reich nur durch die militärische Macht des Königs zusammengehalten wurde und der polnische Adel, die Nachkommenschaft der Supane, nur soweit dem Könige, ihrem Heerführer, sich unterordnete, als dessen Gewalt ihn dazu anhielt, daß er aber nicht die Fähigkeit besaß, das Reich weiter zu erhalten, als dasselbe seine Macht nicht auf Krieg und Raub, sondern auf Einrichtungen der Volkswohlfahrt und eines geordneten Staatswesens gründen mußte. Zum Uebergang in den modernen Staat erwiesen sich die leitenden Kreise in Polen ebenso unfähig, wie ihre turko-tatarischen Verwandten am Bosporus.

Wie vernichtend die Macht des polnischen Adels nach oben, gegen Königtum und Regierung, waltete, so verheerend wirkte sein Einfluß nach unten, auf die unteren Volksstände, auf die Bewohner der Städte und Dörfer. Es ist der Adel freilich überall ein Gegner der Städte gewesen, doch nirgends hat er in dem Maße die Entwicklung des Städtewesens gehemmt, wie in Polen. Hier ist auch niemals der Grundsatz zur Geltung gekommen, daß „Stadtluft frei mache", d. h. der ruhige Aufenthalt eines Leibeigenenen einer Stadt während Jahr und Tag die Rechte seines Herrn auf ihn aufhoben. Der polnische Leibeigene blieb aber unfrei, mochte er auch zehn Jahre Stadtluft geatmet haben. Das im polnischen Adel verkörperte avarische Supanentum gab ihn nicht auf und verfolgte mit instinktivem Hasse die Städte, die seiner Natur so heterogon waren und deren Aufblühen, wie es ahnte, eine freiere Stellung der bäuerlichen Bevölkerung zur Folge haben mußte. Dazu kam noch der nationale Gegensatz. Wie bekanntlich, waren die Städte in Polen meist von Deutschen gegründet worden. In ihnen blühte deutsches Leben und Wesen, das die slavische Natio-

nalität durchbrach. Das war ein Grund für die polnische Szlachta, sie mit Groll, Neid und Mißtrauen zu verfolgen. Doch so war es nicht immer gewesen. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts urteilte der sonst den Deutschen nicht besonders freundlich gesinnte Bischof Bogufal von Posen: „Keine anderen Völker der Welt stehen einander so nahe und sind sich so befreundet, als Slaven und Deutsche." Doch dieser Ausspruch sollte nach dem Wiederaufleben der Supanie bald sich in sein Gegenteil verwandeln. Zuerst stockte der Fortgang der deutschen Ansiedlungen in Polen. Immer geringer wurde für den Deutschen die Lockung, in Polen eine neue Heimat zu suchen. Aber Stillstand bedeutet schon Rückschritt.

„Die immer stärkere Ausbildung der Adelsherrschaft", urteilt H. Geffcken, „hatte dafür gesorgt, daß das deutsche Staatsbürgertum untergehen mußte, der anfänglichen Rechtsunsicherheit war der Untergang jeglichen Rechtsschutzes gefolgt ohne den keine solide, also keine deutsche Arbeit gedeihen kann. Der deutsche Bürger verschwand aus Polen, das arbeitende Bürgertum starb aus oder wanderte fort, an seine Stelle trat der armselige polnische Handwerker und der schachernde Jude, der auch ohne Rechtssicherheit auf seine Kosten und über seine Kosten zu kommen verstand."

Die Beschränkungen der Rechte der Bürger und die dadurch entstandene Rechtsunsicherheit waren aber eine Folge der Verkümmerung des Rechts der Städte, an der Landesgesetzgebung teilzunehmen. Seit dem 15. Jahrhundert wurden sie nur ausnahmsweise zu derselben herangezogen. Daher kann es nicht wundernehmen, daß die Gesetzgebung nur im Interesse des an ihr beteiligten Adels und zum Nachteile der Städte und ihrer Bürger ausfiel. Der Erwerb von Landgütern wurde den Bürgern untersagt, so die Bekleidung von Aemtern und Würden. Das alles wurde ein Vorrecht des Adels. Selbst den städtischen Behörden wurde zur Pflicht gemacht, entlaufene Bauern an ihre Herren zurückzuliefern oder einen anderen an Stelle des Entlaufenen zu stellen. Bei Rechtsstreitigkeiten des Bürgers mit dem Bauern konnte der letztere nur bei seinem Herrn verklagt werden. Die Zünfte, die dem Adel ein Dorn im Auge, aber in jenen Zeiten eine Stütze städtischer Freiheit und Selbstverwaltung waren, wurden aufgehoben. Um dem städtischen Gewerbe den Stempel der Niedrigkeit und Verächtlichkeit aufzudrücken, wurde den Edelleuten bei Verlust ihrer Standesrechte verboten, in den Städten zu wohnen, ein städtisches Amt zu übernehmen, Handel und Gewerbe zu betreiben. Die Machtbefugnisse der Starosten über die Städte wurden immer mehr erweitert, so daß sie mit der Zeit ganz der Willkürherrschaft derselben untergestellt wurden. Dabei wuchsen immer größer die Geldabgaben, die die Städte zur Kriegsführung zu entrichten hatten, da andere Mittel ver-

siegt waren, seitdem der Adel und die hohe Geistlichkeit für sich die Steuerfreiheit erwirkt hatten. Für gute Straßen wurde nicht gesorgt und die vorhandenen verfielen. Die mangelnde Straßenverbindung legte aber Handel und Verkehr lahm. So sanken die Städte zu elenden Ortschaften und die Städtebewohner zu Ackerbauern herab.

Der Niedergang der herrschaftlichen, d. h. der auf privatem Grundbesitz erbauten Städte vollzog sich natürlich im rascheren Tempo, als der königlichen. Dort mußten sich die Bürger der Willkür des Grundherrn bald ebenso fügen, wie der leibeigene Bauer. Doch auch von den königlichen Städten erfreuten sich nicht viele lange eines verhältnismäßigen Rechtsschutzes, da sie durch Verschenkung und Verpfändung in den Besitz der Magnaten übergingen.

Auch die im jesuitischen Geiste erzogene und geleitete polnische Geistlichkeit war nicht hold den Städten. Waren diese doch die ersten gewesen, die sich der Lehre Luthers anschlossen. Auch in der Folgezeit hing die deutsche Bevölkerung der Städte mit großer Treue dem Luthertum an. Um dasselbe auszurotten, mußte die Freiheit der Städte vernichtet werden, die nach der Ansicht der Jesuiten die Hauptträgerin des lutherischen Geistes war. Wie verderblich der in Polen herrschende Jesuitismus war, haben wir im vorigen Abschnitte an zahlreichen Beispielen erfahren.

Nicht andere Folgen zeitigte er in Polen selbst. Nicht allein, daß der Jesuitismus behilflich war, die Städte und somit auch die Bildung eines dritten Standes niederzuhalten, sondern seinem Einflusse ist es auch zu verdanken, daß der Strom der deutschen Einwanderung ganz versiegte.

„Wenn jetzt", urteilt Erich Schmidt, „noch ein Deutscher nach Posen kam und hier Bürger werden wollte, mußte er eine von den Vätern der Gesellschaft Jesu ausgestellte Bescheinigung über seine katholische Rechtsgläubigkeit vorlegen; im Falle der Abtrünnigkeit verlor er sein Bürgerrecht und hatte außerdem noch seine Verfolgung durch das geistliche Gericht zu gewärtigen."

Hand in Hand mit der religiösen ging auch die nationale Unduldsamkeit, die auf die Vernichtung des Deutschtums gerichtet war. Insbesondere taten sich auch hier die Jesuiten und die von ihnen erzogene junge Generation des Adels hervor. Denn die Jesuiten sahen nach der treffenden Bemerkung Chr. Meyers die Unterdrückung der deutschen Nationalität und die Wiederherstellung der alten Kirche als eine und dieselbe Sache an.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn diesen beiden feindseligen Mächten das Deutschtum dort, wo es nicht in kompakten Massen saß, Widerstand geleistet hätte. Ein Teil der deutschen Bürger wanderte aus, ein anderer Teil kehrte des lieben Friedens halber in den Schoß der „allein seligmachenden" Kirche zurück und polonisierte sogar seine

Familiennamen. So mögen sich noch heute viele als waschechte polnische Patrioten gebärden, in deren Adern germanisches Blut fließt.

„Was aber dem deutschen Volksstamm damals verloren ging, wurde vom Polentum gewonnen", schreibt Erich Schmidt. „Die Tausende, welche einst als Deutsche in das Land gekommen waren und tatenfroh in den polnischen Urwald Bresche gelegt hatten, vererbten ihre tüchtigen Eigenschaften, ihre Ordnungsliebe, Pflichttreue, Arbeitsamkeit auf ihre polnisch sprechenden und denkenden Nachkommen; die Bevölkerung Großpolens, auf drei Seiten von deutschen Nachbarn umgeben, durchsetzte sich mehr und mehr mit deutschen Elementen und wandelte sich demgemäß in ihrer Eigenart so um, daß sie sich von ihren polnischen Landsleuten anderer Landstriche erheblich — nicht zu ihrem Nachteile — unterscheiden." Und über die polnische Bevölkerung Schlesiens und Posens urteilt Ernst Hasse, daß dieselbe nicht zu ihrem Nachteile einen anderen Charakter gewann: „Es war der Einschlag deutschen Wesens, der den genannten Landschaften zu einer kulturellen Ueberlegenheit über die anderen Teile des polnischen Reiches verholfen hat."

Den größten Teil der Bevölkerung Polens — 9/10 derselben — bildete der Bauernstand. Derselbe war während der Herrschaft der Supane rechtlos gewesen und verfiel nach einigen Versuchen polnischer Könige, ihn aus seiner Rechtlosigkeit emporzuheben, nach der Wiedererstarkung der Supanie in der Form der polnischen Adelsherrschaft in seinen früheren Zustand und sank zu einer einförmigen Masse herab, der man kaum ein menschenwürdiges Dasein zuerkennen durfte. Ein erschütterndes Bild von seiner Lage entrollt sich vor uns, wenn wir die Urteile der Zeitgenossen darüber lesen.

Maßic, ein Pole des 18. Jahrhunderts, schildert den polnischen Bauer folgendermaßen: „Vor meinem Auge stehen fünf Sechsteile des polnischen Volkes. Ich sehe Millionen unglücklicher Geschöpfe, halbnackt, bedeckt mit Fellen und rauhem Tuche, von Schmutz und Rauch entstellt, mit tiefliegenden Augen, kurzatmig, mürrisch, verkommen, verdummt; sie empfinden wenig, denken wenig, kaum erkennt man in ihnen die vernünftige Seele. Sie haben mehr das Ansehen von Tieren als von Menschen. Ihre gewöhnliche Speise ist Brot mit Spreu gemischt, den vierten Teil des Jahres aber nur Kräuter. Sie trinken Wasser und Brandwein, sie wohnen in Erdhütten oder Wohnungen, die mit dem Erdboden fast in gleicher Höhe stehen: dorthin dringt keine Sonne durch, Rauch und Ausdünstungen ersticken darin den Menschen und töten ihn oft im kindlichen Alter. Erschöpft von der Tagesarbeit schläft dort der Hausvater zusammen mit seinen nackten Kindern auf faulem Stroh, auf demselben Lager, auf dem seine Kuh mit ihrem Kalbe steht und das Schwein mit seinen Ferkeln liegt."

Ein anderer urteilt über die polnischen Bauern: „Diese unterscheiden sich wenig vom Vieh, haben keinerlei Eigentum, leben von einem Tage zum andern, faulen in Schmutz und Dürftigkeit, aus Mangel an Luft und Lebensmitteln geht die Hälfte ihrer Nachkommenschaft zugrunde, welche die Bevölkerung erhöhen würde, und zuletzt gehen sie selbst unter durch Hunger, wenn ein Jahr des Mißwachses kommt. Man muß bekennen, daß, welches Los auch Polen treffen sollte, ihr Zustand sich nicht verschlimmer kann."

„Die Gutsherren", berichtet ein Reisender im Jahre 1781, „schänden jedes

Mädchen, das ihnen gefällt, und antworten mit 100 Stockschlägen jedem, der sich darüber beschwert."

Der königliche Schriftgelehrte Stanislaus Leszczynski urteilt folgendermaßen: „Polen ist das einzige Land, wo die Masse des Volks aller Rechte der Menschheit entbehrt. Ein Edelmann verdammt seinen Untertanen selbst ohne irgend einen legitimen Grund, noch häufiger ohne rechtliches Verfahren und ohne alle Förmlichkeit. Man betrachtet die Bauern als Geschöpfe einer ganz andern Art und verweigert ihnen fast die Luft, die sie einatmen; zwischen ihnen und den Tieren, die die Felder pflügen, ist kaum ein Unterschied."

„Ihr kennt das nicht", redet ein anderer Pole seine Landsleute an, „was anderwärts das Volk genannt wird; eure Bauern sind in der allerschwersten Sklaverei; die Herren schonen sie weniger als ihre Pferde, geben sie der Habgier der Pächter zur Beute, und diese opfern sie barbarisch ihrer Gier. Zum Tier herabgesunken, verstehen sie nicht einmal den Boden zu pflügen, obwohl das ihre einzige Beschäftigung ist. Es gibt bei ihnen keine Seele, es gibt keine Empfindung, das eigene Haus sogar läßt sie gleichgültig. Sie blicken ruhig auf die Feuersbrunst hin, die es verzehrt. Der Herr muß es wieder aufbauen, sie brauchen selbst sich dabei nicht zu bemühen. Welche Dienste kann der Staat von solchen Leuten erwarten."

Und Georg Forster, der mehrere Jahre seines Lebens in Polen verbracht und daher auch einen tiefen Einblick in die polnischen Verhältnisse gewonnen hatte, schreibt entsetzt: „Das Volk, ich meine jene Millionen Lastvieh in Menschengestalt ... das Volk ist nunmehr wirklich durch die langgewohnte Sklaverei zu einem Grad der Tierheit und Fühllosigkeit herabgesunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zur gleichen Stufe mit anderem europäischen Pöbel hinaufsteigen würde, wenn man auch die weisesten Maßregeln ergriffe." Von den Dienstboten schreibt er: „Sie besaufen sich, so Weibsbilder als Mannspersonen, zum wenigsten wöchentlich einmal himmelhagelvoll mit Branntwein."

Dem elenden Zustande des polnischen Bauern, des 9/10 Teils der Bevölkerung Polens, glich die Physiognomie der Landeskultur. „Unendliche Wälder bedeckten in düsterer Einförmigkeit überall die Landschaft und zogen sich damals bis dicht vor die Tore Warschaus hin. Kaum fahrbare Wege verbanden die wenigen und elenden Städte mit einander und führten dann und wann an der halbverfaulten Strohhütte des Bauern oder dem grauen Gehöft des niederen Edelmanns, des Szlachtiz, oder dem anspruchsvoll vordringenden Palast des Magnaten vorüber." Vernichtend lautet auch das Urteil Röpells, eines bewährten Kenners der polnischen Geschichte, über die Gesamtlage der polnischen Adelsrepublik: „Das soziale wie politische Leben all ihrer Glieder war durch und durch krank. In den höheren Ständen, bei den gebildeten Herren, herrschten Stolz und Ehrgeiz und ein Selbstgefühl vor, welches fast nur darauf bedacht war, den Einfluß und die Macht, welche ihre Stellung ihnen im öffentlichen Leben gab, zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, der Herrschsucht und des Genusses, nach Willkür auszubeuten. Der Massenadel, im Durchschnitt ungebildet und roh, gewalttätig und

unterwürfig zugleich, dem Müßiggang und zügelloser Genußsucht hingegeben, lebte ohne viel Besinnung von einem Tag zum andern; die Bauern in fürchterlicher Versunkenheit, Unterdrückung und Not; die Städte in Trümmern und verarmt, ohne Gewerbe und Handel; Erziehung und Unterricht in der größten Vernachlässigung; Schulen und Universitäten in den Händen einer unwissenden weltlichen und Ordensgeistlichkeit, welche sich zu keiner lebendigen Teilnahme an dem Fortschritt der Wissenschaften und Kenntnisse ihrer Zeit zu erheben vermochte; das religiöse Leben in äußere Formen und bigotter Devotion erstarrt, und endlich bei alledem der naive Glaube, daß der polnische Edelmann der freieste Mann auf der Welt sei, und die Republik durch die Anarchie bestehe. Die Finanzen lagen in tiefster Unordnung; die kleine Armee, oft genug unbezahlt, war eben deshalb ohne Zucht, ohne Uebung, in halber Auflösung, die Gerichte eine Verspottung jeder Gerechtigkeit. Ein polnisches Sprichwort sagte, das Recht gleiche einem Spinngewebe, welches der Sperling zerreiße, in dem aber die Mücke sich fange." „In der Tat", urteilt H. Geffcken, „es ist ein grauenhaftes Bild politischer, wirtschaftlicher und sozialer Verkommenheit, das sich bei der Betrachtung des polnischen Reiches während des 18. Jahrhunderts vor unseren Augen entrollt. Kein Wunder, daß schon die Zeitgenossen staunten, wie ein solcher Staat, dem seit lange jedes sittliche Daseinsrecht fehlte, sich noch immer als eigenes politisches Gemeinwesen zu halten vermochte." Seiner Verwunderung darüber hat unter anderen kein anderer, als Jean Jacques Rousseau besonders beredten Ausdruck verliehen. In seinem Considérations sur le gouvernement de Pologne et sur la réformation projetée en avril 1772 schreibt er: „Wer die Geschichte der Verfassung Polens liest, hat Mühe zu begreifen, wie ein so rätselhaft gebildeter Staat so lange Zeit hat bestehen können. Ein großer Körper, zusammengesetzt aus einer großen Anzahl toter und einer kleinen Anzahl zerrissener Glieder, deren sämtliche Bewegungen durchaus unabhängig voneinander, weit entfernt, ein gemeinsames Ziel zu haben, sich vielmehr wechselseitig vernichten, ein Körper, der sich gewaltig anstrengt, um nie etwas zu tun, der keinem Angreifer Widerstand leisten kann, der jedes Jahrhundert fünf- oder sechsmal auseinanderfällt, den ein Schlagfluß lähmt jedesmal, wenn er einen Schritt tun, irgend einem Bedürfnis abhelfen will, und der, trotz allem, lebt und sich bei Bestand erhält, das scheint mir eines der sonderbarsten Schauspiele zu sein, über welche ein denkendes Wesen erstaunen kann."

Doch die Stunde nahte endlich, wo der rätselhaft gebildete Staat sich nicht mehr bei Bestand erhalten sollte. Seine Selbständigkeit hatte er, wie wir gesehen, bereits längst eingebüßt und es aufgegeben, die

Integrität seines Gebiets zu schützen. Angesehene und einflußreiche polnische Magnaten, so die Familie Czartoryski-Poniatowski bezogen vom Petersburger Hofe Jahrgelder zur Bestreitung ihres Aufwandes und wirkten dafür im Interesse der russischen Macht. Und wo der silberne Klang des Rubels nicht verfing, da brachten russische Bajonette die Entscheidung. So besetzte der russische General Keyserlingk mit einigen tausend Mann die Umgegend von Wilna, als in Litauen der Landtag die Wahlen für das Obertribunal vornehmen sollte, und bewirkte die Wahl der Kandidaten der Familie Czartoryski. In Polen zogen überhaupt russische Truppen einher, wie im eigenen Lande. Ihrem Nachdruck und dem verführerischen Klange des russischen Rubels verdankte seine Wahl auch der letzte König von Polen, Stanislaus Poniatowski, der frühere Geliebte der Kaiserin Katharina II. Schön, liebenswürdig und geistreich im Umgange, aber als König schwach, wankelmütig ohne Willenskraft, konnte dieser Günstling der russischen Kaiserin, umgeben von Neidern, heimlichen Feinden und Ränkemachern, sich auf dem schwankenden Throne nur halten, gehalten von der starken Hand Rußlands. Daher mußte Stanislaus Poniatowski sich die Gunst der russischen Regierung und seiner hohen Protektorin durch Zugeständnisse und Fügsamkeit erhalten. Und während er durch die von Petersburg empfangenen Geschenke sein Leben genußreicher gestaltete und in der Gesellschaft schöner Frauen seine Schmach zu vergessen suchte, schaltete und waltete mit diktatorischer Gewalt in Warschau der russische Botschafter, der rücksichtslose und verschlagene Fürst Repnin, der durch Bestechungen, Einschüchterungen und namentlich durch brutale Gewalt Polen immer tiefer in die Rolle eines Vasallenstaates Rußlands herabdrückte. Meisterhaft verstand er die Eifersucht, Herrschsucht, Parteisucht und den Neid der Häupter der großen Familienverbindungen auszunutzen, um eine Verbesserung der Verfassung Polens und die Einführung geordneter Verhältnisse daselbst hintenanzuhalten und schließlich zu verhindern.

Der im Oktober 1766 zu Warschau einberufene außerordentliche Reichstag nahm nach stürmischen Sitzungen ein klägliches Ende. Obgleich Repnin die Weisung erhalten hatte, sich der Dissidenten anzunehmen und auf den Erlaß eines Toleranzgesetzes für sie hinzuarbeiten, obgleich der König damit einverstanden war, falls das liberum veto für alle die Finanzen und das Heerwesen Polens betreffenden Fragen außer Kraft gesetzt und an dessen Stelle durch einfache Stimmenmehrheit die Beschlußfähigkeit erzielt werde, so verwarf dennoch der Reichstag, hingerissen von der Beredtsamkeit und dem Anhange der Bischöfe, mit großer Majorität die auf Gleichstellung der Dissidenten mit den

Katholiken und Veränderung der Reichsverfassung gerichteten Anträge. „So lehnte die Adelsrepublik alles ab, was Polen hätte kräftigen und wehrhaft machen können, und beleidigte zugleich Rußland und die öffentliche Meinung des aufgeklärten Europa." Das mangelnde politische Verständnis der Mehrheit des Reichstages läßt sich danach bemessen, daß dieselbe bei allem sonstigen Widerstreit den Wünschen des Fürsten Repnin entgegenkam, in dessen Pläne nichts so wenig paßte, als eine Stärkung der polnischen Regierungsgewalt und eine Beschränkung des liberum veto. Hinsichtlich aber des auf dem Reichstage verworfenen Toleranzedikts wußte Repnin auf anderen Wegen zum Ziele zu gelangen. Auf sein Betreiben schlossen die Dissidenten eine Konföderation zur Vertretung ihrer Sache. Er verstand es sogar, einen hartnäckigen Gegner des russischen Einflusses, aber einem eifrigen Anhänger der alten polnischen Verfassung, den Fürsten Karl Radziwill, für die Sache der Dissidenten zu gewinnen. Die zahlreich verteilte klingende Münze tat das übrige, um derselben Anhänger aus dem hohen und niederen polnischen Adel zu werben. So kam im folgenden Jahre die „General-Konföderation von Radom" zustande, die die Gleichstellung der Dissidenten mit den Katholiken auf ihre Fahne schrieb, und der darauf versammelte Reichstag bewilligte, umringt von russischen Soldaten, den Dissidenten freie Religionsübung, Teilnahme an den Sitzungen des Reichstages und der Landtage, Zutritt zu den Aemtern und geteilte Gerichtshöfe. Zugleich beschloß der Reichstag die Beibehaltung des liberum veto und der alten Verfassung, die von der russischen Kaiserin garantiert wurde. Die hartnäckigsten Gegner der Gleichberechtigung der Dissidenten ließ aber der russische Botschafter aufheben und als Gefangene in das innere Rußland verschicken.

Der Radomer Konföderation stellte sich die Konföderation von Bar entgegen, die die Abschüttelung des russischen Einflusses, die Wiederherstellung der polnischen Freiheit und die Aufhebung des Toleranzedikts bezweckte. Ein wilder, schonungsloser Bürgerkrieg entbrannte zwischen den Anhängern beider Parteien, welcher der Regierung den letzten Rest von Autorität raubte, jede Ordnung im Lande vernichtete und die Provinzen des weiten Landes mit Blut, Brand, Vernichtung und Parteihaß erfüllte. Russische Truppen überschwemmten das Land und trieben vor sich her die Freischaren und die von fanatischen Priestern geführten Bauernhaufen der Konföderierten von Bar. Bei dieser Sachlage handelte es sich nicht mehr um die Frage der Freiheit und Selbständigkeit Polens — dieselbe war durch die Tatsachen bereits entschieden worden — sondern darum, ob die Polen benachbarten Mächte es zulassen sollten, daß Rußland allein Polen als gute Beute

einheimste. Offenbar waren die Regierungen von Oesterreich und Preußen nicht geneigt, Rußland gegenüber eine solche Uneigennützigkeit zu beweisen und ihre eigenen Staatsinteressen zu vernachlässigen. Daher besetzte im Hinblick der russischen Truppenbewegungen in Polen Oesterreich auf Grund alter Ansprüche die Landschaft Zips, die Bergwerke von Bochnia und Wieliczka und 500 Ortschaften in Galizien, Preußen dagegen, die Pest in Rußland zum Vorwande nehmend, ließ Polnisch-Preußen durch einen Kordon vom übrigen Polen absperren. Dadurch bezeichneten sie ihre Interessensphären, falls Rußland Teile von Polen sich aneignen sollte. Bei dieser Sachlage kam im Herbste 1772 der erste Teilungsvertrag zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen zustande, der im folgenden Jahre vom polnischen Reichstag unter dem Nachdruck russischer Bajonette genehmigt wurde. Gemäß dem Vertrage kamen an Preußen Westpreußen und der Netzdistrikt mit Ausnahme von Thorn und Danzig, ein Gebiet von 700 Quadratmeilen mit 900,000 Einwohnern, an Oesterreich Ostgalizien und Lodomerien, 1280 Quadratmeilen mit beinahe drei Millionen Bewohnern, und an Rußland das von den Flüssen Dnieper, Drudsch und Düna eingeschlossene Gebiet, gegen 2000 Quadratmeilen mit fast zwei Millionen Bewohnern.

„Anstatt reuevoll an die Brust zu schlagen", urteilt G. Weber, „und nach dem Nationalunglück der ersten Teilung durch sittliche Erhebung die verlorene Achtung und Ehre herzustellen, fuhr die korrumpierte Aristokratie fort, ihre Macht und ihren Einfluß zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten und durch faktiöses Treiben jedes gemeinsame Handeln zum Wohl des Vaterlandes zu verhindern. Der Adel war und blieb unfähig, sich zu ermannen, und nach wie vor zeigte sich von sittlichem Ernst, von einer redlichen Gesinnung nirgends eine Spur. Die Magnaten, weltlichen wie geistlichen Standes, die als Mitglieder des immerwährenden Rats neben oder eigentlich unter dem König die öffentlichen Angelegenheiten leiteten, standen größtenteils in Rußlands Solde und zeigten für vaterländische Interessen und höhere Ziele keinen Sinn. Die Justiz war feil, die Staatseinkünfte, durch die Weigerung des Adels und der Geistlichkeit, einen angemessenen Teil der Lasten auf sich zu nehmen, ohnedies auf ein unzureichendes Maß herabgedrückt, wurden zu eigennützigen Zwecken verschleudert, die Armee war in solchem Zustand von Verfall und Vernachlässigung, daß der Krongroßfeldherr Branicki selbst durch den russischen Gesandten Stackelberg die Bitte nach Petersburg richtete, man möge doch die russischen Truppen nicht aus Warschau ziehen. Die an der Spitze des Staates stehenden Großen, die Minister, die Marschälle, die Palatine, die Kastellane und die Bischöfe waren weit mehr auf ihre Sonderinteressen als auf das Wohl

des Vaterlandes bedacht. Die meisten waren unbedingte Anhänger Rußlands, teils erkauft durch Jahrgelder und Leibrenten, teils aus Gründen des Ehrgeizes, der Aemtersucht, des Fraktions- und Partei-eifers gegenüber ihren Widersachern, viele dem Luxus, der Verschwendung, der Ausschweifung ergeben und unter dem Drucke zerrütteter Vermögens-verhältnisse und eines dissoluten Lebens unsicher der Zukunft entgegen-steuernd." Beruhigte doch der russische Gesandte Stackelberg seine Herrin über die in Polen entstandene, den russischen Plänen ungünstige Be-wegung mit der Versicherung: „er habe den Tarif für den Patriotis-mus des größten Teils dieser (d. h. polnischen) Gesetzgeber in der Tasche." Und der gegen den Grafen Poninski wegen Bestechung und Landesverrats angestrengte Prozeß „enthüllte ein solches Gemälde von Sittenlosigkeit und Korruption, warf solche Schatten von Schuld und Frevel auf die angesehensten Namen, daß der ganze Adel von gleicher Schmach bedeckt erschien."

Bei solcher allgemeinen Sittenverderbnis und Zuchtlosigkeit, bei der Herrschaft des Eigennutzes und der Korruption konnten die Be-mühungen weniger patriotischer Männer um das Wohl des Vaterlandes keinen dauernden Erfolg erzielen. So kamen die Beschlüsse des Reichs-tages von 1791, der eine Verfassungsreform durchführte, das Wahl-königtum aufhob und durch eine erbliche Thronfolge ersetzte, das liberum veto gleichfalls abschaffte, die vollziehende Gewalt dem König und seinem verantwortlichen Ministerkonseil anheimgab, die gesetzgebende aber dem in Senat und Landbotenkammer geschiedenen Reichstag anvertraute, die Schaffung einer bewaffneten Macht „zur Beschützung und Sicherheit des Landes und der Gesamtheit" festsetzte, nur durch Ueberrumpelung, während der Abwesenheit von zwei Drittel der Senatoren und Land-boten, zustande. Die anfängliche Begeisterung für die Wiedergeburt Polens verrauchte bald und gab Raum der Selbstsucht und den alten Parteitrieben. Es bildete sich eine Partei der Malkotenten mit Felix Potocki, dem Hetman Branicki und dem General Rzewuski an der Spitze, die zu Targowitz eine „gesetzmäßige" Konföderation zur Wiederherstellung der alten Ordnung schlossen und die Hilfe der Kaiserin Katharina II. anriefen „zur Erhaltung der polnischen Freiheit." Die nach dem Türkenkriege freigewordenen russischen Truppen rückten darauf in Polen ein, um den Bestrebungen der Targowitzer Konföderation Nachdruck zu verleihen. Vergebens leistete Thaddäus Kosciuszko, ein geringer litauischer Edelmann, der in Amerika unter Washington gefochten hatte, der russischen Uebermacht bei Dubienka heldenmütigen Widerstand. Sein schwacher König beugte sich vor seiner Gönnerin, schloß sich der Targowitzer Konföderation an und untersagte den pol-

nischen Truppen alle feindlichen Handlungen gegen die Kaiserin, „die Wiederherstellerin der polnischen Freiheit." Darauf rückten russische Truppen in Warschau ein.

Bald sollte es sowohl den „Patrioten", als auch den Konföderierten klar werden, mit welchen Opfern die Wiederherstellung der polnischen Freiheit erkauft war. Der sogenannten „stummen Sitzung des Reichstages zu Grodno vom Jahre 1793 wurde vom russischen Botschafter der zwischen Rußland und Preußen vereinbarte zweite Teilungsvertrag vorgelegt und von demselben durch „zustimmendes Schweigen" angenommen. „Die Szene", schreibt Georg Weber, „wäre in der Tat großartig und tragisch erhaben, wie man sie oft dargestellt hat, hätte nicht die neuere Forschung dargetan, daß das Ganze eine verabredete Komödie war, daß die Landboten, um vor dem Volke den Schein zu wahren, zum voraus untereinander über das zustimmende Schweigen sich verständigt und dafür ihren Lohn in klingendem Geld empfangen hatten."

Bei der zweiten Teilung verlor Polen an Rußland seine östlichen Provinzen, über 4500 Quadratmeilen mit drei Millionen Bewohnern, und an Preußen die Wojewodschaften Posen, Gnesen, Kalisch und einige Landschaften Großpolens, sowie die Städtegebiete von Danzig und Thorn, mehr als 1000 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner.

Wie ein verzweifelnder Fechter, zu Tode getroffen, sich noch einmal, ehe er zusammenbricht, aufbäumt und alle Kraft zum letzten Stoße zusammenrafft, so machte Polen im Jahre 1794 den letzten Versuch, sich zu ermannen und sich von den ihn umklammernden Gegnern zu befreien. Die Bewegung ging dieses Mal nicht von den Magnaten aus, sondern von der Bürgerschaft und dem minderbegüterten oder besitzlosen Adel. An der Spitze der Bewegung trat Thaddäus Kosciuszko, auf den jetzt Polen seine letzte Hoffnung setzte. Mit diktatorischer Gewalt ausgestattet, brachte der hochherzige Nationalheld des unglücklichen Volkes Zucht und Ordnung in die polnischen Heerscharen, die zum großen Teil aus bewaffneten Bauern, den sogenannten Sensenmännern bestanden. Von Krakau aus erließ Kosciuszko einen Aufruf an das Volk, in welchem er die Freiheit des Landes und die Wiederherstellung der Verfassung vom Jahre 1791 als Ziel des Kampfes hinstellte. Derselbe war anfangs von Erfolg gekrönt. Die russischen Heeresabteilungen in Polen wurden zum Teil aufgerieben, zum Teil verdrängt, Wilna und Litauen für den Aufstand gewonnen und die preußischen Truppen gezwungen, die Belagerung von Warschau aufzugeben. Doch der verzweifelte Fechter mit der tödtlichen Wunde in der Brust mußte schließlich den vereinten Kräften zweier Großmächte unterliegen, als die

Leitung der russischen Truppen der kühne und in vielen Schlachten erprobte Feldherr Suworow übernahm. In dem unglücklichen Treffen bei Macziejowicze stürzte Kosciuszko verwundet vom Pferde und geriet in russische Gefangenschaft. Darauf nahm Suworow die Vorstadt Praga mit Sturm, wobei 12,000 Wehrlose teils erschlagen, teils in den Fluten der Weichsel ertränkt wurden. Von dem Wehgeschrei der Ermordeten erschüttert und geängstigt, öffnete Warschau dem Sieger die Tore. Der König wurde zur Abdankung gezwungen, worauf die drei Mächte, Rußland, Preußen, und Oesterreich 1795 zur dritten Teilung Polens schritten. Durch dieselbe wurde der Rest des polnischen Reiches dergestalt aufgeteilt, daß Oesterreich 700 Quadratmeilen, mit Krakau und Lublin, Preußen Warschau und die Gelände westlich von der Weichsel und östlich von diesem Flusse das mit dem Namen „Neuostpreußen" bezeichnete Land bis zur Memel, gegen 1000 Quadratmeilen mit etwa einer Million Bewohner, und Rußland die davon östlich belegenen Provinzen, über 2000 Quadratmeilen, erhielten. In demselben Jahre wurde auch das Herzogtum Kurland und Semgallen dem russischen Reiche einverleibt.

„So schloß", schreibt Sybel, „in völligem Untergang die letzte Gesamterhebung der polnischen Nation. Es trat ein, was geschehen mußte, nachdem ein großes und begabtes Volk den politischen und sittlichen Selbstmord durch zwei Jahrhunderte hindurch an sich vollzogen hatte. Es brach herein mit erschütternder Gewalt über Schuldige und Unschuldige, in einer Katastrophe, wie sie die Welt seit der Zerstörung Jerusalems nicht furchtbarer gesehen hatte. Man würde bei einem solchen Bilde den Blick verhüllen und an Recht und Vorsehung verzweifeln, sähe man nicht auch hier, daß die Nationen nur dann altern und sterben, wenn sie vorher sich selbst zugrunde gerichtet haben. So hat Polen geendet, durch die eigenen Sünden außerstande, den geharnischten Nachbarn zu widerstehen."

Nach der Schlacht bei Jena, als sich französische Truppen der Weichsel näherten, lebte die Hoffnung der Polen auf die Wiederherstellung ihres Reiches auf. Die Hoffnung schien nicht unbegründet zu sein, da Napoleon in seiner Proklamation an die Polen dieselben mit hochtönenden Worten aufforderte, für Freiheit und Unabhängigkeit zum Schwerte zu greifen. Doch wie wir gesehen, beabsichtigte der Korse nicht im Ernste, das polnische Reich wiederherzustellen, sondern wollte nur Preußen und Rußland Feinde erwecken und Schwierigkeiten bereiten, sowie sich einen Stützpunkt im Osten Europas für seine ehrgeizigen, weitausgreifenden Pläne schaffen. Daher bildete er aus dem Preußen abgenommenen ehemals polnischen Gebietsteilen das Herzogtum

Warschau. Durch den Beschluß des Wiener Kongresses erhielt aber Rußland das Gebiet dieses Herzogstums als Königreich Polen, Posen und Thorn fielen an Preußen zurück und Krakau mit seiner Umgebung wurde zu einem unter dem Schutze der drei Teilungsmächte gestellten Freistaate erklärt. Im Jahre 1846 ging aber auch dieser traurige Rest polnischer Selbständigkeit unter und kam an Oesterreich.

Das war das Ende Polens. Ein tragisches Schicksal, doch nicht ein unverdientes. Daher auch das Urteil H. v. Treitschkes, daß nie ein Volk gerechter vernichtet worden ist, als die Polen.

Zehnter Abschnitt.

Das aufstrebende Preußen.

> Ein tief Geheimnis wohnt in des Staates Seele,
> Deß Wirksamkeit so göttlicher Natur,
> Daß Sprache nicht, noch Feder sie kann deuten.
>
> Shakespeare.

Mit der Annahme der evangelischen Lehre war die Periode des Niederganges Preußens abgeschlossen. Zuerst trat eine Zeit des Stillstandes und der Sammlung ein; dann betrat es den Weg, der nach oben führt, zu den lichten Höhen der Macht, des Ruhmes, des Ansehens und des Wohlstandes. Die Vereinigung Preußens mit Brandenburg unter der Herrschaft eines Landesvaters war der erste Schritt auf diesem Wege. Durch den Vertrag von Wehlau 1657 befreite der große Kurfürst Preußen von der polnischen Oberhoheit, so daß es von da an ein unabhängiges Herzogtum war. Kurfürst Friedrich III. nahm danach 1701 als König Friedrich I. von Preußen den Königstitel an und erhöhte dadurch das Ansehen des preußisch-brandenburgischen Staates. Sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., „eine gesunde, derbe, rauhe Soldatennatur, allem äußeren Schein und feineren Schmuck des Lebens abgeneigt, den Blick auf das Nächstliegende, Praktische gerichtet, voll einfach bürgerlicher Tugend, sparsamer Wirtschaftlichkeit und patriarchalischen Sinnes in einer Zeit, da die frevelhafteste Volksbedrückung und wahnsinnigste Genußsucht als das gute Recht der Fürsten angesehen ward", bereitete Preußen zu großen Taten vor. Er wußte, trotz mancher Ueberschreitungen des rechten Maßes, worauf es ankam, um ein Land mächtig und blühend zu machen. Trotz seiner Sparsamkeit, trotz seines Bestrebens, die Staatsausgaben zu beschränken, zögerte er doch nicht, bedeutende Summen zu opfern, um fleißige Ackerbauer und betriebsame Handwerker ins Land zu rufen. Er bezahlte ihnen die Reisekosten, unterstützte sie bei der Einrichtung ihrer Wirtschaft und gab ihnen noch anderen Vorschub.

So hatte er bis zum Jahre 1728 fünf Millionen Taler zu Ansiedelungszwecken verwendet, aber dafür auch 20,000 Familien aus Nieder- und West-Deutschland als Einwanderer ins Land gezogen. Seine landesväterliche Fürsorge war besonders Ostpreußen zugewendet, das durch die früheren Kriege und durch die Pest stark entvölkert war. Er überließ auch auf den königlichen Domänen den litauischen Bauern ihre Grundstücke als freies Erbe. Als die protestantischen Salzburger durch Glaubensverfolgungen gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen, bot der König ihnen in seinem Staate ein neues Vaterland an. Im Jahre 1732 kamen auch etwa 20,000 protestantische Salzburger mit Weib und Kind ins Land und siedelten sich in den verödeten Landschaften um Tilsit, Gumbinnen, Insterburg und Memel an. Sie wurden dort ein mächtiger Hebel für die Verdeutschung Preußisch-Litauens.

Die Folge der rastlosen Tätigkeit des Königs war nach dem Urteil W. Piersons, „daß am Ende seiner Regierung diese Provinz, die er bei seinem Regierungsantritt zum größten Teile öde und leer vorgefunden, mehr als 600,000 Einwohner und so gute Kultur hatte, wie kaum ein anderer Landesteil. 60,000 Hufen, 11 Städte, 332 Dörfer, 40 Domänengüter waren neu angebaut. Er verdient das Standbild, welches ihm die dankbare Nachwelt inmitten des Schauplatzes seiner Tätigkeit, in Gumbinnen errichten ließ. — So hatte der preußische Staat einen edlen Gewinn, fleißige, tüchtige Menschen, blühende Fluren und bei dem evangelischen Teile der Welt einen neuen Ruhm als Vorkämpfer und Beschirmer der Gewissensfreiheit und des Protestantismus."

Ueber die kolonisatorische Tätigkeit König Friedrich Wilhelms I. schreibt Beheim-Schwarzbach in seinem Buche über Hohenzollernsche Kolonisationen: „Dem Lande (Brandenburg und Preußen, dem größten deutschen des nordöstlichen Gebietes jenseits der Elbe) war durch Einführung dieser tätigen, fremden Kräfte ein großartiger Nutzen geschaffen, denn wenn die Hauptkolonien bei ihren jedesmaligen Einwanderungen auch nur über 53,000 Köpfe zählten, so muß die Masse sämtlicher Kolonisten überhaupt eine ganz enorme gewesen sein. Als im Jahre 1725 die erste Aufnahme der Bevölkerung stattfand, wurde, um nur von der Kurmark zu sprechen, der fünfte Teil der Einwohnerschaft auf die seit 40 Jahren eingewanderten Kolonisten und ihre Nachkommen gerechnet, was allein auf eine Anzahl von zirka 60,000 schließen ließe. Mindestens ebenso war das Verhältnis in Ostpreußen, wo, wie wir gesehen, hauptsächlich Friedrich Wilhelm I. mit energischen Maßregeln vorgegangen war, der in zwei Jahren allein (1724 und 1725) im Insterburgischen und Ragnitschen Kreise gegen 10,000 Fremdlinge angesiedelt hatte. Leider liegen zu wenig authentische Zahlenverhältnisse über die Bevölkerung aus den Zeiten gleich nach dem Kriege vor, als daß wir eine auch nur ungefähre Totalsumme der Kolonisten angeben könnten, denn die Vermehrung der Bevölkerung durch Einwanderung war in jenem Jahrhundert, von des Großen Kurfürsten bis zu Friedrichs des Großen

Regierungsanfang, entschieden beträchtlicher als die, welche durch das Plus der Mehrgeborenen entstand; doch nehmen wir nach dem Gesagten entschieden einen nur niedrigen Satz an, wenn wir überhaupt durchschnittlich den vierten Teil des Bevölkerungsstandes, wie er sich zur Zeit des Ablebens Friedrich Wilhelms I. im Königreich herausstellte, auf die Kolonisten rechnen, die seit 1640 das ganze Jahrhundert hindurch eingewandert sind und sich vermehrt haben, und das wären ungefähr 600,000 Menschen, eine Summe, die nur gering erscheint, wenn wir sie mit den Kolonisationsresultaten Friedrichs des Großen allein vergleichen. Waren ferner bei den bisherigen Kolonisationen lediglich die schon angedeuteten volkswirtschaftlichen Fragen ins Spiel gekommen, zu deren Durchführung die religiösen Verhältnisse passende Anknüpfungen darboten, so werden wir bei Friedrich II. außerdem abermals umfassenden Germanisationsversuchen begegnen, die durch die Annexion neuer Provinzen mit gemischter Bevölkerung dem Könige dringend nötig zu sein schienen."

Endlich wurde durch die Vereinigung Westpreußens und des Netzdistrikts mit Preußen-Brandenburg bei der ersten Teilung Polens der territoriale Zusammenhang dieser Länder hergestellt und der Monarchie Preußen eine feste Grundlage geschaffen.

Das Verfahren Friedrich des Großen bei der Teilung Polens ist oft, teils aus Unverstand, teils aus Böswilligkeit, einer verurteilenden Kritik unterworfen worden. Derselben gegenüber hat Heinrich Geffcken in seiner dankenswerten Abhandlung über „Preußen, Deutschland und die Polen seit dem Untergange des polnischen Reiches" die ethischen Aufgaben des Staates beleuchtet und aus ihnen die Berechtigung Preußens zur Einverleibung Westpreußens und des Netzdistrikts in das preußische Staatsgebilde mit überzeugender Klarheit hergeleitet. Er hat nachgewiesen, „daß das Königreich Polen, als es im Jahre 1772 seine politische Einheit und Selbständigkeit einbüßte, seiner Daseinsberechtigung als Staat schon längst verlustig gegangen war", daß sein inneres Leben so verkommen war, daß bei ihm von der Verkörperung der sittlichen Idee des Staates als der höheren Einheit seiner Angehörigen keine Rede mehr sein konnte. Andrerseits, wie der verehrte Staatsrechtslehrer weiter ausführt, hat es sich bei der Teilung des Polenreiches und bei dem bisherigen Festhalten der polnisch durchsetzten Ostmark für Preußen um ein wichtiges Staatsinteresse, um eine Staatsnotwendigkeit gehandelt, die als wirkliche Lebensinteressen eines Staates denselben stets und unter allen Umständen berechtigen, eventuell auch mit dem Schwerte in der Hand für ihre Verwirklichung einzutreten.

Daß schon lange vor der Teilung Polens die Selbständigkeit des polnischen Reiches aufgehört und dasselbe die sittliche Daseinsberechtigung

verloren hatte, für Preußen aber eine Staatsnotwendigkeit vorlag, von dem aus dem Leime gehenden polnischen Staate den Besitz von Westpreußen und dem Netzdistrikt für sich zu sichern, das ist übrigens aus den der Teilung Polens vorhergehenden und sie begleitenden Tatumständen mit völliger Klarheit zu ersehen. Wenn damals Friedrich der Große sich nicht des Verbindungsgliedes zwischen Ostpreußen und der übrigen Monarchie bemächtigt, dagegen zugelassen hätte, daß Rußland seine Machtsphäre bis vor die Tore Berlins ausdehnt und in den Bereich seines Einflusses Danzig, Westpreußen und den Netzdistrikt einschließt, so hätte er die Lebensinteressen seines Staates aufgegeben und seinen Sinn für die gebieterische Staatsnotwendigkeit nach so vielen Kämpfen und Mühen verloren. Uebrigens stand auch Preußen ein Rechtsanspruch zur Seite. Waren doch Westpreußen und teilweise der Netzdistrikt einst Bestandteile des Deutschen Ordensstaates in Preußen gewesen, die in schwerer Zeit ihm abgerungen worden waren. Darauf wurde auch in dem von Friedrich dem Großen erlassenen Manifest hingewiesen und betont, daß jene Länder, die einst die Deutschherren besessen, rechtlich und geschichtlich zu Preußen gehören.

Aber noch mehr tat Friedrich der Große. Indem er Westpreußen und den Netzdistrikt seinem Staate einverleibte, gewann er dem deutschen Volke wieder ursprünglich deutsches Land. Denn bevor die Polen daselbst einwanderten, saßen an der unteren Weichsel, an der Netze und Warthe deutsche Stämme — Goten und Burgunder. Somit hat Friedrich der Große auch die Sache des deutschen Volkes geführt, indem er demselben einen Teil des einst verloren gegangenen deutschen Stammlandes wiedergegeben hat. Dieser Umstand ist in West- und Süddeutschland nicht nach Gebühr gewürdigt worden, wo man sich einige Zeit — Gott sei gelobt, sie gehört der Vergangenheit — geradezu auf den Preußenhaß versteift und die Neigung hatte, in Verkennung eigener Volksinteressen Partei für die Polen gegen Preußen zu ergreifen. Daß Goethe zu diesen Vertretern des Deutschtums nicht gehört, steht fest. Im Gegenteil, wie durch die neuere Forschung klar gelegt worden und wie ein aus den Jahren 1793—1795 von ihm stammendes Schriftstück beweist, hat er sich lebhaft mit der Frage beschäftigt, wie Polen zu germanisieren wäre. Ohne auf dessen, wie er selbst anerkennt, „seltsamen" Vorschlag einzugehen, der heutzutage kaum durchführbar wäre, ist von Interesse zu erfahren, daß Goethe bereits damals der Schwierigkeit der Verdeutschung Polens voll bewußt war. Er schreibt in Bezug darauf: „Ist aber das Land in Besitz genommen und gehört nun durch Uebereinkunft und Friedensschluß dem neuen Fürsten, so glaubt man sogleich

mitten im Frieden zu sein und alles auf die gewöhnlichste Friedensweise behandeln zu können, obgleich ein innerer Krieg noch lange fortdauert, besonders wenn der eroberte Staat von dem erobernden an Sprache und Sitte verschieden ist. So hat man in Schriften und auch neuerlich in Zeitungen die Frage aufgeworfen: auf welche Weise wohl der polnischen Nation die deutsche Sprache einzuimpfen sein möge, und es sind dabei die Schwierigkeiten der Operation auf dem gewöhnlichen pädagogischen Wege nicht verborgen geblieben."

Doch den größten Rechtsanspruch Preußens auf die dem Deutschtum wiedergewonnenen Lande begründete erst die große Kulturarbeit, welche die preußische Regierung daselbst geleistet hat. In welchem Zustande empfing sie dieselben im Jahre 1772, und auf welche kulturelle Höhe hat sie dieselben gebracht! „Man hat mir ein Stückchen Anarchie gegeben, mit dessen Umwandlung ich mich beschäftigen muß", schrieb Friedrich der Große nach der Besichtigung seiner neuen Erwerbung an seinen Bruder. Besonders war ihm das aufgefallen, „daß auf dem Lande gar keine Schulanstalten vorhanden" waren. „Das Land war wüste und leer", hieß es im offiziellen Bericht über den Zustand des Netzdistrikts vom Jahre 1773, „die Viehrassen sind schlecht und entartet, das Ackergeräte höchst unvollkommen, bis auf die Pflugschar ohne alles Eisen, die Aecker ausgesogen, voller Unkraut und Steine, die Wiesen versumpft, die Wälder, nur um das Holz zu verkaufen, unordentlich ausgehauen und gelichtet. Die alten festen Städte, Schlösser genannt, liegen in Schutt und Trümmern, ebenso die meisten kleinen Städte und Dörfer. Die meisten der vorhandenen Wohnungen scheinen größtenteils kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen. Die roheste Kunst, der ungebildetste Geschmack, die ärmlichsten Mittel haben aus Lehm und Stroh elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und Fehden der vergangenen Jahrhunderte, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die mangelhafteste Verwaltung ist das Land entvölkert und entsittlicht. Die Justizpflege liegt ebenso im Argen wie die Verwaltung. Der Bauernstand ist ganz verkommen. Ein Bürgerstand existiert gar nicht. Wald und Sumpf nehmen die Stätten ein, wo vordem, nach den noch jetzt vorhandenen altgermanischen Begräbnisplätzen zu urteilen, eine zahlreiche Bevölkerung Platz gefunden hatte." Und Chr. Meyer schildert in seiner „Geschichte des Landes Posen" die Physiognomie des Landes bei seiner Uebergabe an Preußen folgendermaßen: „Der Zustand, in dem Preußen dieses Land überkam, spottete aller Beschreibung. Auf der Quadratmeile wohnten durchschnittlich 763 Menschen. Zwischen der Netze, Weichsel, Drage und

der pommerelleschen Grenze zählte man zusammen 27 Städte, die kaum den Namen von Marktflecken verdienten und größtenteils nur von Juden bewohnt waren. Ein Viertel des Bodens lag gänzlich ohne jegliche Kultur. Wo noch Handel und Wandel einigermaßen kümmerliche Blüten trieben, war es in den deutschen und protestantischen Orten. Die Zahl der Katholiken machte gegen die der Protestanten ungefähr das Doppelte aus. Die Städte waren verödet, es gab in ihnen fast dreimal so viel wüste Baustellen als Gebäude. Einige Städte glichen mehr Trümmerhaufen als menschlichen Ansiedelungen. Noch 20 Jahre später wies beispielsweise Bromberg zahlreiche Häuserruinen auf; bei der Besitzergreifung waren nur 400—500 Einwohner vorhanden, welche sich kümmerlich nährten. In den Straßen mußte man einige Fuß tief graben, bis man unter Schutt und Unrat das Straßenpflaster vorfand. Uebelriechende Sümpfe an den Stadtmauern und andern Stadtgrenzen belästigten das Geruchsorgan. Vergebens erspähte das Auge einen Garten; nicht einen einzigen Obstbaum konnte man finden . . . . . Zahlreiche Dörfer waren ganz eingegangen, und fand man deren Spuren hin und wieder mitten in tiefen Wäldern."

Diese Schilderung braucht kaum ergänzt zu werden von den im vorigen Abschnitte angeführten Nachrichten über den Zustand Polens und seiner Bewohner vor der Teilung des Landes.

Große Kulturaufgaben harrten hier der preußischen Regierung und dieselbe hat sie glänzend gelöst.

Die Verwaltung der erworbenen Provinzen wurde nach preußischem Muster eingerichtet und tüchtigen preußischen Beamten anvertraut. Das war allein schon ein bedeutender Fortschritt gegen die bisher waltenden chaotischen Zustände, die als „polnische Wirtschaft" bezeichnet werden. Aus den Starostei- und königlichen Kronslehngütern, deren Bewirtschaftung in polnischer Zeit unter jeder Kritik gewesen, den eingezogenen Klostergütern und angekauften privaten Besitzlichkeiten wurden Domänen geschaffen, die durch rationelle Bewirtschaftung bald dem Fiskus zu einer bedeutenden Einnahmequelle wurden. Bis zum Jahre 1793 entstanden im Netzdistrkt allein 20 Domänengüter, welche nach der Berechnung Chr. Meyers 6995 Hufen, 6030 Feuerstellen und 43,711 Seelen enthielten und gegen 80,000 Taler jährlich abwarfen. Die Wälder, die zur polnischen Zeit nichts eintrugen und daher fast wertlos waren, wurden in systematische Kultur genommen, in bestimmte Schläge behufs Abholzung eingeteilt und wüste Stellen neu angeschont. Des Weiteren wurde eine geordnete Rechtspflege erst geschaffen durch die Einführung preußischer Gesetze neben den früher in Polen bestandenen Rechtsnormen und durch die Festsetzung eines geordneten

Instanzenganges von den Untergerichten an das Oberhofgericht und schließlich an das Obertribunal in Berlin. Es hörte auch jede Ungleichheit vor dem Gesetz wegen konfessioneller Verschiedenheit auf, das Gericht wurde jedermann zugänglich gemacht, eine Einmischung der Regierung in den Gang der Prozesse und die Entscheidung der Gerichte fand nicht mehr statt, das Erbrecht wurde zeitgemäß umgestaltet und der Erwerb adliger Güter seitens Bürgerlicher freigegeben. Endlich wurde die deutsche Sprache als Geschäftssprache der Gerichte erklärt.

Eine der ersten und segensreichsten Maßregeln der preußischen Regierung war aber die Aufhebung der Leibeigenschaft. Seine Ansichten über die Leibeigenschaft hat Friedrich der Große niedergelegt in seinem Essai sur les formes de gouvernement. Er schreibt da: „Sicherlich ist kein Mensch geboren, um der Sklave seinesgleichen zu sein. Die Vernunft verabscheut einen solchen Mißbrauch. Der Glaube aber, daß zur Beseitigung dieser grausamen Einrichtung nur der Wille gehöre, ist irrig. Es liegen alte Kontrakte zugrunde; die Landwirtschaft basiert sich auf die Dienste der Bauern. Eine plötzliche Vernichtung dieser Gewalt über andere Personen würde die ganze Bewirtschaftung der Güter zerrütten, und man würde teilweise den Adel für seine Verluste entschädigen müssen." Die Dienste und Pflichten der Gutsuntertanen gegen ihre Gutsherren wurden daher genau bestimmt und es wurde festgesetzt, unter welchen Bedingungen die Verpflichteten von der Grunduntertänigkeit freizulassen seien, und demjenigen Mißbrauch Einhalt getan, „welcher sich noch hin und her aus den alten Zeiten, wo die Leibeigenschaft einer Sklaverei sehr ähnlich war, beibehalten hat." Doch die tausendjährige Sklaverei, unter der der polnische Bauer seit der Supanenzeit geschmachtet, hatte ihn so vertiert und verlumpt, daß er die Wohltat der Aufhebung der Leibeigenschaft in der ersten Zeit weder zu begreifen, geschweige denn auszunutzen verstand. Das merkte Friedrich der Große und deshalb war er über die „polnische Wirtschaft und Ungeschicklichkeit" höchst erbittert. Gelegentlich machte er seinem Unmute Luft. So sagte er einst ärgerlich: „Ein Deutscher ist mir lieber, als das ganze polnische Volk." Und an den Kammerpräsidenten v. Domhardt schrieb er: „Das sicherste Mittel, um diesen sklavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Teutschen zu meliren und wenn es nur anfänglich mit zwei oder drei in jedem Dorfe geschehen kann." Und danach handelte der große König. Nachdem er durch die erste Teilung Polens Westpreußen und den Netzdistrikt erworben hatte, ließ er alsbald eine Volkszählung anstellen und Angaben über die sprachlichen Verhältnisse

in die Statistik aufnehmen, trotzdem ihm als dem Sohne eines kosmopolitisch empfindenden Zeitalters, wie der Verfasser des in der „Bibliothek deutscher Geschichte" herausgegebenen inhaltreichen Buches „König Friedrich der Große", R. Kosen bemerkt, übertriebener deutscher Nationalstolz ganz gewiß fern lag. „Er wollte aber von vornherein das Land möglichst germanisieren, nicht aus Chauvinismus, welchen der Verächter der deutschen Literatur nicht kannte, sondern weil auf polnischem Boden die Begriffe des Sarmatentums und der Unbildung zusammenfielen. Zur Erzielung der Germanisation wurden vom Könige zwei große Mittel angewendet, erstens die Zurückdrängung des polnischen Adels aus dem Grundbesitze und zweitens die Ansiedelung deutscher Bürger und Bauern, sodaß Friedrich für Westpreußen als der Begründer der besten Ueberlieferungen der preußischen Polenpolitik anzusehen ist. An seiner germanisatorischen Tendenz konsequent festhaltend, wenn ihm auch die Ungeduld des politischen Dilettanten, welcher die Ergebnisse nicht abwarten kann, fremd war, kaufte der König bei allen passenden Gelegenheiten die polnischen Grundherren aus und vergab zugleich die Domänen nur an Deutsche. Um nach Möglichkeit „das garstige und koddrige Polenzeug" los zu werden, gestattete er, daß in Westpreußen Rittergüter von Bürgerlichen erworben werden durften. In seinen letzten Jahren hat Friedrich mehrfach den Gedanken ausgesprochen, westpreußische, polnischen Besitzern abgekaufte Rittergüter zu zerschlagen und unter bäuerliche Kolonisten auszuteilen, mit deren Ansetzung auf den Domänenvorwerken, auf Rodungen, in Bruchland und Streusand schon vorher tatkräftig begonnen worden war. Mecklenburger und Lausitzer, ferner Pfälzer, Thüringer, Sachsen wünschte der König vorzugsweise als Ansiedler herangezogen zu sehen, auch Deutsche aus Polen schlechterdings, jedoch keine Stockpolen, vielmehr ließ er an der Grenze stark fahnden auf „das schlechte polnische Zeug, so ins Land hereinkömmt."

Besondere Bedeutung für Westpreußen gewannen die Württemberger Kolonien, die in den letzten Regierungsjahren gegründeten Dörfer, deren Bewohner inmitten der norddeutschen und polnischen Bevölkerung auf hundert Jahre hinaus ihren schwäbischen Typus, ihre Bräuche und ihre Lieder sich bewahrt haben. Auch kam Friedrich der Große von seiner früheren Ansicht ab, als ob die Ansiedelung von ein paar Deutschen in einem polnischen Dorfe genügte. Daher erließ er die Vorschrift, daß die deutschen Ansiedler nicht einzeln unter der polnischen Bevölkerung „dem groben und bunten Zeuge" leben sollten, sondern zusammen dorfschaftsweise sich niederließen, „damit das hiesige Volk um so besser siehet und gewahr wird, wie jene sich einrichten und wirtschaften."

Zur Unterstützung der neuen Ansiedler wurden denselben unentgeltlich Vieh, Saatkorn, Futter und sonstiges Wirtschaftsinventar verabfolgt, Steuern und Kriegsdienst ihnen erlassen und andere Benefizien gewährt. Ueberhaupt ist die Tätigkeit Friedrich des Großen bei der Kolonisation seines Landes großartig und bewunderungswürdig. Schmoller („Die preußische Kolonisation des 17. und 18. Jahrhunderts") berechnet, daß unter Friedrich dem Großen 900 Kolonistendörfer gegründet und 300,000 eigentliche Kolonisten mit Benefizien im preußischen Staate angesiedelt wurden. Und Beheim-Schwarzbach schreibt in seinem Werke über „Hohenzollern'sche Kolonisationen", daß im letzten Jahre der Regierung Friedrichs II. wie von der Kurmark, so von allen Provinzen behauptet werden konnte, daß ungefähr der dritte Teil der Gesamtbevölkerung des Staates aus den Kolonisten und Kolonistennachkömmlingen bestand, die seit den Tagen des großen Kurfürsten eingewandert sind, also gegen eine Million Menschen.

Otto Behre faßt in seinem 1905 erschienenen Werke über die Geschichte der Statistik in Brandenburg-Preußen die Ergebnisse der Ermittlungen über die Zahl der Einwanderer in den preußischen Staat seit dem Jahre 1685 in der folgenden Uebersicht zusammen:

Provinzen	Eingewanderte während der Regierung						Zusammen
	des Großen Kurfürsten	Friedrich I.	Friedr. Wilh. I.	Friedrich II.	Friedr. Wilh. II.	Friedr. Wilh. III.	
Ostpreußen	—	2149	25 323	15 327	—	—	42 799
Westpreußen	—	—	—	11 035	—	5500	16 535
Kurmark	9665	3040	2000	100 000	—	—	114 705
Neumark	752	—		24 720	550	—	26 022
Pommern	218	—		26 500	—	—	26 718
Magd.-Halberst.	4478	2469		20 553	—	—	27 500
Schlesien	—	—		61 652	—	—	61 652
Kleve-Mark-Geldern	657	—		24 700	—	—	25 357
	20 000	7658	27 323	284 487	550	5500	345 518

In dieser übersichtlichen Tabelle fehlen 4230 Personen.

Leicht war das Werk Friedrichs des Großen, wie seiner Vorgänger, des Großen Kurfürsten und König Friedrich Wilhelms I., nicht gewesen. Aus dem eigenen Lande waren die Ansiedler nicht zu nehmen, das sollte eben erst bevölkert werden. Daher mußten sie aus anderen Ländern herangezogen werden, mit denen es hinsichtlich der Volkszahl vielfach nicht viel besser bestellt war. Diese wehrten sich naturgemäß gegen jede Abwanderung, häufig suchten sie selbst zu kolonisieren und Auswanderer heranzuziehen. Die altangesessene Bevölkerung war

wiederum neidisch und mißgünstig wegen der den Einwanderern gewährten Benefizien, diese anspruchsvoll und unzufrieden mit den neuen ungewohnten Verhältnissen. „Am allerschwierigsten benahmen sich", nach dem Urteil Beheim-Schwarzbachs, „die Behörden selbst." Er, der König, fand zwar mechanischen Gehorsam, aber still und mürrisch wurden die Etablissementsarbeiten, wie sie Friedrich ausgearbeitet, vollzogen; nur wenige stellten sich mit Freudigkeit und freiwilliger Bereitwilligkeit treu an die Seite, wie Brenckenhof, Domhard, Derschau, Logau und einige andere. Wenn man noch bedenkt, welche bescheidenen Mittel dem großen König zu Gebote standen, welchen weiten und schweren Weg teils zu Wasser, teils zu Lande die Kolonisten zurückzulegen hatten, um an ihren Bestimmungsort zu gelangen, welche Mühen es kostete, die Kolonisten aufzuspüren und sie in wandernde Bewegung zu bringen, so wird das friedericianische gewaltige Kolonisationswerk Staunen und Bewunderung erregen. „Es ist", schreibt Stadelmann „Aus der Regierungstätigkeit Friedrichs des Großen", „eine fast unübersehbare Zahl von Edikten, Bekanntmachungen, Regulativen, Kabinetsverfügungen an die Verwaltungsbehörden und einzelne Beamte, in denen sich die kolonisatorische Tätigkeit Friedrichs ausspricht. Immer wieder aufs neue ergehen seine Mahnungen zu raschem und energischem Betriebe der Aufgabe, die ihm, wie er selbst sich wiederholt ausspricht, ganz besonders am Herzen liegt. Es muß das Menschenmöglichste dazu geschehen, äußert er wiederholt." Die auswärtigen Gesandten und Residenten, selbst die Werbeoffiziere mußten dem Könige bei der Aufspürung und Heranziehung von Kolonisten zu Diensten sein.

Auch kargte der König nicht mit Anerkennung, wo er sein Werk gefördert sah, und mit grimmem Tadel im entgegengesetzten Falle. Für beides führt Stadelmann Beispiele an: Dem die Kolonisation mit Ueberzeugung und Tatkraft fördernden Minister v. Derschau schrieb er auf die Meldung, daß derselbe in Pommern auf einer ausgedehnten Fläche meliorierten Bruchlandes 1564 eingewanderte Familien angesetzt habe, eigenhändig: „Dieses ist vortrefflich gut und danke ihm vohr seine Mühe und werde solcher eingedenk sein." Dagegen dem Neumärkischen Kammerpräsidenten schrieb der König, unzufrieden mit dessen geringen kolonisatorischen Erfolgen: „Wenn Ihr in meinen Diensten nicht mehreren Betrieb und Eifer erweisen solltet, werde ich Euch ohne alle weitere Nach- und Rücksicht schlechterdings kassieren."

Daß Friedrich der Große das bewegende Element in dem großen Kolonisationswerke war, das zeigt der plötzliche Abbruch dieses Werkes unter seinen Nachfolgern. Obgleich durch die zweite und dritte Teilung

Polens große Strecken Landes der Kolonisation zur Verfügung standen und die Mittel auch nicht fehlten, sie in Fluß zu bringen, so hörte sie doch fast gänzlich auf. „Wenn die Fürsten", bemerkt Beheim-Schwarzbach, „nicht persönlich mit eigener Hand an diesem Werke arbeiten, wie es seit dem Großen Kurfürsten jeder einzelne getan, so stand auch das ganze Werk still, die Maschine ruhte oder arbeitete nur mit schwacher Kraft, das ganze Kolonisationswesen war auf persönliches Regime gestellt."

Die Ergebnisse der Kolonisation des preußischen Staates durch Friedrich den Großen und seine Vorgänger würdigt Ernst Hasse durch folgendes zutreffende Urteil:

„Als Kaiser Wilhelm II. am 22. September 1888 in Stuttgart sagte: Auch in meinen Adern rollt süddeutsches Blut, so war dies ein Wort von hoher staatsmännischer und geschichtlicher Bedeutung. Dank der inneren Kolonisation der Hohenzollern können aber heute auch die meisten Norddeutschen sagen: Auch in unseren Adern rollt süddeutsches Blut. Diese Kolonisation bot einen Ersatz für die heutige Freizügigkeit. Sie trug überhaupt in hohem Grade zur Bildung der deutschen Nationalität bei. Denn im 17. Jahrhundert war fast nur noch die Sprache das gemeinsame Band der Deutschen geblieben. Durch die Ausbildung der Landeshoheiten drohten an die Stelle eines deutschen Volkstums Volkssplitter mit Sonderarten auf den deutschen Grund und Boden zu treten. Vorbildlich für unsere Zeit faßte schon damals der kleine Staat der Hohenzollern die Kräfte aller deutschen Volksstämme zu einem Staatswesen und damit zu einer Nationalität höherer Ordnung zusammen.

Preußen gewann durch die Besiedelung nicht nur zahllose Einwohner, sondern auch landwirtschaftlich und industriell hochgebildete wirtschaftliche Kräfte und ernste und treue Bürger, die Ernst und Treue dadurch bewiesen hatten, daß sie um des Glaubens willen die alte Heimat aufgegeben hatten. Aus den jenseits der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches gelegenen Randgebieten des Deutschtums wurden deutsche Kräfte herangezogen, die sich in der Berührung mit anderen Volkstümern bewährt hatten, nichtdeutsche Kräfte (Hugenotten) in hoher Güte aber in bescheidener und verdaulicher Zahl gewonnen und zahlreiche Deutsche von der überseeischen Auswanderung abgehalten und dem Vaterlande dauernd erhalten.

Die innere Besiedelung führte zugleich zu einer Verdeutschung des noch teilweise slavisch gebliebenen Bestandes des preußischen Staates. Alles in allem darf man sagen: die innere Kolonisation der Hohenzollern hat eine Wiedereindeutschung des Nordostens und eine Blutserneuerung des deutschen Nordens geschaffen und ist ein wichtiger Baustein zu der deutschen Nationalität von heute und zu dem Bau des Deutschen Reiches geworden."

Eine besondere Umsicht und Behutsamkeit beanspruchte die Regelung der kirchlichen Verhältnisse in dem von Polen überkommenen Lande. Dasselbe war nach dem Zeugnisse Chr. Meyers angefüllt mit Klöstern der verschiedensten Orden, Kloster- und Weltgeistliche vertraten durchgängig den national-polnischen Standpunkt und

übten durch Beichtstuhl und Unterricht einen gewaltigen Einfluß auf den Adel und die Masse des niederen Volkes aus. Nach der Besitznahme des Landes zog Friedrich der Große die geistlichen Besitzungen mit Ausnahme „derer geringen und Dorfpfaffen" als Staatsgut ein. Als Entschädigung wurde den Prälaten 50 Prozent in Geld von dem Reinertrage der Besitzungen der katholischen Kirche jährlich ausgezahlt. Da sie dadurch der Mühen der Verwaltung des Kirchenvermögens enthoben waren und durch eine rationelle Bewirtschaftung der Kirchengüter die Reinerträge derselben stiegen, so söhnte sich der katholische Klerus mit der Veränderung bald aus.

Mit der Ordnung des Kirchenwesens ging Hand in Hand des Königs Fürsorge für das Schulwesen. 1772 schrieb er an den Kammerpräsidenten v. Domhardt; „Ich habe bei meiner Durchreise durch Polnisch-Preußen observiert, daß auf dem Lande gar keine Schulanstalten vorhanden sind." Daher gab er demselben, wie er selbst berichtet, auf, „daß, um den gemeinen Mann um so eher von der polnischen Sklaverei zurückzubringen und zur preußischen Landesart anzuführen, derselbe demnächst dahin sehen und bedacht sein soll, daß teutsche Schulmeister in den kleinen Städten und auf denen Dörfern mit angesetzet und die Einwohner mehr und mehr mit Teutschen melirt werden." Und an d'Alembert schrieb er: „Je älter man wird, desto mehr überzeugt man sich, welch ein Schaden der Gesellschaft erwächst durch eine vernachlässigte Erziehung der Jugend. Ich bemühe mich auf alle Weise, diesen Fehler zu verbessern, und bilde die Gymnasien, die Universitäten, ja selbst die Dorfschulen um; aber es sind dreißig Jahre nötig, um Früchte zu sehen; ich werde sie nicht genießen. Jedoch ich tröste mich damit, daß ich meinem Vaterlande diesen Vorteil verschafft habe, dessen dasselbe entbehrte."

Die hohe Meinung des großen Königs von der Schule und Schulbildung fand ihren beredten Ausdruck in seinen Regierungshandlungen Er bestimmte, daß jeder auf einem Domänenamte anzustellende Schulmeister einen Morgen Gartenland, 24 Fuder Holz und ein Gehalt von 60 Taler jährlich erhalten solle und stiftete dazu ein Kapital von 200,000 Taler. Auch wurden die Gemeinden bei den Schulbauten unterstützt, da die meisten aus eigenen Mitteln ein Schulhaus zu beschaffen nicht imstande waren. In der Bromberger Kammerdeputation waren bis 1778 gegen 235 Schullehrer angestellt, aber es fehlten in den erworbenen Provinzen noch 112 katholische und 43 evangelische Elementarlehrer. Auch da griff der König hilfreich ein und stiftete für Pommern, die Neumark und Westpreußen ein Landschullehrer-Seminar zu Stettin.

Die Wohltaten, die geordnete Zustände im Verein mit den umfangreichen Reformen der preußischen Regierung dem neuerworbenen Lande brachten, waren gegenüber den unter polnischer Herrschaft vorwaltenden chaotischen Zuständen so sehr in die Augen springend, daß die Bewohner von Westpreußen und des Netzdistrikts ohne Widerstand, ohne Protest den Wechsel der Herrschaft über sich ergehen ließen. Aber die nach der zweiten und dritten Teilung Polens Preußen zufallenden Gebietsteile des ehemaligen polnischen Reiches waren so umfangreich und noch so wenig von der deutschen Kolonisation ergriffen, daß die Befürchtung nicht ganz von der Hand zu weisen ist, Preußen sie nicht zu assimilieren vermocht hätte, falls es sie behalten, sondern in Gefahr gelaufen wäre, seinen deutschen Charakter zu verlieren und in einen deutsch-slavischen Staat sich zu verwandeln. Von diesem Unglück hat aber Preußen ein anderes Unglück bewahrt, das nach der Niederlage bei Jena über dasselbe einbrach. Bekanntlich wurde damals aus den Preußen wieder abgenommenen Teilen des ehemaligen polnischen Reiches das Herzogtum Warschau gebildet. Obgleich dieselben nur kurze Zeit die Wohltaten einer geordneten Regierung unter Preußen gekostet hatten, so mußte doch Napoleon anerkennen, daß alles Gute, Ordentliche und Fortschrittliche in Polen nur in den ehemaligen preußischen Landesteilen zu finden sei.

Auf dem Wiener Kongreß wurden endlich die Grenzen Preußens in dem ehemaligen Polen in der Weise abgerundet, wie sie noch zur Zeit bestehen.

Zwei Ziele verfolgte offenbar die preußische Regierung in den von Polen überkommenen Landesteilen. Das erste bestand in der Hebung der Kultur und das zweite in der Aussöhnung seiner Bewohner mit den neuen Verhältnissen. Die Hebung der Kultur und die Wohlfahrt des Landes bewirkten neben den bereits angeführten und noch anderen untergeordneten Maßregeln die Einführung der preußischen Agrargesetze vom Jahre 1811, das Gesetz über die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse vom Jahre 1823, die Einführung der revidierten Städteordnung vom Jahre 1831 und die Aufhebung der persönlichen und gewerblichen Abgaben an die Grundherren in den Medialstädten, endlich die rührige Tätigkeit der Regierung zur Hebung des Schulwesens.

Den größten Vorteil von der preußischen Agrargesetzgebung erntete natürlich der zum größten Teil der polnischen Nationalität angehörende Bauernstand. Durch sie wurde er zu einem menschenwürdigen Dasein erzogen, der Sinn für Selbstverwaltung und das Selbstgefühl in ihm erweckt und sein Wohlstand befördert. Die gebesserten Verhältnisse auf

dem flachen Lande übten ihre Anziehungskraft auch auf den deutschen Bauer aus, so daß, da in den früher polnischen Landen der Grund und Boden noch billig waren, derselbe in größerer Zahl sich in Westpreußen und Posen ansiedelte. Auch die Städte erhielten starken deutschen Zuzug. Dazu kam noch das Aufblühen des Schulwesens. Im Jahre 1815 zählte man nach Chr. Meyer in der Provinz Posen 543 zum Teil kümmerlich bestehende Elementarschulen mit 884 Lehrern und 31,000 Schülern, im Jahre 1860 hatte sich aber die Zahl der Elementarschulen über 1200, die der Lehrer auf 2200 und die der Schüler über 200,000 erhöht. Zu den vorhandenen Gymnasien in Posen und Bromberg kamen neue hinzu in Posen, Lissa, Ostrowo und Tremessen. Mit Realschulen wurden die Städte Posen, Meseritz und Krotoschin bedacht. Die in Posen und Gnesen vorhandenen Priesterseminare wurden durch ein drittes in Tremessen und das in Posen bestehende katholische Lehrerseminar durch zwei neue in Mogilno und Paradies vermehrt, ein evangelisches in Bromberg errichtet.

Die erste Aufgabe, die sich die preußische Regierung gestellt, die Hebung der Kultur und Wohlfahrt des Landes, hatte daher die Regierung in glänzender Weise gelöst. Ihr Bemühen aber, ihre polnischen Landeskinder mit der neuen Lage der Dinge auszusöhnen, durch Entgegenkommen sie zufrieden zu stellen und sie zu treuen Untertanen zu machen, ist vergeblich gewesen. Und doch hat sie hier nicht Mühen und Opfer gescheut. Um der Eigenliebe der Polen zu schmeicheln, wurden zu den Landesfarben der Provinz Posen die früheren polnischen Farben rot und weiß gewählt und in das Brustschild des Wappens derselben der polnische weiße Adler aufgenommen. Ganz unnötiger Weise schuf man für die Provinz Posen neben dem Oberpräsidium das hohe Amt eines Statthalters und übertrug dasselbe einem Abkömmlinge der Jagellonen, dem Fürsten Anton Radziwill. Der letztere empfahl „den Polen gegenüber ein System der rücksichtsvollen Schonung, des liebevollen Eingehens auf alle irgendwie erfüllbaren nationalen Wünsche", und der erste Oberpräsident von Posen, Zerboni di Sposetti verfehlte nicht, dieser Weisung auf das pflichteifrigste nachzukommen und „die vom Liberalismus verabscheute Teilung Polens durch nachsichtige Milde gegen den aufsässigen Adel zu sühnen" (Dr. H. Geffcken: Preußen, Deutschland und die Polen seit dem Untergang des polnischen Reiches). In der Sprachenfrage wurden die Bestimmungen getroffen, daß alle von den beiden Regierungskommissionen zu erlassenden Verfügungen in deutscher und polnischer Sprache ausgefertigt werden, die Landratsämter in ihrer Korrespondenz mit den Kreisinsassen der den letzteren geläufigen Sprache bedienen und

bei den Gerichten beide Sprachen, je nach dem Bedürfnis der Parteien, zur Anwendung kommen sollten. Die Landräte selbst entnahm man mit Vorliebe dem polnischen Adel und übergab ihnen vertrauensselig auf ihren Gütern auch die Polizeigewalt des Woyts. In den Provinzialständen Posens herrschte das polnische Element in der Weise vor, daß das deutsche bedeutungslos war. Zu Ortsschulinspektoren wurden polnisch-katholische Geistliche ernannt und in den Volksschulen sollte das Polnische die Unterrichtssprache sein, doch auch das Deutsche gelehrt werden, was aber von den Lehrern, die des Deutschen kaum mächtig waren, nicht erwartet werden konnte.

Wenn die preußische Regierung vermeinte, durch Milde und Entgegenkommen die Herzen ihrer polnischen Untertanen zu gewinnen, so hat sie ihre Rechnung ohne den polnischen Adel und die polnische Geistlichkeit gemacht, die grollend beiseite standen und auf Abfall sannen. Denn in beiden Ständen lebte der Gedanke der Wiederherstellung Polens fort. Dieser Gedanke war nicht durch Konzessionen zu ertöten, vielmehr bewirkten die letzteren, daß die auf die Wiederherstellung des Polenreiches gerichteten Bestrebungen mit der Zeit an Stärke und Umfang zunahmen. Da das Ziel derselben nicht gleich und leicht zu erreichen war, so suchten die polnischen Wortführer sich ihm dadurch zu nähern, daß sie immer größere Konzessionen für ihre Nationalität von der Regierung zu ertrotzen versuchten, um womöglich Posen und Westpreußen zu Vorposten im künftigen Kampfe um die Wiederherstellung Polens zu machen. Die zu dem Zwecke herausgegebenen Denkschriften und an die Regierung gestellten Forderungen trugen oft einen grotesken Charakter, die eben so sehr von der Unverfrorenheit der polnischen Wortführer, wie von ihrer politischen Unreife und der Langmut der Regierung Zeugnis ablegten. So wurde in einer derselben dargelegt, daß die polnische Kultur älter uud höher sei, als die deutsche, und zum Schutze der polnischen Nationalität „ein nationaler Provinziallandtag mit weitgehenden Rechten, ein rein polnisches Beamtentum und zwei polnische vortragende Räte in Berlin für polnische Angelegenheiten" gefordert. In einer anderen wurde erklärt, daß Posen, da es von Polen nicht förmlich abgetreten sei, als polnisches Land behandelt werden müsse, und selbst von den Polen der preußische Untertaneneid nicht gefordert werden könne, da die Leistung desselben ein Hochverrat an dem polnischen Staate wäre. Eine dritte Forderung war die einer nationalen Armee, die unter dem Befehl von ausschließlich polnischen Offizieren stände usw. Zugleich ging Hand in Hand mit diesen unerfüllbaren Ansprüchen eine lebhafte Propaganda im Volke umher, die von der Geistlichkeit geleitet

wurde und Mißtrauen gegen die Regierung und Haß gegen alles, was deutsch und protestantisch war, schürte. Der General Dombrowski gründete in Russisch-Polen eine geheime patriotische Verbindung der nationalen Freimaurer, deren Ziel die Aufrichtung des Polenreiches war und deren Wirksamkeit sich auch über die polnischen Provinzen Preußens erstreckte. In den Versammlungen dieser Verbindung wurde das Bild des Königs zu wiederholten Malen beschimpft und vernichtet. Schließlich versuchte man Kadre einer zukünftigen polnischen Armee zu bilden und zu derselben die Bauern als „Kosienery" (Sensenmänner) herbeizuziehen.

Diesem Treiben der polnischen Patrioten sah die Regierung langmütig und unschlüssig zu, in der stillen Hoffnung, daß es sich allmählich legen würde. Daß aber die nationalen Aspirationen des polnischen Adels, bemerkt zutreffend Dr. H. Geffcken, nie von einem deutschen Staate zu befriedigen waren, hätte die preußische Regierung wiederum deutlich merken können, als im Jahre 1827 der erste Provinziallandtag des Großherzogtums Posen zusammentrat, der dem polnischen Edelmann von vornherein eine erdrückende Mehrheit sicherte. „Kein Wunder", fährt Geffcken fort, „wenn dieser Landtag sofort den Krieg gegen das deutsche Volkstum in der Provinz eröffnete! Da wurde über die Gefährdung der Nationalität des Großherzogtums durch die große Zahl der deutschen Beamten geklagt, obgleich es gar nicht möglich war, polnische Verwaltungsorgane anzustellen, weil sich bisher noch kein einziger Pole zur großen Staatsprüfung für den Verwaltungsdienst gemeldet hatte. Da erschollen die lebhaftesten Beschwerden über das Schulwesen, das unter eine besondere Aufsicht gestellt werden müsse, damit die deutsche Sprache nicht die Oberhand erlange. Im letzten Grunde war das, was der Adel jetzt bereits geschlossen forderte, nichts anderes als eine nationalstaatliche Sonderstellung des Großherzogtums. Das gleiche Schauspiel wiederholte sich in schärferen Formen auf dem Landtage von 1830: aufs neue machte sich der Adel zum Vertreter der alten grundlosen Beschwerden über die Vergewaltigung der polnischen Sprache und verlangte unter anderem die Beseitigung eines des Polnischen unkundigen Richters, der in der wesentlich deutschen Stadt Posen angestellt war."

Erst der polnische Aufstand von 1830 rüttelte die preußische Regierung zu einer entschlossenen Abwehr der polnischen Aspirationen auf. Nachdem der Statthalter Fürst Anton Radziwill, der einst mit Jubel von der polnischen Bevölkerung Posens empfangen, zuletzt aber vom polnischen Adel und der Geistlichkeit angefeindet und verdächtigt wurde, als er die Verschwörungsgelüste derselben nicht billigte, „schmerz-

lich enttäuscht von dem Verhalten seiner Landsleute" sein Amt niedergelegt hatte und dasselbe aufgehoben worden war, wurde gegen Schluß des Jahres 1830 E. H. v. Flottwell zum Oberpräsidenten von Posen ernannt. „Selten nur ist in ähnlicher Weise der richtige Mann an den richtigen Platz gestellt worden und bald zeigte es sich, daß er der Mann sei, dem es gelingen sollte, dem preußischen Namen in den Landen des weißen Adlers zum ersten Male ein festes Ansehen zu verschaffen", urteilt über ihn Dr. H. Geffcken. „Aufrichtig sprach er aus, das alte System der Nachsicht und der Zugeständnisse habe sich überlebt, der Adel und der Klerus seien Preußens geschworene Feinde: nicht die Liebe, nur die Achtung der Polen könne sich eine deutsche Regierung erwerben: dies werde ihr gelingen, wenn sie ohne Ungerechtigkeit die deutsche Kultur fördere und damit die menschliche Gesittung der Provinz hebe."

Diese Grundsätze leiteten Flottwell in der Verwaltung der Provinz, wie das aus seinen Maßnahmen als auch in übersichtlicher Weise aus seiner über die Verwaltung derselben während seiner Amtszeit verfaßten Denkschrift zu ersehen ist.

Da die Denkschrift ein klares Bild entrollt, nicht allein von den Beweggründen seiner Verwaltungsmaßregeln, sondern auch von den Zuständen der Provinz und der Gesinnung deren polnischen Bevölkerung, so sei die Denkschrift hier auszugsweise wiedergegeben: „Während meiner Wirksamkeit habe ich", schreibt Flottwell, „die der Verwaltung dieser Provinz gestellte Aufgabe dahin verstehen zu müssen geglaubt: ihre innige Verbindung mit dem preußischen Staate dadurch zu fördern und zu befestigen, daß die ihren polnischen Einwohnern eigentümlichen Richtungen, Gewohnheiten, Neigungen, die einer solchen Verbindung widerstreben, allmählich beseitigt, daß dagegen die Elemente des deutschen Lebens in seinen materiellen und geistigen Beziehungen immer mehr in ihr verbreitet, damit endlich die gänzliche Vereinigung beider Nationalitäten als Schluß dieser Ausgabe durch das entschiedene Hervortreten deutscher Kultur erlangt werden möge.

Das Gesamtwohl des Staates macht die Verfolgung dieses Zieles zur Notwendigkeit und wenn dabei Erinnerungen und Gefühle eines Teiles der polnischen Einwohner verletzt werden, so liegt die Beruhigung hierüber in der Ueberzeugung, daß die Provinz dabei in allgemein menschlicher Hinsicht gewinnt und daß die Geschichte allmählich alle Völker aus den Schranken früherer und noch bestehender Trennungen solchen Umwandlungen und neuen Gestaltungen entgegenführt.

Die schonendste Berücksichtigung aller, zumal derjenigen Eigentümlichkeiten des polnischen Volksstammes, welche an sich achtungswert sind und sich daher auch bei fortschreitender Kultur geltend zu machen wissen werden, gebietet schon die Klugheit; der Rückblick auf die Geschichte Polens und auf unsere eigene macht aber diese Schonung auch zu einer höheren Pflicht.

Am kräftigsten und zugleich willkommensten fördert die Zwecke des Staates die Sorge für die materiellen oder wenigstens von der Mehrzahl als materiell aufgefaßten Interessen der Provinz.

Die Entfesselung der Bauern und der kleinen Städte von der gutsherrlichen

Gewalt, die freigegebene Entwickelung des Gewerbefleißes und die Erleichterung und Vermehrung eines allseitigen Verkehrs werden von den verschiedensten Klassen der Einwohner als Wohltaten der preußischen Regierung zum Teil sehr dankbar erkannt. Ebenso erkennen alle den hohen Wert der vertrauensvollen Sicherheit, welche die Ueberzeugung von einer unparteiischen Gerechtigkeit der Gerichtsbehörden und von der Gewissenhaftigkeit der Verwaltung auch dem Geringsten gewährt. Die Vermehrung der Unterrichts- und Bildungsanstalten erschien auch dem dunkeln Gefühl des Landmannes als eine wohlwollende Fürsorge der Regierung. Mit der Zunahme seines materiellen Wohlgefühls und der Erweiterung seiner freien Tätigkeit begreift er immer mehr die Unentbehrlichkeit jener Anstalten und so öffnen sich der deutschen Bildung wie von selbst immer mehr Zugänge zu dem Ideen- und Empfindungskreise der Einwohner. Nach dieser Bildung und überhaupt nach einem Leben in deutscher Weise hatten die zahlreichen, zum Teil seit den ältesten Zeiten schon angesessenen deutschen Bewohner der Provinz lange vergeblich verlangt; sie wird ihnen jetzt als ihr Recht, und indem das deutsche Element allmählich alle Verhältnisse der Provinz durchdringt, fällt die Scheidewand nieder, hinter welcher sie noch vor wenig Jahren den Einwohnern des preußischen Staates als ein Verbannungsort erscheinen mußte.

Sowie aber bei der allmähligen Beschränkung der widerstrebenden Elemente jeder Schritt über die nächste Notwendigkeit und Möglichkeit hinaus bedenklich scheint, so ist jedes Schwanken in den Verwaltungsgrundsätzen verderblich. Denn bei den polnischen Einwohnern errege es den Argwohn der Absicht, durch wirkliche oder scheinbare, freiwillige oder abgedrungene Nachgiebigkeit ihre Zuneigung gewinnen, gleichsam erkaufen zu wollen. In den deutschen Einwohnern erschüttert jede Zurückweisung auf frühere Zustände das Vertrauen selbst auf die nächste Zukunft der Provinz und lähmt in ihnen den Mut zu der freien Lebenstätigkeit, welche für die Zwecke des Staates ihre volle Bedeutung erst erhält, wenn sie sich ohne Unterbrechung und in dem sichern Gefühl nachhaltiger Kraft entfalten kann. Was durch Bevorzugung der polnischen Einwohner erreicht wird, haben die Erscheinungen in dieser Provinz während der Revolution im Königreich Polen gezeigt: diese selbst hat gelehrt, daß den unzufriedenen Teil der Einwohner keine Zugeständnisse oder Vergünstigungen befriedigen, weil eine vollkommene, unbeschränkte nationale und politische Selbständigkeit der Polen verlangt wird.

Des Gouvernements würdig und deshalb angemessen erscheint es mir dagegen, offen den Grundsatz auszusprechen und zu befolgen, daß die Provinz dem deutschen Element keineswegs verschlossen, daß sie vielmehr ihm, als dem Lebenselemente des Staates und schon eines guten Dritteils der Provinz selbst, geöffnet und daß seine Ausgleichung mit dem polnischen ohne Eingriffe ungerechter Willkür dem Entwickelungsprozeß der Geschichte überlassen werden soll. Allerdings wird eine solche Offenheit der Landesregierung nicht die Neigung der jetzt ihr widerstrebenden Einwohner gewinnen, aber dazu gibt es überhaupt noch keine Mittel; also wäre es unzeitig, danach zu streben. Dagegen werden auch in dieser Provinz diejenigen Schritte und Maßregeln der Regierung am sichersten zum Ziele führen, welche allen Einwohnern derselben Achtung abnötigen, und diese wird nicht gewonnen, wenn die Vermutung entstehen kann, die Regierung verfolge Zwecke, welche offen auszusprechen ihr der Mut fehle.

Entschieden feindselig steht dem Gouvernement der größere Teil des katholischen Klerus und des polnischen Adels entgegen.

Zweimal war eine bedeutende Zahl katholischer Geistlicher geneigt, sich der weltlichen Obrigkeit anzuschließen; zu der Zeit als Theiners Buch über die katholische Kirche im Anfange der geistlichen Wirren in Schlesien erschien. Jetzt haben sie ziemlich allgemein, zum Teil fanatisch, zum Teil willenlos, die andere Richtung genommen.

Es gibt unter dem katholischen Klerus sehr würdige Männer von wahrhaft christlicher Gesinnung; sie sind jedoch ohne Einfluß und bleiben deshalb seltene Ausnahmen. — Im allgemeinen fehlt den katholischen Geistlichen sowohl alle feinere gesellschaftliche, als eine gründliche gelehrte Bildung. Wenn aber einige jüngere sich des Einflusses der fortschreitenden Bildung nicht erwehren können: so scheuen sie doch, wie fast ohne Ausnahme alle ihre Amtsgenossen, den Einfluß dieser Bildung auf das Volk und auf die damit verbundene Minderung ihres Ansehens bei demselben und wirken daher teils ohne Eifer und Liebe für ihre Verbreitung, teils suchen sie dieselbe sogar zu unterdrücken.

In der Tat genießen die Geistlichen in den unteren Volksklassen nur ein sehr bedingtes Ansehen. Innerlich zu träge und von außen, zumal in ihrer nächsten Umgebung, zu wenig angeregt, überdies in der Mehrzahl geneigt zu sinnlichen Genüssen, welche dem Volk nicht verborgen bleiben, bemühen sie sich selten durch wahrhaft treue Erfüllung aller ihrer Pflichten als Seelsorger und Aufseher der Schulen die Achtung ihrer Gemeinen zu gewinnen. Dagegen richten sie, entblößt von jedem höheren Interesse, ihre Neigung zu Intrigen und ihren Haß gegen das Gouvernement, von welchem die Bildung des Volkes ausgeht und von welchem ihre eigene Bildung gefordert wird. Um aber für diesen Widerwillen gegen die weltliche Behörde und gegen alle geistlichen Fortschritte einen breiteren Stützpunkt zu gewinnen, kleiden sie ihn in die Farbe der polnischen Nationalität und verteidigen hartnäckig und mit allen Künsten und Waffen scheinbar die Sache des Volkes, während sie zum größten Teil mit beschränktem Egoismuus nur sich und ihrem Stande die Prärogative einer alten, durch die fortschreitende Kultur zertrümmerten Zeit wieder gewinnen möchten. Ich habe daher meine Aufmerksamkeit zunächst dahin richten zu müssen geglaubt, durch eine angemessene, von der Regierung beaufsichtigte wissenschaftliche Ausbildung der jungen Theologen dieser Richtung und Gesinnung des Klerus entgegenzuwirken."

Nach Aufzählung der dazu ergriffenen Maßregeln, fährt die Denkschrift fort:

„Die nächste Einwirkung dieser Gesinnungen des Klerus hat sich auf die dem religiösen Fanatismus sehr geneigten Frauen des polnischen Adels und, was am meisten zu bedauern ist, auf die häusliche Erziehung in ihren Familien erstreckt. Als Beweis für die daraus hervorgegangene exaltierte Richtung der polnischen Damen mag nur die eine Tatsache hier angeführt werden, daß ein großer Teil derselben, namentlich in Posen selbst, gleich nach der Entfernung des Erzbischofs v. Dunin Trauerkleider anlegte und diese nur nach dem Tode des Höchstseligen Königs Majestät ablegten, um über ihre eigentliche Gesinnung und Absicht keinen Zweifel aufkommen zu lassen.

Für die verderbliche Richtung der Söhne des polnischen Adels sprechen außer der bekannten und zutage liegenden Abneigung derselben gegen den preußischen Staatsdienst leider so viele Tatsachen, welche teils innerhalb des hiesigen katholischen Gymnasiums, teils im täglichen Leben vorkommen, daß es keines Beweises darüber bedarf.

Was den polnischen Adel betrifft, so liegt es teils in der Geschichte Polens, teils in der lebendigen Beweglichkeit seiner Bewohner, daß fast alle in den verschiedensten Verhältnissen verschiedenartig auftreten. Dreist und gewandt, und bei gehöriger Erziehung liebenswürdig in den Formen, können sie fast alle, wenn sie wollen, für sich gewinnen. Aber ob sie wollen, richtet sich bei den meisten nach den Umständen, und diese also weit mehr, als die Persönlichkeiten der Einzelnen, muß man genau kennen, und auch von dem Standpunkte dieser Persönlichkeiten aus wohl erwägen, um einigermaßen voraussehen zu können, was man in gewissen Fällen von ihnen erwarten darf.

Uebrigens muß man unter den polnischen Gutsbesitzern und Edelleuten unterscheiden:

1. Die bejahrteren und zugleich durch einen bedeutenden Güterbesitz und Wohlstand ausgezeichneten Individuen. Diese erkennen großenteils und nur mit wenig Ausnahmen die Vorzüge, welche ihnen die preußische Regierung vor ihren Landsleuten in Rußland und Oesterreich gewährt, dankbar an und würden diese Gesinnung auch durch ihr äußeres Verhalten beurkunden, wenn sie Mut genug hätten, um der nicht selten mit Verachtung aller Sitte auftretenden Anmaßung ihrer jüngeren Mitbürger die Spitze zu bieten oder sich dem Einfluß ihrer Ehefrauen zu entziehen.

2. Den größeren Teil derjenigen Gutsbesitzer, welche an der polnischen Revolution einen unmittelbaren Anteil genommen haben und sich teils durch einen irregeleiteten Patriotismus, teils durch Eitelkeit zu Koryphäen der polnischen Nationalität berufen halten und daher bei jeder Veranlassung diese zu vertreten und zu verteidigen bereit sind; unter diesen gibt es aber ebenfalls mehrere sehr achtungswerte, verständige und gemäßigte Männer, welche sich indessen ihren exaltierten Mitbürgern entgegenzustellen nicht wagen.

3. Die noch nicht angesessenen und daher nur dem Müßiggang fröhnenden Söhne der Gutsbesitzer, außerdem die Pächter oder Besitzer kleiner Güter, sowie die dem Bankerott nahen oder darin verfallenen Gutsbesitzer. Diese leider sehr zahlreiche Klasse von Leuten, welche größtenteils ein vagabundierendes Leben führen und sich gewöhnlich in Weinhäusern und in den vielen Städten, namentlich in Posen, Gnesen, Samter, Gostyn, Raskow usw. bestehenden Kasinos umhertreiben, beschäftigen sich fast nur mit der Lektüre der im Auslande, namentlich in Frankreich erscheinenden revolutionären Schriften, affektieren rein demokratische Grundsätze und imponieren durch die auf solchen Wegen erworbenen, mit polnischer Eloquenz vorgetragenen Phrasen und eine beispiellose Impertinenz allen ihren verständigen und besonnenen Standesgenossen. Es leidet gar keinen Zweifel, daß unter ihnen eine Verbrüderung besteht, welche von einzelnen Häuptern geleitet wird und das Benehmen der besser gesinnten Polen förmlich überwacht, so daß jede Annäherung der letzteren an die Deutschen oder an die höheren Beamten gleich bekannt und auf das schärfste gerügt wird. Von diesen Leitern gehen daher, jedoch unter einem anderen Namen, die Beschwerden über die Regierung wegen angeblicher Beeinträchtigung ihrer Nationalität und alle gehässigen Oppositionen gegen dieselbe aus, und es wäre in der Tat eine leere Täuschung,

wenn man glauben wollte, daß der größere Teil dieser Beschwerden von der Mehrzahl derjenigen polnischen Gutsbesitzer gebilligt würde, welchen darüber vorzugsweise eine Stimme zusteht, oder daß durch deren Berücksichtigung die hier in Rede stehende Klasse von Leuten befriedigt werden würde.

Es liegt ihnen am meisten daran, die Unzufriedenheit und Opposition gegen die Regierung zu beleben und zu unterhalten, und sie haben es daher auch dem Erzbischof wenig Dank gewußt, daß durch seine scheinbare Nachgiebigkeit eine Differenz wenigstens vorläufig beendet worden ist, welche ihnen einen so reichhaltigen Stoff zu Schmähungen gegen die Regierung gab. — Nur Krieg gegen die bestehende Ordnung und Umsturz aller Einrichtungen und Anstalten, wodurch diese Ordnung und ein gesetzlicher Zustand gesichert werden soll, ist ihre Losung, und sie werden daher von jeder ihren Forderungen entsprechenden Abänderung des bisherigen Verwaltungssystems immer nur einen neuen Anlaß zur Steigerung ihrer Forderungen hernehmen. Ganz besonders wichtig ist der Einfluß dieser Leute auf die ständischen Wahlen aller Art, wie die meisten Wahlen der Landschaftsräte und anderer ständischer Abgeordnete auf das deutlichste beurkunden, indem diese ohne alle Rücksicht auf die Qualifikation der Gewählten, fast immer nur diejenigen treffen, welche entweder die Revolution unterstützt oder sich sonst durch ihre politische Gesinnung bemerkbar gemacht haben. Es ist einleuchtend, daß einem aus solchen Mitgliedern bestehenden Adel das innige Vertrauen nicht gewährt werden kann, auf welches er sonst Ansprüche zu machen hätte. — —

Um die Zahl der intelligenten und zugleich in ihrer politischen Gesinnung zuverlässigen Rittergutsbesitzer in der Provinz zu vermehren, haben des Höchstseligen Königs Majestät durch die Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 13. März 1833 zu befehlen geruht, daß von den zur Subhastation gelangenden größeren Besitzungen die zur Wiederveräußerung sich vorzugsweise eignenden für Rechnung des Staates angekauft nnd nach erfolgter Regulierung der bäuerlichen Wirte, und zwar nach Maßgabe der für die Domänenverwaltung bestehenden (für die Bauern sehr günstigen) Grundsätze, an wohlhabende, intelligente und wohlgesinnte Erwerber deutscher Abkunft wieder veräußert werden sollen.

Diese in jeder Beziehung zweckmäßige Maßregel ist auch bisher in Ausübung gebracht; es sind dadurch der Provinz etwa 30 neue Rittergutsbesitzer deutscher Abkunft gewonnen worden, welche bisher den Erwartungen entsprochen haben, und es ist zu hoffen, daß auch die bereits im Besitz des Fiskus befindlichen noch nicht wiederveräußerten Herrschaften Karge und Parzynowo die nämlichen Resultate liefern werden. — Für die Staatskasse ist bisher aus dieser Wiederveräußerung durchaus kein Nachteil erwachsen, vielmehr hat der zu diesem Zweck ausgesetzte Betriebsfond von einer Million Taler einen sehr ansehnlichen Gewinn gemacht, sodaß also der Fortsetzung dieser Operation von keiner Seite ein Hindernis entgegensteht.

Die bäuerlichen Besitzer in diesen Gütern sind sehr vorteilhaft reguliert und befinden sich in einem ganz prästationsfähigen Zustande; ihre Renten zahlen sie an die Staatskasse und stehen mit den neuen Grundherren in gar keiner Verbindung . . . .

Die Bewohner der sehr zahlreichen Städte dieser Provinz zeichnen sich — mit Ausnahme der größeren Städte — größtenteils durch einen sehr tiefen Bildungsstand, durch Armut und Neigung zur Völlerei aus und entbehren fast

gänzlich eines namhaften Handwerksstandes, der in den deutschen Provinzen den Kern des höchst achtungswerten sogenannten Mittelstandes bildet. — Die kleinen Städte sind fast ohne Ausnahme von den polnischen Gutsherren nur ihres eigenen Interesses wegen geschaffen und daher von seiten der damaligen Landesherrschaft mit Privilegien versehen, welche den Gutsherren sehr einträgliche Monopolrechte, vor allen Dingen aber den Getränkezwang in seiner weitesten Ausdehnung und zu seiner Beförderung mehrere Jahrmärkte zusicherten.

Ich habe es daher, außer der vorhin schon erwähnten Ablösung der gutsherrlichen Rechte, für eine der wichtigsten Aufgaben der Provinzialverwaltung erachtet, in diesen Städten durch Errichtung zweckmäßiger Schulanstalten die Heranbildung eines achtbaren Mittelstandes vorzubereiten und durch die Einführung der Städteordnung unter den Einwohnern Gemeinsinn und ein lebendiges Interesse an ihren öffentlichen Angelegenheiten zu erwecken . . . .

Es dürfte hier der Ort sein, um auch des Zustandes der evangelischen Kirche dieser Provinz zu erwähnen, welcher indessen kein erfreuliches Bild liefert. Zwar vermehrt sich die Zahl der Glaubensverwandten mit jedem Jahr und es sind während einer zehnjährigen Verwaltung sechs ganz neue Kirchensysteme gegründet worden, während die Bildung einiger anderer noch im Werke ist; auch sind durch die Unterstützung des Höchstseligen Königs mehrere neue Kirchengebäude für bereits bestehende Gemeinden errichtet worden; dessenungeachtet trägt die Kirche immer noch mehr oder minder das Gepräge einer unterdrückten oder einer untergeordneten an sich. Zum Teil liegt dies an der Vereinzelung vieler evangelischer Gemeindeglieder unter der Masse der Katholiken, wodurch sie nicht selten in die Lage gebracht werden, einzelne kirchliche Handlungen, namentlich Taufen, von katholischen Geistlichen verrichten zu lassen, zum Teil aber an dem aus der früheren Unterdrückung der evangelischen Glaubensgenossen sich noch herschreibenden oder auf höhere Anweisung beibehaltenen Gebrauch, viele katholische Festtage (Fronleichnamsfest, die Marientage usw.) auch in der evangelischen Kirche zu feiern. Am tiefsten aber haben ihre Glaubensverwandten und insbesondere die Geistlichkeit die Anmaßung und Unduldsamkeit empfunden, mit welcher in der Angelegenheit wegen der gemischten Ehe von seiten der katholischen Kirche gegen sie verfahren worden ist, sowie auch gegenwärtig durch die auffallendste Proselytenmacherei des Klerus dahin gestrebt wird, den Verlust wieder auszugleichen, der ihm durch die Schließung solcher Ehen vor einem evangelischen Geistlichen an seinen Einkünften zugefügt wird . . . .

Ich darf demnach", schließt Flottwell seine Denkschrift, „diese Darstellung ebensowohl mit dem Bewußtsein einer nicht erfolglosen Tätigkeit während meiner zehnjährigen Verwaltung als mit der Versicherung schließen, daß es mich wahrhaft beglückt hat, einer Provinz vorzustehen, in welcher sich, ungeachtet so vieler ungünstiger Einwirkungen und Einflüsse, dennoch fast in allen Klassen der Einwohner ein reger Sinn für höhere und allgemeine Interessen entwickelt und welcher daher dem Vorstande der Verwaltung ein reiches Feld für seine Wirksamkeit eröffnet, die ich immer als das höchste Ziel meines öffentlichen Lebens betrachtet habe."

Soweit die Denkschrift Flottwells.

Daß mit der Ankunft Flottwells in Posen in dieser Provinz ein neuer Wind zu wehen begann, mußte die Bevölkerung derselben gar bald aus den Maßnahmen der Regierung erfahren. Für den Schrift-

wechsel sämtlicher Administrativbehörden, nicht ausgeschlossen die landschaftlichen und geistlichen, wurde die deutsche Sprache festgelegt. In Gerichtssachen sollte eine deutsche Uebersetzung zu den Akten gebracht werden, wenn irgend eine Gerichtsverhandlung in polnischer Sprache stattfand. Da die Kreisstände zu Landräten stets polnische Rittergutsbesitzer erwählten, dieselben aber in politischer Hinsicht sich als gänzlich unzuverlässig erwiesen und „ihr Amt zum größeren Teile in gröblichster Weise vernachlässigten", so wurde den Kreisständen die Wahl derselben entzogen und den Bezirksregierungen aufgetragen. Desgleichen gewann die Regierung die Ueberzeugung, daß die Ueberlassung der ländlichen Ortspolizei an die polnischen Gutsbesitzer eine verfehlte Maßregel gewesen war. Denn, wie Dr. H. Geffcken bemerkt, von einer Staatsgesinnung, wie sie zur sachgemäßen Handhabung eines solchen Ehrenamtes erforderlich, sei bei diesen adligen Vögten („Woyts") nicht die Rede gewesen. Wohin man geblickt habe, seien Willkür und Nachlässigkeit zutage gekommen; wenn es aber gegolten habe, einen Polen vor dem Arm der strafenden Gerechtigkeit des Staates zu retten, so sei der Vogt nicht selten zum Helfershelfer selbst eines gemeinen Verbrechers geworden. Daher wurde die Vogtverfassung abgeschafft und die Polizeigewalt von der Regierung zu ernennenden Bezirksvorstehern anvertraut. Ferner wurden die persönlichen und gewerblichen Abgaben der Mediatstädte an die Gutsherren abgelöst, bis zum Schlusse des Jahres 1837 in der Provinz 21,344 bäuerliche Ackernahrungen nach dem Gesetz vom 8. April 1823 ihren Inhabern zum freien Eigentum verliehen, im Regierungsbezirk Posen bis zum Schluß des Jahres 1834 im ganzen 200 Dörfer mit 440,000 Morgen Land reguliert und separiert, bestehend aus 137 großen Wirtschaften, 715 bäuerlichen Stellen, etwa 3000 regulierten Dienstbauer-Familien und 345 neu errichteten bäuerlichen Stellen, sowie gegen 125,000 Morgen an Domänen-, Vorwerks- und Forstländereien veräußert. Um den deutschen Großgrundbesitz zu vermehren, stellte die Regierung Flottwell eine Million Taler zur Verfügung, um unter den Hammer geratende polnische Rittergüter anzukaufen und an Erwerber deutscher Abkunft weiter zu veräußern. Dadurch erhielt Posen dreißig neue Rittergutsbesitzer deutschen Stammes. General v. Grolman ging einen Schritt weiter und schlug vor, den gesamten polnischen Großgrundbesitz auszukaufen und an Deutsche zu vergeben. Diesen Plan veränderte der Legationsrat Kupfer 1838 dahin, daß er den Vorschlag machte, es möge eine große Aktiengesellschaft unter staatlicher Aufsicht den ganzen Grundbesitz des polnischen Adels auskaufen.

Doch diese beiden vorgeschlagenen Maßregeln kamen nicht zur Ausführung.

Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man die Maßregeln der Staatsregierung zum großen Teil auf die Initiative Flottwells zurückführt. Und wie er bedacht war, das frondierende Polentum niederzuhalten, so war er besorgt, den geistigen, kulturellen und materiellen Zustand der seiner Verwaltung anvertrauten Provinz zu heben. Zu den dahin bezüglichen Maßregeln gehören: die Säkularisation der Klöster und die Verwendung derer Einkünfte zur Verbesserung des Schulwesens und der Bildungsanstalten für die katholische Geistlichkeit, die Stiftung von Alumnaten und eines Konviktes für katholische Theologen aus der Provinz Posen an der Universität Breslau, die Gründung zweier Gymnasien und eines katholischen Schullehrerseminars, die Errichtung und Verbesserung der Stadtschulen, die Vermehrung der Zahl der Volksschulen um 200, die Ausstattung evangelischer Pfarreien, die Beförderung der Industrie und des Gewerbefleißes, die Stiftung wohltätiger und gemeinnütziger Anstalten, die Vermehrung der Verkehrswege und überhaupt die Erleichterung des Verkehrs, Wiesenmeliorationen, die Erteilung der Rechte vermögensrechtlicher Korporationen an die Judengemeinden, die Vorbereitung für die Naturalisation der Juden usw.

Bei der Beurteilung der Amtstätigkeit Flottwells in Posen spricht General A. v. Boguslawski die Ansicht aus, der Sieg des Deutschtums wäre in Posen und Westpreußen, wo Schön in ähnlicher Weise gewirkt hatte, endgültig entschieden, wenn noch zwanzig Jahre Flottwellsche Politik konsequent durchgeführt worden wäre. Es möge v. Boguslawski zum Teil Recht haben. Gewiß hätte die preußische Regierung nicht jetzt mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, falls sie die von Flottwell und Schön eingeschlagene Richtung in der Verwaltung der Ostmarken unentwegt und folgerecht bis jetzt fortgeführt hätte. Wenn aber v. Boguslawski meint, daß zwanzig Jahre hingereicht hätten, um Posen und Westpreußen endgültig dem Deutschtum zu gewinnen, so hat er zwei Dinge offenbar nicht genügend in Betracht gezogen: erstens den Fanatismus und die Deutschfeindlichkeit der polnischen katholischen Geistlichkeit und zweitens die Gewandtheit und Geneigtheit der polnischen Wortführer, ihre nationalen Bestrebungen auf das religiöse Gebiet hinüberzuspielen und durch Verquickung beider den ersteren eine große Festigkeit und Nachhaltigkeit zu verleihen. Von dieser Fähigkeit machten sie Gebrauch, als sie ihr Spiel auf politischem Gebiet dank der Folgerichtigkeit und Schneidigkeit der Regierung für verloren erachten mußten. Die Gelegenheit dazu war folgende: Die Bulle des Papstes Benedikt XIV: Magnae nobis administrationem vom Jahre 1748 über die Mischehen war vom polnischen Reichstage bereits 1768 außer Kraft gesetzt worden und stand auch im Widerspruche mit den preußischen Landes-

gesetzen. Daher segneten in den früheren polnischen Landesteilen der preußischen Monarchie die katholischen Geistlichen die gemischten Ehen ein, ohne den Verlobten das Versprechen abzufordern, die in der künftigen Ehe geborenen Kinder im katholischen Glauben zu erziehen. Diese Praxis hatte auch der Erzbischof v. Dunin, sowie seine Vorgänger ohne Vorbehalt anerkannt. Als aber im Jahre 1837 der Erzbischof von Köln, Droste v. Vischering, die Streitfrage über die gemischten Ehen aufwarf, stellten sich plötzlich auch bei dem Erzbischof von Gnesen Bedenken über dieselben ein. Er wandte sich mit Gesuchen an das Kultusministerium und nachher an den König, ihm zu gestatten, nach der Bulle Benedikts XIV. zu verfahren oder seine Gewissenszweifel dem Papste zur Entscheidung zu unterlegen. Natürlich erfolgte auf diese Gesuche ein abschlägiger Bescheid. Trotzdem erließ v. Dunin am Anfange des Jahres 1838 ein umfangreiches Umlaufsschreiben an die Dekane, in welchem er in einseitiger Weise von seinen Verhandlungen mit der Regierung berichtete. Daß der Hauptzweck des Schreibens aber war, Unruhe in die katholischen Gemeinden zu tragen und im voraus sie für die beabsichtigten ungesetzlichen Schritte ihres Oberhirten vorzubereiten, ist aus den Schlußworten des Schreibens zu entnehmen: „Mit diesem meinem Briefe als der Stimme des Hirten macht auch Eure Schäflein bekannt, ermuntert besonders die katholischen Mütter und Töchter, ebenso wie alle Gläubigen, daß sie mit eben dieser Treue und Anhänglichkeit in dem Glauben dieser heiligen Kirche beharren und jedes lebenslängliche Bündnis mit den Abtrünnigen von derselben vermeiden.“

Nachdem durch diesen Agitationsbrief die katholischen Gemeinden der Erzdiözese Gnesen-Posen in die gehörige Stimmung versetzt und mit feindseligen Gefühlen gegen die Abtrünnigen, d. h. gegen die Evangelischen und deren Regierung erfüllt worden waren, erfolgte am 27. Februar der Erlaß eines zweiten Hirtenbriefes, der den Geistlichen die unbedingte Einsegnung gemischter Ehen untersagte und zwar bei Strafe der sofortigen Amtssuspension.

So hatte der Erzbischof das Gesetz vielfältig verletzt, indem er ohne Erlaubnis der Regierung und selbst gegen den ausdrücklichen Willen des Königs in Religions- und Kirchenangelegenheiten eine neue Verordnung erlassen, sich das Recht angemaßt, Geistliche eigenmächtig von Amt und Würden zu entsetzen, durch die Drohung solcher Entsetzung sie zu Ungesetzlichkeiten verleitet und den religiösen Frieden unter den Konfessionen durch die Aufforderung an die Katholiken, jedes lebenslängliche Bündnis mit den „Abtrünnigen“ zu meiden, gröblich verletzt hatte. Trotzdem suchte die Regierung durch Milde und Entgegenkommen

den Erzbischof zu bewegen, seinen Erlaß vom 27. Februar zurückzunehmen. Doch alles Bemühen der Regierung erreichte nicht das Ziel. Daher konnte sie die Auflehnung gegen die bestehenden Gesetze nicht länger dulden. M. v. Dunin wurde vors Gericht gestellt und 1839 von dem Posener Ober-Appellationsgericht zu sechs Monaten Festungshaft verurteilt. Obgleich er auch vom Amte suspendiert war, so fuhr er in der Ausübung der Amtstätigkeit unbeirrt fort, bis er verhaftet und nach Kolberg gebracht wurde, das ihm unter Erlassung der Festungshaft zum Aufenthalt angewiesen wurde. Doch das bald darauf erfolgte Ableben König Friedrich Wilhelms III. und die in Veranlassung der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erlassene Amnestie brachten für den Erzbischof die Begnadigung und ein von demselben an den König gerichtetes untertäniges Schreiben über sein künftiges Wohlverhalten die Erlaubnis zur Rückkehr in seine Erzdiözese und in sein Amt.

Wie ein Sieger, dessen Haupt die Krone des Martyriums umstrahlte, traf M. v. Dunin am 5. August 1840 in Posen ein, von seinen polnischen Landsleuten mit enthusiastischem Jubel empfangen.

Elfter Abschnitt.

Der Kampf der Deutschen in Posen und Westpreußen ums Dasein.

Hätten die Deutschen doch mehr Parteilichkeit für alles, was ihnen angehört. Sie ist die Wurzel der moralischen Nationalkraft.
Garlieb Merkel.

In dem von dem Erzbischof v. Dunin entfachten konfessionellen Streite war die Staatsgewalt unterlegen. Die Folgen dieser Niederlage bewahrheiten den Ausspruch Treitschkes, daß unter allen politischen Sünden die der Schwäche die verwerflichste und verächtlichste und eine Sünde gegen den heiligen Geist der Politik sei.

Der einen Niederlage folgten neue Begehrlichkeiten auf polnischer Seite und ein Zurückweichen der Regierung derselben gegenüber. Obgleich der Erzbischof dem König sein künftiges Wohlverhalten versprochen hatte, so bewies er doch bei den weiteren Verhandlungen über die Mischehen die äußerste Halsstarrigkeit. Indem er den Geistlichen verbot, bei Mischehen von den Verlobten ein vorläufiges Versprechen der katholischen Kindererziehung zu fordern, zugleich aber ihrer Willkür es überließ, gemischte Ehen einzusegnen oder die Einsegnung zu verweigern, machte er die Einsegnung derselben zur Unmöglichkeit, falls der Geistliche aus irgend einem Grunde, unter anderen auch aus dem Grunde der fehlenden Garantie für die katholische Kindererziehung die Einsegnung verweigerte.

Des weiteren erging auf die Verheißung des jungen Königs, daß die Polen künftig sich nicht mehr über die Schärfe des preußischen Regiments zu beklagen haben werden, am 15. Januar 1841 eine Regierungsverfügung, daß alle Zivilprozesse künftig in der Sprache des Klägers zu führen seien, wodurch demselben die Möglichkeit geboten wurde, den Richtern die polnische Amtssprache vorzuschreiben.

Der posensche Provinziallandtag von 1841 stellte ferner der Antrag, daß die feierliche Eröffnung ihrer Sitzungen außer in deutscher auch in polnischer Sprache zu erfolgen habe und daß in Posen eine theologisch-philosophische Fakultät errichtet werde, obgleich der Erzbischof v. Dunin seit acht Jahren es nicht zugelassen hatte, daß die geistlichen Zöglinge seiner Diözese in Breslau oder auf irgend einer anderen preußischen Universität studierten. Posen war aber nach der Auffassung der Polen polnischer Boden, wo die zukünftige Geistlichkeit des Landes ohne Furcht für ihr Seelenheil ihre Bildung erhalten konnten.

Endlich wurde zur großen Freude und Genugtuung der polnischen Wortführer v. Flottwell zum Oberpräsidenten nach Magdeburg versetzt und durch den Grafen Arnim-Boitzenburg ersetzt, der trotz des besten Willens, den Wünschen der Polen gerecht zu werden, schließlich zu der Ueberzeugung gelangte, „daß der polnische Adel, wenn auch äußerlich Konzessionen machte, im Innern sich unbeugsam jeder Einwirkung, die über bloß gesellschaftliche Verhältnisse hinauszugehen versucht, verschließt."

Die bisher erreichten Erfolge steigerten nur die Begehrlichkeit der polnischen Wortführer. Ihre Forderungen zählt Dr. H. Geffcken in folgendem auf: Mehrere Gymnasien und alle niederen Schulen, wo Polen die Mehrheit hatten, sollten polonisiert, den Kreisständen sollte das Recht der Landratswahl wiedergegeben, die von der Regierung aus polnischer Hand angekauften Rittergüter sollten auch nur an Polen weiter veräußert, den am Warschauer Aufstande beteiligt gewesenen Offizieren ihr gesetzlich verwirktes Ruhegehalt wieder ausgezahlt werden. Diese Forderungen gestand die Regierung zum größten Teil zu. Im Kultusministerium wurde eine katholische Abteilung gegründet, die „dem fanatischen polnischen Klerus die Volksschule ganz und die höheren Schulen zum Teil auslieferte", zu Volksschulinspektoren vorzüglich polnisch-katholische Priester und zu Kreisschulinspektoren die Dekane ernannte, in den Volksschulen und unteren Gymnasialklassen das Polnische als Unterrichtssprache einführte, in den mittleren und oberen Klassen der höheren Schulen die Einführung derselben vorbereitete; die von der Regierung erworbenen Güter sollten wieder veräußert werden, ohne auf die Nationalität der Käufer zu sehen; den begnadigten Offizieren des Warschauer Aufstandes wurde nach anfänglichem Vorbehalt ihre Pension ausgezahlt.

So war die Regierung von der Tradition und den Prinzipien abgewichen, deren Grundlage Friedrich der Große gelegt hatte. Diese Abweichung sollte sich bald rächen. Trotz des Entgegenkommens der Regierung ging Hand in Hand mit der Agitation der polnischen

Wortführer um die Erpressung neuer Zugeständnisse an die polnische Nationalität eine revolutionäre Bewegung, die auf die Losreißung der ehemals polnischen Landesteile von Preußen und die Wiederherstellung des alten Polenreiches lossteuerte.

Leiter der Bewegung war das Pariser Zentral-Komitee und ihre Agenten, Begünstiger und Verbreiter die örtlichen Elemente der polnischen Gesellschaft, vor allem der polnische Adel, der in bewunderungswürdiger Vielseitigkeit unter der Maske der Loyalität von der Regierung Konzessionen zu erwirken und zugleich den Aufruhr gegen dieselbe zu organisieren verstand, dann die polnisch-katholische Geistlichkeit, welche die ihr anvertrauten Gemeinden in gleichem Sinne bearbeitete und gegen die Regierung durch die bekannten Lockrufe aufstachelte: „unserer heiligen Religion droht von dem ketzerischen preußischen Staate Gefahr; man will dem katholischen Volke seinen Glauben entreißen"; ferner die unter harmlosen Namen, mit angeblich friedlichen Zwecken in letzterer Zeit gegründeten Lesevereine", „Kasinos", „agrarische Vereine", Jagdklubs usw.; endlich sollte die Jugend für die Revolutionsidee durch die unter der Maske wissenschaftlicher Zwecke gebildeten Gymnasial- und andere Schülervereine gewonnen werden.

Wie schnell der Geist der Auflehnung zunahm, mußte der König bald erfahren. In ernster Ermahnung hatte er den Provinziallandtag von Posen daran erinnert, die Stellung dieses Großherzogtums als einer Provinz der preußischen Monarchie nicht zu verkennen, zu deren deutschem Kerne die Polen ebenso ständen, wie die Litauer und Wallonen, der nationale Gegensatz aber seine Versöhnung in dem Namen Preußen zu finden habe. Die polnische Majorität des Landtages von 1843 antwortete jedoch auf die königliche Ermahnung:

„Sollen sie ihren Vereinigungspunkt in dem Namen Preußen finden, so erblicken sie hierin eine Gefährdung der Verheißung (der Erhaltung und Bewahrung ihrer Nationalität); sie fürchten nicht mehr zu sein und sich nennen zu dürfen, was sie nach ihrer Sprache, ihren gesellschaftlichen Erinnerungen, was sie nach feierlich geschlossenen Verträgen und erteilten Zusicherungen sind — Polen."

Diese ablehnende Antwort betrübte tief den König, brachte ihm aber keine Sinnesänderung. Seine Vertrauensseligkeit hemmte aber wie früher das energische Einschreiten der Verwaltungsbehörden. Mußte doch der Oberpräsident v. Beurmann, der dem durch Posen reisenden Kaiser Nikolaus gegenüber die Aeußerung getan hatte, seit er die Polen kennen gelernt, sehe er wohl ein, daß man sie nur mit Strenge beherrschen könne, aus Rücksicht gegen den Willen des Königs im

entgegengesetzten Sinne handeln. So konnte die Verschwörung sich so weit ausbreiten, daß der von dem Pariser Zentral-Komitee nach Posen gesandte Emissär Ludwig v. Mieroslawski die Einsicht gewann, daß ein weiteres Zögern zum Scheitern des beabsichtigten revolutionären Unternehmens führen könnte. Ehe er aber losschlagen konnte, wurde er und mehrere Rädelsführer verhaftet und die geplante Revolution verlief in unbedeutende Putsche. 254 Personen wurden wegen Hochverrats verhaftet und vor einem besonderen Gerichtshof in Berlin gestellt, der am 2. Dezember 1847 Mieroslawski und sieben Mitangeklagte zum Tode, die anderen, über hundert an der Zahl, zu Zuchthaus- und Festungsstrafen verurteilte. Die Todesstrafen blieben aber unvollstreckt und die am 18. März 1848 in Berlin ausgebrochene Revolution brachte den Verurteilten Begnadigung und Freiheit. Noch am Tage ihrer Freilassung bildeten sie in Berlin ein Polenkomitee unter dem Vorsitze Mieroslawskis.

Die Vorgänge in Berlin wurden in Posen mit Jubel aufgenommen, polnische Fahnen entfaltet und dem neuerstandenen Polen Hochrufe ausgebracht. Die in Posen zusammengeströmten polnischen Edelleute wählten ein National-Komitee und beschlossen, dem König in einer Adresse die Wünsche der polnischen Bevölkerung zu unterlegen und zugleich einen Aufruf an das Volk zu verbreiten, in dem die Absicht verkündet werde, mit allen Mitteln die Unabhängigkeit Polens zu erstreben. Der ganzen polnischen Bevölkerung — heißt es in der Adresse — habe sich der einmütige Gedanke bemächtigt, es habe die Stunde der Wiedergeburt Polens geschlagen; den Anstrengungen der Bittsteller sei es kaum gelungen, eine Bewegung, die selbst blutig sein dürfte, aufzuhalten: sie beantragen, eine nationale Organisation des Großherzogtums Posen zu gestatten, man wolle dem König die Mitglieder einer provisorischen Kommission vorschlagen, welche die Truppen der Besatzuug zu einem einheimischen Truppenkorps umgestalten und die Besetzung aller Aemter mit Eingeborenen durchzuführen habe (s. Chr. Meyers „Geschichte des Landes Posen").

Die Bildung einer Kommission „aus beiden Nationalitäten", die mit dem Oberpräsidenten v. Beurmann gemeinschaftlich über die Reorganisation des Großherzogtums Posen beraten sollte, wurde zugestanden. Die Bestimmung des Königs, daß sie aus beiden Nationalitäten zusammengesetzt sei, schwächte aber ein Bescheid des Ministerpräsidenten v. Auerswald dahin ab, daß die Kommission aus Eingeborenen des Großherzogtums „ohne Rücksicht auf den Volksstamm zu bestehen habe, indem Se. Majestät vertraue, daß dabei auch die Interessen der deutschen Bevölkerung nicht unbeachtet bleiben." In-

folgedessen setzte sich die Kommission außer dem Oberpräsidenten aus lauter Polen zusammen und nur zwei Deutsche wurden als „Gäste" mit beratender Stimme hinzugezogen.

Es glaubten aber die Polen den Zeitpunkt noch nicht für gekommen, um ihre wahren auf Unterdrückung und Verdrängung der Deutschen gerichteten Absichten zu offenbaren, wie das aus einer am 28. März erlassenen Instruktion zu ersehen ist. „Man muß sich bemühen", heißt es daselbst, „die Deutschen nicht zu sehr zu alarmieren, um keine zu kräftige Reaktion von ihrer Seite hervorzurufen, andrerseits muß man jedoch die Suprematie über sie erhalten. So sehr wir also vor den Augen der Deutschen ein offenes und freundliches Benehmen anempfehlen, welches ihnen unsere Zuneigung und brüderliche Gesinnung sichert, ebensosehr muß man hinter ihrem Rücken das Volk bewaffnen, seinen Feuereifer steigern und es in drohender Haltung zeigen." Und in der Tat, dank der Vertrauensseligkeit der Deutschen der unter ihnen herrschenden liberalen Strömung und politischen Verirrung, die in jedem Polen einen „edlen Freiheitskämpfer" sah, gelang den Polen die Täuschung der Deutschen. Davon zeugen die von den letzteren öffentlich verlesenen Adressen. In einer derselben heißt es: „Die Deutschen verstehen die Begeisterung, welche die Polen durchglüht, sehr wohl; die Deutschen wollen nicht die Feinde der Polen heißen, Friede soll unter beiden Nationen sein, und wenn die Polen damit einverstanden sind, so traget die preußischen Nationalfarben neben den polnischen — wir Deutschen werden diesem Beispiel folgen." Eine andere begann mit den Worten: „Geschlagen hat die Stunde der Entfesselung der Völker; vom Rhein bis zur Prosna nur ein Ruf: Freiheit! Der Hauch Gottes geht über die Erde und trägt jenen Ruf von Volk zu Volk, alle vereinend mit ihm." Natürlich ernteten die Adressen den Beifall der Polen und auf das Wohl der Deutschen wurden polnischerseits Hochrufe ausgebracht, als diese aber Teilnahme an dem auf dem Rathause tagenden Zentral-Komitee verlangten, wurden sie abschlägig beschieden. Dessenungeachtet hielt ein anderer Ausschuß der Deutschen — das deutsche Nationalkomitee — für angebracht, den durch die polnische Absage bei den Deutschen hervorgerufenen schlechten Eindruck zu verwischen durch folgende Ansprache: „Deutsche Brüder! Das polnische Komitee erkennt, daß unser gemeinsames Heil nur aus einem gemeinsamen, friedlichen Nebeneinanderstehen und Wirken erwachsen kann; nur im Schutze deutscher Freiheit kann die Freiheit Polens aufblühen. Darum Brüder, bannet jedes Mißtrauen!" Weiter konnte der deutsche Michel nicht gehen, besonders da die aus der Provinz einlaufenden Nachrichten nur zu klar zeugten, von welcher

Beschaffenheit „die Freiheit Polens“ war. Da konnte die politische Klugheit der polnischen Wortführer nicht den „gesteigerten Feuereifer“ der polnischen Bevölkerung äußerlich in Bande der Mäßigung und brüderlichen Gesinnung zwängen. Da machte sich die bisher heimlich geschürte Flamme der Feindschaft gegen den preußischen Staat und das Deutschtum Luft. Da wurden die preußischen Hoheitsabzeichen herabgerissen und beschimpft, eigenmächtig Steuern erhoben, die königlichen Kassen mit Beschlag belegt, königliche Beamte und deutsche Bürgermeister vertrieben und durch Polen ersetzt, Deutsche und Juden mißhandelt und zum Eintritt in die sich bildenden polnischen Freischaren gezwungen, Lieferungen für dieselben ausgeschrieben und überall die polnische Republik ausgerufen.

Bald bedeckten sich die Straßen des Landes mit deutschen Flüchtigen, die der Vergewaltigung der Polen zu entgehen suchten. Da rafften sich endlich die Deutschen in Posen auf zum Widerstande gegen die ins Maßlose gewachsenen Ansprüche der Polen. Würden diese Ansprüche bewilligt, so war es um das Deutschtum in den einst polnischen Gebietsteilen geschehen. Diese Ueberzeugung brach sich allmählich in der deutschen Bevölkerung Bahn. An die Spitze der deutschen Komitees und Ausschüsse traten wahrhaft deutsch gesinnte Männer. Mit gutem Beispiel war die Stadt Bromberg vorangegangen, „den alten Ruf ihrer kerndeutschen Gesinnung“ wahrend. Sie hatte einen Anschlag des polnischen Adels, ihrer sich zu bemächtigen, zunichte gemacht, durch die Drohung desselben sich nicht einschüchtern lassen, sie durch 1000 Sensenmänner heimzusuchen, und eine Bürgerwehr errichtet. Die Gesinnung, die die Bürger beseelte, fand ihren Widerhall in einem Flugblatte. „Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben“, heißt es in demselben, „es ist notwendig, daß wir als Männer auftreten, des deutschen Namens würdig, uns fest aneinanderschließen, Mann an Mann, Ort an Ort. Lassen wir das Banner eines tausendjährigen Ruhmes an unsern Türmen wehen, ein sichtbares Zeichen unseres ernsten Willens.“

Dem Beispiel Brombergs folgten die übrigen Städte des Netzdistrikts, die beschlossen, nach Berlin Gesandte mit der Bitte um Aufnahme in den deutschen Bund zu schicken. „Wir erklären“, heißt es in der denselben mitgegebenen Adresse, „daß, obwohl wir dem König, unseren Herrn, unerschütterlich treu und gehorsam sind, wir doch lieber unser Leben verlieren, als uns Institutionen aufdrängen lassen wollen, die unsere Nationalität vernichten würden.“

In Posen trat an die Spitze der Deutschen der Regierungsrat

Kolbe v. Schreeb, der das schwachmütige, vertrauensselige deutsche nationale Komitee zum Rücktritt zwang, die Wahl eines neuen Ausschusses, „der sich durchaus aus Männern von kräftiger deutschnationaler Gesinnung zusammensetzte", und die Bildung einer deutschen Bürgerwehr betrieb.

Ueberall regte sich jetzt ein kräftiges deutsches Volksbewußtsein. „Wir haben nie auf das Recht verzichtet", erklärten die Deutschen Posens, „als deutsche Männer bei Deutschland zu bleiben: wir konnten darauf nicht verzichten, denn wir gehören für immer untrennbar zu unserem Vaterlande, zu Deutschland." Eine deutsche Volksversammlung zu Bromberg sprach folgendes aus: „Bei der Kundgebung des königlichen Befehls der Reorganisation ertönte ein Schrei der Entrüstung durch alle deutschen Kreise des Großherzogtums Posen. Also um ein vermeintliches Unrecht der Vergangenheit wieder gut zu machen, will man uns, die jetzigen Bewohner, ungehört einer fremden Willkürherrschaft unterwerfen? Lasse man abstimmen, Mann für Mann, Ort für Ort im Großherzogtum, und das durch falsche Nachrichten irregeleitete Deutschland wird zu seinem Erstaunen inne werden, daß nur wenige — und Gott sei geklagt! — was für Stimmen sich für eine Reorganisation des Großherzogtums Posen aussprechen werden. Und warum der Kampf gegen uns Deutsche, die wir uns gegen die Polen stets als Brüder betrugen, die wir sie mit Wohltaten überschütteten, deren sie, soweit die Geschichte reicht, unter der eigenen Regierung nie teilhaftig geworden sind. Waren wir den je Unterdrücker der Polen? Uebten sie nicht mit uns ganz gleiche Rechte? Und wir? Gibt es etwa hier ein polnisches, den Polen widerrechtlich entrissenes Reich? Der Boden ist und bleibt neutral: wer ihn bewohnt und bebaut mit eigener Kraft, der ist sein Herr. Deutschland scheint — infolge der Umtriebe der entgegengesetzten Partei — ganz im Unklaren zu sein über unsere Verhältnisse."

Zu Schneidemühl faßte eine andere Versammlung den Beschluß: „Die deutsche Bevölkerung des Großherzogtums Posen ist bei der gesammten deutschen Nation klagbar geworden, daß Deutschland ihrer zu vergessen scheine. Das ganze Vaterland ist einstimmig für Schleswig, so sei es auch einstimmig für Posen, denn hier ist mehr als Schleswig. Deutschland hat ein altes Recht auf seinen Boden; die Karte des alten Germaniens zeigte hier die Stammsitze und heiligen Haine der Burgundionen; ein Jahrtausend ringt Deutschland um den Wiederbesitz

seines Ostens, den das Slavenvolk überschwemmt und zertreten hat. Für Posen gilt dasselbe Recht, welches Schlesien und Sachsen, die Marken, Pommern und Mecklenburg an Deutschland bindet. Gleichgesinnt mit den deutschen Bewohnern wollen auch Hunderttausende unserer slavischen Brüder mit nichten unter das polnische Regiment zurück. Nimmermehr werde man ein polnisches Szepter über sich dulden, schon sei man bereit, wenn es nicht anders angehe, den Drängern den blutigen Beweis zu geben, daß eine halbe Million Deutsche nicht Slaven werden wollen."

„Die Provinz Posen", erklärten die Lissaer Deutschen, „ist erkauft mit deutschem Blute, als auf den Blutfeldern von Leipzig und Waterloo Europas Geschick sich neu gestaltete. Soll dieses Recht weniger gelten, als das, welches polnische Emissäre in der Arbeiterjacke auf den Barrikaden der Hauptstadt errungen zu haben meinen? Ihr wollt uns glauben machen, daß Euch die Nationalität das Heiligste sein werde, und das höchste Zugeständnis, das Euere aufrührerischen Komitees den Deutschen machen, ist — Duldung. Und wenn sich die deutsche Bevölkerung mutig, mit den Waffen in der Hand, zum Schutze ihres Lebens und ihres Eigentums und zum Schutze dessen, wofür es kein polnisches Wort gibt, für ihre Ehre gegen Eure Horden erhebt, dann nennt Ihr das betrübende, fürchterliche Taten."

Der Ausschuß sämtlicher Kreise des Netzdistrikts nahm folgende Resolution an: „Wir, die Bewohner dieser Kreise, gehören also schon unzweifelhaft und unwiderruflich dem deutschen Bunde an, und wehe dem, der in diesem unserm guten wohlerworbenen Rechte uns kränken wollte." Und eine unter freiem Himmel zu Bromberg einberufene Volksversammlung erklärte, „die in Posen zusammengetretene Kommission mit Einschluß des königlichen Immediatkommissarius zur nationalen Reorganisation des Großherzogtums Posen für inkompetent und im voraus alle ihre Beschlüsse für null und nichtig, da diese Kommission von der Gesamtbevölkerung mit keiner Vollmacht versehen ist."

Das Aufbäumen der deutschen Bevölkerung Posens gegen die Polonisierungs- und Revolutionsbestrebungen ihrer polnischen Landsleute machte auf die Regierung Eindruck. Die Forderung der Deutschen wurde berücksichtigt, „daß die der polnischen Bevölkerung verheißene nationale Reorganisation auf diejenigen Landesteile, in welchen die deutsche Nationalität vorherrschend ist, nicht ausgedehnt werden darf." Am 14. April bewilligte eine Kabinetsordre des Königs die Trennung der deutschen und polnischen Landesteile Posens und den Anschluß der

ersteren an den deutschen Bund. Da dabei aber die Stadt und der Kreis Posen zu dem polnischen Teil gerechnet wurden, so bemächtigte sich eine gewaltige Aufregung der Bewohner Posens. Am 18. April beschloß eine Volksversammlung die „unauflösliche Vereinigung der Stadt und des Kreises Posen mit Deutschland" und übersandte der Regierung durch eine Deputation eine Adresse mit der Erklärung, „seit dem 18. März, seitdem der Staat ein konstitutioneller geworden ist, sei die Regierung nicht mehr berechtigt, Abgesandten der Polen Zugeständnisse zu machen, welche die Zustimmung der Nationalvertretung erforderten."

Durch das selbständige Auftreten der Deutschen und das Erwachen des deutschen nationalen Bewußtseins fühlten sich die Wortführer der Polen aufs höchste beunruhigt. Gelang es ihnen nicht, die unter den Deutschen entstandene nationale Regung zu unterdrücken, so stand in Aussicht ein Mißlingen ihrer weitreichenden Pläne. Da die glatten Worte und hinterlistigen Versprechungen bei den Deutschen nicht mehr verfingen, so waren die Polen gezwungen, die Maske fallen zu lassen. Das polnische Nationalkomitee protestierte heftig gegen die Zerreißung des Landes Posen in einen deutschen und einen polnischen Teil. Mieroslawski übergab durch seinen Adjutanten dem König die Erklärung, „daß das polnische Volk durch die bisherigen Zugeständnisse nicht befriedigt sei .... und daß er endlich im Namen der Mitunterzeichneten und des ganzen Volkes bitte, die Unabhängigkeit des Großherzogtums insoweit auszusprechen, daß es sich unter preußischer Oberhoheit und Schutz in polnisch-nationalem Sinne und unter hinreichender Berücksichtigung des deutschen Elements frei organisieren könne." Wie in gefährdeten Augenblicken der polnischen Sache, trat wiederum die Geistlichkeit auf den Plan, um durch Hineinzerrung der Religion in die polnischen nationalen Bestrebungen denselben Nachhalt zu verleihen. Zu diesem Zwecke erließ der Erzbischof von Gnesen Przyluski einen Hirtenbrief, in dem er Polentum und Katholizismus als identische Begriffe zusammenfaßte und dem gleichfalls unifizierten Deutschtum und Protestantismus entgegenstellte. Auch in einem späteren Aufrufe hieß es: „Die Hauptbewohner des Großherzogtums Posen sind Polen, das heißt Katholiken, denn polnisch und katholisch gilt, wie Ihr wißt, unter uns für ein und dasselbe.

Wenn auch dieser Ansicht ein richtiger Gedanke zugrunde liegt, indem das evangelische Glaubensbekenntnis die germanische Form des Christentums ist, so war dem Erzbischof von Gnesen nicht daran so viel gelegen, diese Wahrheit seinen Glaubensgenossen zu verkünden, als vielmehr sie gegen die Deutschen und die protestantische Regierung auf-

zuhetzen. Daß dieser Zweck erreicht wurde, dafür sorgten schon die polnischen Priester. Gegen alles Deutsche wurde unermüdlich gehetzt, dem Volke von der Gefährdung des Glaubens vorgeredet und ihm vorgespiegelt, „der heilige Vater selbst rufe die Gläubigen zum Kampfe gegen den Unglauben, zur Verteidigung der teuersten Güter gegen die ketzerischen Deutschen auf."

Daß unter diesen Umständen die polnischen Freischaren wie Pilze aus dem Boden wuchsen, kann nicht wundernehmen, obgleich die polnische bäuerliche Bevölkerung sich der polnischen revolutionären Bewegung gegenüber im allgemeinen mißtrauisch und ablehnend verhielt. „Sie war", wie v. Boguslawski bemerkt, „für die Wohltaten des preußischen Regiments nicht unempfänglich und ihr Anteil an dem Aufstande war weniger durch die Herren, als durch die Geistlichkeit bewirkt."

Bald hatte Mieroslawski über 10,000 Mann unter seinem Oberbefehl vereinigt. Diese fieberhaften Rüstungen schlugen dem Langmut der Regierung endlich den Boden aus. Sie sandte den General v. Pfuel mit diktatorischen Vollmachten nach Posen, welcher die polnischen Banden nach einigen blutigen Gefechten auseinandersprengte. Mieroslawski mußte sich ergeben, wurde zum zweiten Male zum Tode verurteilt und vom König abermals begnadigt.

Ein gefährlicherer Gegner, als die Polen, war den posener Deutschen im deutschen Volke selbst indessen entstanden. Das waren jene Kreise, die, der damaligen liberalen Strömung folgend, in Preußen den Hort der Reaktion haßten und in den Polen die Vorkämpfer der Freiheit, das Musterbild der Völker sahen. Aus Unkenntnis der Geschichte Polens hielten sie dessen Teilung für ein Verbrechen, das nur durch die Wiederherstellung Polens gutgemacht werden könnte, und in gänzlicher Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, schlugen sie den Kampf um die Wiederaufrichtung der polnischen Adelsrepublik mit deutschen Verfassungsidealen über einen Leisten. Jene Kreise waren vorzüglich im südlichen Deutschland verbreitet. Ihrerseits suchten die daselbst mit offenen Armen empfangenen Polen den Preußenhaß zu schüren. „So hat deutscher Enthusiasmus", schrieb bereits im Jahre 1848 v. Bismark an die Magdeburger Zeitung, „wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom zu Straßburg zu pflanzen."

Die polenfreundliche Stimmung fand auch 1848 im Frankfurter Parlament seinen Ausdruck, als dort die Frage der Zulassung der

deutschen Abgeordneten aus Posen zu den Sitzungen der deutschen Nationalversammlung aufgeworfen wurde. Die Linke glaubte den Polen ihre Anerkennung für die angebliche Vertretung demokratischer Grundsätze nicht besser ausdrücken zu können, als wenn sie von der Nationalversamlung die Anerkennung der Freiheit und Unabhängigkeit aller Nationen und infolge derselben die Wiederherstellung Polens forderten. Daher brachten 16 Glieder des Parlaments den Gegenantrag ein, vorläufig keinen Teil des Großherzogtums Posen in den deutschen Bund aufzunehmen, den Abgeordneten aus Posen die Teilnahme an der Nationalversammlung zu versagen, dagegen die Zentralgewalt zu beauftragen, in Gemeinschaft mit England und Frankreich die Einberufung eines Kongresses zur Wiederherstellung der Freiheit und Unabhängigkeit Polens herbeizuführen. Aber „unter stürmischen Ausbrüchen des Unwillens" vernahm die Versammlung die Ausführungen des Redners der Antragsteller, Arnold Ruges, der die Stimme der deutschen Bevölkerung Posens nicht zu Worte kommen lassen wollte, aber dem deutschen Parlament es zur Pflicht machte, „Polens heilige Sache zu der seinigen zu machen." Vergebens suchte auch Robert Blum die Ansicht zu vertreten, daß die Teilung Polens ein Frevel der deutschen Politik gewesen sei und daß das deutsche Volk jetzt sühnen müsse, was seine Fürsten verbrochen hätten. Die von hohem Patriotismus und klarer Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse getragenen Reden der beiden Abgeordneten aus Posen entschieden zugunsten der deutschen Sache. Den Inhalt und zum Teil den Wortlaut beider Reden geben wir hier wieder, wie sie in der bereits erwähnten Abhandlung Dr. H. Geffcken's aufgezeichnet sind.

Ergreifende Worte freilich waren es, die der Abgeordnete Göden aus Krotoschin der Versammlung zurief: „Ueben Sie erst Gerechtigkeit gegen Ihre deutschen mißhandelten Brüder, ehe sie dieselbe einem fremden Volke zuteil werden lassen. Wir sind Deutsche, weil wir den Willen haben, Deutsche zu sein, und eine Unterordnung unter die Polen nicht länger ertragen. Unser Wille ist ein so fester, daß ihn ein entgegenstehender Beschluß nicht zu beugen vermag, unsere Rechte sind so sichere, so bestimmte, so tief in dem modernen Weltbewußtsein ruhende, daß nicht einmal ein deutsches Herz, nicht einmal ein deutsches Ohr dazu gehört, um sie anerkennen zu müssen . . . Meine Herren, es steht Ihnen das Recht zu, uns die Pforten dieses Tempels zu verschließen, unsere deutsche Gesinnung, unser deutsches Herz können sie uns nicht rauben. Sie werden meinen Worten, meinen Gründen andre entgegenstellen, sie mögen schärfer sein, wenn sie auch nicht wahrer sein können, ich habe sie aber auch noch wieder schärfer,

es ist der letzte aller Gründe, es ist die scharfe Spitze des Schwertes meines Volkes, mit dem wir unser Recht der Nation gegenüber aufrecht erhalten werden, die den Beweis ihrer Selbständigkeit der Welt noch schuldig geblieben ist."

Und es war ein strenges Gericht, vor das der andere Redner, der Abgeordnete für Oberbarnim, Wilhelm Jordan, „den Polenrausch" seiner doktrinären Freunde zog. Er zeigte ihnen, daß sie keine Ahnung von den Verhältnissen im Osten hätten, die er als geborener Insterburger aus genauer persönlicher Anschauung kannte. „Der Umstand, daß man die Polen desto lieber hat, je weiter man von ihnen entfernt ist und je weniger man sie kennt, und desto weniger, je näher man ihnen rückt, muß jedenfalls die Vermutung erregen, daß diese Zuneigung nicht sowohl auf einem wirklichen Vorzug des polnischen Charakters als vielmehr auf einem gewissen weltbürgerlichen Idealismus, nicht sowohl auf einer klaren Erkenntnis unserer Verhältnisse zu unseren östlichen Nachbarn, als vielmehr auf einem hergebrachten politischen Glaubensartikel beruhe, den man eben hinnimmt, ohne ihn weiter zu untersuchen." Statt dessen solle man lieber den Polen in ihrer höchsten Tugend, der unverwüstlichen und tapferen Vaterlandsliebe, nachzueifern suchen. Am wenigsten dürften Demokraten für Polen sich begeistern, und gerade als Demokrat trete er, Jordan, gegen den Polenrausch in die Schranken, denn Polens Freiheit habe nie etwas anderes bedeutet als die Privilegierung des Adels, die Leibeigenschaft der Bauern und die Rechtlosigkeit der Bürger. Dann wies der Redner auf die Gefahr hin, welche ein selbständiges Polenreich für Deutschland sein würde, denn es müsse, um sich als moderner Staat zu halten, Seeküsten gewinnen und könne das nur tun auf Kosten uralten deutschen Staatsgebietes, die Hoffnungen der Polen reichten daher auch nach wie vor „bis an die grüne Brücke von Königsberg." So sei die Politik, die Preußen zurufe, gib Polen frei, es koste, was es wolle, eine kurzsichtige, selbstvergessene Politik, eine Politik der Schwäche, der Furcht und der Feigheit. „Es ist hohe Zeit für uns, endlich einmal zu erwachen aus jener träumerischen Selbstvergessenheit, in der wir schwärmten für alle möglichen Nationalitäten, während wir selbst in schmachvoller Unfreiheit darniederlagen und von aller Welt mit Füßen getreten wurden, zu erwachen zu einem gesunden Volksegoismus, um das Wort einmal grade herauszusagen, welcher die Wohlfahrt und die Ehre des Vaterlandes in allen Fragen obenan stellt. Aber eben dieser Egoismus, ohne den ein Volk niemals eine Na-

tion werden kann, wird von den Polenfreunden als höchst verdammlich bezeichnet. Wir müssen vor allen Dingen gerecht sein, sagen sie, und sollte es uns auch manches schwere Opfer kosten.“ Das aber müsse, konsequent durchgeführt, zu einer Auslieferung von halb Deutschland an die Slaven führen, denen das Land östlich der Elbe in alter Vorzeit nach demselben Recht der Eroberung von den Deutschen abgenommen worden sei, kraft dessen Preußen seine polnischen Gebietsteile besitze. Endlich nahm Jordan Preußen gegen den Vorwurf in Schutz, es habe seine polnischen Untertanen geknechtet. In den Grenzen der Möglichkeit des Polizeistaates seien dieselben vielmehr vor den Deutschen in Posen und Westpreußen systematisch bevorzugt worden, und an der Indolenz des polnischen Adels habe es gelegen, wenn derselbe in der preußischen Beamtenschaft immer noch so wenig vertreten sei. Unendlich groß sei dafür die Kulturarbeit, die Preußen im polnisch durchsetzten Osten geleistet habe. Deutsche Arbeit habe dort die Wälder gelichtet, die Sümpfe getrocknet, den Boden urbar gemacht, Straßen und Kanäle angelegt, Dörfer gebaut und Städte gegründet. Soll das alles geschehen sein, „um den Epigonen des exilierten hundertköpfigen polnischen Despotismus neue Schmarotzernester zu bereiten?“ So könne gegen Preußen nicht die Gerechtigkeit angerufen werden und ebensowenig die Humanität. Denn was der Adel und der Klerus Polens zu tun sich standhaft gesträubt hätten, das habe Preußen vollbracht, es habe die Grundlage eines neuen polnischen Volkes, einen freien Bauernstand geschaffen. Und grade deshalb sei ihm der polnische Adel und Klerus gram geworden, grade deshalb predige die Geistlichkeit unter dem Volke den Haß gegen Preußen und nähre geflissentlich den Irrtum, als seien „deutsch“ und „evangelisch“, „katholisch“ und „polnisch“ Wechselbegriffe.

Als der Redner mit den Worten schloß: „Freiheit für Alle, aber des Vaterlandes Kraft und Wohlfahrt über alles“, da war die Schlacht, urteilt H. Geffcken, für die Deutschen Posens gewonnen, andauernder stürmischer Beifall umbrauste Jordan, als er die Tribüne verließ, und am 27. Juli 1848 wurde die Zulassung der Deutsch-Posener zum Parlament mit überwältigender Mehrheit beschlossen; dem deutschen Volke war die Schmach einer Selbsterniedrigung ohnegleichen in seinen berufenen Vertretern noch eben glücklich erspart worden.

Auch die Zweiteilung Posens kam nicht zur Ausführung. Sie scheiterte an dem Widerstande der preußischen Volksvertretung. Als in der zweiten Kammer derselben der die Zweiteilung befürwortende Antrag Österraths zur Beratung vorlag, sprach die zur Vorberatung des Antrages zusammengesetzte Kommission die Ansicht aus,

daß der preußische Staat im Interesse seiner Einheit es nicht als seine Pflicht erachten könne, den verschiedenen, auf seinem Boden vorhandenen Stämmen ihre Entwicklung und namentlich auch die Gleichberechtigung ihrer Sprachen ausdrücklich zu gewährleisten. Demgemäß lehnte die zweite Kammer den Antrag Osteraths mit großer Mehrheit ab. Da nach dem kläglichen Ausgang der ersten deutschen Nationalversamlung und der Wiederherstellung der deutschen Bundesverfassung die Beschlüsse der ersteren über die Aufnahme Ost- und Westpreußens und der deutschen Teile Posens in den deutschen Bund rückgängig gemacht wurden, so blieb der Beschluß der zweiten Kammer über die staatsrechtliche Ordnung Posens zu Recht bestehend.

So war einerseits durch die Einsicht der preußischen Volksvertretung die Integrität des preußischen Staates gewahrt, als auch andererseits durch das mannhafte Auftreten der deutschen Bevölkerung Posens die polnischen Anschläge wider das Deutschtum zunichte gemacht worden.

Doch weit gefährlicher und verhängnisvoller, als die polnischen Anschläge und revolutionären Bewegungen waren und werden konnten, wurde für das Deutschtum in den von Polen durchsetzten Gebieten der Umschwung, der sich allmählich in den wirtschaftlichen Verhältnissen und der Bevölkerungsbewegung daselbst vollzog. Daß die deutsche Bevölkerung nach den deutschen Großstädten und dem Westen abwanderte, daß der Deutsche ging und der Pole blieb, das konnte einem aufmerksamen Beobachter nicht verborgen bleiben. Doch bei der Unklarheit der bisher veranstalteten Volkszählungen inbezug auf die Nationalität der Bewohner der Ostmark konnte man nicht ein rechtes Bild von dem Verluste des Deutschtums gewinnen. Erst die Zählung vom Jahre 1890 und die darauffolgenden Zählungen, die von jedem Ortsanwesenden die Angabe der Muttersprache, Konfession, des Geschlechts, Alters, Familienstandes und Heimatlandes forderten, können in dieser Hinsicht als zuverlässiger gelten. Sie öffneten aber einen das Nationalgefühl niederdrückenden Ausblick auf die Zuknnft des Deutschtums in den von Polen durchsetzten Ländern. Sie zeigten nicht allein, daß der Geburtenüberschuß bei den Polen stärker ist, als bei den Deutschen, sondern auch, daß die deutsche Abwanderung ganz bedeutend die der Polen übertrifft. Eine eindringliche Sprache darüber reden die Zahlen, die der preußische Ministerpräsidenten, Fürst Bülow, nach den Angaben des Oberpräsi-

denten von Posen 1902 dem preußischen Abgeordnetenhause mitgeteilt hat. Danach hat sich die Gesamtbevölkerung der Provinz Posen von 1890 bis 1900 ungefähr um 7³/₄ Prozent vermehrt, der Zuwachs der polnischen Bevölkerung hat aber 10¹/₂ Prozent, während der der Deutschen nur 3³/₄ Prozent und nach Abzug der durch die Ansiedelungskommission herangezogenen deutschen Bauern sogar nur 1³/₄ Prozent betragen.

E. Hasse berechnet für denselben Zeitraum die Zunahme der polnischen Bevölkerung im Reg.-Bez. Marienwerder um 9,8 Prozent, der deutschen nur um 4 Prozent; im Reg.-Bez. Posen den Zuwachs der Polen um 9,5 Prozent, den der Deutschen aber nur um 1 Prozent; in Bromberg den Zuwachs der Polen um 12,8, der Deutschen um 7,9 Prozent.

In Hinblick auf die starke Vermehrung der Polen hat Fürst Bülow an anderer Stelle den Vergleich aus der Zoologie herbeigezogen, daß die Polen im Verhältnis zu den Deutschen wie die Kaninchen zu den Hasen sich vermehrten.

Auch die anderweitig aufgestellten Berechnungen bestätigen die Tatsache der Zunahme der polnischen Bevölkerung und der Abnahme der deutschen in den von Polen mitbewohnten Landesteilen. So berechnet das „Deutsche Tageblatt" für das Großherzogtum Posen den Zuwachs der Polen mit 21,80, den der Deutschen mit 14,40 pro Mille, für Westpreußen den der Polen mit 20,20, den der Deutschen mit 13,90 pro Mille, für Ostpreußen den der Polen mit 17,90, den der Deutschen mit 14,80 pro Mille. Daher ziehen die „Preußischen Jahrbücher" den Schluß, daß im Deutschen Reiche die Polen, Masuren und Kassuben absolut und häufig auch relativ zugenommen haben, während man bei den übrigen fremden Völkerschaften, wie z. B. bei den Litauern, Wallonen und anderen eine Abnahme bemerkt. Ihrerseits geben die „Preußischen Jahrbücher" an, daß der Anteil der Polen im Regierungsbezirk Marienwerder im Jahre 1895 — 38,1 Prozent, im Jahre 1900 bereits 38,4 Prozent der Gesamtbevölkerung betragen habe. In der Provinz Posen sei aber die polnische Bevölkerung im gleichen Zeitraume von 59,8 auf 61,3 gestiegen, in der Provinz Schlesien von 23,0 auf 23,6, in der Provinz Hannover von 0,2 auf 0,4, im Rheinland von 0,1 auf 0,4, in Westfalen von 1,0 auf 2,9 Prozent. Zu denken gibt auch die Mitteilung, welche die „Statistische Korrespondenz" auf Grund der schulstatistischen Erhebung von 1901 über *die Familiensprache der Schulkinder* in den öffentlichen Volksschulen Preußens gebracht hatte. Aus derselben ergibt sich wenn auch nicht ein tatsächlicher Rückgang der Kenntnis der deutschen

Sprache unter den preußischen Polen, so doch zum mindesten die fortschreitende Verleugnung der Kenntnis und des Gebrauchs des Deutschen. Besucht wurden die öffentlichen Volksschulen Preußens 1886 von 4,838,857, 1891 von 4,916.476, 1896 von 5,236,826 und 1901 von 5,670,870 Schulkindern. Davon gebrauchten in ihrer Familie ausschließlich die deutsche Sprache 1886: 4,188,857 = 86,58 Prozent, 1891: 4,268,909 = 86,83 Prozent, 1896: 4,518,645 = 86,29 Prozent und 1901: 4,877,884 = 86,32 Prozent. Es ist also ein Rückgang um mehr als ein halbes Prozent der Gesamtzahl der preußischen Schulkinder im ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache als Familiensprache im Jahre 1901 im Vergleich mit dem Jahre 1886 festgestellt, nachdem von 1886 bis 1891 ein Vorschreiten um ¼ Prozent erfolgt war. Bei der Geringfügigkeit des Gebrauchs sonstiger Fremdsprachen als Familiensprachen in Preußen kommt der Rückgang der deutschen Sprache in letzterer Zeit ausschließlich auf Rechnung der polnischen in Betracht. Die statistische Fragestellung ist in früheren Zeiten nicht so ausführlich gewesen wie 1901; daher Lücken und Verschiebungen. Werden sie berücksichtigt, damit zeitliche Vergleichungen vorgenommen werden können, so ergeben sich folgende Zahlen für die Verbreitung der polnischen Familiensprache unter den Volksschülern. 1886: 500,315, 1891: 494,585, 1896: 553,367 und 1901: 596,839.

Forscht man nach den Gründen der weit langsameren Vermehrung der Deutschen als der Polen in den von denselben durchsetzten Landesteilen, so kommt vor allem der Ueberschuß an Geburten bei der polnischen über den bei der deutschen Bevölkerung in Betracht. Derselbe wird bedingt durch den Umstand, daß die Katholiken — in Posen sind fast alle Polen Katholiken — früher heiraten als die Protestanten, welche die Masse der deutschen Bevölkerung in Posen ausmacht. Da aber die Sterblichkeit der Kinder bei den Katholiken wiederum größer ist, als die in protestantischen Familien, so dürfte der Geburtsüberschuß nicht eine bedeutende Verschiebung der Bevölkerung bewirken. Sie verursacht vielmehr die weit größere Abwanderung der Deutschen, als die der Polen.

Der Deutsche entschließt sich infolge seiner höheren Kultur weit leichter, die heimatliche Scholle zu verlassen, sobald sich in der Fremde bessere Erwerbsverhältnisse bieten oder daselbst die Aussicht für ihn größer ist, sich unabhängig zu machen. Dagegen läßt beim Polen seine größere Bedürfnislosigkeit und die in der Fremde waltenden ungewohnten Verhältnisse das Verlangen weniger aufkommen, durch Ver-

lassen der Heimat seine Lage zu verbessern. Und wenn er fortgeht, so geht er nur zeitweilig fort, um in der Fremde zu verdienen und mit den Ersparnissen dann ein Stück Kartoffelfeld in der Heimat zu kaufen oder seine Hütte oder Häuschen auszubessern. Um zu sparen, hält er sich in der Fremde fern von allen Lustbarkeiten, ja hungert und darbt sogar. Diese in der Fremde gelernte Enthaltsamkeit setzt er nach den Beobachtungen Leo Wegeners in der Heimat fort. Anders der Deutsche. Wohin er geht, sei's in die Großstädte, sei's in die Fabrikgegenden des Westens, sei's als Sachsengänger in die Rübenfelder Mitteldeutschlands, überall trifft er Volksgenossen und ähnliche Sitten und Verhältnisse an, wie in der Heimat. Daher lebt er in der Fremde sich bald ein, befreundet sich mit den dortigen Einwohnern, nimmt an deren Lustbarkeiten Teil, wird zum Geldausgeben verführt, kommt nicht zum Sparen, um mit den Ersparnissen in die Heimat zurückzukehren, hat selbst mit der Zeit dieselbe vergessen und sogar in der Fremde sich verheiratet. Oft nimmt der Deutsche seine Angehörigen mit sich, um für immer fortzuziehen, während der Pole dieselben zu Hause läßt, um zurückzukehren. Daher trifft man polnische Dörfer an, wo man im Sommer nur Greise, Frauen und Kinder sieht; die arbeitsfähige Bevölkerung ist auf Verdienst gegangen.

Auch im Lande selbst, in Posen und Westpreußen, findet der Landarbeiter polnischer Abstammung leichter Verdienst und Unterkunft als der Arbeiter deutscher Nationalität. Er ist untertäniger und bedürfnisloser und begnügt sich daher mit einem geringeren Lohn. Daß der polnische Gutsbesitzer ihn vorzieht, ist selbstverständlich. Der deutsche Arbeiter, Wirtschaftsbeamte, Verwalter, Pächter wird überhaupt auf polnischen Gütern keine Stellung finden. Aber auch auf Gütern, die sich in deutschem Besitz befinden, wird der Pole meist dem Deutschen vorgezogen. Und das geschieht selbst auf Gütern, deren Besitzer nicht gezwungen sind, aus ökonomischen Rücksichten den polnischen Arbeiter zu bevorzugen, wie die großen deutschen Fideikommißbesitzer. Und doch, wie Dr. Leo Wegener versichert, lassen sich dieselben mehr von wirtschaftlichen als nationalen Gesichtspunkten leiten. Denn auf den Fideikommißbesitzen, die nach dem Güteradreßbuch von Kirstein 1899 selbst bewirtschaftet und administriert wurden, befanden sich unter 1000 Bewohnern 1871 : 370 und 1895 : 291 Evangelische. Es fand somit hier eine stärkere Abnahme statt, als in der Gesamtheit der Gutsbezirke, wo unter 1000 Bewohnern die Deutschen sich nur um 33 verminderten. Schlimmer sieht es aber aus auf den Fideikommissen, deren Besitzer den größten Teil des Jahres oder stets abwesend sind und die daher von denselben verpachtet werden.

Einige von Dr. Leo Wegener angeführte Beispiele werden hier den Rückgang des Deutschtums erhellen. So gab es auf dem Thronlehen Krotoschin, soweit dieses im Kreise Krotoschin liegt, 1871: 910 Evangelische und 1955 Katholiken und 1895 nur noch 565 Evangelische aber 2552 Katholiken, auf den verpachteten Besitzungen des Fürsten Heinrich XIV. Reuß j. L im Kreise Grätz 1871: 238 Evangelische und 655 Katholiken und 1895 nur 134 Evangelische und 689 Katholiken, auf den verpachteten Gütern der Herrschaft Samter des Herzogs von Coburg-Gotha 1871: 442 Evangelische, 1284 Katholiken, 1895 nur noch 307 Evangelische, aber bereits 1663 Katholiken. Welches andere Bild würden wir aber sehen, wenn diese Großgrundbesitzer jahrein jahraus auf ihren Posenschen Gütern säßen, durch den Glanz ihres Namens und ihre Hofhaltung im deutschen Sinne wirkten und, durch den Kampf ums Dasein nicht bedrückt, nicht allein Deutsche als Wirtschaftsbeamte, Pächter und sonstige Unternehmer ihr Brot verdienen ließen, sondern auch eine deutsche Dienerschaft und einen Stamm deutscher Arbeiter unterhielten, oder wenn die 10,000 Morgen Großgrundbesitz, in etwa Parzellen zu 10—20 Morgen aufgeteilt, die heimatliche Scholle für 500 bis 1000 deutsche Kleingrundbesitzer bilden würden! Wie würde sich dann der Volkscharakter der ganzen Gegend verändern! Wie würde die Schaffung eines breiten Hinterlandes von wohltätigster Wirkung auf die sich mit unheimlicher Geschwindigkeit polonisierenden deutschen Städte sein, da den jetzt von den Polen boykottierten deutschen Bürgern neue Käufer zugeführt würden.

In derselben Lage, wie die Pächter von Privatgütern, befinden sich auch die Pächter der Domänen. Daher begünstigen auch die Domänen, soweit sie aus Großgrundbesitz bestehen, die Polonisierung des Landes. Das klingt kaum glaublich in einem Staate, der hunderte von Millionen ausgibt, um den deutschen Charakter eines Teiles seines Gebietes zu wahren. Und doch wäre es gar nicht so schwer, die Domänen von dem Odium der Polonisierung zu entlasten, wenn die Regierung ihre Domänengüter entweder in Kleingrundbesitzparzellen zerschlagen und dieselben an Deutsche als Pächter vergeben oder den Gutspächtern die Pacht ermäßigen würde unter der Bedingung, daß dieselben nur Deutsche als Gesinde und Arbeiter annehmen und halten.

Schließlich ist von einer Förderung des Deutschtums von den Großgrundbesitzer nichts zu erwarten, die aus Spekulation ein Gut gekauft haben, um es wieder zu veräußern, sobald es etwas dabei zu verdienen gibt, oder die, durch Schulden gedrückt, einen Käufer suchen müssen, der das größte Angebot macht. Es ist nur zu bedauern, daß solche Großgrundbesitzer, die ihre Güter veräußern an jeden Beliebigen,

ohne Ansehen der Nationalität der Käufer, in überwiegender Mehrzahl auf seiten der Deutschen sich befinden. Daher betrug nach den vom Fürsten Bülow dem Abgeordnetenhause gemachten Mitteilungen der Verlust der Deutschen an Grundbesitz in dem Zeitraume von 1890 bis 1900: 1752 Grundstücke mit einem Flächeninhalte von 159,097 Hektar. Selbst im Regierungsbezirke Bromberg hatte im Jahre 1898 der deutsche Großgrundbesitz 795 Hektar eingebüßt, 1282 Hektar Gewinn gegenüber 2077 Hektar Verlust.

Auch ist es auffallend, daß der Ansiedelungskommission immer mehr Güter von Deutschen zum Ankauf angeboten werden, während der Erwerb polnischer Güter immer mehr zurückgeht. So sind im Jahre 1899 24 große Güter mit zusammen 17,939 Hektar von Deutschen und nur vier Güter mit 2192 Hektar von Polen angekauft worden. Es gilt auch der Verkauf eines polnischen Gutes an einen Deutschen oder gar an die Ansiedelungskommission in der polnischen Gesellschaft als Vaterlandesverrat, als Treubruch an der polnischen Sache, während in deutschen Kreisen eine ähnliche Anschauung im umgekehrten Falle noch nicht aufgekommen ist. So schreibt der „Kuryer Poznanski": „An den Pranger mit den Ansiedelungsverkäufern! ruft immer lauter unsere Volksgesamtheit. Nichts Natürlicheres gibt es, als diesen Schrei der Entrüstung und Verzweiflung, nichts Berechtigteres, als diesen allgemeinen Ruf nationaler Selbstverteidigung. Es gibt keine zweite Gefahr, vor der wir uns mehr fürchten und hüten müssen als die, aus uns Heloten ohne Erde und ohne Haus zu machen." Der „Orodownik" nennt ferner den Verkauf polnischer Güter „einen schändlichen Schacher mit väterlicher Erde" und er will nicht bloß die Verkäufer, sondern auch die Vermittler gebrandmarkt wissen. In vollster Einmütigkeit endlich verlangen alle polnischen Blätter, daß die polnische Gesellschaft den Verkäufern Verachtung bezeuge und jeden Umgang mit ihnen abbreche, ja, daß sie diese Verachtung noch auf die Nachkommen des Uebeltäters übertrage.

Welchen Einfluß aber der Großgrundbesitz auf die Bevölkerungsbewegung ausüben muß, wird leicht zu ermessen sein, wenn man bedenkt, daß von den 2,895,770 Hektar der Provinz Posen 1,616,042 Hektar, also 55,8 Prozent in den Gutsbezirken liegen. Nach der Berechnung, die Dr. Leo Wegener in seiner Studie über „den wirtschaftlichen Kampf der Deutschen mit den Polen um die Provinz Posen" angestellt, gab es 1871 in den Gutsbezirken der Provinz Posen 356,312 Bewohner, davon waren 63,848 protestantisch, 291,958 katholisch und 500 jüdisch, d. h. unter 1000 gab es 179 Protestanten, 819 Katholiken und 1 Juden. 1885 betrug die Bevölkerung 390,403 Personen, von denen 61,627

protestantisch, 328,340 katholisch und 432 jüdisch waren, d. h. unter 1000 Bewohnern 158 Protestanten, 841 Katholiken und 1 Juden. Und 1895 waren unter 392,362 Bewohnern 57,662 Protestanten, 334,429 Katholiken und 269 Juden, d. h. unter 1000 Personen 147 Protestanten und 852 Katholiken. Demnach gingen die Protestanten 1871 bis 1895 um 6,186 Seelen zurück, während die Katholiken in derselben Zeit um 42,571 zunahmen. Die Abnahme der Deutschen würde aber noch größer sein, wenn man die Zahl der Bauern der Ansiedelungskommission, die sich auf den noch nicht zu einer Dorfgemeinde umgewandelten Gütern befanden, abziehen könnte.

In die obigen Zahlen ist aber nicht das polnische Arbeiterproletariat einbegriffen, das jedes Jahr aus dem Königreich Polen und Galizien über die Grenze kommt. Dasselbe findet als Saisonarbeiter vorzüglich auf den Gütern Beschäftigung und trägt für den größten Teil des Jahres erheblich für die Zunahme der polnischen Bevölkerung daselbst bei. Durch dasselbe erhält das Land einen mehr ausgeprägten polnischen Charakter, als es sonst hätte. Die Einwanderung dieser fremden polnischen Arbeiter hat in ihrer Gefolgschaft noch den Uebelstand, daß durch den durch sie bewirkten Wettbewerb der Lohn und die Lebenshaltung der innländischen Arbeiter heruntergedrückt wird.

Auch die Bemerkung E. Hasses muß als zutreffend gelten, daß die Polen, die vielleicht individuell geneigt und bemüht sind, sich einzudeutschen, in dieser ihrer Entwicklung durch nichts so gehemmt werden, als durch die unausgesetzte Zuwanderung von Volksgenossen, die von deutscher Kultur und Sitte noch nichts wissen.

Wie ferner der preußische Landwirtschaftsminister v. Arnim-Crieven in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 12. Februar 1907 es zugegeben hat, bleibt noch dazu ein gewisser Teil dieser eingewanderten polnischen Saisonarbeiter trotz aller Polizeimaßregeln im Lande zurück.

Daher kommt Dr. Leo Wegener zu dem Schlusse, daß *keine Form des Großgrundbesitzes, weder Fideikommiß noch Domäne noch Eigentum unter den jetzigen Verhältnissen deutschfördernd wirkte*, sondern, daß das wirtschaftliche Interesse der Gutsbesitzer den billigeren, anspruchslosen polnischen Arbeiter bevorzugen muß, daß ferner der Gutsbesitzer gezwungen ist, polnische Saisonarbeiter, die er zur Ernte nötig hat, im Frühjahr schon kommen zu lassen, um sich ihrer bei der jetzigen großen Konkurrenz zu versichern, und daß dadurch er wiederum veranlaßt wird, seinen einheimischen Arbeiterstamm einzuschränken oder gar zu vernachlässigen. „*Solange*

diese Zustände bestehen", schließt Dr. Wegener, „solange geht mit Notwendigkeit die Gutsbevölkerung der Provinz Posen der Polonisierung entgegen, ganz gleich, ob sämtlicher Grund und Boden in deutsche Hände kommt oder nicht." Und Herr v. Wittenberg, der frühere Präsident der Ansiedelungskommission, soll einmal bei der Erwägung der Frage, ob die Ansiedelungskommission nicht auch Güter von 1000 bis 2000 Morgen anlegen sollte, nach der Mitteilung der „Täglichen Rundschau" drastisch geäußert haben: „Wer sitzt von Deutschen auf solchen Gütern? Er, Sie, Es, allenfalls noch die Bonne und der Inspektor, alles andere sind polnische Arbeiter und das nennt sich dann einen Hort des Deutschtums. Legt man aber Güter von 50, 60 usw. Morgen an, so arbeiten Frau, Kind, Geschwister mit und das Gut bleibt rein deutsch."

In einem der früheren Abschnitte haben wir gesehen, welche bedeutende Rolle der deutsche Bauernstand bei der Wiedergewinnung der östlich von der Elbe gelegenen Länder für das Deutschtum gespielt hat. Wenn auch nicht seine werbende, so doch seine erhaltende Kraft hat derselbe bis zur letzten Zeit in den noch jetzt von einer polnischen Bevölkerung durchsetzten Landesteilen bewahrt. Doch wer ein prüfendes Auge für die daselbst in der letzten Zeit sich abspielende Bevölkerungsverschiebung hat, dem wird es für die Zukunft des deutschen Bauernstandes daselbst bangen, der wird sich nicht zur Ruhe legen können mit dem Bewußtsein, daß an diesem Bauernstande die Wogen fremder Ueberflutung zerschellen werden. Die Sache ist nämlich die, daß in Posen die Mehrzahl der ländlichen Bewohner der polnischen und nicht der deutschen Nationalität angehören. Die Landgemeinden, die doch die Masse der ländlichen Bevölkerung in sich aufnehmen, umfassen im Bezirk Posen eine Fläche von 676,058 Hektar oder 38,6 Prozent, im Bezirk Bromberg von 459,902 Hektar oder 40 Prozent, in der ganzen Provinz Posen von 1,135,960 Hektar oder 39,2 Prozent der Gesamtfläche. Obgleich den Landgemeinden nur gegen 40 Prozent des Grund und Bodens gehörten, wohnten daselbst 1871: 50,4 Prozent, 1888: 48,7 Prozent und 1895: 49 Prozent der gesamten Bevölkerung der Provinz. Davon waren im Jahre 1871 Protestanten 277,959, Katholiken 504,521, Juden 3,360, überhaupt 785,840; im Jahre 1885 Protestanten 272,077, Katholiken 536,427, Juden 2,716, überhaupt 811,225; im Jahre 1895 Protestanten 271,168, Katholiken 574,936, Juden 1778, überhaupt 847,882. Da die Protestanten fast alle der deutschen Nationalität zugezählt werden können, die Katholiken in ihrer überwältigenden Mehrheit in Posen Polen sind, so werden

wir nicht viel vom richtigen Wege durch die Annahme abweichen, daß in den Landgemeinden Posens doppelt soviel Polen als Deutsche wohnen. Außerdem machen wir aus den angeführten Zahlen die Wahrnehmung, daß auch in den Landgemeinden die polnische Bevölkerung zunimmt und die deutsche abnimmt, jedoch nicht in dem Grade, wie in den Gutsbezirken. Das stimmt auch mit den Beobachtungen, die Kenner der örtlichen Verhältnisse gemacht haben. So glaubt Dr. L. Wegener nur dort eine starke Widerstandskraft der deutschen Bauern gegen Polonisierungsversuche gefunden zu haben, wo deutsche Nachbarschaft ihrem Volkstum einen Rückhalt bot. Dagegen wo sich der deutsche Bauer ohne jeden nationalen Zusammenhang, ganz verlassen vorkam, wo er sich vielmehr durch sein polnisches Gesinde von dem polnischen Probst abhängig fühlte und wo er früher jeden deutschen genossenschaftlichen Zusammenhang entbehrte, bemächtigte sich seiner völlige Verzagtheit; er verkaufte seinen Besitz und wanderte ab. Zur Beleuchtung dessen führt Dr. Wegener folgende Zahlen an: Es sind im Jahre 1897 aus deutscher in polnische Hand 1183 Kleingrundbesitze mit 6,693 Hektar, aus polnischer in deutsche Hand dagegen nur 483 Kleingrundbesitze mit 2,979 Hektar, im Jahre 1898 aus deutscher in polnische Hand 954 Besitze mit 9,190 Hektar, aus polnischer in deutsche 598 Besitze mit 3,675 Hektar, im Jahre 1899 aus deutscher in polnische Hand 878 Besitze mit 6,992 Hektar, aus polnischer in deutsche Hand 560 Besitze mit 2,736 Hektar übergegangen. Der Verlust des deutschen Kleingrundbesitzes betrug somit in den drei Jahren 1374 Besitze mit 10,486 Hektar.

Ein gefährlicher Feind entstand dem deutschen Bauern in den Spaltungen der Grundbesitze und in den polnischen Parzellierungsbanken. Bekanntlich fristen auf einem Grundstücke, auf dem ein deutscher Bauer mit seinen Angehörigen, nach Maßgabe seiner Kultur und leiblichen Bedürfnisse, nur mit Mühe sein Auskommen findet, mehrere polnische Familien ihr Leben. Daher werden von den Polen kleine Grundstücke sehr begehrt und für dieselben höhere Preise gezahlt, wie der Deutsche zahlen kann, da der Pole bedürfnisloser ist und, falls er sein Auskommen auf seinem Grundstücke nicht zu finden vermag, bei Fremden arbeiten geht. Das haben die polnischen Parzellierungsbanken sich zu nutzen und dabei gute Geschäfte gemacht, so daß sie nicht allein einen erfolgreichen Konkurrenzkampf mit der Ansiedelungskommission aufnehmen, sondern auch viel zur Vermehrung des polnischen Grundbesitzes beitragen konnten. So berechnet Dr. Wegener, daß in der Provinz Posen von den obigen 10,586 Hektar Bodenfläche durch die Parzellierung die deutsche Hand 6,810 Hektar oder 62 Prozent verloren

hat und daß 4457 polnische Besitze mehr entstanden sind. Auch in der Provinz Westpreußen bemerkt man seit 1896 eine rückläufige Bewegung des deutschen Grundbesitzes. „Somit ist", urteilt Dr. Wegener, „alles in allem augenblicklich der Pole im Vorteil, einmal als naturalwirtschaftlicher Kleinbauer, weil er, bedürfnisloser als der Deutsche, eine geringere Fläche für seinen Lebensunterhalt beansprucht, und dann als Sachsengänger, weil er da geldwirtschaftlich einen Parzellenbesitz betreiben kann."

Von den Parzellierungsbanken war die erste und wichtigste der Bank Ziemski, die Landbank, gegründet mit der Absicht, zu verhindern, daß ein Pole sein Gut zur deutschen Kolonisation hergebe. Zu dem Zwecke vermittelte der Bank Ziemski den Abschluß und die Regulierung von Hypotheken, erwarb, verpachtete und parzellierte Grundstücke oder wirkte dabei mit. Doch sollte nach dem Beschluß der Generalversammlung von 1888 die Haupttätigkeit der Bank im Parzellieren von Grundstücken bestehen und zwar sollten von derselben auch polnische Güter, deren Besitzer infolge ihrer Verschuldung sich nicht mehr halten konnten, nicht ausgeschlossen werden. Denn, wie der Dziennik Poznanski Nr. 251 v. J. 1889 schrieb, „wir haben die Erfahrung gesammelt, daß die Erhaltung unseres Bodens und eine Besserung unserer landwirtschaftlichen Verhältnisse vornehmlich — wenn nicht ausschließlich — nur mit Hilfe des bäuerlichen Standes möglich ist." Da aber der Bank Ziemski als Aktiengesellschaft für die Realisierung des Parzellierungsgeschäfts sich schwerfällig bewies, so wurden Genossenschaften, die Spolka Ziemska in Posen und Thorn gegründet, die selbständig arbeiten sollten, indem sie Grundbesitz erwarben und unter ihre Mitglieder parzellierten. Da dieselben für die Schulden der Genossenschaft solidarisch hafteten, erhielt diese leicht Kredit. Nach dem Vorbilde der Spolka Ziemska, von denen die in Posen Ende 1898 eine Bilanz von 907,478 Mark aufwies, entstanden weitere Parzellierungsinstitute, so die Spolka Rolnikow Porcelacyna, deren Gesamtumsatz im Jahre 1897 auf 5,253,339 Mark und der Reingewinn 16,336 Mark belief und der Bank Parcelacyjny, der 1890 sogar 25 Prozent auf die Anteile der Mitglieder ausgezahlt haben soll. „Nicht deshalb können diese Parzellierungsgenossenschaften", urteilt Dr. L. Wegener, dessen Darstellung der Wirksamkeit der polnischen Geldinstitute in seiner bereits erwähnten Studie über den „wirtschaftlichen Kampf der Deutschen mit den Polen um die Provinz Posen" wir folgen, „so glänzende Geschäfte machen, sondern dadurch, daß sie solche Güter erwerben, in deren

Nachbarschaft sich große Bauerndörfer befinden. Hier gibt es genug Besitzer, die Land zukaufen wollen, und da sie kein Gehöft usw. nötig haben, diesen neuerworbenen Acker gewöhnlich sehr hoch zu bezahlen pflegen. Und zweitens ziehen diese Parzellierungsgenossenschaften dadurch Vorteil, daß sie den Grund und Boden sehr zerstückeln und die Kaufkraft des Sachsengängers voraussetzen, welcher den Acker nicht aus dem Ertrage des Bodens, sondern mit seinen westelbischen Ersparnissen bezahlt und auch fernerhin lebt . . . . Natürlich arbeiten die Genossenschaften nur mit Polen."

Die Banken und Genossenschaften, die für die Erhaltung und Mehrung des polnischen Grundbesitzes arbeiten, erhalten das erforderliche Geld teils aus Galizien, Russisch-Polen und anderen Ländern, wo nur Polen leben, vorzüglich aber von den polnischen Sachsengängern. Es wird die Summe, die alljährlich durch die Sachsengänger nach Posen strömt, auf 8 Mill. Mark berechnet. Dieselbe fließt zum größten Teil in die polnischen Banken und Genossenschaften, wo sie ihre Verwertung finden. Daher kann man mit Recht sagen, daß die Ersparnisse der polnischen Sachsengänger das polnische Volk kapitalkräftig gemacht haben.

Neben den landwirtschaftlichen Banken und Genossenschaften wirken inmitten der polnischen Landbevölkerung noch viele andere Vereinigungen, die als Ziel die Hebung und Stärkung der polnischen Landbevölkerung verfolgen. Da ist der Verband polnischer Bauernvereine, der seine Mitglieder ethisch und sittlich zu heben bezweckt, indem er die Trunksucht, die Verschwendung und die Prozeßsucht der Bauern aufs nachdrücklichste bekämpft und die Sparsamkeit befördert. Da die Bauern in ihnen durch Vorträge, Ausstellungen und wirtschaftliche gemeinsame Unternehmungen geistig und wirtschaftlich gefördert werden, halten sie treu zusammen und finden auch hier in ihren Geistlichen zuverlässige und sehr eifrige Vorstandsglieder.

Was der Verband polnischer Bauernvereine für den polnischen Kleingrundbesitz ist, das bezweckt für die polnischen Großgrundbesitzer der polnisch-landwirtschaftliche Zentralverein für die Provinz Posen. Doch beide ländlichen Berufsklassen finden ihre Vereinigung in dem Verein zur gegenseitigen Unterstützung der Landwirte, dessen hauptsächlicher Zweck ist, die polnischen Grundbesitze zu erhalten und die Landwirtschaft bei den polnischen Volksgenossen zu heben. Für den Kreditverkehr der kleinen polnischen Landwirte arbeitet die im Jahre 1872 gegründete Bauernbank, die im Jahre 1900 einen Umsatz von 68,219,178 Mark erzielte und 9% Dividende zahlte.

Dieser aufstrebenden Tätigkeit der Polen gegenüber hatten die Deutschen

nichts Aehnliches entgegenzusetzen. Nach der Versicherung Dr. L. Wegeners gab es in der Provinz Posen bis 1894 keinen Verein, der darauf ausging, das Wohl der Deutschen, besonders durch Selbsthilfe, zu fördern, vielmehr wurde alles der Regierung anheimgegeben. In keinem Verein, in keiner Genossenschaft war bis zum Jahre 1895 auf das Wort „deutsch" Wert gelegt worden. Im Gegenteil es wurde alles vermieden, was geeignet erschien, bei den Polen anzustoßen. Seit 1895 ist es wohl anders geworden und ist auch in dieser Hinsicht bei den Deutschen ein Wandel eingetreten. Doch befindet sich noch alles da in den Anfängen. Unterdessen aber ist viel deutscher Kleingrundbesitz in polnische Hände übergegangen und geht noch jetzt verloren, und die Abwanderung deutscher Bauern ist in Fluß geraten.

Nicht mindere Verluste hat die deutsche Städtebevölkerung zu beklagen. Was dem Bemühen der polnischen Könige, was den Polen in eintausend Jahren, seit dem Bestehen ihres Reiches, nicht gelungen ist — einen polnischen Mittelstand zu schaffen — das haben deutsche Kultur und Humanität im Verein mit der Fürsorge der preußischen Regierung in etwa fünfzig Jahren zu Wege gebracht. Während früher im halbpolnischen Osten dem polnischen Adel die führende Rolle zukam und neben ihm noch die Geistlichkeit in Betracht kam, die unteren Volksschichten aber ohne Bedeutung waren und keinen Anteil am politischen Leben und den kulturellen Errungenschaften der Nation nahmen, hat sich in der letzten Zeit die Sachlage vollkommen verändert, indem nach dem betreffenden Zeugnis des Fürsten Bülows „dank dem Schutze und dem befruchtenden Segen der deutschen Verwaltung" in den Städten des Ostens der preußischen Monarchie ein polnisches Bürgertum herangewachsen ist, das sich vordrängt und das deutsche Bürgertum arg zu bedrängen beginnt. Und doch gab es eine Zeit, wo in den Städten des Ostens ein größeres Anwachsen der deutschen Bevölkerung zu beobachten war als der polnischen. Der intelligente, gewissenhafte und ordentliche Deutsche fand bis in die sechziger Jahre in den Städten des Ostens eine zusagende und lohnende Beschäftigung und strömte daher denselben zu. Mit dem Jahre 1867, mit der Einführung der Freizügigkeit, der Aufhebung des Einzugsgeldes und des Innungszwanges, die die ländliche Bevölkerung von den Städten abgehalten und sie wie Dämme von der polnischen Unterspülung geschützt hatten, begann ein verstärkter Zuzug derselben in die Städte, zuerst in die billigeren Vorstädte, dann aber ein Hineinströmen derselben immer mehr in die Mitte der Städte. Vor allem übten die Städte ihre Anziehungskraft auf das ländliche Proletariat aus. Und da letzteres bei weitem in der polnischen Bevölkerung überwog, so nahm auch in den Städten das polnische

Element weit stärker zu als das deutsche. Die polnischen Einwanderer bildeten in den Städten zuerst die unteren Schichten der Bevölkerung, Arbeiter, Dienstboten, Lehrlinge der Handwerker und Kaufleute. Infolge des Mangels an deutschem Nachwuchs und zum größeren Teil infolge der Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit der Jugend des eingewanderten Proletariats nahmen deutsche Kaufleute und Handwerker junge Polen gern in die Lehre, die Kaufleute auch oft, um ihren polnischen Kunden gefällig zu sein und durch ihr Personal mit denselben in polnischer Sprache verkehren zu können. Aus den Lehrlingen wurden Gehilfen und Gesellen und schließlich Kaufleute, Händler und Handwerksmeister. Aber nach der Aufhebung des Innungszwanges verzichteten oft die polnischen Lehrlinge und Gesellen die Meisterschaft zu erringen und verließen ihre Brotherren früher, um sich selbständig zu machen. „Jene nach kurzer Lehrzeit sich gleich als selbständige Meister niederlassenden polnischen Lehrlinge und jungen Gesellen konnten sich Kundschaft nur erwerben, wenn sie ihre Leistungen, die mäßiger als die der bisherigen deutschen Meister waren, billiger verkauften und so die Deutschen unterboten, oder wenn sie gar den Boykott der Deutschen verlangten." Billiger konnten sie aber verkaufen infolge ihrer größeren Bedürfnislosigkeit, während der deutsche Meister und Kaufmann infolge seiner höheren Kultur mehr zu ihrer Lebenshaltung gebrauchten.

Ganz naturgemäß mußte desto schneller ein Gewerbe von den Polen ergriffen werden, je weniger Kapital dazu erforderlich ist, je weniger von den Einzelnen Leistungen verlangt werden. So konnten z. B. im Schuhmacher- und Schneidergewerbe die Polen am frühesten mit den Deutschen konkurrieren. Daher nahmen in den Jahren 1882 bis 1895 in der Provinz Posen in dieser Berufsgruppe bei den männlichen Selbständigen die Deutschen um 1051 Personen ab, dagegen die Polen um 646 zu, und bei den Lehrlingen und Gehilfen nahmen die Deutschen um 651 ab, dagegen die Polen um 162 Personen zu, bei dem weiblichen Geschlecht die Zahl der Selbständigen bei den Deutschen um 1411 und bei den Polen um 735 ab, dagegen bei den Unselbständigen die Deutschen um 910, die Polen um 2003 zu. In der Berufsgruppe der Nahrungsgewerbe beansprucht das Fleischergewerbe zum Betriebe mehr Kapital und daher ist es mehr deutsch, dagegen das Bäckergewerbe, das weit weniger Kapital benötigt, mehr polnisch. In dem noch vor einigen Jahrzehnten überwiegend von Deutschen ausgeübten Baugewerbe wurden noch vor einigen Jahren in Posen 133 Meister, 508 Gesellen und 131 Lehrlinge als Deutsche, dagegen bereits 137 Meister, 1212 Gesellen und 309 Lehrlinge als polnische bezeichnet. Ferner stellen im Waren- und Produktenhandel der Provinz Posen die Deutschen jüdischer

Konfession den grösten Anteil. Im Jahre 1882 gab es unter 1000 bei den männlichen Selbständigen 621 Juden und nur 202 Katholiken, 1895 aber 500 Juden und 281 Katholiken, bei den Lehrlingen, Gehilfen und Arbeitern 1882: 413 Juden und 299 Katholiken und 1895: 263 Juden und 434 Katholiken. „Es läßt mithin", wie Dr. L. Wegener zum Schluß gelangt, „der jüdische Nachwuchs infolge der großen Abwanderung sehr nach, und in die freigewordenen Plätze rücken die Polen, zumal da auch die Lehrlinge der protestantischen Deutschen glauben, es im Westen schneller vorwärts zu bringen, oder weil der Krämer von seinem Lehrling die Beherrschung der polnischen Sprache verlangt."

Die Abnahme des deutschen Kaufmann- und Handwerkerstandes vollzieht sich aber nicht allein deshalb, weil deutscher Nachwuchs fehlt und er daher gezwungen ist, seine Lehrlinge aus immer tieferen Schichten und somit aus der polnischen Bevölkerung zu holen, sondern vorzüglich auch dadurch, daß er auf solche ständige Kundschaft nicht rechnen kann, wie der Pole. Die sicherste Kundschaft sind aber, wie Leo Wegener mit Recht betont, die Bauern, bei welchen aber die Polen überwiegen, während die deutschen Gutsbesitzer ihre Waren von den großen Städten beziehen oder nur zeitweilig sich in der Provinz aufhalten. Das Gleiche gilt auch von den Offizieren und Beamten. Dann achten die Polen darauf, nur bei Polen zu kaufen und zu bestellen, doch dem deutschen Kunden, wenn er nur nach Wunsch bedient wird, ist meistenteils die Nationalität des Kaufmanns, Händlers oder Handwerkers einerlei. Dabei ist der Pole im Handel und Wandel zugänglicher und liebenswürdiger, so daß er es versteht, den deutschen Kunden anzulocken. Die Unlust der Polen, bei Deutschen ihre Einkäufe und Bestellungen zu machen, artet aber meist in die Boykottierung der deutschen Geschäftswelt aus, deren Agitation neben den interessierten polnischen Gewerbtreibenden vorzüglich vom Adel und der Geistlichkeit betrieben wird. Und wenn infolge des Boykotts endlich der deutsche Gewerbtreibende gezwungen wird abzuwandern, dann stellt sich sogleich ein Pole ein, der seine Stelle einnimmt. So erfüllen sich die Worte Schillers aus Wallensteins Tod:

> Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
> Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen —
> Wo einer Platz nimmt, muß der andere rücken,
> Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben,
> Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt!

Obgleich die auf Boykottierung gerichteten Bestrebungen älteren Datums sind, so hat doch die Agitation auf diesem Gebiet in letzterer

Zeit von Jahr zu Jahr zugenommen und sich verschärft, wie die aus den von Polen mitbewohnten Landesteilen zahlreich gebrachten Mitteilungen es erkennen lassen. So hob auf dem von dem „Strazvereine" im März dieses Jahres einberufenen allpolnischen Tag der Referent über die Tätigkeit der wirtschaftlichen Sektion des genannten Vereins hervor, daß dieselbe der Devise gehuldigt habe: „unterstützet nur die Landsleute", d. h. boykottiert die Deutschen.

Unter diesem Boykott leiden am meisten die deutschen Handwerker und Detailgeschäfte.

Wie solchergestalt von der polnischen Gesellschaft alles getan wird, den deutschen Gewerbtreibenden die Kuudschaft zu entziehen und sie den polnischen zuzuwenden, so leisten das Möglichste zur Hebung der Kapitalkraft der polnischen Gewerbtreibenden die polnischen Banken, Genossenschaften und Industrievereine, wo sich dieselben, Kaufleute und Handwerker, zu Zwecken der gegenseitigen Unterstützung und Belehrung, sowie der Förderung der Geselligkeit zusammenschließen. In welcher rapiden Weise sich bei den Polen das Genossenschaftswesen entwickelt hat, wird aus nachfolgenden Daten zu ersehen sein. Im Jahre 1891 gab es in Posen, in den Städten und auf dem Lande, 76 Genossenschaften mit 27,671 Mitgliedern, am Ende des Jahres 1900 war die Zahl derselben auf 126 mit 53,505 Mitgliedern gestiegen. Im Jahre 1891 wurde bei den polnischen Vorschußvereinen in Posen 12,661,000, im Jahre 1900 bereits 37,787,000 Mark deponiert. Mehrere Vorschußvereine haben sich zu ansehnlichen Banken entwickelt. So belief sich der Umsatz der Bank Promyslowzow (der Gewerbebank) in Posen auf 43 Millionen Mark im Jahre 1900. Die Verbandsbank arbeitete im Jahre 1898 mit 5,670,000 und erreichte einen Gesammtumsatz von 98 Millionen Mark.

Was den Kredit anbetrifft, so steht es bei den Deutschen in den Städten besser, als auf dem Lande, indem sie in den Städten eine größere Anzahl von Vorschuß- und Kreditvereinen und Genossenschaften besitzen, doch auch hier hüten sie sich allgemein, den deutschen Standpunkt festzulegen, so daß ihre Geldinstitute auch der polnischen Bevölkerung zugute kommen, während das bei den polnischen in Bezug auf Deutsche nicht der Fall ist. So ist auch die erstere bezüglich der Hebung der Kapitalkraft im Vorteil, so daß der Ausspruch des verstorbenen Herrn v. Hansemann nicht ganz unberechtigt ist, die Sonne der Gnade, die über Posen leuchte, scheine immer auf zwei Polen und einen Deutschen.

Alle diese Erscheinungen begründen das Schlußurteil Leo Wegeners: „Es sieht der deutsche Mittelstand in vielen Städten, daß er, trotz großen Fleißes, infolge des Nationalitätengegensatzes, seine Kundschaft

im Laufe der Zeit nur wenig werde vermehren können. Er wird deshalb verzagt, entmutigt, hilflos und gibt damit den Kampf verloren. Dazu kommt, daß unter den Deutschen jeder Zusammenhang fehlt. Der Mittelstand entbehrt jeglicher Fühlung mit den oberen Schichten; denn diese sind fast ohne Ausnahme nur vorübergehend in der Provinz ansäßig . . . . . Es ist natürlich, daß in den Städten, die in der Nachbarschaft deutsche Bauern hatten, das Deutschtum langsamer zurückging, denn der Sprache der Bauern wird sich der Krämer usw. anpassen, zumal er aus der bäuerlichen Bevölkerung seine Lehrjungen sich holt. Freilich wird diese Erscheinung insofern wieder verwischt, als die polnischen Sommerarbeiter der westlichen Rittergüter sich in den kleinen ländlichen Städten niederlassen . . . . Und aus diesen breiten Massen heraus, die durch die Geistlichkeit, Vereine usw. zusammengehalten werden, entwickelte sich der *polnische Mittelstand, der wirtschaftlich ganz anders auftreten kann als wie der deutsche. Während der deutsche Gewerbtreibende sich gewöhnlich aus Geschäftsrücksichten ängstlich hütet, seine deutsche Gesinnuug zu zeigen — will er nicht polnische, sondern auch mitunter deutsche Kunden verlieren — gewinnt der polnische Gewerbtreibende um so mehr Kunden, je nationalbewußter er auftritt. Denn er weiß genau, daß sich dann die national gesinnten oberen polnischen Schichten ihm mehr zuwenden, und er nicht zu befürchten hat, daß er durch sein Verhalten viele deutsche Kunden verlieren werde, weil diese nicht gewohnt sind, ihr wirtschaftliches und nationales Verhalten in Einklang zu bringen. Somit liegt der wirtschaftliche Vorteil und die Zuversicht auf seiten der Polen, und nur dadurch ist es zu erklären, daß im eigenen deutschen Reiche so viele Deutsche ihre Nationalität aufgaben und aufgeben."* Und die deutschen Gewerbtreibenden, die im Kampfe ums Dasein ihre Nationalität nicht aufgaben, wandern zum Teil ab, da ihnen das Leben in der polnischen Umgebung täglich verleidet wird. So nimmt in den Städten das polnische Element beständig zu, bis es die Oberhand über das deutsche erhält und dasselbe schließlich verdrängt. Das geschieht nicht allein in Posen, sondern auch in Westpreußen. Daselbst macht sich auch nach dem Bericht des Oberpräsidenten v. Goßler *auffällig* bemerkbar eine Verdrängung des deutschen Mittelstandes in den kleinen und mittleren Städten. Auch die polnischen Aerzte und Rechtsanwälte mehrten sich. In Konitz ständen drei polnischen nur noch drei deutsche Aerzte gegenüber. Jede Vakanz werde sofort von den Polen erobert.

Selbst in Danzig, so berichtet v. Goßler weiter, wachse die Zahl der Aerzte und Anwälte polnischer Herkunft. Den Polen sei es gleichgiltig, ob die Deutschen, die sie verdrängen wollten, evangelischer oder katholischer Religion, die Deutschen würden durch den Boykott schließlich zum Verkauf ihrer Geschäfte gezwungen. Auch habe in Westpreußen eine Ansammlung deutschen Grundeigentums in polnischen Händen stattgefunden. Bis zum Jahre 1902 habe der Verlust der Deutschen in Westpreußen 1154 Grundstücke und 14,000 Hektar betragen.

In Posen macht sich das Vordrängen der polnischen Intelligenz, der polnischen Rechtsanwälte, Aerzte, Apotheker, Techniker usw. natürlich noch weit bemerkbarer. So zum Beispiel befanden sich nach der am 13. Januar 1902 vom Fürsten Bülow dem preußischen Abgeordnetenhause gemachten Mitteilung von den in der Provinz Posen vorhandenen Apotheken 98 in deutschen und 27 in polnischen Händen, während zur Zeit, als er seine Rede hielt, von 134 Apotheken nur noch 85 von Deutschen und bereits 49 von Polen besessen wurden. Daher kommt auch Leo Wegener zu dem Schlusse, daß von den aufgezählten Berufen dasselbe gilt, was über die Gewerbtreibenden gesagt wurde. „Diejenigen, welche der polnischen Nationalität angehören, werden in der Provinz Posen einer gesicherten Zukunft entgegengehen, weil sie wissen, daß sie, kraft ihrer Angehörigkeit zur polnischen Nationalität, schon genügende Kundschaft erlangen und noch Deutsche dazu gewinnen werden. Ganz anders die, welche deutsch gesinnt sind. Sie sehen ihre Kundschaft auf einen bestimmten Kreis beschränkt. Sie wissen, daß trotz Tüchtigkeit eine polnische Kundschaft nicht zu gewinnen ist, und sie müssen befürchten, daß ihre deutschen Kunden durch Abwanderung mit der Zeit abnehmen werden. Die Folge ist, daß gerade die tüchtigeren Deutschen jener Berufe gern in andere Provinzen abwandern."

Große Verdienste um die Bildung der polnischen Jugend und die Schaffung einer polnischen Intelligenz im Mittelstande erwarb sich der von dem praktischen Arzte Dr. Karl Marcinkowski 1841 gegründete und später nach ihm benannte „Verein zur Unterstützung der lernenden Jugend im Großherzogtum Posen". Nach dem § 1 seiner Statuten hatte der Verein zum Zweck, die fähige Jugend aus der Masse des Volkes hervorzuziehen und entdeckten Anlagen eine dem Nutzen des Landes förderliche Entwicklung zu geben und zu diesem Behufe ihr eine angemessene Unterstützung zu gewähren. Nur die Jugend des Großherzogtums Posen konnte der Unterstützung teilhaftig werden, die ein Armutsattestat und den Nachweis erbrachte, daß sie beider Landessprachen insoweit mächtig war, um mit Erfolg

in denselben fortgebildet zu werden. Die Beihilfe sollte in barem Gelde, Büchern, Kleidung oder sonstigen zur Ausbildung notwendigen Gegenständen bestehen. Endlich sollte der Vorstand nach beendeter Ausbildung für eine geeignete Unterbringung der von dem Verein erzogenen und ausgebildeten Jünglinge Sorge tragen.

Durch solche und ähnliche gemeinnützige, die erstrebte Polonisierung des Landes verhüllende Bestimmungen ließ sich die preußische Regierung und selbst ein Mann von so durchdringendem Verstande, wie es der frühere Oberpräsident v. Flottwell war, über den wahren Zweck des Vereins täuschen. Flottwell war nach der Ansicht Leo Wegeners davon überzeugt, daß die Polen mit mehr Bildung deutsche Gesinnung bekommen würden, während Marcinkowski gerade umgekehrt glaubte, nur dadurch die polnische Nationalität erhalten und später erretten zu können. Und so sehen wir zwei parallel gehende Bewegungen sich in der Förderung des Vereins vereinigen: eine, von der Regierung ausgehende, den Verein unter ihre schützenden Fittiche nehmende und ihn selbst mit Benefizien wie Portofreiheit ausstattende und eine andere, in der polnischen Gesellschaft wurzelnde, die den polnischen Charakter des Vereins wahrte und seine Tätigkeit der polnischen Nationalidee dienstbar machte. Der letzte Umstand veranlaßte wohl auch den damaligen Erzbischof v. Dunin, sich eifrig des Vereins anzunehmen und die gesamte Geistlichkeit seiner Diözese durch die Dekane zum Beitritt und zur eifrigen Förderung des Vereins aufzufordern. Ein Jahr darauf ließ sich Dunin vom Vorstand des Vereins ein Verzeichnis der Dekanate überreichen, wo die Beteiligung am Verein lau gewesen war, um die Geistlichkeit nochmals an ihre Pflicht zu erinnern, den Verein zu fördern. Die Nachfolger Dunins haben auch ferner dem Verein dieselbe Fürsorge angedeihen lassen. So ist er auch stets von der polnischen Geistlichkeit gehegt und gepflegt worden.

Schließlich gingen über die großpolnischen Tendenzen des Marcinkowski-Vereins der Lokal-Regierung die Augen auf und der Oberpräsident v. Beurmann traf Maßnahmen, ihn unter stärkere Aufsicht zu stellen. Dadurch wurde seiner staats- und deutschfeindlichen Tätigkeit die Ader unterbunden. Doch gelang es dem Verein, diese Gefahr von sich abzuwenden. Infolge einer Immediatseingabe an Friedrich Wilhelm IV. verfügte der Minister des Innern die Zurücknahme der die Tätigkeit des Vereins unter die stärkere Aufsicht der Regierung stellenden Bestimmungen. So konnte „dank der königlichen Gnade" der Verein fortan jahrelang, von den Behörden unbehelligt, fortleben und sich entwickeln, trotzdem er dem Deutschtum in Posen ein höchst gefährlicher Feind war. Ihm ist zu danken, daß jetzt die Polen einen

gebildeten Mittelstand besitzen — Rechtsgelehrte, Mediziner, Lehrer, Techniker, Kaufleute, Apotheker, gelehrte Handwerker usw.

In den ersten 50 Jahren seines Bestehens hat der Verein 4335 Stipendiaten ausgebildet und im Jahre 1900 hatte er 4498 Mitglieder. Die Bilanz am Ende dieses Jahres schloß mit 1,021,881 Mark ab. In demselben Jahre betrug der Wert des angesammelten eisernen Fonds des Vereins 781,050 Mark. Gegenwärtig besitzt der Verein ein Vermögen von anderthalb Millionen Mark, welches ihm größtenteils aus Legaten und Schenkungen zugeflossen ist. In den letzten Jahren wurden auf Universitäten, Akademien, technischen und gewerblichen Fachschulen ausgebildet: im Jahre 1903: 200, im Jahre 1904: 212, im Jahre 1905: 249 Personen; ferner erhielten in denselben Jahren 258 bzw. 280 und 294 Schüler Stipendien zum Besuche von Gymnasien, Realschulen, Seminarien und sonstigen Mittelschulen. Zu diesem Zwecke wurden im Jahre 1905 über 82,000 Mark ausgegeben, ein Beweis einer höchst beachtenswerten Opferwilligkeit der wohlhabenden polnischen Bevölkerungsklassen.

Dabei unterstützt der Marcinkowski-Verein seine Zöglinge nicht nur während ihrer Ausbildungszeit, sondern sorgt auch für ihr späteres Fortkommen im Leben. Und gewiß wäre es schwarzer Undank seitens derselben, wollten sie nicht im späteren Leben den Verein selbst und die von ihm verfolgten national-polnischen Ziele in jeder Weise fördern.

Aehnlich sorgte für die Ausbildung des weiblichen Geschlechts „der Verein zur unterrichtlichen Beihilfe für lernende polnische Mädchen", der in seinen ersten 25 Jahren seines Bestehens 808 weibliche Personen für die verschiedenen Berufe ausgebildet, im Jahre 1899: 1585 Mitglieder, 1900 eine Einnahme von 10,976 Mark hatte und dessen eiserner Fond in demselben Jahre 69,459 Mark betrug.

Der zahlreichen polnischen Banken, Genossenschaften und gewerblichen Vereine haben wir schon gedacht. Es bleibt noch übrig, daß wir den Sokol, den Turnvereinen zum grauen Falken, unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Nach dem Vorbilde der Sokol bei den Tschechen gegründet, erfreuen die polnischen Sokol sich großer Beliebtheit inmitten der polnischen Bevölkerung. Ihr Zweck ist, durch Turnübungen im „starken Körper einen starken Geist zu wecken" und „dem Polen Gehorsam und Zucht beizubringen, die ihm früher so oft gefehlt hat". Es soll ein jeder Turner sich als zukünftiger Vaterlandskämpfer fühlen. Die in Krakau erscheinende Zeitschrift Pollar bezeichnet die Sokolvereine ganz offen als Kadres einer zukünftigen polnischen Armee.

Eine kleidsame Tracht vertritt die Uniform — „Mütze mit Falkenfeder, grauer Schnürrock und Pluderhose, hohe Stiefel und rotes Hemd". Mit den gleichartigen Verbindungen der Polen in Galizien und der Tschechen stehen die Sokol in Preußen in regem Verkehr und freundschaftlichen Beziehungen. Sie pflegen ganz besonders das Gefühl der Solidarität aller Slaven.

In neuerer Zeit hat sich nach dem Vorbilde des Ostmarkenvereins eine polnisch-politische Organisation, der Straz-Verein, gebildet, dessen Vorsteher das Herrenhausmitglied Dr. Josef v. Koscielski ist. Zu Beginn des Jahres 1907 zählte die Verbindung 22,894 Mitglieder, mehrere Hunderte von Kommissaren und 84 Bezirkshauptleute in der Provinz Posen, 9 in Westpreußen und 35 in Schlesien. Ihre Einnahmen betrugen im Jahre 1906 etwa 23,000 Mark.

Endlich befördert die geistige Bildung unter den preußischen Polen der Verband der Volksbibliotheken, der im Jahre 1880 ins Leben getreten ist, in den 20 Jahren seines Bestehens 1590 Bibliotheken gegründet und in den letzten 9 Jahren des vorigen Jahrhunderts durchschnittlich 18,214 Bücher jährlich verteilt hat.

Außer diesen großen Vereinigungen gibt es ungezählte andere von geringerer Bedeutung. Alle verfolgen den Zweck der geistigen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Hebung der polnischen Bevölkerung der preußischen Monarchie und als Endziel die Konsolidierung der polnischen Nationalität, der die Wiederherstellung Polens folgen soll. Außer der Bande der gemeinsamen Endziele eint sie oft eine gemeinsame Vertretung und der Zusammenschluß zu größeren Verbänden.

So stehen die Polen in bewundernswürdiger Organisation geschlossen da. Bewundernswürdig ist auch die Hingabe des Einzelnen den gemeinsamen Zielen, ihre Opferfreudigkeit und ihre Liebe zur Heimat, an der sie mit allen Fasern ihres Daseins haften.

Dieser Organisation einer rastlosen, zielbewußten nationalen Tätigkeit hatte die deutsche Bevölkerung Posens und Westpreußens nichts gleiches oder ähnliches entgegenzustellen, bis auch hier Fürst Bismarck in seiner Rede an die ihm ihre Huldigungen am 16. September 1894 darbringenden Vertreter der deutschen Bevölkerung Posens die Anregung zu einem nationalen Zusammenschluß gab. Infolge derselben stifteten patriotisch gesinnte deutsche Männer 1894 den „Verein zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken", der seit 1899 den Namen „Deutscher Ostmarkenverein" trägt, aber von seinen Gegnern der Hakatistenverein nach den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Gründer v. Hansemann, Kennemann und v. Tiedemann genannt wird. Der Ostmarkenverein stellt sich zum Ziel, das in den

Ostmarken zerstreute Deutschtum zu sammeln, zu kräftigen und zu vermehren, das nationale Empfinden in demselben zu wecken und es zum Konkurrenzkampfe gegen das bisher fortschreitende Polentum zu befähigen. Zu dem Zwecke stiftete er nach dem Vorgange der Polen einen Stipendienfonds zur Unterstützung der lernenden Jugend, aber auch der Kaufleute, Gewerbtreibenden, Handwerker und deren Lehrlinge und der bedürftigen bäuerlichen Wirte, wies Arbeit und Lehrlinge den deutschen Handwerkern nach, verschaffte denselben und anderen deutschen Gewerbtreibenden Darlehen, bemühte sich deutschen Rechtsanwälten, Aerzten, Kaufleuten und Handwerkern geeignete Orte zur Niederlassung nachzuweisen, unterstützte sie bei ihrer Niederlassung, stiftete Volksbibliotheken, so z. B. im Jahre 1902 solcher 455 mit 9000 Bänden, gründete eine eigene Zeitschrift „Die Ostmark" usw. Ende 1902 zählte der Verein rund 26,000 Mitglieder, die sich zu Ortsgruppen vereinigt hatten. Bis Mitte 1902 hatte der Verein rund 220,000 Mark aufgebracht und der Stipendienfonds war auf 68,462 Mark angewachsen, von denen 21,805 Mark bereits an 100 Stipendiaten vergeben waren.

Wenn auch der Ostmarkenverein im Vergleich mit der polnischen nationalen Organisation noch im Anfangsstadium begriffen ist und daher auch nicht die Erfolge aufweisen kann, wie jene, so ist doch ein Erhebliches zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken durch ihn geleistet worden. Deshalb möge der verständnisvolle Ausblick, mit dem Dr. Leo Wegener in seiner von uns vielfach benutzten Studie „Der wirtschaftliche Kampf der Deutschen mit den Polen um die Provinz Posen" die Betrachtung der Wirksamkeit des Ostmarkenvereins schließt, nicht unbeachtet bleiben: „Sind die Deutschen ebenfalls erst geeint und haben die Selbsthilfe, Selbstverantwortung und Selbstverwaltung gelernt, dann erst wird sich entscheiden, wem der aus der neutralen Arbeiterschaft Ansteigende zuwendet, ob den Polen oder ob den Deutschen. Er wird sich der Nationalität zuwenden, die ihm bei seinem Fortkommen mehr behilflich ist. Bis jetzt haben nur die Polen vorzügliche Organisationen der Selbsthilfe geboten, und so sind nicht nur die unteren Klassen der polnischen Bevölkerung infolgedessen polnisch gesinnt, sondern es sind auch viele Deutsche verloren gegangen und gehen noch immer verloren."

Die einflußreichste und dem Deutschtum gefährlichste Schicht im Mittelstande ist aber die polnische Geistlichkeit. Welche verhängnisvolle Rolle sie in allen Bewegungen des Polentums und zuletzt in den Aufständen der Jahre 1846 und 1848 gespielt hatte, ist nicht verborgen geblieben. Nachdem die Aufstandsversuche so kläglich gescheitert waren, hütete sich anfänglich die polnische Geistlichkeit freilich,

mit ihren großpolnischen Bestrebungen offen ans Tagelicht zu treten. Doch ihre Hoffnung auf die Wiederherstellung Polens hatte sie nicht aufgegeben. Sie fand es nur zurzeit für zweckmäßig, vorläufig im Hintergrunde zu bleiben und ihre Bestrebungen im Stillen und Geheimen zu betreiben. Ihre Erfolge dabei waren so groß, daß erst nach dem mißglückten Aufstandsversuche von 1848 man von einer Aera des unaufhaltsamen Fortschrittes der polnischen Nationalität innerhalb der Grenzen des preußischen Staates sprechen kann.

Eine der ersten Angriffspunkte der polnischen Geistlichkeit im Interesse der großpolnischen Idee bildeten die deutschen Katholiken Posens, Westpreußens und Schlesiens. Diese blendete sie durch die auch den unteren polnischen Bevölkerungsschichten gepredigte Lehre, daß polnisch und katholisch dasselbe und die katholische Religion eine spezifisch polnische sei, während die Begriffe evangelisch und deutsch zusammenfielen. Glaubt doch das gewöhnliche polnische Volk infolge dieser Lehre, daß der Papst ein Pole sei und die Jungfrau Maria eine Polin gewesen. Dieser Glaube teilte sich auch den deutschen Katholiken in den auch von Polen bevölkerten preußischen Landesteilen mit. Dazu kamen noch der Einfluß der Geistlichkeit, den sie im Beichtstuhl und beim Abschluß der Ehen ausübte, ihre Einwirkung auf die Schule, auf den religiösen Sinn der Frauen, auf das gesellige Leben ihrer Glaubensgenossen, die strenge Kirchendisziplin und die gewaltigen Machtmittel der katholischen Kirche, um das selbständige und selbstbewußte Denken und Handel der deutschen Katholiken in Fesseln zu schlagen. Daher konnte am 12. März 1890 der preußische Kultusminister v. Goßler, ohne Widerspruch bei den Polen zu finden, im preußischen Abgeordnetenhause sagen: „Die deutschen Katholiken in der Provinz Posen sind so unterdrückt, daß sie kaum noch atmen können". Und Fürst Bülow betonte in seiner im Abgeordnetenhause am 13. Januar 1902 gehaltenen Rede als Pflicht der preußischen Regierung, die deutschen katholischen Minoritäten gegen die Polonisierung zu schützen. Denn tatsächlich verfiel die Mehrzahl der deutschen Katholiken in Posen dem Polonismus. Daher findet die Ansicht v. Boguslawski in den dortigen Verhältnissen ihre Begründung, daß der Katholizismus in Posen dem Deutschtum nicht günstig ist und daß die Gefahr der Polonisierung deutscher Katholiken niemals aufhören wird, so lange der jetzige kirchliche Zustand dauert, d. h. so lange den erzbischöflichen Stuhl in Gnesen nicht ein energischer und klarer Deutscher einnehmen wird.

Vor der Einführung der Standesamtsregister haben selbst die polnischen Geistlichen den Kindern rein deutscher Eltern nicht nur polnische Vornamen gegeben, d. h. den deutschen Namen polnisch übersetzt oder in seiner polnischen Form geschrieben, sondern auch vielfach den Familiennamen polonisiert. Das war eines der unzähligen Mittel, um Deutsche zu Polen zu machen.

Ferner wohnen die deutschen Katholiken meist mitten unter Polen, fühlten sich infolge des Kulturkampfes bis vor kurzem mehr zu den Glaubensgenossen als zu den Stammesgenossen hingezogen, schließen häufig Familienbande mit ihren polnischen Glaubensgenossen, wobei die Kinder aus diesen Ehen durchweg dem Polentum verfielen.

Die stärkere Anziehungskraft der konfessionellen Gemeinschaft gegenüber der Gemeinschaft der Abstammung hat daher dazu geführt, daß die Zahl der katholischen Deutschen fortgesetzt abgenommen hat. Doch scheint mir Leo Wegener zu weit zu gehen, wenn er behauptet, daß die auch von der polnischen Geistlichkeit begünstigten Mischehen zwischen deutschen und polnischen Katholiken zu einer so großen Blutmischung geführt hätten, daß man rein typische slavische Rassenmerkmale in der Provinz Posen schlechterdings nicht mehr nachweisen könne. Wenn man auch der Ansicht Ernst Hasses beipflichten wollte, daß die nach Sprache und Bewußtsein heute polnisch erscheinenden Gebiete in Hinsicht der Rasse längst von dem Deutschtum in Anspruch genommen werden können, und zugeben muß, daß wohl in jedem Polen des Mittelstandes in Posen und Westpreußen etwas deutsches Blut steckt und zum großen Teil in der übrigen polnischen Bevölkerung, so ist doch das deutsche Blut da hineingeflossen nicht so sehr durch die Mischehen, als infolge der Verschmelzung der polnischen Einwanderer mit dem daselbst verbliebenen Reste der germanischen Urbevölkerung dieser Gebiete und des bereits Jahrhunderte andauernden Polonisierungsprozesses der örtlichen deutschen Bevölkerung.

Viel seltener und schwerer findet ein Uebergang der evangelischen Deutschen ins polnische Lager statt. Deshalb halten auch die Polen jede evangelische Kirche im Osten für eine gegen das Polentum vorgeschobene Festung des Deutschtums.

Uebrigens haben auch die deutschen Katholiken in letzterer Zeit sich aufgerafft und suchen sich von der Bevormundung durch die polnische Geistlichkeit zu befreien. Die Wirksamkeit des Ostmarkenvereins ist auch an ihnen nicht spurlos verloren gegangen, wie ihr Verlangen nach deutschen Predigten beweist. Auch während der letzten Reichstagswahlen haben sie vielfach ihre deutsche Gesinnung betätigt.

Von derselben ist auch ihr Wahlaufruf durchdrungen, der treffende Streiflichter auf die polnischen Bestrebungen wirft. Daher sei sein Wortlaut hier wiedergegeben: „Wer in der Lage ist, die polnische Propaganda in ihrer Presse zu verfolgen," heißt es da, „der kann über den Ernst der Lage in keinem Zweifel sein: wie ungerecht sie den Staat kritisieren, durch dessen Tätigkeit sie doch geistig und wirtschaftlich eine Höhe erstiegen haben, von der sie sich ehemals nichts hätten träumen lassen; wie sie den Gegensatz von deutsch und polnisch mit bewußter Absichtlichkeit zu vertiefen suchen; wie sie sich selbst stets als die verfolgte Unschuld darstellen, die von der preußischen Regierung vergewaltigt wird, während doch in Wirklichkeit ihre ganze Tätigkeit auf die Wiederherstellung der polnischen Selbständigkeit gerichtet ist; wie sie selbst Kirche und Religion in den Dienst dieser polnischen Einigungs- und Selbständigkeitspolitik stellen. Die Frage der Wiederherstellung Polens, die manchen deutschen Katholiken des Westens als eine kindlich irrige erscheinen mag, könnte gleichwohl in der Zukunft ihren harmlosen Charakter verlieren, wenn unter Voraussetzung des Sieges der polnischen Autonomie in Rußland und der wachsenden Dezentralisation Oesterreichs ernstere internationale Verwickelungen eintreten. Aber ohne die Verwirklichung so weit gehender polnischer Hoffnungen ist die fortgesetzte Besprechung der bloßen Möglichkeit einer Lostrennung von Landesteilen vom preußischen Staate, die demselben durchaus notwendig sind, und die mit deutschem Kapital und deutscher Intelligenz erst kulturell in die Höhe gebracht worden sind, ein Element fortwährender Beunruhigung. Darum darf ihnen von unserer Seite keine Stimme gegeben werden, ihnen, die unsere deutschen Glaubensgenossen, z. B. in Oberschlesien, aufs heftigste befehden werden." „Jeder Sieg des Polentums", so schließt der Aufruf, „würde den polnischen Fanatismus steigern und jede Beihilfe von unserer Seite würde eine große Kurzsichtigkeit und einen bedauerlichen Mangel deutschen Solidaritätsgefühls verraten. Es ist ihnen jeder andersgläubige Deutsche entschieden vorzuziehen, soweit derselbe kein grundsätzlicher Gegner der staatlichen und kirchlichen Ordnung ist."

Neben Beichtstuhl und den übrigen Machtmitteln war es vorzüglich die Schule, welche die polnische Geistlichkeit zu Polonisierungszwecken ausnutze. Wir haben bereits früher bemerkt, daß durch die katholische Abteilung des Kultusministeriums, besonders durch deren Verfügung vom 24. Mai 1842 die Jugendbildung in den ehemals polnischen Gebietsteilen der preußischen Monarchie der polnischen Geistlichkeit vollständig ausgeliefert wurde. Die Unterdrückung des Aufstandes von 1848 brachte darin keine Aenderung, da auch nach derselben die Schulaufsicht der polnischen Geistlichkeit verblieb. Daher konnte sie auch nach dem Aufstande die Schule in den Dienst der polnischen Idee ungestört stellen, wie sie es vordem getan hatte. Durch ihre Dekane und Priester, die Organe der örtlichen Schulinspektion, sowie durch denselben untergebene Lehrer, die zum Teil durch die Unterstützung des Marcinkowski-Vereins ihre Ausbildung erhalten hatten und daher im Sinne der großpolnischen Idee wirkten, wurde ungestört die polnische Gesinnung der Jugend gehegt und auch die deutschen Schüler polonisiert. So sind Tausende von deutschen Kindern ihrem

Volkstum entfremdet und der polnischen Nationalität zugeführt worden. Ein besonders lehrreiches Kapitel darüber bildet das Schicksal der sogenannten „Bamberger", das wir nach den Abhandlungen Max Bär's (Die Bamberger bei Posen) und A. v. Boguslawskis (85 Jahre preußischer Regierungspolitik in Posen und Westpreußen) in Kürze schildern wollen.

Der nordische Krieg und im Gefolge des Krieges die Pest hatte Posen und besonders die um die Stadt herumliegenden Kämmereidörfer stark entvölkert. Der Magistrat von Posen berief deshalb deutsche Kolonisten in diese Dörfer. Der größere Teil derselben stammte aus der Gegend von Bamberg, doch auch aus Bayern, Schwaben und anderen deutschen Landesteilen fanden sich Zuzügler. Von den ersten Ansiedlern ging der Name der Bamberger auf sie über. In den Vertrag über die Begründung der Ansiedlung war die Klausel aufgenommen worden, daß die Ansiedler „guter katholischer Religion" sein sollten.

Obgleich von den polnischen Bauern der Umgegend nicht gerade gut und wohlwollend empfangen, behaupteten die Bamberger ihre Stellung, brachten mit deutschem Fleiß alle ihre Wirtschaften in blühenden Zustand und bewahrten ihre Nationalität und ihre damalige Tracht, die Frauen sogar bis zur Gegenwart. Die von ihnen besiedelten Dörfer waren Ratai, Demsen, Luban, Wilda, Jerzyc, Winiary, Gusczyn, Czapury und Wiorek.

Obgleich der Probst Kamienski von 1846 bis 1861 berichtet hatte, daß die Schule im Dorfe Wilda rein deutsch sei, so befahl er doch dem örtlichen Lehrer, den Religionsunterricht in derselben in polnischer Sprache zu erteilen. Dasselbe geschah in Ratai, wo auf Anordnung des Probstes Pluszczewski die polnische Sprache nicht allein in der Religion, sondern auch in allen anderen Fächern als Unterrichtssprache eingeführt wurde. Es wurde sogar den Kindern verboten, in der Schule deutsch zu sprechen. Dagegen raffte sich im Jahre 1856 die Schulgemeinde zu einem Protest auf. In der der Regierung in Posen eingereichten Beschwerde wurde dargelegt, daß in Rattai in letzter Zeit drei Wirte (kleine Besitzer), eine Wirtin und drei Häusler polnisch und durch Verheiratung mit Deutschen dort ansässig geworden, alle übrigen Eigentümer aber deutsch „und die Nachkommen jener friedliebenden braven Deutschen seien, die fast seit Jahrhunderten in allen Stürmen der Zeiten ihrer Nationalität treu geblieben sind." Nach einer Versicherung, daß die Schulgemeinde nicht zugeben könne, daß der Lehrer aus Sonderinteresse noch die Kinder polonisiere, schloß die Beschwerde mit der Bitte, daß dem Lehrer mit

aller Strenge aufgegeben werde, die Kinder in allen Lehrgegenständen nur in ihrer Muttersprache zu unterrichten.

Erst nach zwei Jahren wurde die Schule zu Rattai von dem katholischen Schulrat Dr. Brettner revidiert und es verflossen abermals zwei Jahre, bis eine Verfügung des Schulrats erging, in welcher der Lehrer angewiesen wurde, sich der polnischen und der deutschen Sprache in ganz gleicher Weise zu bedienen. Probst und Lehrer fuhren aber fort, die polnische Sprache zu bevorzugen und den Religionsunterricht ganz polnisch zu erteilen, wohl wissend, wie M. Bär in der erwähnten Schrift sagt, „daß sie in dem katholischen Schulrat einen milden Beurteiler ihres Vergehens finden würden." Welche Früchte ein derartiges System zeitigte, davon spricht der Bericht des Kreisschulinspektors Keßlers vom Jahre 1867 über die Revision der Rattaischen Schule. „Trotzdem", heißt es da, „der größte Teil der die Schule besuchenden Kinder von deutschen Müttern abstammt, wird im Deutschen gar nichts geleistet. Selbst Kinder, die vom Lehrer als Deutsche bezeichnet werden, lesen nur mit geringer Geläufigkeit und ohne alles Verständnis." Da hat doch gewiß der Probst Migdalski, von seinem Standpunkt geredet, Recht, wenn er in seinem Bericht von demselben Jahre die Rattaier Schule gut fand. Doch in dem Revisionsbericht vom Jahre 1872 heißt es, „daß der Einfluß des Schulinspektors Probst . . . . . nicht nur auf den Lehrer, sondern auch auf die ganze Gemeinde ein sehr nachteiliger ist. Die meisten Kinder hören schon im elterlichen Hause die deutsche Sprache, wenn auch im fremden Dialekt, nur heimlich sprechen, in der Schule sind dieselben im wahren Sinne des Wortes polonisiert worden."

Rattai ist aber die Geschichte der übrigen Bamberger Dörfer und die einer Unzahl deutsch-katholischer Familien, so schließt A. v. Boguslawski sein Urteil und teilt uns seine persönlichen Wahrnehmungen über die Ergebnisse der Polonisierungsversuche in den Bamberger Dörfern mit. Zum ersten Male war A. v. Boguslawski im Jahre 1855 in Posen und da fand er, daß die Sprache der angesessenen Bauern in jenen Dörfern durchgängig deutsch war und daß sie sowohl ein gutes Hochdeutsch als auch den süddeutschen Dialekt ihrer Väter gesprochen haben. Im Herbste 1866, als er zum zweiten Male nach Posen kam, fand er aber, daß die älteren Leute fast alle noch deutsch, die Jugend jedoch vielfach polnisch sprach. Als er aber von 1875 bis 1883 in Posen zum dritten Male seinen Aufenthalt nahm, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß in jenen Dörfern fast alles auf deutsche Anrede polnisch antwortete und nur die ältesten Leute deutsch sprachen. „Jetzt, beim Schlusse des Jahrhunderts", schreibt Bogu-

slawski, „ist die Polonisierung längst vollzogen und kein Mensch spricht in jenen Dörfern ein deutsches Wort. Die Polonisierung mehrerer tausend Deutscher geschah also vor den Toren der Hauptstadt der Provinz, der Festung Posen, unter den Augen der höchsten Staatsbeamten und Schulbehörden und zwar durch die Kirche und die Schule." Daher konnte auch der Vorsteher des „Straz"-Vereins, der größten polnisch-politischen Organisation, das preußische Herrenhausmitglied Josef v. Koscielski auf dem im März dieses Jahres einberufenen allpolnischen Tag mit Recht ein Hoch auf die polnische Geistlichkeit als auf die eifrigsten Förderer der polnisch-nationalen Sache ausbringen.

Wie in den Volksschulen, so machte sich auch die großpolnische Propaganda in den mittleren und höheren Lehranstalten geltend. Da waren es vorzüglich die anfangs von den Behörden geduldeten Schülervereine „für polnische Geschichte und Schriftstellerei", welche die großpolnischen Ideen pflegten, aber bald zu einem Geheimbunde sich zusammenschlossen, deren Mitglieder sich eidlich verpflichten mußten, alle ihre Kräfte zur Befreiung des Vaterlandes aufbieten zu wollen.

Obgleich nun die preußische Regierung in den ehemals polnischen Landesteilen die Schule, sozusagen, für den Dienst der großpolnischen Idee freigegeben hatte, so befriedigten die Zugeständnisse der Regierung die polnischen Ansprüche keineswegs. Dieser unbefriedigten Stimmung der polnischen Gesellschaft gab beredten Ausdruck eine zu Beginn des Jahres 1861 von dem Probst Prusinowski herausgegebene Broschüre: die polnische Sprache im Großherzogtum Posen gegenüber dem preußischen Rechte. In derselben behauptete Probst Prusinowski unter Entstellung und Verkennung der Tragweite der Bestimmungen des Wiener Kongresses, daß der Gebrauch der polnischen Sprache im geschäftlichen Verkehr mit den Behörden ein den Polen durch die Wiener Verträge garantiertes Recht sei, welches ihnen durch keinen nachfolgenden gesetzgeberischen Akt entzogen oder gemindert werden könne, so daß es, ganz unabhängig von der Bedürfnisfrage, stets und überall zur Anwendung zu bringen sei." Danach seien alle preußischen Gesetze und Verordnungen über den Gebrauch der deutschen und polnischen Sprache rechtsunverbindlich. Pflicht eines jeden Polen sei aber, die polnische Sprache im Verkehr mit den Behörden gegen alle Angriffe zu schützen, wer aber dieser Pflicht nicht eingedenk sei, wäre ein Entarteter und müsse der Volksacht verfallen.

Der Erfolg der Schrift war in der polnischen Gesellschaft ein ungeheurer, die durch die revolutionäre Bewegung in Russisch-Polen in eine aufs leidenschaftlichste erregte Stimmung versetzt war. In einer

gemeinschaftlichen Erklärung eröffnete ein großer Teil der polnischen Geistlichkeit, daß sie die polnische Sprache als die im Geschäftsverkehr allein zulässige erkenne und daher alle ihr zugehenden, in deutscher Sprache abgefaßten amtlichen Schriftstücke ferner nicht berücksichtigen werde. Gemäß dieser Erklärung handelte sie und gab damit der übrigen polnischen Bevölkerung das böse Beispiel der Renitenz, die von der Regierung erst nach einem langwierigen Kleinkriege gebrochen wurde.

Derselbe Probst Prusinowski war auch der Herausgeber des „Katholischen Wochenblattes" (Tygodnik Katolicki), des offiziellen Organs des Gnesenschen erzbischöflichen Stuhles, das vom wütendsten Hasse gegen den preußischen Staat und das Deutschtum beseelt war und die katholische niedere Geistlichkeit in den Bannkreis der polnischen Idee zog. Die Priester, belehrte es in einem Leitartikel vom April 1861, hätten vor allem die Verpflichtung, für die Wiederherstellung der äußeren und inneren Einheit Polens zu kämpfen und die im Glauben und in der Kirche ruhende Macht dergestalt zu benutzen, daß sie ein sicherer Weg zum Siege der nationalen Idee werde. In einem anderen Artikel heißt es, daß der Beruf Polens sei, „den Gedanken, den Geist das Leben des Katholizismus zu bewahren, zu überliefern, zu entwickeln", daß der polnischen Nation, „um den ihr durch den Finger Gottes angedeuteten Beruf ungehindert erfüllen zu können", ein selbständiges, unabhängiges, für sich bestehendes Dasein gebühre. Ferner erinnert es die polnische Geistlichkeit daran, daß auch Rom die geteilten polnischen Landesteile nur als eine polnische Provinz ansehe. In der Nr. 1 vom Jahre 1863 bekämpft ein „Glaubenseinheit, Gleichberechtigung" überschriebener Artikel die Gleichberechtigung der Konfessionen, bezeichnet die Andersgläubigen als Häretiker und Ketzer, denunziert die protestantische Regierung den katholischen Glaubensgenossen als Feind des Glaubens, fordert die Geistlichkeit zu ihrer Bekämpfung auf und stellt die Auflösung der bestehenden protestantischen Staatsordnung und ihren Ersatz durch einen polnisch-katholischen Staat als anzustrebendes Ziel für den Klerus hin. „Unsere Gerichte und Schulen", heißt es in einem anderen Leitartikel, „sind überschwemmt mit einem andersgläubigen Pöbel, der meist gar keinen Glauben hat . . ."

Der durch solche aufreizende Sprache genährte polnische Fanatismus spornte die Geistlichkeit an, aus ihrer bisher äußerlich beobachtenden Reserve herauszutreten und in den Strudel der politischen Agitation sich zu stürzen. Galt es doch, auch das Landvolk für die Idee der Wiederherstellung Polens zu gewinnen. Und in der Tat, seit jener Zeit gewahrte man in der bäuerlichen Bevölkerung polnischer Zunge, die bis-

her einer revolutionären Bewegung sich innerlich widerstrebt hatte, den Geist der Widersetzlichkeit und der ausgesprochenen Feindseligkeit gegen alles Deutsche. Die Agitation der polnischen Geistlichkeit hatte ihre Frucht getragen. Der Haß derselben gegen den Staat, dem sie angehörte, ging bald so weit, daß ihr Widerwille sich auf die preußischen Krieger ihrer eigenen Nationalität und noch mehr auf die Kriegervereine erstreckte. Auch wir würden, wie E. Hasse, nicht gern davon reden, „wenn die Polen Preußens", nach dem Zeugnisse E. Hasses, „nicht so oft sich damit brüsten würden, an preußischer Seite die Kriege mitgefochten zu haben, die zur Errichtung des Deutschen Reiches führten. Wir wollen die Tapferkeit des polnischen Soldaten und auch seine Treue in den Kriegen der Jahre 1864, 1866 und 1870/71 in keiner Weise bemängeln. Aber damals handelte es sich doch nicht um Kämpfe eines deutschen Nationalstaates, sondern um die des Territorialstaates Preußens. Vor allem aber wird kein Pole behaupten wollen, daß er in jenen Kriegen über seine einfache militärische Pflichterfüllung hinaus die Absicht gehabt habe, dem deutschen Volke ein Deutsches Reich zu erbauen." Er kann es auch nicht behaupten, oder er müßte sich mit Entrüstung gegen das Zeugnis des Generals A. v. Boguslawski wenden, daß der polnische Klerus sich insbesondere in der schlechten Behandlung der aus dem Kriege heimkehrenden, mit Ehrenzeichen geschmückten Reservisten und Wehrmänner hervorgetan habe. Und wie reimt sich die angebliche kriegsfreudige Pflichterfüllung der polnischen Bevölkerung mit dem „dreifachen Hoch" zusammen, die der „Kurjer Poznanski", das Organ des Klerus und der angeblich gemäßigten polnischen Adelspartei, den aus dem Kriegerverein austretenden Bewohnern von Tekzyn zugerufen hat, und den Auslassungen eines anderen polnischen Blattes, der Gazete Grudzionska: „Wer jetzt noch in den Kriegervereinen bleibt, ist kein guter Katholik und Pole. Es handelt sich jetzt darum, daß Du dreist vor aller Welt bekennst, was Dir, Bruder Pole, lieber ist: der lutherische Kriegerverein oder Deine heilige Religion und Deine polnische Sprache . . . Wir bitten also alle Glaubensgenossen, uns die Namen derjenigen Polen, welche jetzt noch in einem Kriegerverein bleiben, anzugeben." So sollte auch eine unübersteigbare Kluft in dem Boden gezogen werden, auf dem sich Deutsche und Polen noch zusammentrafen, und durch Terrorismus die Mitglieder polnischer Nationalität gezwungen werden, aus den Kriegervereinen auszutreten. Seitdem hat sich auch der Zutritt entlassener Soldaten polnischer Herkunft zu den genannten Vereinen sehr bedeutend vermindert, wie General A. v. Boguslawski es bezeugt.

Endlich ist die Rolle, die die polnische Geistlichkeit im jüngsten

Streik der polnischen Schulkinder gespielt hat, nur allzu bekannt, so daß eine Darstellung derselben überflüssig erscheint.

Die schlimmen Erfahrungen, die die preußische Regierung in ihrer bisherigen Polenpolitik gemacht hatte, bewog sie, den bisher eingehaltenen Weg zu verlassen und den Versuch aufzugeben, die Polen durch Entgegenkommen mit der Tatsache zu versöhnen, daß sie nicht Bürger eines polnischen, sondern deutschen Staates sind. Den zu erwartenden Umschwung deutete Fürst Bismarck in seiner großen Rede vom 9. Februar 1872 an. In derselben erklärte er, daß durch die bisher gehandhabte Schulpolitik ein unerträglicher Zustand in den halbpolnischen Teilen der Monarchie geschaffen sei. Denn die polnische Geistlichkeit habe während dieser Zeit unter stillschweigender Duldung von oben ihr Vorrecht auf die Schulaufsicht ganz offen dazu benutzt, um die lernende Jugend durch die Volksschule teils planmäßig zu entdeutschen, teils am Deutschwerden zu verhindern. Ja, es sei urkundlich feststehende Tatsache, daß selbst die katholische Geistlichkeit deutscher Zunge sich im Osten an diesem Entdeutschungsprozesse beteilige .... Wo aber das Polnische als Schulsprache bevorzugt werde, da komme naturgemäß die deutsche Sprache nicht zu ihrem gesetzlichen Recht, denn es werde geradezu dahin gewirkt, daß das Deutsche vernachlässigt und nicht gelehrt werde. Und was in der Unterinstanz gang und gäbe sei, das habe sich unter dem Kultusminister v. Mühler auch in der Provinzialinstanz wiederholt: die meisten Schulratsstellen bei den Regierungen seien von Leuten besetzt gewesen, die, obwohl deutscher Nationalität, mit den polonisierenden Bestrebungen der Orts- und Kreisschulinspektion sympathiesierten, die den Lehrern in halbpolnischen Landesteilen, bei denen die Kinder kein Deutsch lernten, wohlwollten, diejenigen aber strenger ins Auge faßten, deren Schüler gute Fortschritte in der deutschen Sprache machten, die es beförderten, daß in Westpreußen Gemeinden beständen, die früher deutsch gewesen seien, in denen aber die junge Generation nicht mehr Deutsch verstehe, sondern nach hundertjähriger Zugehörigkeit zum preußischen Staat polonisiert worden sei. Es sei dies wohl ein rühmliches Zeugnis für die Lebensfähigkeit der polnischen Agitation, aber die polnische Agitation lebe doch vielleicht nur von der Gutmütigkeit des Staates. Nachdem dann Fürst Bismarck in Aussicht gestellt hatte Gesetzvorlagen zugunsten der Beförderung der deutschen Sprache, schloß er mit der Versicherung, daß es für die Eingesessenen ein Bedürfnis sei, daß sie den Staat, in dem sie lebten, aus eigenem Urteil zu beurteilen wissen, nicht aber auf das trügerische Bild angewiesen seien, das ihnen von klügeren und gebildeteren Leuten in die

eigene Sprache übersetzt werde, während sie selbst unfähig seien, ein eigenes Urteil sich zu bilden. Er halte es für ein Bedürfnis, daß jeder Staatsbürger in die Lage gesetzt werde, sich die Kritik über die Regierung, die über ihm stehe, selbst zu bilden, und dazu sei erforderlich, daß die deutsche Sprache mehr als bisher gefördert und das Verständnis dafür weiteren Kreisen eröffnet werde.

Darauf wurde der Entwurf des Schulaufsichtsgesetzes von beiden Kammern angenommen und nach der königlichen Sanktion zum Gesetz erhoben. Dasselbe bestimmte, daß die Aufsicht über alle öffentlichen und privaten Unterichts- und Erziehungsanstalten unter Aufhebung aller in einzelnen Landesteilen entgegenstehenden Bestimmungen dem Staate zustehe und demgemäß alle mit dieser Aufsicht betrauten Behörden und Beamten hierbei im staatlichen Auftrage funktionieren. Demgemäß wurde dem Staate die Ernennung der Lokal- und Kreisschulinspektoren allein überwiesen.

Bereits früher, am 8. Juli 1871, war die katholische Abteilung des preußischen Kultusministeriums aufgehoben worden. Ueber den Grund der Auflösung äußerte sich Fürst Bismark in seiner großen Polenrede 15 Jahre später, daß die katholische Abteilung nach seiner persönlichen Erfahrung als Ministerpräsident rein den Charakter eines polonisierenden Organs innerhalb der preußischen Verwaltung gehabt habe und sei unter ihrem letzten Leiter, dem Geheimrat Krätzig, ein Institut in den Händen einiger großen polnischen Familien geworden, in deren Dienste sie sich behufs Polonisierung in allen zweifelhaften deutsch-polnischen Distrikten gestellt habe. Deshalb sei ihm die Notwendigkeit nahe getreten, auch seinerseits den Anträgen auf Aufhebung dieser Abteilung zuzustimmen, und das sei eigentlich der Grund, auf dem er überhaupt in den Kulturkampf geraten sei . . . Wer ihn in den Kulturkampf gezogen habe, das sei Herr Krätzig, der Vorsitzende der katholischen Abteilung, derjenigen Abteilung, die innerhalb der preußischen Bureaukratie die Rechte des Königs und der Kirche zu wahren gebildet gewesen, die aber ausschließlich eine Tätigkeit in der Richtung entwickelt habe, daß sie die Rechte der römischen Kirche sowohl, wie namentlich aber die polnischen Bestrebungen gegenüber dem König mit ihrer Autorität und unter ihrem Siegel wahrgenommen habe. Und deshalb habe sie aufgelöst werden müssen.

Den zwischen Staat und Kirche entstandenen Kampf in Deutschland, bekannt unter dem Namen des Kulturkampfes, hat nun die polnische Geistlichkeit ausgiebig für die polnische Propaganda ausgenutzt. Obgleich vom Staate der Kampf geführt wurde, um die Anmaßungen des gesamten Klerus in Preußen zurückzuweisen, so stellte ihn doch der

polnische Klerus dem Volke so dar, als ob die Regierung danach strebe, die polnische Nationalität und Sprache zusammen mit der katholischen Kirche auszurotten. Durch Uebertragung aber des Nationalitätenkampfes auf das religiöse Gebiet und durch die Stempelung des polnischen Nationalgefühls zu einer religiösen Gewissenspflicht wurde, wie Dr. Kurth in seiner Broschüre über „die Ostmark Posen und ihre Bedeutung für Preußen-Deutschland" ganz richtig bemerkt, der Kampf selbst verschärft und vergiftet.

Der Auflösung der katholischen Abteilung und dem Gesetz über die Schulaufsicht folgten der Erlaß vom 26. Oktober 1872, in dem vorgeschrieben wurde, daß in den höheren Lehranstalten Posens der Religionsunterricht hinsichtlich der Unterrichtssprache nicht anders zu behandeln sei, als die übrigen Lehrgegenstände, und am 27. Oktober 1873 eine Oberpräsidialverfügung, daß in den posenschen Volksschulen die Unterrichtssprache die deutsche sei, daß aber den Kindern polnischer Zunge der Unterricht der Religion und des Kirchengesanges während der ersten beiden Schuljahre polnisch zu erteilen sei, auf der Mittel- und Oberstufe jedoch für die in der deutschen Sprache genügend fortgeschrittenen Kinder mit Genehmigung der Regierung die Unterrichtssprache in diesen Gegenständen die deutsche sein solle.

Der heftige Widerstand, den diese Maßregeln der Regierung in polnischen Kreisen fand und der sich in aufreizenden Reden und Zeitungsartikeln, im Zerreißen der deutschen Lehrbücher seitens der Eltern der polnischen Schüler und sogar in offener Auflehnung offenbarte, veranlaßte die Regierung mit schärferen Maßnahmen vorzugehen. Im Jahre 1886 wurde dem Polentum in Adel, Geistlichkeit und Gemeinden jede Einwirkung auf die Besetzung der Lehrstellen genommen, in den Provinzen Posen und Westpreußen sowie in dem Regierungsbezirk Oppeln die Anstellung der Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen Volksschulen zu einem ausschließlichen Recht des Staates erklärt und diejenigen Personen oder Korporationen, welche bisher neben dem Staate ein solches Anstellungsrecht besessen hatten, auf den Anspruch beschränkt, mit den Einwendungen gegen die Person des Anzustellenden gehört zu werden. Endlich bestimmte das Unterrichtsministerium am 7. September 1887, daß künftig in sämtlichen Volksschulen Posens und Westpreußens der polnische Sprachunterricht in Wegfall gebracht und die dadurch freiwerdende Lehrzeit dem Unterricht und der Uebung in der deutschen Sprache zugewiesen werde, um, wie der Kultusminister v. Goßler im Abgeordnetenhause erklärte, die preußischen Untertanen polnischer Muttersprache mit der deutschen Sprache vertrauter zu machen,

hierdurch sie aus ihrer Isolierung zu befreien und zu befähigen, am öffentlichen und wirtschaftlichen Leben des preußischen Staates und des Deutschen Reiches mehr, als gegenwärtig der Fall ist, teilzunehmen. So haben die Bestrebungen der Geistlichkeit, die Schule in den Dienst der polnischen nationalen Idee zu stellen, zu Ergebnissen geführt, die sie nicht vorausgesehen und auch nicht gewünscht hat. Preußen hat aber den Weg eingeschlagen, auf dem bereits andere Staaten, die ein festes nationales Gefüge haben, vorangegangen sind. In Frankreich ging die Regierung sogar so weit, daß sie unter Falliéres und Waldeck-Rousseau den Gebrauch jedes Dialektes beim Religionsunterricht verbot, damit das erstrebenswerte Ziel der Gleichartigkeit und Gleichmäßigkeit der französischen Nation erreicht werde. Und als der Abgeordnete Lamy über das Verbot der bretonischen Sprache in den Schulen der Bretagne und im Religionsunterrichte daselbst die Regierung interpellierte und für den Gebrauch des Bretonischen in Schule und Kirche eintrat, erklärte der Ministerpräsident Combes unter dem Beifall der Deputiertenkammer, daß in den Kirchen und Schulen einzig und allein die französische Sprache zur Anwendung gelangen, und er jedem Geistlichen das Gehalt sperren werde, der hiergegen verstoße; der Friede in der Bretagne werde gewiß hergestellt werden, wenn die Geistlichen sich unbedingt den Anordnungen der Regierung unterwerfen. Die französische Regierung trug auch kein Bedenken, etwa einem Dutzend Pfarrer in den flämischen Gemeinden Nordfrankreichs den Gehalt zu sperren, weil sie den Katechismus den Kindern in ihrer flämischen Muttersprache beibrachten.

In allen polnisch nationalen Bewegungen ist aber der polnische Adel nicht allein das treibende, sondern auch das führende Element gewesen. Obgleich der Schwerpunkt derselben jetzt in dem polnischen Mittelstande zu suchen ist, so hat trotzdem der Adel seinen Anspruch auf die Führerschaft nicht aufgegeben und auch zum Teil dieselbe behauptet dank seiner regen Teilnahme an allen Bestrebungen seines Volkes. Auch stellt er die Verbindung der preußischen Polen mit deren Stammesgenossen in Oesterreich und Rußland und mit den polnischen Emigranten her, so daß das polnische Volk, obgleich geteilt durch die Landesgrenzen dreier Großmächte und in alle Welt zerstreut, dennoch sich uns als ein unteilbares Ganzes darstellt. Daher bedürfen alle Schichten des polnischen Volkes der Führerschaft ihres Adels, wie derselbe durch die Anhänglichkeit und Sympathie seine hervorragende Stellung in der Gesellschaft verdankt.

Im Jahre 1848 bildete sich auf Anregung des polnischen Adels und unter seiner Führerschaft die „polnische Liga", die bezweckte, „die

Zivilrechte, die politischen und nationalen Rechte der Polen, die polnische Sprache, Aufklärung und Sitten des polnischen Volkes, die natürliche Vereinigung der Polen unter sich, ihre absolute Verbindung mit der Vergangenheit und mit der Geschichte der Nation, die normale Entfaltung aller Nationalelemente und endlich ihr materielles Dasein zu fördern." Namentlich war es dabei abgesehen, die polnische Bevölkerung von der deutschen abzusondern und den Deutschen das Leben in den früher polnischen Landesteilen zu verbittern.

An den Zielen, die der „polnischen Liga" das Leben gaben, hat der polnische Adel bis jetzt unentwegt festgehalten und sie durch die Hilfe der polnischen Geistlichkeit zu verwirklichen gesucht. Indem er einerseits das Absonderungssystem bis zur völligen Absperrung der polnischen Bevölkerung von der deutschen fortführte, suchte er seine Verbindung mit den anderen Schichten der polnischen Gesellschaft zu einer lebensvollen Einheit unter Beihilfe der Geistlichkeit zu gestalten.

In drei Bildern führt der Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" Beispiele dieser Einheit und Einigkeit vor:

Erstes Bild: „Alljährlich am Neujahrstage kann man in der Stadt Posen vor dem erzbischöflichen Palais ein eigenartiges Schauspiel beobachten. Das Gittertor, das durch den sonst so stillen Garten zu dem prunklosen, schlichten Hause des Kirchenfürsten führt, ist weit geöffnet, vornehme Equipagen mit hohen Herrschaften von berühmten Namen rollen hindurch und neben und hinter ihnen tritt, den gleichen Weg und das gleiche Ziel verfolgend, der einfache Fußgänger herein, der am Wochentage vielleicht auf dem Schusterschemel sitzt oder hinter dem Tische eines Kramladens steht. An diesem Tage sind alle, die dieses Gittertor passieren, einander gleich — sie kommen, dem Erzbischofe ihre Neujahrsgratulation zu bringen."

Ein anderes Bild: „Ein Winterabend vor dem am Wilhelmsplatze belegenen, jetzt im Glanze des elektrischen Lichts strahlenden „Bazar". Wieder rollt Equipage auf Equipage, manchmal mit den Spuren einer langen Reise übers Land, an dem Portal vor. Schöne, mit Brillanten übersäte Frauen und ritterliche Männergestalten steigen heraus — denn heute ist im „Bazar", dem alten und modern umgeschaffenen Polenhause, Ball, und wer von den Landsleuten nicht tanzen kommt, der sucht wenigstens noch irgendwo ein Plätzchen zum Zusehen zu erhaschen."

Ein drittes Bild: „Ein unansehnlicher Hof, abermals um die Abendzeit, in dessen Hintergrunde sich der Bau eines Theaters erhebt, das polnische Theater in Posen. Und wieder stauen sich die Wagen und die sich durch die Pforten hindurchdrängende Menge. Paderewski konzertiert — und zwar konzertiert er zum „wohltätigen Zweck". Man weiß, was dieser wohltätige Zweck bedeutet — daß nämlich die Einnahme jenem Fonds zufließt, von dem man öffentlich nicht gerne spricht. Und das Theater faßt heute eine Zuschauermenge, die fast das Doppelte von dem beträgt, was es überhaupt an verfügbaren Plätzen hat — am andern Tage erzählt man sich in Posen, daß ein vornehmer und reicher Herr mit einem in der ganzen Stadt bekannten polnischen Namen für sein Billet hundertfünfzig Mark bezahlt hat. Vornehm oder gering — vor dem Banner

Polens, das, wenn auch äußerlich unsichtbar, über diesen drei genannten Häusern schwebt, fühlt niemand einen Unterschied mehr; der innere Zwist, durch den das Vaterland einst gefallen, hat sich in Einigkeit verwandelt, und wieder erprobt sich die alte Dichterweisheit, daß die Not gar seltsame Schlafgenossen zusammenführt."

Das ist, schreibt derselbe Verfasser, das in einer Linie, in einer Phalanx dastehende Polentum, das sich in diesem großen, alle übrigen Interessen zusammenfassenden Bewußtsein einig gestimmt ist, während sich der deutsche Offizier zunächst als Offizier, der preußische Assessor zunächst als Assessor und der deutsche Kaufmann und Bürger zunächst als Kaufmann und Bürger, dann erst als Deutscher fühlt und Standesdünkel ihn abhält, auf einem gemeinsamen gesellschaftlichen Boden sich zusammenzufinden. Da war wohl am Orte die ernste Mahnung, die Kaiser Wilhelm II. in der „treuen deutschen Stadt" Posen bei der Enthüllung des Kaiser Friedrich Denkmals an die örtliche Bevölkerung richtete. In derselben führte er ihr eindringlich zu Gemüte, daß die Deutschen ihren Erbfehler des Parteihaders ablegen sollen, daß der einzelne das Opfer seiner ausgeprägten Individualität zu bringen bereit sei, um in der Gesamtheit mit allen vereint zu wirken, sowie einst die Ritter des Deutschen Ordens, auf persönliche Ungebundenheit und Bequemlichkeit verzichtend, sich zu dem festen Gefüge des Ordens zusammenscharten um in anhaltend harter Arbeit die deutsche Kultur zu verbreiten, wenn die Arbeit, deren Endziel die Hebung von Land und Volk ist, zum Nutz und Frommen des Ganzen gelingen soll.

Dazu kommen noch andere Umstände, die schwer ins Gewicht fallen. Der deutsche Adel und besonders derjenige, welcher durch sein Ansehen und seinen Reichtum ein Gegengewicht gegen die polnische Aristokratie bilden könnte, lebt zum größten Teile nicht in der Provinz. Der deutsche Mittelstand war bis vor kurzem vereinsamt, zersplittert und isoliert und ist noch jetzt in seiner Existenz bedroht, da ein geschäftlicher Verkehr mit der polnischen Bevölkerung ganz ausgeschlossen ist, dagegen die deutsche Bevölkerung meist kein Gewicht darauf legt, ob sie dem Deutschen oder einem Polen den Verdienst zukommen läßt. Ueberhaupt ist das Nationalgefühl, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die Einsicht der Notwendigkeit gegenseitiger Unterstützung bei dem Deutschen nicht so ausgebildet, wie bei den Polen und bei den Völkern, bei denen eine Einigung zu einem nationalen Staatswesen sich bereits längst vollzogen hatte, als der Gedanke an eine solche Einigung in den erleuchtetesten deutschen Köpfen aufdämmerte, das Gesamtvolk aber der Idee der Einigung fremd und verständnislos entgegenstand. Und auch jetzt ist die Periode der Sammlung und Einigung des deutschen Volkes nicht abgeschlossen und es überwiegt bei den Deutschen nur zu oft das

Sonderstaatsbewußtsein das Nationalbewußtsein, von einem ausgeprägten Reichsbewußtsein ganz zu schweigen. Daher schauten und schauen noch jetzt weite Kreise gleichgültig auf den im Osten Deutschlands sich abwickelnden Nationalitätenkampf zwischen Deutschtum und Polentum und sind der Meinung, daß es die Sache Preußens, nicht aber die des deutschen Gesamtvolkes sei, den polnischerseits aufgedrungenen Kampf aufzunehmen und zu führen.

Doch nicht allein Gleichgültigkeit begegneten die auf Erstarkung des Deutschtums in den mit Polen durchsetzten Landesteilen hinzielenden Bestrebungen, mögen sie von der Regierung oder von einzelnen Kreisen der örtlichen deutschen Bevölkerung ausgehen, sondern auch offene Feindseligkeit, hartnäckigen Widerstand und unverholene Mißgunst. Dank der Verquickung katholisch-kirchlicher und polnisch-nationaler Interessen hat in dieser Hinsicht bis auf die neueste Zeit die Zentrumspartei viele Fehltritte auf ihr Kerbholz zu schreiben, die, nach dem Zeugnis H. Geffckens, in geschlossener Phalanx sich von jeher für alle nationalen Ansprüche der Polen und gegen alle energischen Maßregeln der Regierung zur Bekämpfung der Polengefahr eingesetzt hat. Dafür erntet sie jetzt den Dank der Polen, welche überall, wo sie durch die frühere Unterstützung stark genug geworden sind, ihre früheren Mithelfer beiseite schieben.

Nächst dem Zentrum hat noch vor nicht langer Zeit die deutsche Demokratie ein geringes Verständnis für die große Gefahr bewiesen, die dem Deutschtum im Osten von der sich nach Westen drängenden slavischen Flutwelle droht. Doch auch da bricht sich die Erkenntnis der Gefahr und ein herzliches Mitgefühl für die Kämpfe und Leiden der bedräuten Volksgenossen Bahn. Nur die deutsche Sozialdemokratie ist unentwegt auf ihrem früheren, verneinenden Standpunkt verblieben. Während die polnische Sozialdemokratie ihre nationale Idee nicht aufgegeben hat und in allen national-polnischen Fragen mit der übrigen polnischen Bevölkerung sich einig fühlt, bekämpfen die deutschen Sozialdemokraten nicht allein auf das hartnäckigste die auf Unterstützung des Deutschtums in den ehemals polnischen Landesteilen gerichtete Politik der preußischen Regierung, sondern sind auch an der Arbeit, das Deutschtum daselbst zu spalten und zu zersplittern und das Polentum zum Siege zu verhelfen. Hat sogar während des Wahlkampfes vom Jahre 1880 Bromberg das überraschende Bild gezeigt, daß daselbst die deutschen Sozialdemokraten zusammen mit den polnischen für einen polnischen Edelmann gestimmt haben. Daher ist H. Geffcken wohl im Recht, wenn er nicht nur die schwankende Politik der preußischen Regierung und das oftmals sich als zu schwach erwiesene nationale

Rückgrat der preußischen Ministerien, sondern auch das deutsche Volk als Ganzes, die öffentliche Meinung desselben verantwortlich macht für die Fortschritte der polnischen Propaganda und die Mißerfolge der Germanisation unserer polnisch durchsetzten Landesteile Da ist doch auf polnischer Seite das Verständnis dafür größer, daß durch die Polonisation von Posen und Westpreußen die Machtstellung Deutschlands bis ins Innerste erschüttert wird. So schreibt der „Przeglond Wszechpolski" in seiner Januarnummer 1899: Die Erhaltung der östlichen Provinzen, in denen die polnische Bevölkerung ansässig ist, hat für die preußische Monarchie das größte Interesse, ist für sie geradezu eine Lebensfrage ..... Der Verlust dieser Gebiete würde ein Todesstoß für die Macht Deutschlands sein .... Wir müssen also nicht nur mit Preußen, sondern auch mit ganz Deutschland, nicht mit einzelnen Parteien, sondern mit der ganzen deutschen Gesellschaft einen Kampf führen, einen Kampf auf Tod und Leben."

Endlich ist der deutsche Bauer, Wirt und Knecht und Arbeiter, außerstande, mit der bedürfnislosen und einem Kleinbetrieb besser angepaßten polnischen Landbevölkerung den Konkurrenzkampf zu bestehen. Zugleich strömen wie Well auf Welle Scharen einer polnischen Bevölkerung aus Russisch-Polen und Galizien über unsere Grenzen und wenn sie sich zum größten Teile auch nur zeitweilig bei uns aufhalten, so vermehren sie doch den polnischen Charakter unserer Grenzlande. Ueber die Zahl der reichsfremden Preußengänger in der Provinz Posen allein geben G. v. Mayr, Calwer und F. Stutzke („Die Preußengängerei russisch- und galizisch-polnischer Arbeiter") einige spärliche Zahlen. Danach belief ihr Zuzug nach Posen im Jahre 1891: 7899, 1898: 11,361, 1899: 15,912, 1900: 22,925. Ernst Hasse („Deutsche Politik") schätzt ihre Zahl auf 40,000 in den letzten Jahren. Aber „nach Angaben des russischen Finanzministers", wie Hasse daselbst noch hervorhebt, „ist die Zahl der russisch-polnischen Sachsen- und Preußengänger von 17,000 im Jahre 1880 auf 135,000 im Jahre 1902 gestiegen und die Ersparnisse, die diese Sommerarbeiter aus Deutschland in ihre Heimat trugen, beliefen sich allein im Jahre 1903 auf 20 bis 22 Millionen Mark. Nach anderweitigen russischen Angaben betrugen die Zahlen 1895: 56,000, 1900: 119,000 und 1901: 140,000. Hierzu kommen nun noch die galizisch-polnischen Sommerarbeiter."

Viele der als Saisonarbeiter zuerst nur zeitweilig ins Land gekommenen Polen aber bleiben da seßhaft und lohnen die ihnen gewährte Gastfreundschaft mit schnödem Undank. So ist es gekommen, daß nach der Ausrechnung Leo Wegeners von 1871 bis 1895 die

Deutschen in Posen in den Gutsbezirken um 10 Prozent ab, die Polen um 14,5 Prozent zu, in den Landgemeinden die Deutschen um 3 Prozent ab, die Polen um 14 Prozent zu und in den Stadtgemeinden die Protestanten und Juden um 1,1 Prozent ab und die Katholiken (hier Polen) um 30,1 Prozent zugenommen haben. So ist es gekommen, daß Fürst Bülow öffentlich anerkennen mußte, daß in den Ostmarken das deutsche Volk in steigendem Maße zugunsten der polnischen Nationalität verdrängt wird und daß die Deutschen, die von den Polen im Laufe der Zeit nicht aufgesogen sind, im Kampfe gegen das mit Macht anstürmende Polentum erlahmen und das Land verlassen, um anderwärts unter Deutschen ein ruhigeres und behagliches Leben zu führen. So ist es gekommen, daß in den kleinen Städten der Ostmark, die früher überwiegend deutsch waren, und in den deutschen Dörfern sich derselbe Vorgang vollzieht. Der Deutsche verliert immer mehr an Boden und zieht sich freiwillig zurück. Und vom Süden und Osten, von der Grenze Russisch-Polens her schiebt sich das polnische Element, angelockt durch die höhere Kultur und die günstigeren Lebensbedingungen, in die nördlichen Teile der deutschen Ostmark hinein und füllt die Lücken aus, die vielfach durch die Auswanderung der Deutschen nach Westen entstehen. Wie einst in grauer Vorzeit die nach dem Abzuge der deutschen Stämme nach dem Süden und Westen zurückgebliebenen Sippen derselben von den einwandernden Slaven umzingelt wurden, wie dieselben, gleichsam vereinsamten Eilanden im slavischen Meere, eine geraume Zeit noch hervorragten, bis sie von der slavischen Flut unterspült, dann überströmt und weggefegt wurden, so werden in unserer Zeit die deutschen Gebiete der Ostmark von der polnischen Zuwanderung fortschreitend durchsetzt, die deutschen Sprachinseln und Minderheiten von der polnischen Flut angegriffen, die Welle auf Welle ihren Bestand löst, bis sie in die Flut versinken.

Auch in anderen Teilen des Deutschen Reiches dringt das Polentum siegreich vor. Da ist Schlesien, welches niemals durch Krieg und Kampf fürs Deutschtum gewonnen worden ist. Durch friedliche Arbeit, durch die von seinen polnischen Fürsten betriebene Einwanderung deutscher Ritter, Bürger und Bauern und durch die von denselben beförderte Kultur ist es deutsch geworden. Auch durch das Bestreben seiner einheimischen Fürsten hat es sich von Polen abgegliedert und an das frühere Deutsche Reich angeschlossen. Und so hat es bis jetzt als deutsches Land gegolten. Doch auch dahin ist die polnische Agitation getragen worden, auch dahin erstrecken sich die begehrlichen polnischen Hände und gliedern es in den Kranz der Länder des künftigen Polenreiches ein, dank dem Umstande, daß die im oberen Teile Schlesiens

an der russischen Grenze wohnende Bauern- und Arbeiterbevölkerung noch nicht verdeutscht worden war, sondern ein polnisches Idiom das Wasserpolackische sprach. Doch war auch die Kenntnis der deutschen Sprache unter derselben verbreitet, bei allen, die eine Bildung genossen oder mit ihren deutschen Mitbürger näher in Verbindung getreten waren. Auch war das Wasserpolackische mit deutschen Wörtern durchsetzt, die Gesinnung der Bevölkerung eine patriotisch-preußische. General v. Boguslawski, der 1863, zurzeit des Aufstandes in Russisch-Polen, an der Grenze gelegen und die ganze Gegend von Myslowitz bis Pitschen kennen gelernt hat, bezeugt, daß ihm niemals bei der örtlichen Bevölkerung das geringste Zeichen der Sympathie für die Aufständischen aufgestoßen sei. Im Gegenteil hätten die Bauern mit einer gewissen Verachtung von den Sensenmännern gesprochen.

Die oberen Bevölkerungsschichten in Oberschlesien, der Adel und der Bürgerstand waren deutsch. So schien es nur eine Frage der Zeit zu sein, daß die Wasserpolacken vollständig in das Deutschtum aufgingen. Das wäre auch auf natürlichem Wege von selbst geschehen, wenn nicht die großpolnische Agitation die Keime der Zwietracht in das bis dahin friedliche Land getragen und den Gegensatz zwischen deutsch und polnisch erweckt hätte. Den ersten Schritt dazu tat ein aus Posen nach Oberschlesien versetzter Schulrat, der auf den Einfall verfiel, in die Volksschulen der wasserpolackischen Bevölkerung das Hochpolnische einzuführen, angeblich um die Bildung zu fördern. Darauf wurde auch im Lehrerseminar das Polnische gelehrt. Dann kamen polnische Intelligente: Rechtskundige, Aerzte, Apotheker, Techniker ins Land. Bald bedeckte sich dasselbe mit polnischen Vereinen und Volksbibliotheken, welche unter dem Mantel der Verbreitung der Bildung, der Beförderung des wirtschaftlichen Sinnes und der Geselligkeit in der örtlichen Bevölkerung zugleich in dieselbe *die Idee von der Wiederherstellung des Polenreiches, die Feindschaft gegen den preußischen Staat und gegen alles Deutsche trugen.* Die aufreizende und verbitternde Sprache einer daselbst entstandenen polnischen Presse beförderte das Uebel. Von welchem Geiste dieselbe getragen wird, bezeugt General v. Boguslawski durch Anführung einer Probe der Schreibweise des in Beuthen erscheinenden „Katholik", des Hauptorgans der polnischen Bevölkerung Schlesiens. „*Polnische Eltern*", heißt es daselbst, „*hütet Eure Kinder vor der Verdeutschung, diesem schlimmsten Gift unserer Zeit!*" Was Wunder, daß in Oberschlesien dieselben Erscheinungen zutage treten, die wir schon in Posen und Westpreußen kennen gelernt haben, daß sich die Polen als Herren der Situation fühlen, die großpolnische Agitation immer weitere Kreise der

dortigen Bevölkerung ergreift und der Deutsche anfängt von dort abzuwandern, um den für ihn unleidlich gewordenen Verhältnissen zu entgehen!

Die Hauptschuld am Anfang dieser Bewegung, die in einigen Jahrzehnten es fertig gebracht hat, die Gesinnung der polnischen Bevölkerung Schlesiens ganz umzuwandeln und eine national-polnische Agitation dort ins Leben zu rufen, mißt General v. Boguslawski dem katholischen Klerus bei. Zwar sei der bei weitem größte Teil der Geistlichen deutscher Nationalität, aber er begünstige, der Parole des Zentrums folgend, polnische Agitation oder habe ihr wenigstens gelassen zugesehen. „Wie oft", schreibt v. Boguslawski, „stieß man vor Ausbruch des Krieges von 1866 auch in Niederschlesien auf den schlecht verhehlten Widerwillen der katholischen Landgeistlichen, zum mindesten auf große Gleichgültigkeit für unsere Sache. Hierbei wolle man bedenken, daß die gesamte Grafschaft Glatz in kirchlicher Beziehung unter dem Erzbischof von Prag steht. — Mit dem Amtsantritt des Fürstbischofs Kardinal Kopp trat allerdings hierin (d. h. in der Begünstigung der national-polnischen Agitation) eine Aenderung ein. Aber der Klerus erkennt jetzt selbst, daß es zu spät und das Werk der großpolnischen Hetzer zu weit vorgeschritten ist. Die oberschlesischen Polen stellen den Kandidaten des Zentrums eigene Kandidaten entgegen. Auf dem Festmahl zu Lemberg bei Gelegenheit der dortigen Ausstellung sagte Herr v. Koscielski: „Unser Verdienst (d. h. der preußischen Polen) ist, daß wir unserem jüngsten Bruder zuerst die Waffen in die Hand gedrückt haben. Dieser jüngste Bruder ist Oberschlesien. Von 1890 bis 1898 wuchs die Zahl der Bewohner polnischer Zunge in Oberschlesien von 994,000 auf 1,025,000 Köpfe."

Doch das Zentrum, das die Polen stets unter seine schützenden Fittige genommen hatte, muß jetzt die große Enttäuschung erleben, daß dieselben Polen in Oberschlesien, die dem Zentrumskandidaten zum Siege verhalfen, in neuerer Zeit nicht allein denselben ihre eigenen nationalen Kandidaten entgegenstellen, sondern letztere, die Zentrumskandidaten, auch verdrängen. Selbst einer der Führer der Zentrumspartei, Graf Ballestrem, wagte bei der letzten Reichstagswahl in seinem Wahlbezirk nicht mehr zu kandidieren, wo ein Pole in den Reichstag gewählt wurde. Auch ist bei der letzten Reichstagswahl die Zahl der in der Provinz Schlesien für das Zentrum abgegebenen Stimmen von 200,676 im Jahre 1903 auf 146,817 zurückgegangen. Diesen Verlust hat das Zentrum den Polen in Rechnung zu stellen, die 1907 zum ersten Male in Schlesien ihre eigenen nationalen Kandidaten aufstellten, welch 175,428 Stimmen auf sich vereinigten. Das war die Ernte der Saat, der das Zentrum früher den Boden bereitet hatte.

Uebrigens lenkte die große Umwandlung, die in Oberschlesien vorgegangen, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich. Davon zeugen die Worte des Ministerpräsidenten Fürsten Bülows, es unterliege für ihn keinem Zweifel mehr, daß die großpolnische Agitation in Oberschlesien allmählich und bewußt einen direkt antipreußischen und antideutschen Charakter annehme und zweifellos die Absicht verfolge, die Bevölkerung Oberschlesiens von dem Deutschtum abzulösen und dem Großpolentum zuzuführen. Seine Rede schloß Fürst Bülow mit der Versicherung: „Die Staatsregierung wird auch Oberschlesien nicht im Stiche lassen. Sie wird in Oberschlesien, soweit es ihr ansteht, alles tun, damit Schlesien bleibt, was es gewesen ist, seitdem es den Ideen des großen Königs huldigte: Ein preußisches und ein deutsches Land."

In ähnlicher Weise, wie Schlesien, ist auch Pommern durch seine eigenen slavischen Fürsten dem Deutschtum zugeführt worden. Nur im östlichen Teile Pommerns hat sich ein Bruchteil der früheren Bewohner desselben bei ihrer Nationalität erhalten. Das sind die Kassuben. In letzterer Zeit macht sich auch unter ihnen eine polnisch-nationale Agitation bemerkbar. Auch scheint sich die polnische Auswanderung auf die von ihnen bewohnten oder ihnen benachbarten pommerischen Landesteile zu richten. So schreibt man dem „Berliner Tageblatt", daß im abgelaufenen Jahre 1906 in zwölf pommerischen Ortschaften nicht weniger als 34 Grundstücke in einer Gesamtfläche von 1089½ Hektar an Polen verkauft seien. Beachtenswert ist auch die Mitteilung, die der Lehrer Heidenreich-Pomeiske vor kurzem einer zu Bütow stattgehabten Versammlung des Ostmarkenvereins machte. Auf seine Anfrage in einem bis vor kurzem völlig deutschen Dorfe habe er die Nachricht erhalten, daß dort Grundstücke nicht in Gefahr seien, — weil fast alle sich schon in polnischen Händen befänden.

Während die Kassuben die Ueberreste der alten slavischen Bewohner Pommerns vorstellen, sind die evangelischen Masuren in Ostpreußen dort nach dem Untergange der Galinder und anderer preußischer Stämme eingewanderte Polen. Obgleich sie als Evangelische mit ihren deutschen Glaubensgenossen bisher in Frieden und Eintracht gelebt haben, so wagt, wenn auch vorerst nur schüchtern, die polnisch-nationale Agitation an sie heran und sucht eine Kluft zwischen ihnen und ihre deutschen Heimatsgenossen aufzureißen. Mehr Erfolg hat aber die Agitation unter der deutsch-katholischen Bevölkerung des Ermelandes gehabt.

Endlich hat der Zug nach Westen, der vor kurzem die Polen ebenso ergriffen hat, wie seinerzeit, im grauen Altertum, die germanische Bevölkerung des Ostens Deutschlands, die Gründung von Polenkolonien

in den größeren deutschen Städten, und besonders in den Industriebezirken Westfalens bewirkt. Dieser Zug nach Westen wird polnischerseits so erklärt, als ob die Polen nach Westen zögen, weil sie aus ihrer Heimat vertrieben würden. Diese Erklärung ist grundfalsch, da die Polen nach Westen ziehen, nach den großen Industriezentren, wie tausend andere, um dort ihr Brot zu verdienen. Doch gliedern sie sich, gleich den tausend anderen, in die örtliche Bevölkerung nicht ein, sondern wollen gleichsam etwas Besonderes bilden, einen polnischen Staat im preußischen Staate und im Deutschen Reiche. Von welcher Art und von welcher Gesinnung diese polnischen Kolonien beseelt sind, darüber legen Zeugnis ab zwei Urteile und ein Bericht, denen man eine Voreingenommenheit gegen die Polen kaum zumuten dürfte. Der Geheimsekretär Dr. Schmitz des in Köln als Erzbischof inthronisierten Bischofs Simon von Paderborn hat einen nach Paderborn gesandten Berichterstatter des in Petersburg erscheinenden Polenorgans „Kraj" sich folgendermaßen über die polnische Bevölkerung im westfälischen Industriebezirk geäußert: Die Ansprüche der Polen seien oft sehr übertrieben. Der Bischof sei den Polen wohlgesinnt und sorge dafür, daß die polnische Seelsorge überall funktioniere. Allerdings wolle der Bischof keine polnischen Pfarrer in seiner Diözese haben, aber es seien Geistliche vorhanden, die polnisch verstehen. Die polnische Agitation trete hauptsächlich darin zutage, daß die polnischen Arbeiter die Kinder nicht in die deutschen Schulen schicken, sondern sie zu Hause unterrichten, daß die Familienväter deutschen Vereinen nicht beitreten, sondern besondere Zirkel bilden, daß sie sich überhaupt von der deutschen Bevölkerung fernhalten. Die polnischen Geistlichen hätten stets in dieser Richtung hingearbeitet. Aus diesem Grunde rege der Bischof die deutschen Priester an, polnisch zu lernen. Und nun weigerten sich auch diejenigen polnischen Arbeiter, die deutsch können, deutsch zu beichten. Das sei das Unormale in den Verhältnissen. Und ein katholisches Blatt, die „Kölnische Volkszeitung" ergeht sich in folgenden Klagen: „Das polnische Volk ist zu bedauern. Sein Interesse am polnischen Gottesdienst hat man in gewissenloser Weise mißbraucht, lediglich zu politischer Agitation, von der kein Mensch weiß, was damit bezweckt werden soll, wenn nicht die Verhetzung Selbstzweck ist. Vom Standpunkt eines Polen, der es mit seinen Landsleuten wirklich ehrlich meint, läßt sich das Manöver der radikalen Agitatoren als Volksverhetzung und Volksverrat bezeichnen. Nicht einmal mißverstandenes Interesse für den polnischen Gottesdienst läßt sich bei den Agitatoren als ausschlaggebend annehmen." Schließlich sei hier der Bericht erwähnt, den Dr. Kasimir v. Riakowski dem in Krakau abgehaltenen IV. Kongreß der polnischen

Juristen und Nationalökonomen über die polnische Wanderbewegung nach dem deutschen Westen erstattete. Nach der Mitteilung des „Hamburgischen Korrespondenten“ habe Riakowski die Polen im Westen Deutschlands auf 400,000 bis 450,000 Seelen berechnet. Diese Zahl wachse rasch, so daß die Zahl der Polen im westlichen Deutschland bald wenigstens eine halbe Million betragen werde. Von ihnen sei etwa ein Zehntel in Vereinen organisiert. Diese bilden den Kitt für den Zusammenhalt der Auswanderer und verhindern, soweit es sich um das ansäßige Polentum im Innern des Reiches handele, dessen Aufgehen in die deutsche Umwelt. Am vollkommensten gelinge dies in Westfalen. Mehr als die Hälfte der Gesamtzahl polnischer Vereine in Deutschland falle auf diese Provinz oder vielmehr auf die Zentren der Großindustrie, in denen sich hier die polnische Bevölkerung zusammendrängt. (Offenbar zählt Dr. v. Riakowski Posen und Westpreußen nicht zu Deutschland.) Und die Durchschnittszahl der Mitglieder dieser Vereine in anderen Gegenden Deutschlands, Hannovers, Brandenburgs, Sachsens usw. wiesen zusammen viermal weniger polnische Vereine auf als Westfalen. Sie seien an Mitgliederzahl viermal schwächer. In den Großstädten endlich gebe es wohl ein reges polnisches Vereinsleben, aber diese Vereine vermögen nur einen kleinen Teil der polnischen Bevölkerung zu erfassen, „die große Masse gehe unrettbar im deutschen Meer unter.“ Am schlimmsten sei das in Berlin, wo es etwa 60,000 Polen gebe. Nur etwa ein Drittel sei „national aufgeklärt“ und höchstens 5,000 kennen ein organisiertes Vereinsleben mit Versammlungen, Bibliotheken usw. Die anderen Tausende seien verloren. Sie erschienen in keiner polnischen Volksversammlung, sie lesen keine polnische Zeitung, sie gehörten keinem polnischen Verein an, sie ständen außerhalb des Bereichs jeglichen polnischen Lebens, sie seien isoliert. „Sie verschwinden irgendwo im Schatten, ohne Kampf, ohne Widerstand, spurlos von dem Getriebe der großen Hauptstadt verschlungen, die Tausende und aber Tausende in ihr Blut und ihre Nerven umbildet und fortwährend ruft; mehr!“

So haben wir eine polnische Bewegung nicht bloß in Posen und Westpreußen, wir haben sie heute in ganz Deutschland und einzelne Gebiete im Herzen Deutschlands laufen schon jetzt Gefahr, dem Polentum anheimzufallen.

„Aber wir können nicht dulden“, hat Fürst Bülow in seiner großen Polenrede vom 13. Januar 1902 gesagt, „daß die Wurzeln unserer deutschen Volkskraft verdorren, daß unser Weizen von dem Unkraut überwuchert, daß unser deutsches Volkstum von einem fremden Volke überflutet wird.“

Zwölfter Abschnitt.

Schlußworte.

Es ist auch der Rechtstitel an unseren östlichen Provinzen angezweifelt. Wir haben unsere östlichen Provinzen mit dem Schwerte erobert auf den Schlachtfeldern von Möckern, Dennewitz und Waterloo, wir haben sie in harter Arbeit kolonisiert und zu ihrer Einverleibung in das preußische Staatsgebiet die völkerrechtliche Sanktion erhalten. Unser Recht an diesen Provinzen ist ebenso geheiligt, wie das anderer Völker an ihrem Besitzstande. Niemand denkt daran, anderen Staaten zuzumuten, frühere Eroberungen preiszugeben oder aufzugeben, oder fremden Nationalitäten zuzumuten, daß sie etwas gestatten, was mit dem Interesse ihrer Staatseinheit im krassesten Widerspruch steht. Nur uns Deutschen werden manchmal solche Zumutungen gestellt; das ist eine gute, alte Gewohnheit anderer .... Aber das Land, das uns die Vorsehung gewährt hat als Entschädigung für andere Verluste, das Land, dessen wirtschaftliche und kulturelle Ueberwachung, dessen Wiedergewinnung und Verschmelzung mit dem Deutschtum der schönste Ruhmestitel der preußischen Könige ist, diesen unseren Besitzstand werden wir festhalten und ausbauen mit allen Mitteln, eingedenk des Wortes: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!

Fürst Bülow in seiner Polenrede vom Jahre 1902.

Etwa zwei Jahrtausende sind wir durchwandert und haben die Grenzverschiebungen verfolgt, die in den Wohnsitzen der Deutschen und Slaven, wo sie sich treffen, in dieser langen Zeitspanne stattgefunden haben. Der erste Abschnitt dieses Buches war den Grenzen des alten Germaniens und den deutschen Grenzvölkern gewidmet. Da haben wir festgelegt, daß in grauer Vorzeit, seitdem wir einige zuverlässige Nachrichten von den Völkern des Nordens überhaupt besitzen, die Wohnstätten der Deutschen sich bis zur Weichsel, und an zwei Stellen, an der unteren Weichsel und an dem Nordabhange der Kar-

paten über diesen Strom hinaus nach Osten hin erstreckten. Sodann haben wir unsere Aufmerksamkeit den von Germanien östlich wohnenden Völkerschaften und ganz besonders den Slaven zugewandt und sind zur Ueberzeugung gelangt, daß die Urheimat der Slaven im Strom-Gebiet des Dniepers (2. Abschnitt), nicht aber an der Weichsel und der Donau zu suchen sei (3. Abschnitt). Im 4. Abschnitte haben wir die deutschen Völkerwanderungen betrachtet und die Verödung des Nordosten Deutschlands durch Abwanderung der deutschen Völker und das Entstehen eines neuen Germaniens an der Donau verfolgt. Die von den abwandernden Deutschen zum größten Teil verlassenen Länder haben hernach slavische Völkerschaften unter Führung der Hunnen und Avaren überflutet. Die ersteren haben sie über die Karpaten geführt und den Weg zur Donauebene gezeigt, die letzteren ihre Siedelungen bis zu den Alpen und der Elbe vorgeschoben (5. Abschnitt). Erst die Erstarkung des Frankenreiches setzte ihrem weiteren Vordringen nach Westen einen Damm entgegen, worauf nach Zertrümmerung des Avarenreiches der Drang der Deutschen nach Osten einsetzte. Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, das Meißener Land, die Lausitze und Schlesien wurden dem Deutschtum wieder gewonnen (6. Abschnitt). Selbst über die Weichsel und über die Ostsee setzten die Vortruppen des Deutschtums und gewannen Preußen, ihre Herrschaft sogar bis zum finnischen Meerbusen und dem Peipussee ausdehnend (7. Abschnitt). Nach der Schlacht bei Tannenberg trat ein Rückschlag in der Vorwärtsbewegung der Deutschen ein, Westpreußen und Pommerellen gingen denselben zeitweilig verloren und die Länder des livländisch-deutschen Ordensstaates kamen unter die russische Herrschaft (8. Abschnitt). Nach dem Zusammenbruch des Polenreiches (9. Abschnitt) gewann der aufstrebende preußisch-brandenburgische Staat wohl dem Deutschtum wieder das Land an der unteren Weichsel, an der Warthe und der Netze (10. Abschnitt), doch muß daselbst das Deutschtum einen schweren Kampf ums Dasein bestehen (11. Abschnitt).

So ist der größte Teil des einst verloren gegangenen deutschen Stammlandes im letzten Jahrtausend dem Deutschtum wiedergewonnen, jedoch ein umfangreiches Gebiet, das linke Ufer der mittleren und oberen Weichsel, ist im polnischen Besitz verblieben. Freilich gab es eine Zeit, die nach der zweiten und dritten Teilung Polens, welche das mittlere Weichselland unter die Herrschaft Preußen brachten, wo es aussah, als ob dieses neu hinzugekommene Gebiet das Schicksal der früher einverleibten polnischen Landesteile teilen würde. Aber die Nachfolger Friedrichs des Großen besaßen nicht die Zähigkeit und durchgreifende Energie im Verfolgen großer Pläne, nicht das Verständnis

für Kolonisationsaufgaben, wie ihr großer Vorgänger. Wohl hatte König Friedrich Wilhelm II. wirklich Gutes und für das Deutschtum Ersprießliches mit den neuerworbenen Besitzungen im Sinne. Er wollte aus den Domänenvorwerken Bauerngüter herrichten, die dann an deutsche Kolonisten vergeben werden sollten, aber seine Umgebung riet ihn davon ab und pries als bestes Mittel die Verschmelzung der polnischen Provinzen mit den übrigen Teilen der preußischen Monarchie die Vergebung der Domänen-, Starostei- und geistlichen Güter an Adlige. Leider fanden diese Einflüsterungen Gehör und so wurden ganz zwecklos jene Güter an Günstlinge der Minister und oberen Beamten verschleudert, ohne daß der Staat einen Vorteil daraus zog. Der mit der Bildung des Herzogtums Warschau verbundene Verlust der polnischen Provinzen machte endlich die Frage der Germanisation derselben gegenstandslos. Trotzdem begann zur Zeit der russischen Herrschaft ein beständiges langsam anwachsendes Einströmen der Deutschen in die russische Weichsel-Gouvernements. Die Einwanderer waren zuerst meist Landbauer, dann nach Gründung der Polnischen Bank im Jahre 1828 Fabrikunternehmer, Gewerbtreibende, Handwerker und Fabrikarbeiter. Um die Industrie und die Produktion des Landes zu heben, war nämlich die Polnische Bank genötigt, Deutsche ins Land zu rufen. Der Aufstand von 1863 bereitete wohl der Polnischen Bank ein Ende, doch war die von Deutschen ins Leben gerufene und betriebene Industrie so weit erstarkt, daß sie auch ohne auswärtige Hilfe bestehen konnte. Nach Erlöschen des polnischen Aufstandes vom Jahre 1863 machte sich daher eine stärkere Einwanderung der Deutschen bemerkbar, da die Versuche der russischen Regierung, russische Ansiedler ins Land zu rufen, vollkommen mißglückten. Die im Königreich Polen auf den Domänen und konfiszierten Privatgütern angesiedelten und mit Mitteln für die erste Einrichtung reichlich ausgestatteten russischen Bauern ergaben sich dem Trunke, verkamen und verliefen sich. Ebenso gelang es nicht der Regierung, einen russischen Großgrundbesitzerstand in Polen zu begründen, obgleich sie reichlich konfiszierte polnische Güter russischen Offizieren und Beamten als Majorate vergab. Diese neuen Gutsbesitzer blieben aber nicht auf dem Lande, bewirtschafteten auch ihre Güter nicht selbst, sondern überließen die Bewirtschaftung derselben deutschen oder polnischen Pächtern und Verwaltern. Daher war der Regierung der ruhige, arbeitsame und ordnungsliebende Deutsche sehr genehm inmitten der turbulenten polnischen Bevölkerung. So konnte die deutsche Einwanderung ungestört ihren Fortgang nehmen, bis die deutschfeindliche Strömung während der Regierung Kaiser Alexanders III. durch gesetzgeberische und administrative Maßregeln die Einwanderung

der Deutschen zu unterbinden versuchte. Aber bis zum Erlaß des Gesetzes vom 14. März 1887, das den Erwerb von Grundbesitz außerhalb der Städte seitens Ausländer in allen westlichen Gebietsteilen des russischen Reiches und so auch in den russischen Weichselgouvernements untersagte, waren in den letzteren in den Besitz von Ausländern 13,529 Grundstücke übergegangen, die eine außerhalb des russischen Untertanenverbandes stehende Bevölkerung von 100,000 Seelen zählten. von denen 37,085 Personen dem Grundbesitzerstande angehörten. Außerdem lebten im Lande zerstreut 88,000 Fremde als Fabrikanten, Gewerbtreibende und Fabrikarbeiter.

Von der fremdländischen Bevölkerung, die 8,15 Prozent der Gesamtbevölkerung des russischen Weichselgebiets ausmachte, im Gouvernement Petrikau aber 22 Prozent, die aber 1/10 des Landes (1,883,000 polnische Morgen oder etwa 941,000 Hektar) in Besitz hatten, waren 82 Prozent aus Preußen, 16 Prozent aus Oesterreich und 2 Prozent anderer Nationalität. Doch scheint die im Gesetz vom 14. März 1887 hemmende Maßregel nicht den von den Gegnern des Deutschtums gehofften Erfolg gehabt zu haben, wie auch die dekretierte Examinationskommission, die die fremdländischen Werkführer auf ihre Kenntnis der russischen Sprache zu prüfen hatte und alle Ausländer entfernte, die der russischen Sprache nicht genug mächtig waren. Diese Maßregeln hemmten freilich den Uebergang des Grundbesitzes in deutsche Hände, verminderten die Zahl der Werkführer deutscher Nationalität, indem bis zum Jahre 1885 es in den Industriezentren des russischen Weichselgebiets keine Werkführer polnischer oder russischer Herkunft gab, im Jahre 1894 bereits in Lodz 44 Prozent der höheren und 73 Prozent der niederen Werkführer Polen waren, und bewirkten den beschleunigten Eintritt der Ausländer in den russischen Untertanenverband. Doch auf das Einströmen deutscher Bevölkerungselemente scheinen sie nur einen geringen Einfluß gehabt zu haben. So stellte eine von R. W. gezeichnete, im Jahre 1897 in Moskau in russischer Sprache erschienene Schrift: „Skizzen des Weichselgebietes" fest, daß die Zahl der Fremden im Gouvernement Warschau, ohne die Stadt Warschau, von 1881 bis 1893 von 20,000 auf 39,000, im Gouvernement Plozk sogar von 10,000 auf 45,000 und selbst in dem von Fremden am wenigsten durchsetzten Gouvernement Lomscha von 3691 auf 9544 gestiegen sei. Die im Jahre 1897 im ganzen russischen Reiche, mit Ausschluß des Großfürstentums Finnland, ausgeführte Volkszählung ergab für das Weichselgebiets eine protestantische Bevölkerung von 424,264, eine hebräische von 1,321,100, die einen deutschen Jargon sprechen, eine recht- und eingläubige von 607,691 und eine römisch-katholische von 7,031,449

Seelen bei einer Gesamtbevölkerung von 9,402,253 Seelen. Da die Protestanten in überwiegender Mehrzahl Deutsche sind und die deutschen Katholiken nicht in obere Ziffer eingegriffen sind, so wird man nicht viel fehl gehen, wenn man für das Jahr 1897 die Anzahl der Deutschen im Weichselgebiet auf etwa 425,000 berechnet.

Der ungenannte Verfasser jener Schrift verfügt über Mitteilungen, die nicht jedem zugänglich sind, und hat sich wohl des Vertrauens der hohen Beamtenschaft des Weichselgebietes zu erfreuen gehabt, aus deren Mitte er wahrscheinlich auch entstammt. Seine Nachrichten über das Deutschtum in jenem Lande enthalten aber des Interessanten Vieles. Da dürfte die Wiedergabe eines Auszuges aus der Schrift nach der deutschen Uebersetzung der „Düna-Zeitung" angebracht sein.

Die deutschen Einwanderer im Weichsellande, schreibt R. W., setzen nicht nur allen Versuchen der Juden, sie auszubeuten, einen zähen Widerstand entgegen, sondern konkurrieren sogar mit ihnen auf dem Gebiete des Handels, während sie sich die industrielle Sphäre völlig unterworfen haben. Wenn sich unter dem Einfluß administrativer Verordnungen die Zahl der fremdländischen Meister stark vermindert, so führt doch die Zahl der Besitzer von Fabrikunternehmen fremdländischen Ursprungs fort zu wachsen. Alle die vielen neuen Gründungen, z. B. in Lodz, gehören ausschließlich Deutschen und Juden, wobei die jüdischen hauptsächlich spekulativen Charakter tragen; ihr Entstehen ist ebenso schnell, als ihr Bestehen kurz ist. Ganz anderen Charakters ist die Tätigkeit der Einwanderer, auch wenn sie die russische Untertänigkeit angenommen haben; die von ihnen gegründeten industriellen Anlagen stechen in den meisten Fällen durch Solidität und finanzielle Sicherheit hervor. Die Unternehmer selbst zeichnen sich aus durch gründliche Geschäftskenntnis, Fleiß, Energie und das Verständnis, ihre Umsätze ihren Geldmitteln anzupassen. Diese letzte Eigenschaft muß man als einen Hauptgrund des Erfolges anerkennen, der fast immer ihre Tätigkeit begleitet. Eine nicht geringe Bedeutung hat auch die unter den deutschen Fabrikanten bestehende Solidarität, die nicht nur alle Konkurrenz unter ihnen ausschließt, sondern vielmehr sie veranlaßt, daß sie dem Genossen in einer für ihn schweren Zeit zu Hilfe eilen.

Die bis zum Schlusse der sechziger Jahre nach Rußland und in das Weichseland eingewanderten Deutschen haben sich zwar alle die nationalen Eigenarten erhalten, die dieses Volk als sittliche Eigenschaften auszeichnen, verloren aber leicht ihre politische Verbindung mit dem Geburtslande, waren sogar bestrebt, sich dem Volkstum zu assimilieren, unter dem sie lebten. Erst seit dem Auftauchen der

national-deutschen Idee begannen sie sich als Pioniere einer Bewegung der Deutschen nach Osten anzusehen, eifrig die deutschen Ideale bei sich zu stützen und sonderten sich völlig von der einheimischen Bevölkerung ab.

Solche industrielle Zentren, wie Lodz, Sgjersch, Sosnowize, desgleichen die Fabrikorte des Kalischer Gouberniums, die fast an der preußischen Grenze selbst liegen, tragen ausschließlich deutschen Charakter. Die deutsche Sprache überwiegt in ihnen ebenso, wie in den deutschen Städten des völlig verdeutschten Fürstentums Posen. (?) Deutsche gesellige Einrichtungen, wie Klubs, Vereine für Gesang und Gymnastik, tägliche Zeitungen, Bankkontore und sogar ein Theater gewähren den deutschen Einwanderern, die Lodz bewohnen, dieses Zentrum des Deutschtums im Gebiete, die Befriedigung aller ihrer national-geistigen Bedürfnisse und ermöglichen ihnen natürlich die Erhaltung ihrer abgesonderten Stellung. In den Grenzorten wird der Zusammenhang mit der Heimat auch tatsächlich aufrecht erhalten, Arbeiter vieler Fabriken wohnen sogar auf deutschem Boden, von wo sie täglich zur Arbeit herüberkommen, denn einige Fabrikgebäude liegen nur wenige Klafter von der Reichsgrenze entfernt, im Widerspruch mit dem Gesetz von 1833, das die Errichtung irgendwelcher Gebäude in einer Entfernung von einer Viertelmeile von der Grenze verbot. Während in den Fabrikzentren, die weiter ab von der Grenze liegen, die ausländischen Arbeiter langsam von den einheimischen verdrängt werden, fahren sie fort, in der Grenzzone ein Hauptkontingent der Arbeitskraft zu stellen . . . .

Eine besondere Bedeutung gewinnt diese teutonische Besitznahme eines großen Territoriums des Weichsellandes, im Hinblick darauf, daß sie hauptsächlich auf einige bestimmte Orte konzentriert ist, die sich auf solche Weise in völlig deutsche verwandelt haben, wo deutsche Sprache, Geist, Sitten und Bräuche ganz ungehindert herrschen. Viele Bewohner dieser Kolonien, obwohl sie längst russische Untertanen geworden, im Lande geboren sind und es niemals verlassen haben, reden nicht die Landessprache, sie verstehen sie sogar nicht. Was in den Grenzen ihres ehemaligen Vaterlandes vorgeht, ist ihnen weit genauer bekannt und interessiert sie zweifellos mehr, als Ereignisse, die das Land, wo sie sich niedergelassen haben, erregen.

Im allgemeinen muß man sagen, daß je weniger geistig entwickelt und gebildet der Deutsche ist, er um so fester an seinen nationalen Bestrebungen hält, um so enger geistig verbunden ist mit seinen Stammesgenossen, sowohl mit den gleich ihm übergesiedelten, als auch mit den in der Heimat gebliebenen. Während sich der gebildete Deutsche, gemäß

der dieser Nation angeborenen Achtung vor der Gesetzlichkeit, gern allen Maßregeln der Regierung unterwirft, sich bemüht, mit der in dem Lande, wo er sich niedergelassen hat, herrschenden Richtung gleichen Schritt zu halten, kurz sich an sein deutsches Sprichwort hält: „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe" — geht der deutsche gemeine Mann völlig in seiner abgeschlossenen deutschen Welt auf, erkennt keine anderen Verordnungen an als die, die von seinen örtlichen, von ihm selbst erwählten Häuptern erlassen sind, die ihrerseits von ausschließlich deutschen Anschauungen durchdrungen sind, bleibt der umwohnenden örtlichen Bevölkerung fremd, zeigt ihr unverhüllte Verachtung. — So kommen z. B. die großen deutschen Fabrikanten des Gebiets immer den Forderungen der Administration entgegen, erfüllen unweigerlich ihre Anordnungen und unterstützen sogar tätig die Verrussung des Gebiets. Auf ihre Kosten sind in Lodz und Tomaschow orthodoxe Kirchen errichtet worden, von ihnen wird die in Lodz erscheinende Zeitung „Der Lodzer Bote" unterhalten, sie helfen durch Geldbeiträge das Schulwesen entwickeln, bauen Gymnasien, geben bedeutende Summen her zur Erhaltung der niederen Volksschulen. Während sie in ihrem häuslichen Leben an der deutschen Sprache festhalten, sind sie doch bestrebt, die Staatssprache gründlich kennen zu lernen und bedienen sich ihrer im Verkehr mit allen Staatsbeamten. Etwas ganz anderes sehen wir bei den deutschen Kolonisten, den kleinen Handwerkern, Arbeitern und den aus ihnen hervorgegangenen Werkführern. Diese Vertreter der deutschen Nation lassen sich, auch wenn sie persönlich niemals ihr Vaterland gesehen haben, in politischer Hinsicht ausschließlich von den Aufgaben des Vaterlandes leiten und leben in seinen Idealen. Der russischen staatlichen Schule halten sie sich mehr fern als die polnischen Bauern, indem sie es vorziehen, ihren Kindern deutsche Schulung in häuslichem Unterricht zu geben, anstatt sie mit einer ihnen fremden Sprache bekannt zu machen. Während der gebildete Deutsche gern eine Ortsbürtige heiratet, wobei er sie nicht einmal von ihrer nationalen Umgebung zu trennen sucht, wird sich der gemeine Deutsche um keinen Preis mit der ihn umgebenden polnischen Bevölkerung versippen, weil er das für einen Verrat an Glauben und Nationalität hält.

Unter diesen Umständen ist folgendes klar: Während die gebildeten deutschen Einwanderer und ihre Nachkommen wirklich bis zu einem gewissen Grade als die Kulturträger, als die sie sich zu rühmen lieben, erscheinen und jedenfalls, mit ihrer nationalen Sonderstellung, auch die dieser Nation eigene Energie, Unternehmungsluft und strenge Gesetzlichkeit in allen ihren Handlungen mitbringen, geben die anderen, die sich von der deutschen Kultur nur das Streben angeeignet haben, ihrer

Gewalt allen Boden, den ihr deutscher Fuß betritt, zu unterwerfen, indem sie sich in ihrem deutschen Kreise verschließen, kein nützliches Beispiel, sondern gewöhnen nur die umwohnende Bevölkerung an die Laute ihrer deutschen Sprache.

Und eben diese überzeugtesten Träger der pangermanischen Idee, die unsere Grenzen mit einer geschlossenen Kette ihrer Besitzungen umfaßt haben, konkurrieren in den Grenzstädten erfolgreich mit den Juden im Kleinhandel und Handwerk und kaufen in den Dörfern immer mehr Land an; die einen wie die anderen sehnen sich danach, die westliche, sie von Deutschland scheidende Grenze auf die ihnen östlich liegende Seite zu versetzen. Die natürliche Vermehrung und das längst von ihnen erworbene Bürgerrecht im Weichsellande neben der Fähigkeit, ihre Ersparnisse zu mehren, werden augenscheinlich zu einer völligen Verdrängung der ursprünglichen Eingeborenen aus den Grenzbezirken führen, denn wenn das Bauernland ihnen nicht zugänglich ist, so ist es ihnen vollkommen möglich, Gutsländereien zu kaufen und unter sich zu teilen.

Die Verdeutschung der Grenzkreise, der Gubernien Kalisch, Plotzk nnd Lomscha, ist fast schon eine vollendete Tatsache, denn hier ist ein ganzes Drittel der 4188 Bauernkolonien des Gebietes vereinigt, dessen Bevölkerung ganz oder teilweise aus Deutschen besteht. Das Grundeigentum gehört hier zu einem Viertel den Deutschen und erreicht in einigen Kreisen die Hälfte des Gesamtareals, wie z. B. im Kreise Sluyuzi des Kalischen Guberniums, wo es schon im Jahre 1881: 47 Prozent betrug. Auf diese Weise ist unsere Staatsgrenze schon auf friedlichem Wege von Deutschland erobert worden und dazu nicht bloß in den daran anstoßendeu Gegenden des Weichsellandes, sondern auch weiterhin längs der österreichischen Grenze, da sich die deutschen Kolonien in ununterbrochenem Bande von den baltischen Provinzen bis zum Schwarzen Meere hinziehen. Und dazu haben sie sich besonders dicht eingenistet längs unserer strategischen Linien, haben unsere Festungen umkettet und sind wie Vorposten der deutschen Grenzfestungen. Der deutsche Einwanderer unserer Grenzkreise, der einen stetigen, nicht bloß geistigen, sondern auch materiellen Zusammenhang mit seiner früheren Heimat aufrecht erhält, ist ein fertiges Kontingent zur Ergänzung des preußischen Heeres, dessen Mitwirkung diesem um so wertvoller ist, als er gut bekannt ist sowohl mit der Topographie des Landes, als auch mit allen seinen Besonderheiten. Aus diesen Einwanderern werden sich ohne Zweifel alle örtlichen administrativ-polizeilichen Gewalten rekrutieren, im Falle eines Eindringens des deutschen Heeres in unsere Grenzen.

Soweit unserer Gewährsmann.

Seine Mitteilungen über das Deutschtum in dem russischen Weichsellande sind geeignet, ein Gefühl des Neides hervorzurufen und die Frage anzuregen, warum es mit dem Deutschtum in Posen und Westpreußen zurückgeht, da es offenbar in anderen polnischen Gebietsteilen und zwar noch unter fremder Herrschaft blüht? Wer die Verhältnisse im russischen Weichsellande nur ungenügend kennt und nicht die Verschiedenheit der Bedingungen, unter denen die Deutschen diesseits und jenseits der Grenze leben, in Betracht zieht, wird leicht in Versuchung geführt werden, die Mißerfolge der Eindeutschung des preußisch-polnischen Grenzlandes entweder den Mißgriffen der preußischen Regierung als auch einen zu-wenig entgegenkommenden Verhalten der örtlichen deutschen Gesellschaft der polnischen gegenüber oder auch beiden Umständen zuschreiben. Ein solches Urteil wäre aber ungerecht, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die von der Regierung betriebene Kultivierung des Landes, die auch der polnischen Bevölkerung zugute kam, so wie die schwankende Haltung derselben in früheren Zeiten ein Erhebliches dazu beigetragen haben, das Posentum zu einer gefährlichen Macht großzuziehen. Andrerseits wird man der deutschen Gesellschaft eher den Vorwurf eines zu großen Entgegenkommens als den eines rigorosen Verhaltens gegenüber der polnischen Bevölkerung machen können. Wenn trotzdem sich die Verhältnisse jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle für das Deutschtum sich scheinbar ungünstiger gestaltet haben, so liegt der Grund davon tiefer.

In Russisch-Polen sah das Polentum in der russischen Regierung und in dem Russentum seinen Erzfeind, wie in den früher polnischen Landen Preußens die preußische Regierung und das Deutschtum. Dagegen schien ihm, bis auf die letzte Zeit das Deutschtum im russischen Weichsellande zu schwach, um von ihm eine Bedrohung seiner Nationalität und seiner spezifisch polnischen Lebensinteressen zu befürchten. Vielmehr war das Deutschtum ihm da nützlich, indem es die Kultur und den Wert des Grund und Bodens hob, Geld ins Land brachte, Industrie, Handel und Gewerbe belebte. Auch wird dem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen sein, wie der gebildete und besser situierte Deutsche sich bemüht, „mit der im Lande herrschenden Richtung gleichen Schritt zu halten“ und die örtlichen Sprachen zu erlernen, gern eine Ortsbürtige, meist Polin heiratet und sie nicht von ihrer nationalen Umgebung trennt, sondern schließlich in dieselbe aufgeht. Es ist klar, daß das alles im verstärkten Maße vor sich gehen muß, sobald das Polentum im Lande eine größere Bedeutung erlangt hat, worauf die polnischen Wortführer, wie es scheint, nicht ohne Grund hoffen. Und wenn erst der gebildete und besser situierte Deutsche in das Polentum

aufgegangen sein wird, so wird, urteilt der Pole, auch der gemeine deutsche Mann nicht lange mehr dem polnischen Einflusse widerstehen können und wie einst, vor dem Schlusse der sechziger Jahre, bestrebt sein, sich dem Volkstum zu assimilieren, unter dem er lebt. Haben doch diese Ueberläufer ins polnische Lager von jeher die eifrigsten polnischen Patrioten geliefert und stark mitgewirkt zur Aufrüttelung der polnischen Volkskraft aus ihrer Indolenz und Trägheit!

Schließlich ist das niedere polnische Volk im russischen Weichsellande noch auf einer niederen Stufe der geistigen, materiellen und sozialen Entwicklung stehen geblieben, so daß es mit dem Deutschen nicht konkurrieren kann, wie in Preußen. Vielmehr erkennt es dessen Ueberlegenheit an und blickt oft zu demselben wie zu seinem Herrn und Meister auf. Deshalb hat sich bisher in Russisch-Polen nicht die nationale Verschiedenheit beider Völker zu jenem entschiedenen Gegensatz entwickeln können, wie in den von einer polnischen Bevölkerung durchsetzten preußischen Landesteilen. Außerdem boten sich vor kurzem die Billigkeit des Bodens und die günstigen Erwerbsverhältnisse jenseits der Grenze eine so große Anziehungskraft auf den Deutschen aus, die weder Posen, noch Westpreußen, noch Oberschlesien haben.

In letzterer Zeit macht sich übrigens in Russisch-Polen eine ähnliche Bewegung gegen das Deutschtum bemerkbar, wie wir sie diesseits der Grenze beobachtet haben, und die eine Verdrängung der Deutschen bezweckt. Und da muß erst abgewartet werden, ob das Deutschtum dieser Bewegung gegenüber in dem russischen Weichsellande nachhaltigen Widerstand entgegensetzen oder zurückgehen wird, wie in allen übrigen mit Slaven durchsetzten Ländern. Der Verfasser der „Skizzen des Weichselgebiets" eröffnet uns in dieser Hinsicht nicht besonders fröhliche Aussichten, indem er bereits im Jahre 1897 feststellt, daß in den Fabrikzentren, die weiter ab von der Grenze liegen, die einheimischen Arbeiter langsam die ausländischen verdrängen. Auch ist während der letzten Vorgänge im russischen Weichsellande vielfach die Beobachtung gemacht worden, daß der Arbeiter polnischer Nationalität den deutschen Arbeiter durch Boikottierung und selbst durch offene Gewalt das Leben unerträglich zu machen sucht, auch wenn beide der sozialdemokratischen Partei angehören. Bei dem polnischen Arbeiter ist im praktischen Leben nämlich die Lehre von der Internationalität der Arbeiterinteressen auf unfruchtbaren Boden gefallen. In nationalen Fragen fühlt er sich eins mit den übrigen polnischen Ständen und Berufsklassen.

Das Bild, das der Verfasser der „Skizzen des Weichselgebiets" vom „deutschen gemeinen Mann" entwirft, daß er völlig in seiner ab-

geschlossenen deutschen Welt aufgeht, keine anderen Verordnungen anerkennt als die, welche von seiner örtlichen, von ihm selbst erwählten Häuptern erlassen sind, daß er um keinen Preis mit der umgebenden polnischen Bevölkerung sich versippt, daß er den Boden, den sein deutscher Fuß betritt, seiner Gewalt zu unterwerfen sucht, finden wir wieder bei dem einwandernden deutschen Bauer des Mittelalters. Die angeführten Eigenschaften machen ihn aber zu einem vorzüglichen Kolonisator, der nicht allein seinem Deutschtum treu bleibt, sondern auch die Kraft in sich fühlt, der deutschen Kultur fremde Länder und Völker zu unterwerfen. Diesen Eigenschaften haben wir auch zu verdanken, daß der Osten Deutschlands dem deutschen Volkstum und der deutschen Kultur wiedergewonnen wurde. Auch nur ihnen werden wir zu verdanken haben, wenn die Ostmarkenfrage in einem für das Deutschtum günstigen Sinne gelöst werden wird. Alle übrigen vorgeschlagenen Maßregeln zur Hebung desselben in den Ostmarken kommen nur in zweiter Linie in Betracht, indem ihre Einwirkung nur gering ist, sie auch das gesteckte Ziel nur teilweise erreichen, oftmals auch den Kernpunkt der preußischen Polenfrage nur streifen, der in der Tatsache der Polonisierung der Ostmarken zu suchen ist.

Gewiß wird die Errichtung von Garnisonen in den kleinen Städten dazu beitragen, denselben deutlicher den Stempel des Deutschtums aufzudrücken, dem deutschen Bürgertum als kräftiger Rückhalt dienen und die Erwerbstätigkeit des letzteren befördern. Doch diese Maßregel kann nur in der Kette anderer, dasselbe Ziel verfolgenden Maßnahmen Bedeutung erlangen, wie die zum besten der Beamtenschaft und Lehrer in Aussicht genommenen Vergünstigungen. Aber man müßte auch darauf bedacht sein, die Beamten- und Lehrerschaft dauernd an das Land zu fesseln, daß sie nach ihrer Dienstzeit daselbst verbleibe. Denn sie wird immer ein für die Hebung des Deutschtums nützliches Element bilden. Was die deutschen Beamten in Sonderheit anbetrifft, so sind nicht schöne Worte allein das vom preußischen Ministerpräsidenten in seiner Polenrede von 1902 ausgestellte Zeugnis, daß sie sich durch Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Hingabe an die anvertraute Stellung auszeichneten, sondern entspricht der Wirklichkeit. Daher muß es um so tieferen Eindruck auf sie machen das in derselben Rede ausgedrückte Bekenntnis des Fürsten Bülow, daß er eine Anstellung in den östlichen Provinzen als ehrenvoll für jeden Beamten, als eine Auszeichnung, als eine Anwartschaft auf Beförderung betrachte, und die damit verknüpfte ernste Mahnung, daß die Beamten in den Ostmarken sich nicht etwa bloß als Bureaukraten, als Mandarinen aufspielen, sondern ihrer ehrenvollen und verantwortlichen Stellung be-

wußt, als Menschen unter Menschen leben, sich an der Gesellschaft beteiligen und mit den Menschen verkehren sollen, ohne jeden Unterschied des Standes.

In welcher Weise die Beamten in den Ostmarken diesen ihren Pflichten der Gesellschaft gegenüber gerecht werden sollen, das zeichnete bereits ein Erlaß des Staatsministeriums vom 12. April 1898 vor. Da heißt es:

„Es liegt ihnen ob, durch ihr Vorbild den vaterländischen Geist zu kräftigen und die darauf gerichteten Bestrebungen der deutschen Bevölkerung zu unterstützen. Wo die Gelegenheit geboten ist, soll, unter Vermeidung kühler Abschließung, eine rege, auch außerdienstliche Mitwirkung bei allen berechtigten Anstrengungen zur Hebung der Wohlfahrt des Volkes, deutscher Bildung und deutscher Kultur stattfinden. Das Staatsministerium weist in dieser Richtung vorzugsweise hin auf die Begründung von wirtschaftlichen Genossenschaften, die Bereitstellung deutscher, der Bevölkerung zugänglicher Bildungsmittel, die Gründung und Erhaltung patriotischer Vereine, die Schaffung geselliger Vereinigungspunkte, die Unterstützung der in ihrer Existenz und deutschen Nationalität gefährdeten Bevölkerungsklassen und Einzelner, die Förderung von Heilanstalten und Stationen von Krankenpflegerinnen, die Fürsorge für Kleinkinderschulen und andere Erziehungs- und Bildungsanstalten. Dabei ist jedes aggressive Vorgehen gegen die fremdsprachliche Bevölkerung zu vermeiden und den willigen Elementen die Teilnahme überall offen zu halten."

Man muß bekennen, daß in der letzten Zeit seitens der Spitzen der preußischen Beamtenwelt alles Menschenmögliche getan worden ist, um dieselbe mit dem rechten nationalen und patriotischen Geiste zu erfüllen, ohne den sie ihrer hohen Aufgabe nicht gerecht werden können. Auch der Wirksamkeit der Schule hat die Regierung ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zugewandt, nicht allein weil die in den Ostmarken lebenden oder aus deutschen Gegenden dorthin zuziehenden Staatsbürger deutscher Muttersprache ein Recht auf eine deutsche Erziehung ihrer Kinder haben, welche sie vor der Gefahr bewahrt, inmitten einer polnisch sprechenden Bevölkerung dem Deutschtum verloren zu gehen, sondern auch die polnische Bevölkerung der deutschen Kultur teilhaftig zu machen und ihr die Möglichkeit zu bieten, sich als deutsche bzw. preußische Staatsbürger zu fühlen und im ganzen Reiche zu bewegen. Wenn in letzterer Hinsicht die Mühen der Regierung nicht den erwarteten Erfolg gehabt haben, oft auch augenscheinlich von Mißerfolg gekrönt worden sind, so muß man bedenken, daß die Kulturaufgabe, welche die deutsche Schule in den Ostmarken mit polnischer Bevölkerung zu lösen hat, nach den Worten des Kultusministers Dr. Studt's, eine sehr schwere ist und trotz aller Aufwendung beträchtlicher staatlicher Mittel durch die Ungunst der äußeren Schulverhältnisse noch vielfach gehemmt ist. Eine nationale Sprachen- und Schulpolitik kann in fremdem Sprachgebiet nur sehr langsam Erfolge erringen, da das Kind, wenn es auch in der Schule deutsch zu sprechen erlernt, doch seine Gesinnung seiner Umgebung, dem in seinem Elternhause herrschenden

Geiste entnehmen wird. Daher wird der Unterricht in der deutschen Sprache nur selten den Erfolg haben, Polen zum Deutschtum herüberzuführen, sondern oftmals, wie Professor Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" hervorhebt, sie mit höherer Bildung und besserer Rüstung zum Kampf gegen das Deutschtum auszustatten. Diese Erfahrung hat auch E. Hasses Ansicht offenbar begründet, man hätte den deutschen Schulzwang auf die Polen nicht anwenden sollen. „Dann wären sie", so meint er, „differenzierte Polen geblieben und befänden sich heute nahezu auf dem kläglichen Standpunkte, auf dem der preußische Staat sie seinerzeit bei der Teilung des Königreichs Polen übernommen hat. Sie würden auch heute dieses ihr Polentum nicht schärfer betonen können, als sie dies tun, nachdem sie 125 Jahre lang durch die preußisch-deutsche Schule gegangen sind. Aber sie wären Heloten geblieben." Aus dieser Ansicht entspringt Hasses weitere Folgerung, daß nichts falscher gewesen sei, als daß die preußische Schule die fremdsprachigen Kinder zur Erlernung der deutschen Sprache mehr oder weniger gezwungen hat. Dagegen stellt er die Forderung auf, daß man jeden Zwang meide, wenigstens auf dem Gebiete der Fortbildungsschule, verknüpfe aber die nicht genügende Kenntnis der deutschen Sprache mit allen möglichen Nachteilen, beim Militär durch längere Dienstzeit, bei Gericht durch Zwang der Bezahlung von Dolmetschern, im Geschäftsleben durch Zwang der Buchführung in deutscher Sprache. Infolge der Unkenntnis oder nicht genügenden Kenntnis der deutschen Sprache inmitten der polnischen Bevölkerung würde auch gleichermaßen von selbst ein weiterer Wunsch E. Hasses in Erfüllung gehen, daß Polen keine Beschäftigung mehr im Reichs-, Staats- und Gemeindedienst, im Eisenbahndienst, bei der Post, als Arbeiter in Staatsbetrieben, auf Domänen und in den Forsten finden würden.

Das Gleiche wie von der Schule läßt sich sagen auch von den übrigen Kulturmitteln. Wenn auch Fürst Bülow recht haben mag, daß, wo Kunst und Wissenschaft fehlen, der Deutsche verkümmert, wo er aber aufblühen soll, da müsse er auch seine Ideale pflegen, so hat auch die Mahnung Professor Delbrücks seine Berechtigung, man möge nicht vergessen, daß die ganze Polennot erst auf Grund der fürsorglichen Kulturtätigkeit des preußischen Staates in ihrer heutigen Größe angewachsen ist. Auch ist die Hoffnung, daß die ins deutsche Sprachgebiet hinüberdringenden Polen durch den Einfluß der deutschen Umgebung, deutscher Schulen und Kultur nicht in Erfüllung gegangen. Eine ähnliche Erscheinung beobachten wir in Oesterreich. Auch daselbst verdanken die slavischen Nationalitäten ihre Kultur den Deutschen. Von dieser Kultur belebt, kehren sie die Waffen, die deutsche Kultur ihnen

geliefert hat, gegen das Deutschtum selber, wie bereits Treitschke bemerkt hat. Daher ist es verständlich, wenn Ernst Hasse oder dessen Gewährsmann aus Posen, die kulturelle Hebung des Ostens als ein gefährliches Schlagwort bezeichnet, das auch die Besten und Verständigsten mißverstehen und dem entgegenzutreten sehr unpopulär sei. Er erinnert daran, daß es freilich nicht leicht ist, kulturelle Wohltaten und Annehmlichkeiten in einer Weise zu bieten, daß sie dem Deutschtum zugute kommen, ohne gleichzeitig den rückständigen Polen noch größere Vorteile in den Schoß zu werfen. Gerade der unterschiedslosen Darbietung der Wohltaten der Schule und anderer Kulturmittel während des ganzen 19. Jahrhundert ist es ja nach seiner Ansicht zu danken, daß die Polen in den Ostmarken größere Fortschritte gemacht haben, als die Deutschen, und daß sie heute über früher nicht gekannte Machtmittel verfügen, wie über ein gebildetes Bürgertum und einen kenntnisreichen Handelsstand. Daher liege der richtige Kern in dem Schlagwort von der kulturellen Hebung des Ostens in der „kulturellen Hebung des ostmärkischen Deutschtums." Anders verstanden, bedeute es die Fortsetzung des alten Erbfehlers der preußischen Ostmarkenpolitik — der wirtschaftlichen und kulturellen Förderung des Polentums. „Das kennzeichnendste Beispiel dieser falschen Politik" sei der Gedanke der Errichtung einer Universität in Posen, der in sehr zutreffender Weise in den Alldeutschen Blättern (Nr. 6 und 14 vom 8. Februar und 5. April 1902) abgefertigt ist. Eine Universität in Posen würde den Polen und dem Marcinkowski-Verein viele Tausende an Studentenwechseln sparen und Hunderte von jungen Polen, die jetzt nicht die Mittel dazu haben, veranlassen, in die betreffenden gelehrten Berufe zu gehen. „Unter den vielen sonstigen Beispielen will er", schreibt ein Kenner der ostmärkischen Verhältnisse in der „Deutschen Politik", „nur noch zwei anführen. Im Eisenbahnwesen entspricht es den deutschen Interessen, in den deutschen Bezirken z. B. im Westen der Provinz die Verkehrsverbindungen zu verbessern. Eine Eisenbahn Schrimm—Jarotschin dagegen ist vom nationalen Standpunkte aus verständlich. Eine Maschinenbauschule in Posen ferner ist so lange von Nutzen, als sie von Deutschen besucht wird. Dient sie zur Ausbildung polnischer Maschinenbauer, so macht sie die polnische Bevölkerung wieder um ein Stück konkurrenzfähiger. Und ob die große Stadt Posen als Ausbildungsstätte für deutsche Maschinenbauer der richtige Ort ist und ob die jungen Leute, die dort lernen, nicht bald in Berlin und Sachsen sind, ob man also mit solchen Unternehmungen nicht viel besser in die Dörfer ginge, statt nach Posen, ist sehr die Frage."

Zweifelhaften Wert scheinen auch die übrigen gegen die Ueber-

wucherung des Polentums anempfohlenen Maßregeln zu haben, als da sind Beschränkungen der polnischen Versammlungen und Zeitungen, des Gebrauchs der polnischen Sprache im öffentlichen Leben usw. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Hetzarbeit der polnischen Presse einen großen Teil der Schuld an den in den Ostmarken herrschenden unerquicklichen Zuständen trägt und die Ueberwachung der öffentlichen Versammlungen und des polnischen Vereinswesens durch den Staat illusorisch ist, so lange in ersteren polnisch geredet wird und in den Vereinen die Geschäfte polnischer Sprache geführt werden, so widerstreben die anempfohlenen Maßregeln so sehr unseren Ansichten über Recht und Freiheit, daß zu ihnen die Regierung nur im äußersten Notfalle greifen würde. Daher scheint beachtenswerter eine an dieselbe gestellte Mahnung einer größeren Stetigkeit in der deutschen Politik. Daran hat es in früheren Zeiten sehr gefehlt, so daß das Urteil E. Hasses wohl nicht Uebertreibung ist, wenn er sagt, daß der Zustand der war, daß sozusagen alle fünf Jahre die nationalen Theorien wechselten und infolgedessen vor den Augen des kundigen Beobachters ein klägliches Trümmerfeld aller möglichen angefangenen und niemals zu Ende geführten nationalen Projekte liege. Aber auch für die Jetztzeit, wo ein zielbewußtes Streben in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten der Ostmarken sich bemerkbar macht, ist der Vorschlag E. Hasses zur Erzielung einer größeren Stetigkeit und Einheit in den Regierungshandlungen jedenfalls der Beachtung wert. Er schreibt nämlich in seiner „Deutschen Politik" folgendes: „Es muß weiter namentlich aber auch für größere Einheitlichkeit in dem Zusammenarbeiten der verschiedenen Ressorts gesorgt werden. Wenn in dieser Hinsicht die Einheitlichkeit und Stetigkeit der Auffassung in den Berliner Ministerien fehlt, so können auch die Provinzialinstanzen dafür nicht sorgen. Wenn in dem entscheidenden Fachministerium einmal die einzelne Angelegenheit in dies oder jenes Fahrwasser gebracht ist, so vermag die Provinzialinstanz, aus ostmärkischen Erwägungen heraus, der Entwicklung meist keine andere Richtung zu geben, und zum Nachteil des Deutschtums wird im Gesamtstaat alles über einen Kamm geschoren. Es müßte daher in Berlin selbst, am natürlichsten beim Ministerpräsidenten ein genau mit den Verhältnissen der Provinz bekanntes und mit ihnen in Fühlung bleibendes Organ sein, das alle staatlichen Maßregeln unter dem Gesichtspunkte ihres Einflusses auf die Ostmark vorzuprüfen hätte. Dann würde es vielleicht endlich vermieden, daß man Eisenbahnen zur Förderung des Polentums baut, Kreisverbänden, deren Angelegenheiten durch polnische Kreistagskommissionen verwaltet werden, Hunderttausende behufs Ab-

lösung der fiskalischen Wegebaulasten zur freien Verfügung überweist usw. An diesen zwei Beispielen, denen man noch Dutzende anreihen könnte, sei es genug — wie überhaupt natürlich alles Gesagte nur die wesentlichsten Gesichtspunkte andeuten, nicht aber die Einzelheiten erschöpfen soll."

Zum Kapitel der direkten und indirekten Unterstützung des Polentums durch die Regierung gehört wohl auch das Urteil eines mit ostmärkischen Verhältnissen vertrauten Mannes, der in der „Deutschen Politik" sich darüber folgendermaßen ausläßt: „Keine Eisenbahn wird gebaut, die nicht überwiegend deutschen Interessen dient, keine Staatsmittel werden bereit gestellt, deren Verwendung im deutschen Interesse nicht gesichert ist usw. Im Gegensatze zu den polizeilichen Maßregeln, die in der ganzen Welt Staub aufwirbeln, lassen solche Sachen sich meist in kleinem Kreise abmachen und auf die Hähne, die darnach krähen, hört kein Mensch, ausgenommen einige grundsätzliche Theoretiker und Polenfreunde . . . . Die Gleichberechtigung in wirtschaftlichen Dingen, die tatsächlich darauf hinausläuft, daß wir, wie in Galizien, mit der Steuerkraft des industriellen Westens das ostdeutsche Polentum großzüchten — also tatsächlich keine Gleichberechtigung, sondern eine Bevorzugung der Polen ist —, muß so gründlich aufhören, daß demnächst sich zum mindesten der polnische Mittelstand der Städte einmal fragt, ob es wohl noch vorteilhaft sei, Pole — vielfach trotz deutschen Namens — zu sein wie ehedem? Dazu gehört u. a., daß nach Möglichkeit der wirtschaftliche Machtbereich derjenigen Kommunalverwaltungen eingeengt wird, die wegen des mehr und minder starken Einflusses der Polen und Polenfreunde nach dem „Paritätsprinzipe" arbeiten. Für den Kundigen ist ein Jammer zu beobachten, wie durch Ueberweisung von Geld oder Steuererhebungsrechten, d. i. wirtschaftlicher Macht an die Provinzialverwaltung, die Kreiskommunalverwaltungen, die städtischen Verwaltungen usw., die fast sämtlich außerstande sind, wirksam und ehrlich nationale Interessen zu wahren, der Staat in Posen und Westpreußen ein nationales Machtmittel nach dem anderen aus der Hand gegeben hat. Es kommt hier nur auf die Grundgedanken an und nicht auf deren Anwendung für jeden Einzelfall, auf die Einzelerörterung der Frage, inwieweit man diese Fehler noch nachträglich wieder gut machen kann. Man kann dazu u. a. durch eine sehr naheliegende Maßnahme viel beitragen: nämlich durch die gesetzliche Bestimmung daß durch Allerhöchsten Erlaß den Ansiedlungsgemeinden, die aus früheren kreistagsfähigen Rittergütern gebildet sind, deren Virilstimmrecht belassen werden kann — was auf die Zusammensetzung mancher Kreistage einen durchgreifenden Einfluß ausüben und zugleich der sicher sonst

demnächst zu erwartenden Unzufriedenheit der Ansiedler über ihre tatsächliche Einflußlosigkeit auf die Kreisangelegenheiten vorbeugen würde. Man kann ferner — abgesehen von vielem anderem — neue Aufgaben in Posen und Westpreußen namentlich auf dem Gebiete des Fachschulwesens usw. statt den Kommunen zuverlässig deutschen Vereinen, Korporationen und dergl. übertragen, die im Gegensatze zu den Kommunen nationale Paritätsrücksichten nicht zu nehmen brauchen und dafür sorgen können, daß solche Maßnahmen ausschließlich dem Deutschtum zugute kommen. Es läßt sich auf Grund dieses Gedankenganges im kleinen so manches tun."

Ja, im Kleinen, gewiß! Aber groß angelegt ist der Vorschlag, der Polenflut und dem heute herrschenden Zug nach Westen einen solchen nach Osten entgegenzustellen. Es sollen nämlich die Massen der westdeutschen Landbevölkerung wieder, wie vor sieben Jahrhunderten, in ostwärts gerichtete Bewegung gesetzt werden. Lehrt nicht denn die Geschichte, daß durch den nach Osten gerichteten Zug der Deutschen der ganze Osten Deutschlands dem Deutschtum wiedergewonnen wurde. Daher werden wir wohl beipflichten der Ansicht Christian Petzet, daß ein Gegengewicht gegen die raschere Vermehrung des Polentums nur eine stärkere deutsche Einwanderung bieten kann. Aber um das zu bewirken, um den Zug der Deutschen wiederum nach Osten zu lenken, müssen in den Ostmarken für sie solche Lebensbedingungen geschaffen werden, durch welche denselben Posen, Westpreußen und die anderen durch die slavisch-polnische Flut bedrohten Landesteile der preußischen Monarchie als wünschenswertes Ziel ihres Strebens erscheint. Das war im Mittelalter ganz vorzüglich die Möglichkeit des Erwerbes von Grund und Boden und der Gründung des eigenen Haushaltes. Das ist auch das Lockmittel für die großartige deutsche Einwanderung zur Zeit des Großen Kurfürsten, König Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen gewesen. Jener Möglichkeit verdanken sie die großartigen Erfolge ihrer kolonisatorischen Tätigkeit. Jene Möglichkeit hat auch nicht in unseren Tagen ihre Anziehungskraft verloren. Ja, dieselbe ist nur größer geworden, weil der Erwerb von Grund und Boden und die Begründung einer eigenen Häuslichkeit jetzt vielfach schwerer geworden ist, wie in früheren Zeiten. Daher ist anzunehmen, daß auch in Posen, Westpreußen und den anderen jetzt der Gefahr einer slavisch-polnischen Ueberflutung ausgesetzten Landesteilen das Deutschtum für immerwährende Zeiten gegen dieselbe gesichert sein wird, sobald der Grund und Boden daselbst ganz überwiegend in deutschen Besitz gebracht und mit deutschen Bevölkerungsmassen besetzt, d. h. germanisiert sein wird. Dann werden

auch die Städte eine überwiegend deutsche Bevölkerung erhalten, da die deutschen Mittelklassen, der deutsche Arzt, Rechtsanwalt, Apotheker, Techniker, Kaufmann, Handwerker und andere Gewerbtreibende sich wieder auf eine weit ausgebreitete Kundschaft in der umgebenden deutschen Landbevölkerung werden stützen können und nicht mehr, wie bis jetzt, von der polnischen Umgebung abhängen werden. Dann wird auch der deutsche Kaufmann und Handwerker den jungen Nachwuchs für sein Gewerbe aus der jungen deutschen Landbevölkerung entnehmen können. In anderer Weise, z. B. durch Ansiedelung deutscher Handwerker und Gewerbtreibenden ist eine Vermehrung der deutschen Stadtbevölkerung gar nicht denkbar, da die in den Grenzmarken jetzt lebenden deutschen Gewerbtreibenden sich jetzt kaum über dem Wasser halten oder sogar gezwungen sind, abzuwandern wegen fehlender Kundschaft und des seitens der polnischen Bevölkerung ihnen gegenüber ausgeübten Boykotts.

Welche Gefahr der Uebergang des Grund und Bodens in deutschen Besitz für die Vorherrschaft des Polentums und welchen Erfolg er für das Deutschtum in den Grenzmarken bedeutet, ist polnischerseits erkannt worden. So meint der „Oredownik", die Ansiedelungskommission schnüre den eisernen Ring um Posen immer mehr zusammen. Von der Warthe bis an die Berliner Chaussee nach Westen von Posen aus gebe es in den beiden Landkreisen Posen mit Ausnahme von Subota kein einziges rein polnisches Dorf mehr. Ein Teil des Landes befinde sich im Besitze des Fiskus, ein anderer in dem der Ansiedelungskommission und der Rest sei deutscher Privatbesitz. Auch der „Slowo" erhebt Klage über die Fortschritte des deutschen Grundbesitzes. Er berechnet, daß in Posen $^{3}/_{4}$ des großgrundbesitzlichen Areals in Händen der Deutschen (Privat- und Domänenbesitz) sei, und daß in Westpreußen von dem einst polnischen Großgrundbesitz nur Fetzen übrig geblieben seien. Nach dieser offenbaren Uebertreibung, da in Posen nicht viel über die Hälfte des großgrundbesitzlichen Areals sich in deutschen Händen befindet, tröstet er sich mit der Bemerkung, daß die Verhältnisse der Kleingrundbesitzer sich weit günstiger für die Polen gestalte, da von dem Areal desselben in Posen die Hälfte, in Westpreußen ein Drittel, in Schlesien und Warmien auch die Hälfte noch polnisch sei. Doch betont er die große Gefahr, die dem Polentum drohe, falls sein Besitz an Grund und Boden geschmälert werden würde.

Auch die großen Anstrengungen und Aufwendungen, die polnischerseits gemacht werden, um die Ziele der Ansiedelungskommission zu durchkreuzen, sprechen nur eine zu deutliche Sprache von der Erkennung der den Polen drohenden Gefahr. Auch deutscherseits bricht

nach manchen Fehlgriffen das Bewußtsein immer mehr Bahn, daß das Ringen zwischen Deutschtum und Polentum seine Entscheidung finden wird durch die Gestaltung der Bodenverteilung. Und das ist ganz natürlich, da ja der Grund und Boden die Nährkraft des Volkes darstellt und eine Bevölkerung ohne Grund und Boden gleichsam in der Luft hängt. Das haben die Polen nicht erst jetzt erkannt. Daher haben sie auch früher das Bemühen der preußischen Regierung, polnische Güter durch Kauf zu erwerben und vollends sie an Deutsche zu vergeben, mit scheelen Blicken angesehen und große Mühe darauf verwendet, um dieses Unglück, wie sie sagen, von Polen abzuwenden. Polnische Gutsbesitzer gründeten auch in den sechziger Jahren die Aktiengesellschaft Tellus, die bezweckte, den Verkauf polnischen Grundbesitzes an Deutsche nicht nur zu verhindern, sondern auch deutschen Grundbesitz für Polen zu erwerben. Den gleichen Zweck verfolgten der „Bank Ziemski" und die polnischen Parzellierungsgenossenschaften. Daher können die Polen sich nicht über das große Unrecht beklagen, das ihnen angeblich durch die Tätigkeit der Ansiedelungskommission zugefügt werde, da sie auch mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Entäußerung deutschen Grundbesitzes zugunsten ihrer Nationalität betrieben haben und noch betreiben, so weit ihnen noch die Möglichkeit offen steht.

Wie sie aber zu wirtschaften belieben, wo sie die Macht in Händen haben und sich als Herren der Situation fühlen, davon entwerfen ein treffliches Bild die Zustände in Galizien.

Dieselben zeichnet auch eine Zuschrift des ruthenischen Patrioten Sembratowicz an die Wiener Zeitschrift „Das freie Wort" in schlagender Weise: „Es muß," schreibt Sembratowicz, „hervorgehoben werden, daß die Parallele zwischen den galizischen und preußischen Zuständen jeder Berechtigung entbehrt. Galizien ist nicht nur kein polnischer Staat, wie das schon die ruthenische Benennung „Galizien" zeigt und der Name der Landeshauptstadt Lemberg, den diese Stadt nach dem ruthenischen Fürsten Leo dem Großen führt. Das heutige Galizien ist bekanntlich ein aus zwei weder historisch noch ethnographisch zusammenhängenden Gebieten künstlich zusammengeflicktes Land. Der westliche Teil (mit Krakau) gehörte ursprünglich zu Polen, der östliche (mit Lemberg) zum Ruthenenreiche. Trotzdem die Lage der Ruthenen in Galizien dem Buchstaben des Gesetzes nach viel günstiger sein sollte als die der Polen in Preußen — ist in Wirklichkeit das Gegenteil davon der Fall. Durch wirtschaftliche, politische und nationale Schikane zwingt man die Ruthenen ihr Vaterland zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. An ihre Stelle werden polnische Bauern hierher geschickt. Außerdem werden von den bankrottierten Großgrundbesitzern Landgüter angekauft und polnische Bauern auf denselben angesiedelt. Zu diesem Zwecke wurde eine Ansiedelungskommission, betitelt „Bank Parcelacyjny" gegründet. In letzterer Zeit wurden 23 Parzellierungen in sieben Bezirken Ost-

galiziens vorgenommen und an polnische Ansiedler vergeben. Die ruthenischen Bauern werden zum Ankauf von solchen Grundstücken, selbst wenn sie mehr bieten, meistens einfach nicht zugelassen. Die Direktion der Parzellierungsbank nimmt nun die Kolonisation Ostgaliziens bei Assistenz der Gendarmen vor. Um diese ersprießliche Tätigkeit der polnischen Ansiedelungskommission zu fördern und den polnischen Bauern den Ankauf der Landgüter in Ostgalizien zu erleichtern, hat vor einem Jahre der galizische Landtag zwei Gesetzentwürfe angenommen: 1. Ueber die Bildung von Rentengütern in Galizien, 2. Ueber die zeitweise Unteilbarkeit der mittleren mit Hilfe des Rentenkredits gebildeten landwirtschaftlichen Güter. Durch die Annahme dieser Vorlagen von der polnischen Mehrheit sahen sich die ruthenischen Abgeordneten veranlaßt, den Landtag zu verlassen. Auf diese Weise, sowie mittels anderer Polonisierungskünste hat es die galizische Landesregierung zuwege gebracht, daß die Polen in Ostgalizien sich im letzten Jahrzehnt um 20 Prozent vermehrt haben, während der allgemeine Bevölkerungszuwachs in Ostgalizien bloß 11,5 Prozent, im polnischen Westgalizien nur 8,5 Prozent beträgt. Wir haben es hier also mit einem polnischen Drang nach Osten par excellence zu tun."

Was die Polen in einem nicht polnischen Staate, in Oesterreich, wo sie das Heft in Händen haben, zu unterfangen wagen, das hat die preußische Regierung in ihrem eigenen Staate durch Schaffung der Ansiedelungskommission bezweckt, um die Abwanderung der deutschen Bevölkerung der Ostmarken nach Westen und in die großen Städte aufzuhalten bzw. derselben einen Zug der Deutschen nach Osten entgegenzusetzen und so dem Deutschtum daselbst das Uebergewicht über das Polentum zu verleihen. Dabei hat sie nur von ihrem natürlichen Rechte Gebrauch gemacht, denn die Bodenverteilung ist stets wesentlich der Willkür und den Eingriffen der Machthaber, so auch der machthabenden Staatsgewalt unterworfen gewesen. Daher ist sie stets bestrebt gewesen, auf die Gestaltung der Bodenverteilung einzuwirken und dieselbe dem freien Wettbewerbe und Verkehr zu entziehen, sobald letzterer für das öffentliche Wohl oder das Gedeihen des Staates bedenklich erschien.

Da es nun im Interesse des preußischen Staates und auch wohl des Deutschen Reiches lag, zu seiner eigenen Sicherheit gegenüber der unzuverlässigen polnischen eine treue deutsche Bevölkerung in den Ostmarken zu haben und sie auch zu vermehren und dieses Interesse nicht wahrgenommen werden konnte, wenn man der zuziehenden deutschen Einwanderung nicht eine größere Möglichkeit des Landerwerbes in Aussicht stellte, so war die Staatsgewalt offenbar nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, in den Ostmarken Land zu erwerben, wo sie es käuflich vorfand, und dasselbe an einwandernde Deutsche zu vergeben. Dabei ist zu bedenken, daß die preußische Staatsregierung sich erst zu dieser Maßregel entschloß, als die polnische Gesellschaft durch

zahlreiche Tatsachen den Beweis für ihre staatsfeindliche Gesinnung im Uebermaß erbracht hatte.

Die Erwägung, daß den im Osten Deutschlands entbrannten Nationalitätenkampf die Gestaltung des ländlichen Besitzes zur Entscheidung bringen wird und daß der Angriff die beste Verteidigung ist, hat die Ansiedelungskommission für die Provinzen Posen und Westpreußen ihre Wirksamkeit entfaltet. Durch dieselbe sollten die Machtmittel des Staates nachdrücklicher zugunsten des bedrängten Deutschtums in die Schale der Entscheidung geworfen werden. Sie sollte die große Kolonisationspolitik wieder aufnehmen, die nach Friedrich des Großen Tode in Vergessenheit geraten war, eine zielbewußte Siedelungstätigkeit entfalten und durch Seßhaftmachung deutscher Bauern in den Ostmarken nicht nur verhindern, daß das Nationalitätenverhältnis sich noch mehr zuungunsten des Deutschtums verschiebt, sondern auch durch Vermehrung einer planmäßigen Kolonisation dem Deutschtum weiteren Eingang verschaffen. Zu dem Behufe stellte das Gesetz vom 26. April 1886 der Regierung einen Fonds von 100 Mill. Mark zur Verfügung zur Ansiedelung deutscher Bauern und Arbeiter in den Provinzen Posen und Westpreußen. Zur Ausführung des Gesetzes wurde in der Stadt Posen in demselben Jahre eine königliche Kommission für deutsche Ansiedelungen in Westpreußen und Posen niedergesetzt, die ihre Aufgabe erblickt in dem Ankaufe polnischer und solcher deutscher Güter, deren Uebergang in polnischen Besitz zu befürchten war, in der Parzellierung dieser Güter in Bauerngüter und kleinen Landstellen, in der Vergebung derselben an deutsche Bauern und Handwerker zum Eigentum oder in der Form von Rentengütern oder in Zeitpacht, in der Einrichtung dieser Bauerngüter und Landstellen und in der Fürsorge für Meliorationen, Hebung der Obstbaumzucht, kirchliche und Schulbedürfnisse in den gegründeten Kolonien.

Durch ein zweites infolge des Beschlusses des preußischen Landtages erlassenes Gesetz vom 20. April 1898 wurde der der Regierung zur Verfügung gestellte Ansiedelungsfonds um weitere 100 Mill. Mark verstärkt. Wie die Denkschrift über die Tätigkeit der Ansiedelungskommission im Jahre 1899 berichtet, so hatte die Ansiedelungskommission seit Beginn ihres Bestehens von 1886 bis Ende 1899 verausgabt rund 126 Mill. Mark und vereinnahmt 25 Mill. Mark und im ganzen 270 Liegenschaften, darunter 58 Bauerngüter, mit einem Gesamtareal von rund 130,899 Hektar zu einem Kaufpreise von 86,700,426 Mark angekauft und zwar aus deutscher Hand 40,37, aus polnischer 59,63 Prozent derselben. Bis Ende 1899 waren von den erworbenen Flächen 118,595 Hektar der planmäßigen Aufteilung unter-

worfen. Die Gesamtzahl der bis Ende 1899 angesetzten Ansiedlerfamilien belief sich auf 3616, die sich auf 34 Einzelhöfe oder kleinere Gruppen und auf 130 neue deutsche Ortschaften verteilten, von denen 92 vollständig besiedelt und politisch zu Landgemeinden organisiert waren. Die Normalansiedelung bestand aus 35 Wirten mit 600 Hektar Stellenareal und einer Gesamtflur von etwa 660 Hektar. Sie ist, wie die Denkschrift hervorhebt, nach jeder Richtung hin leistungsfähig und verbürgt ihre nationaleigenartige Erhaltung mit ihrer Einwohnerzahl von 210 bis 300 Köpfen, die auf mehr als das Doppelte steigen könne, bis eine Bevölkerungsdichtigkeit erreicht sei, wie sie die Nachbarprovinz Schlesien aufzuweisen habe. Für 1899 schätzt die Denkschrift die gesamte Seelenzahl der Ansiedler auf 22,000 bis 24,000. In demselben Jahre wurden 669 Stellen mit einem Areal von 10,700 Hektar an 669 Familien verkauft; das ist einschließlich eines Zuschlages von 10 Prozent für Wege, Dotationen und Vorbehalte ein Besiedelungsumfang von etwa 118 Quadratkilometer. Auf einer solchen Fläche standen am Ende 1899 nach beendeter Besiedelung 22 Landgemeinden mit 669 neuen Höfen, mit 22 Schulen, 3 bis 4 Kirchen nebst Pfarreien, 22 Armenhäusern, Spritzenhäuser und 22 Krügen; darin waren wenigstens 8 Raiffeisensche Dahrlehnskassen, 3 bis 4 Produktivgenossenschaften und 3 landwirtschaftliche Vereine tätig.

Im Jahre 1902, wie aus der über dasselbe ausgegebenen Denkschrift zu ersehen ist, war das Angebot von Grundstücken an die Ansiedelungskommission besonders lebhaft, nämlich betrug 240,000 Hektar. Davon wurden aber angekauft 22,000 Hektar für 19 Mill. Mark. Auffallend war in diesem Jahre, wie auch in den letzten vorhergehenden Jahren, der Zurückgang des Ankaufs polnischer Güter. Denn von den 22,000 Hektar erworbenen Landes waren nur 5,000 Hektar, die vorher in polnischem Besitz sich befanden, während von dem seitens der Ansiedelungskommission seit ihrer im Jahre 1886 erfolgten Gründung bis Ende 1902 für rund 133 Mill. Mark erworbenen Gesamtareal von 186,500 Hektar die Hälfte aus deutscher, die andere Hälfte aus polnischer Hand übernommen wurde. Von der angegebenen Bodenfläche waren bis zum Schlusse 1902 planmäßig ausgelegt 114,000 Hektar im Werte von 85¼ Mill. Mark und darauf endgültig angesiedelt 6010 deutsche Familien in 6932 Stellen. Die Nachfrage nach denselben war auch im letzten Jahre wesentlich gestiegen. Besonders hatte sich die Zahl der Siedelungslustigen mit geringerem Vermögen gesteigert und die Ansiedelungskommission ist, durch diese Tatsache unterstützt, dem Rat gefolgt, sich auch um die Auslegung kleiner Stellen mehr zu kümmern. Dadurch ergab sich ein Sinken der Durchschnittsgröße der

Stellen von früher 17,5 auf 16,5 Hektar, verursacht durch eine allmähliche Verminderung der Stellen über 20 Hektar zugunsten der Stellen von 5 bis 10 Hektar, der sogenannten Halbbauernstellen. Die Zahl der Bewerber stieg auf 5500, das ist gegen das bisher beste Jahr um 60 Prozent, ein offensichtlicher Erfolg des in bezug auf die Werbetätigkeit und Stellenauslegung vollzogenen Umschwungs im System. Zum Abschluß kamen im Berichtsjahre 1800 Verträge, zur endgültigen Genehmigung 1200, nahe doppelt soviel, wie in den bisher erfolgreichsten Jahren. Hierzu kamen noch über hundert genehmigte Anträge über die Abgabe neu eingerichteter Arbeitermietswohnungen an besitzlose deutsche Arbeiterfamilien.

Besonders freudig muß die erhöhte Tätigkeit der Ansiedelungskommission zur Schaffung zahlreicher kleiner Bauern- und Landarbeiterstellen begrüßt werden. Das muß, wie Professor Delbrück zutreffend bemerkt, allmählich dem ländlichen Arbeitermangel entgegenwirken, indem durch sie eine Grundlage für das Heranwachsen eines neuen ländlichen Arbeiterstandes geschaffen und mit der Zeit in manchen Gegenden der Bedarf an polnischen Saisonarbeitern geringer werden wird. Demgemäß werde der polnische Zug nach Westen sich verringern, der deutsche Gegenzug nach Osten dagegen, je mehr Ansiedelungsgelegenheit in den Ostprovinzen geschaffen und dem Deutschtum ausschließlich offen gehalten, um so kräftiger strömen. So werde auch das Schwergewicht der überschüssigen Volkskraft des deutschen Hinterlandes am besten und wirksamsten zur Geltung kommen.

Im Anschluß an die Ausführungen Professor Delbrücks zugunsten der Schaffung von kleinen Landstellen in der Ostmark sei seine beherzigungswerte Mahnung wider die Heranziehung von deutschen Siedelern aus dem Osten wiedergegeben: „Deutsche aus Galizien, Wolhynien oder sonstigen östlichen Gegenden", schreibt er, „zur Besetzung der Ansiedelungsgüter heranzuziehen, empfiehlt sich nicht oder doch nur dann, wenn eine dort entstandene deutsche Auswanderungsbewegung sonst in Gegenden lenken würde, wo die Erhaltung des Deutschtums unwahrscheinlich ist. Eine solche Bewegung aber zu veranlassen, liegt nicht im Interesse des Deutschtums, denn dadurch würden wir selbst dazu beitragen, den uns schädigenden Zug nach Westen zu verstärken, den Zug nach Osten aber, von dem die ganze deutsche Zukunft der Ostprovinzen abhängt, einzuschränken. Mit einem Worte: gedeihen die Außenposten unseres Volkstums, so darf man nicht an ihre Einziehung denken. Wo sie auch sein mögen, werden sie uns bestimmt von Nutzen sein; sie in die Front der nationalen Kampflinie zurückzuziehen wäre also töricht, zumal da wir im Innern unseres

Volksgebietes überschüssige Kräfte genug haben, da wir in die Kampflinie vorschieben können. Die Losung Vorwärts ist auch hier immer besser als Zurück."

Die Bedeutung der Schaffung kleiner Landparzellen für die deutsche Besiedelung des Ostens hat treffend auch Dr. E. Stumpfe in seiner unter dem Titel „Polenfrage und Ansiedelungskommission" erschienenen Darstellung der staatlichen Kolonisation in Posen, Westpreußen und seinen kritischen Betrachtungen über ihre Erfolge. Er schreibt nämlich: „Das praktische Leben, von keinen Theorien eingezwängt, gibt klare Antwort auf die Frage, welche Größenform dem Bedürfnisse der bäuerlichen großen Massen am meisten entspricht: es sind fraglos die Stellen von 5 bis 10 Hektar, welche gerade im Osten am meisten verlangt werden, weil sie hier zu wenig zahlreich vorhanden sind und durch ihr Fehlen die Bevölkerung an ihrem Teil mit zum Abwandern zwingt. Es ist auch nicht verwunderlich, daß gerade die Kleinstellen dem Kolonisten besonders behagen, denn der Betrieb von 5 bis 10 Hektar an Fläche und Arbeit bietet dem Kleinbauer das, was ihn einmal voll beschäftigt, ihn der Verpflichtung, fremdes Gesinde zu halten enthebt und vor allem, was seiner Vermögenslage entspricht. Es ist nun in der Tat nicht zu verstehen, warum gerade die Begebung von Kleinstellen so stiefmütterlich behandelt worden ist, da durch sie die Kolonisation weit erfolgreicher hätte betrieben und rund 1200 mehr (d. h. zur Zeit, als Dr. E. Stumpfe schrieb) hätten geschafft werden können, die daseins- und leistungsfähig gewesen wären, während eine Besiedelung lediglich durch größere Bauernstellen, welche fremde d. h. beim Mangel an deutschen polnische Arbeiter nötig haben, nur eine unvollkommene Germanisierung bedeutet und zwar um so mehr, je polnischer die Gegend ist und je größer die Stellen sind. Dafür bringt die Statistik merkwürdige Beweise. Hier nur einen: in der Sachsenkolonie Lulkau bei Thorn, die 1894/96 begeben wurde, gab es schulpflichtige Kinder:

	Deutsche	Polen
1896	54	13
1897	58	17
1898	60	20
1899	63	28
1900	57	40
1901	56	44

„Bald", sagt Stumpfe bitter, „wird die Ansiedelungskommission eine zweite Schule bauen für ihre Polenkinder. Ist das nicht bitterer Hohn auf die Kolonisation und die Germanisation durch schöne vollspannfähige Bauernstellen:"

Diesen zweifelhaften Erfolgen gegenüber hebt nun Dr. Stumpfe die Vorteile der kleinbäuerlichen Stellen für die Verdeutschung der Ostmark hervor. Durch sie würde nicht nur die Zahl der Kolonistenstellen erheblich größer sein als heute, sondern würden auch die so absolut notwendigen deutschen Arbeiter geschaffen und den polnischen Arbeitern der Boden abgegraben werden. Würden in jeder Gemeinde von den größeren Stellen etwa 4 von 100 Morgen durch 12 von je 33 Morgen ersetzt, so erhielt man ferner auch die Arbeitskräfte zu periodischer wie ständiger Arbeit, als Streckenarbeiter, Forstarbeiter, Erdarbeiter, Maurer, Zimmerleute, Bahnwächter, Unterbeamte von Post, Bahn und Gericht. Heute ist der Mangel an deutschem Nachwuchs, den alle deutschen Gewerbe aufweisen, die Hauptquelle polnischer Erfolge. Der Nachwuchs kommt aber ausschließlich aus der ländlichen Arbeiter- und Kleinbauernbevölkerung. Zur Förderung der Kleinstellen von 5 bis 10 Hektar fordert Dr. Stumpfe wohl mit Recht eine *Herabsetzung der Ansprüche an das Vermögen der Ansiedler*, die heute so hoch sind, daß die kleinbäuerliche Bevölkerung geradezu systematisch von der Stellenauslegung ausgeschlossen ist. Unter 5000 Mark Vermögen sind nur wenige Stellen zu haben. Nun ist der relativ wohlhabende Bauer, der über diese und größere Summe verfügt, einmal naturgemäß nicht die Regel, zum andern noch lange nicht der beste Kolonist, sondern häufig gerade der „kleine Mann“, der sich das Geld vielfach erst erspart und nun sein ganzes Vermögen darauf gerichtet hat, selbständig zu werden. Er wird die Unannehmlichkeiten und Mühsale des Bauens auf grünem Rasen und der ersten Wirtschaftseinrichtung meist viel geduldiger ertragen als derjenige, der schon an eine gewisse Behäbigkeit und einen gewissen Komfort gewöhnt ist.

„Im engsten Zusammenhang mit der gewichtigen Forderung, mehr Gewicht auf die Stellen von 5 bis 10 Hektar zu legen, steht die weitere nach prinzipiell *verstärkter Auslegung von Handwerker- und Arbeiterstellen*. Rechnet man hinzu die Betriebe unter 5 Hektar und wohl eine Reihe der Betriebe von 5 bis 10 Hektar, deren Inhaber vielfach einen mehr oder minder wichtigen Nebenberuf ausüben, so waren bis 1900 inkl. 700 Stellen begeben, d. h. 16 Prozent aller Stellen. Welche Bedeutung gerade dieses Element hat, ist schon oben dargetan worden. Der Mangel an ihm ist eben so groß, wie erklärlich, da Handwerker mit genügendem Kapital zur Uebersiedlung aus dem Westen sich eben nicht zahlreich finden werden. Und das Kapital war als unbedingte Sicherung und Grundlage seiner Existenz in einer kleinen Landwirtschaft notwendig. Will man ihn heranziehen, so wird man sich auch hier entschließen müssen, die Ansprüche an das Vermögen

herabzusetzen. Dasselbe gilt und wohl noch nachdrücklicher von den eigentlichen Arbeiterstellen von 1—2 Hektar, die für 500 Mark zu erhalten sein müßten. Von dieser Summe könnten 250 Mark im Inventar (1 Kuh, 2 kleine Schweine) stecken, 250 wären anzuzahlen und 50 Mark müßten als Notgroschen und zu Anschaffungen in der Hand behalten werden. Bei solchen, unter Umständen noch herabzusetzenden Bedingungen würde der Haupt- und Grundzweck des Gesetzes vom 26. April 1886, der ein germanitorisch-populationistischer ist, besser erfüllt werden als heute. Es wäre dann möglich überall, wo Arbeiter irgend Beschäftigung finden können, sei es in der Landwirtschaft, sei es als Forst-, Bahn-, Chausseewärter Arbeiterstellen auszulegen, die mit einem kleinen Vermögen von 400—500 Mark erwerbbar sind, d. h. Stellen von 1—1,5 Hektar. Gelingt es erst größere Arbeitermassen zu kolonisieren und durch den Bau billiger Wohnungen billig zu installieren, so steht dem Auslegen größerer Höfe von 200 bis 400 Morgen z. B. für wohlhabende Sachsen nichts im Wege.

Um minder bemittelten Kreisen die Ansiedelung zu ermöglichen, muß endlich die Auslegung von Pachtkolonien, welche später Eigentumskolonien werden sollen, in größerem Umfange in Angriff genommen werden, als das bisher geschehen ist, wo in 14 Jahren nur 314 Stellen in Pacht vergeben worden sind, von denen 216, also fast 70 Prozent auf die erste Hälfte der Zeit fallen."

Von der Schaffung kleiner Landstellen für deutsche Bauern, Handwerker und Arbeiter erhofft Dr. Stumpfe also die Anregung zu einer Massenbewegung der Deutschen nach Osten hin, die Germanisierung des östlichen Deutschlands, wie in früheren Zeiten, und von dieser die Eindeutschung der Ostmark. „Die Massen", urteilt er, „geben den Ausschlag, sie geben ihn jetzt mehr als in früheren Zeiten und durch diese Massen, die in die Städte wandern und dort in Handel und Gewerbe emporkommen, werden wir die Städte Posens und Westpreußens, wenn die Entwickelung so fortschreitet, wie bisher, totsicher verlieren. Wodurch haben wir, um nur zwei markante Fälle anzuführen, das einst deutsche Prag, wodurch das deutsche Ofen-Pest verloren, dasselbe Ofen-Pest, in dem jahrhundertelang nur Deutsche städtische Aemter bekleiden durften, in dem jetzt aber das Deutschtum so arg bedrückt wird. Ganz allein dadurch, daß diese Städte nicht von Stammesangehörigen umgeben waren, sondern von Tschechen bzw. Madjaren, die im 19. Jahrhundert die Massen in die deutschen Städte sandten, welche, sich emporarbeitend, die Deutschen in die Minderheit drängten, um sie schließlich völlig zu verdrängen. Das gleiche Schicksal steht den Städten Posens und Westpreußens unweigerlich bevor,

wenn wir nicht in die Lage kommen, der polnischen Massenzuwanderung auch eine deutsche entgegenzustellen . . . . Im Nationalitätenkampf kommt es hauptsächlich auf die Menschenproduktion an. Wir kämpfen gegenwärtig nicht mehr in erster Linie mit dem polnischen Adel, wir kämpfen vor allem mit der Demokratie, mit den polnischen Massen. Durch den bloßen Besitztitel allein gewinnt man ein Land nicht, man gewinnt es nur durch die Menschen, welche es bewohnen und bebauen."

Das haben die Polen erkannt. In ihrem Bestreben, die Tätigkeit der Ansiedelungskommission zu paralysieren, haben ihre Banken und ganz vorzüglich die gegründeten Parzellierungsgenossenschaften, die mit dem aus allen Gebieten des ehemaligen Königreiches Polen zugeflossenen Geldern arbeiteten, auch ihrerseits eine rege Aktion in der Erwerbung von Grund und Boden entfaltet. Das erworbene Land haben sie aber in möglichst kleine Besitze gespalten, um dasselbe mit der möglichst größten Zahl von Ansiedlern zu besetzen. Zugleich haben sie gute Geschäfte gemacht, indem sie aus dem Verkauf der kleinen Grundstücke den höchsten Erlös erzielten. Dabei unterstützte sie sehr die bereits im vorhergehenden Abschnitte geschilderte Bedürfnislosigkeit des polnischen Bauern und Arbeiters, welche dieselben instand setzte, auf so kleinen Landstücken ihr Leben zu fristen, die für den auf höherer Kultur stehenden und daher größere Ansprüche an das Leben stellenden Deutschen nicht ausreichten. In wie empfindlicher Weise dadurch das Deutschtum im Interesse des Polentums geschädigt wurde, wird aus einigen statistischen Daten zu ersehen sein. In den vier Jahren von 1897 bis 1900 gingen in der Provinz Posen mit Einschluß der Erwerbungen der Ansiedelungskommission nur 158 Grundstücke mit einer Gesamtfläche von 16,283 Hektar aus polnischen in deutschen Besitz, während umgekehrt in derselben Zeit 1910 Grundstücke in einem Gesamtumfange von 32,260 Hektar aus deutschen in polnische Hände über. Dadurch verloren die Deutschen 1752 Grundstücke und 15,977 Hektar. Der Verlust derselben wäre aber weit größer — 27,346 Hektar — gewesen, wenn die Erwerbungen der Ansiedelungskommission nicht mitgezählt worden wären. Nach dem Bericht des Oberpräsidenten von Westpreußen betrug aber der Verlust der Deutschen in dieser Provinz in den angegebenen Jahren 1154 Grundstücke mit einer Gesamtfläche von 14,630 Hektar. Demnach haben in vier Jahren in den beiden Provinzen der Ostmark die Deutschen an die Polen 2906 Gundstücke im Gesamtumfange von 30,627 Hektar verloren, wobei die städtischen Grundstücke nicht mitgerechnet sind. Freilich hat eine deutsche Insti-

tution, die Generalkommission in Bromberg, ohne es zu wollen, durch kritiklose Zuteilung von Rentengütern an Polen redlich mitgeholfen, das Uebergewicht der Polen zu befördern, indem sie in den Jahren 1872 bis 1899 gegen 2400 polnische Ansiedler angesetzt hat. Einer weiteren Tätigkeit derselben in dieser Richtung ist aber danach vorgebeugt worden.

Die Konkurrenz, die sich zwischen der Ansiedelungskommission und den polnischen Parzellierungsbanken und Genossenschaften bei der Erwerbung von Grund und Boden sich entwickelte, hatte ein rasches Steigen der Bodenpreise zur Folge. Daher war die Ansiedelungskommission gezwungen, immer höhere Preise zu bieten, um einerseits im polnischen Besitz befindliches Land zu erwerben, als auch andrerseits den Verkauf von Land aus deutscher Hand an die bezeichneten polnischen Banken und Genossenschaften, sowie an einzelne Polen zu verhüten. Aus den Denkschriften über die Tätigkeit der Ansiedelungskommission ist zu entnehmen, daß sie im Jahre 1886, als sie ihre Tätigkeit begann, durchschnittlich für 1 Hektar Land 550 Mark gezahlt hat, im Jahre 1898 war der gezahlte Preis auf 774 Mark, im Jahre 1902 auf 867 Mark gestiegen, von da ab hat aber noch eine bedeutende Steigerung der Bodenpreise stattgefunden, so daß die Ansiedelungskommission in den zuletzt verflossenen Jahren, und zwar im Jahre 1904 ein Hektar Land durchschnittlich nur zum Preise von 1024 Mark, im Jahre 1905 von 1184 Mark im Jahre 1906 von 1419 Mark erwerben konnte. Demnach fehlt davon nicht viel, daß der Bodenpreis in der Ostmark, die der Tätigkeit der Ansiedlungskommission unterliegt, seit 1886 im Verlaufe also von zwanzig Jahren beinahe um das Dreifache gestiegen ist.

Eine andere nicht wünschenswerte Erscheinung trat zutage, daß es der Ansiedelungskommission immer schwerer wurde, Land aus polnischen Händen zu erwerben. So waren von der von ihr bis Ende 1899 angekauften Gesamtfläche 59,63 Prozent früher im polnischen und 40,37 in deutschem Besitz gewesen. Bis zum Schluß des Jahres 1902 hatte sich aber das Verhältnis dahin geändert, daß von der seit dem Bestehen der Ansiedelungskommission von ihr erworbenen Bodenfläche zur Hälfte früher in polnischen, zur Hälfte in deutschen Händen befunden hatte. Bereits früher haben wir die Gründe dargelegt, warum der Erwerb von Grund und Boden aus polnischen Händen der Ansiedelungskommission und überhaupt dem Deutschen so erschwert, beinahe zur Unmöglichkeit gemacht wurde. Daher war die Kommission gezwungen, Land von Deutschen anzukaufen, um dasselbe nicht in polnischen Besitz übergehen zu lassen, da der Deutsche, der sein Land veräußern wollte, immer polnischerseits Käufer fand, die die möglich höchsten Preise boten. Das Umgekehrte war aber beim Polen höchst selten der

Fall. Daher wenn auch vom Standpunkte des Deutschtums einerseits als eine höchst bedauerliche Erscheinung beklagt werden muß die geringere Widerstandsfähigkeit des deutschen Grundbesitzers den Verlockungen der hohen Bodenpreise gegenüber, so hat doch dank der Tätigkeit der Ansiedelungskommission jene Erscheinung nicht den verheerenden Einfluß auf die Gestaltung der Bodenverteilung ausgeübt, weil ein großer Teil der der Gefahr einer Entäußerung ausgesetzten Bodenfläche dem Deutschtum erhalten und für eine vorteihaftere Besiedelung durch Deutsche erschlossen wurde.

Freilich wären die bemerkten Mißstände, nämlich die unverhältnismäßige Steigerung der Bodenpreise und die Entäußerung ihres Besitzes seitens zahlreicher deutscher Grundbesitzer, gar nicht oder nur in geringem Maße eingetreten, wenn die preußische Staatsregierung zugleich mit ihrer Vorlage über das Ansiedelungsgesetz die Einschränkung des Landeigentumserwerbes seitens der Polen und ein Einspruchsrecht des Staates bei Verkäufen von Landbesitz seitens der Deutschen an Polen bezweckende Gesetzesnovellen verbunden und die Annahme derselben durch den preußischen Landtag durchgesetzt hätte. Daß sie davon Abstand genommen hat, läßt sich nur erklären aus zwei Gründen. Entweder hat sie die Widerstandsfähigkeit der polnischen Bevölkerung im Kampfe um den Bodenbesitz unterschätzt, oder sie hat mit ihrer Vorlage über das Ansiedelungsgesetz im Landtage nicht durchzudringen gemeint, falls sie damit eine Beschränkung der Freiheit der Bodenbesitzbewegung verbunden hätte. Erst als sie durch die Tätigkeit der polnischen Parzellierungsbanken und -genossenschaften ihre eigene in so für das Staatsinteresse gefährlicher Weise durchkreuzt sah, sich zugleich das Abgeordnetenhaus durch zwei gleichlautende Beschlüsse vom 22. August 1899 und 26. März 1900 sie ersuchte, „für die Schaffung neuer Ansiedelungen gesetzliche Bestimmungen zu treffen, welche eine einheitliche und zweckmäßige Regelung des Verfahrens unter entsprechender Beteiligung der lokalen Verwaltungsbehörden herbeizuführen, daher alsbald in eine Revision der Gesetze vom 15. August 1876, 4. Juli 1887, 13. Juni 1888, 11. Juni 1890 und 7. Juli 1891 einzutreten", beschloß sie dem Landtage den Entwurf eines Gesetzes betreffend die Gründung neuer Ansiedelungen in den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen und Westfalen zugehen zu lassen. Der Entwurf enthielt neben anderen Abänderungen über das Ansiedelungswesen früher erlassener Gesetze für die Provinzen Posen und Westpreußen die bedeutsame Vorschrift, daß die Ansiedelungsgenehmigung versagt werden müsse, solange nicht der Vorsitzende der Ansiedelungskommission be-

scheinigt, daß die geplante Ansiedelung mit den Zielen des Gesetzes vom 26. April 1886 nicht im Widerspruch stehe. Zur Begründung dieser Bestimmung hat die Regierung folgendes angeführt: „Eines wirksameren Schutzes gegen Gefährdungen durch uneingeschränkte Gründung neuer Ansiedelungen, als es nach Vorstehendem im allgemeinen erforderlich ist und als ausreichend angesehen werden kann, bedürfen die besonderen staatlichen Interessen, denen die nach dem Gesetz vom 26. April 1886, betreffend die Beförderung deutscher Ansiedelungen in den Provinzen Westpreußen und Posen, eingeleitete Ansiedelungspolitik des Staates dient. Die Erreichung der Ziele dieser Politik, die ungewöhnlich hohen Opfer, welche der Staat für sie bringt, dürfen nicht gehemmt oder in Frage gestellt werden durch die rührige und ständig anwachsende Ansiedelungstätigkeit von anderer Seite, deren Ziel die Durchkreuzung oder deren Erfolg eine Lähmung der staatlichen Ansiedelungspolitik ist. Die zur Durchführung dieser Politik berufene Behörde muß mit Befugnissen ausgestattet werden, welche eine Gewähr dafür bieten, daß im Bereiche ihrer amtlichen Wirksamkeit alle Ansiedelungsunternehmungen darauf geprüft werden können, ob ihre Ausführung mit den Zielen des staatlichen Ansiedelungswerkes unverträglich ist, und daß Ansiedelungen, bei welchen diese Frage bejaht werden muß, unterbleiben."

Der betreffende Gesetzesentwurf gelangte zuerst an das Herrenhaus, welches im allgemeinen demselben zustimmte mit der Maßgabe, daß die darin vorgesehene Bescheinigung nicht von dem Vorsitzenden der Ansiedelungkommission, sondern von dem Regierungspräsidenten erteilt und gegen ihre Versagung die Beschwerde an den Oberpräsidenten gewährt werden solle. Andererseits ging das Herrenhaus über den Vorschlag des Entwurfs hinaus, indem es vorsah, daß diese Vorschrift außer in den Provinzen Westpreußen und Posen auch in den Provinzen Ostpreußen und Schlesien, sowie in den Regierungsbezirken Frankfurt, Stettin und Köslin sinngemäße Anwendung zu finden habe. Nachdem der Entwurf auch vom Abgeordnetenhause angenommen ward, erlangte er mit den von beiden Häusern beschlossenen Abänderungen am 10. August 1904 Gesetzeskraft. Die uns hier interessierenden Bestimmungen desselben sind folgende:

§ 13b. Die Ansiedelungsgenehmigung ist im Geltungsgebiete des Gesetzes betreffend die Beförderung deutscher Ansiedelungen in den Provinzen Westpreußen und Posen vom 26. April 1886 zu versagen, solange nicht eine Bescheinigung des Regierungspräsidenten vorliegt, daß die Ansiedelung mit den Zielen des bezeichneten Gesetzes nicht im Widerspruch steht.

In den Provinzen Ostpreußen und Schlesien und in den Regierungsbezirken Frankfurt, Stettin und Köslin finden diese Vorschriften sinngemäße Anwendung.

Wird die Bescheinigung versagt, so findet nur die Beschwerde an den Oberpräsidenten statt, der endgültig entscheidet. Falls die Beschwerde für begründet erklärt wird, gilt die Bescheinigung als erteilt.

Vorstehende Vorschriften greifen nicht Platz, wenn es sich um eine einmalige Teilung eines Grundstücks zwischen gesetzlichen Erben oder um eine einmalige Ueberlassung eines Grundstücks im Wege der Teilung seitens der Eltern an ihre Kinder handelt.

In den Erläuterungen zu obiger Gesetzesbestimmung wird näher ausgeführt: „Das Ziel des Gesetzes vom 26. April 1886 besteht nach seinem § 1: in der Stärkung des deutschen Elements in den Provinzen Westpreußen und Posen gegen polonisierende Bestrebungen und soll durch Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter erreicht werden, zu welchem Zweck der Staatsregierung die erforderlichen Mittel zur Verfügung gestellt werden.

Mit diesen Zielen des Gesetzes stehen demnach alle solche Ansiedlungen im Widerspruch, welche die Stärkung des deutschen Elements verhindern und aufhalten und polonisierenden, auf das Zurückdrängen des deutschen Elements gerichteten Bestrebungen Vorschub leisten. Ansiedlungen dieser Art sind es daher, die durch Verweigerung der im § 13b vorgesehenen Bescheinigung verhindert werden sollen. Der Erlaß einer diesem Zwecke dienenden gesetzlichen Bestimmung war namentlich infolge der Tätigkeit der vielfach bestehenden polnischen Parzellierungsbanken und Genossenschaften notwendig geworden, da die von diesen betriebene systematische Besiedelungstätigkeit nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts durchweg zur Schaffung solcher Ansiedlungen und Kolonien geführt hat, die dem Deutschtum außerordentlich schädlich sind. Bei der Beratung des Gesetzes wurde von den Vertretern der Staatsregierung darauf hingewiesen, daß das Vorgehen dieser Gesellschaften die Erfolge der mit der Ausführung des Gesetzes vom 26. April 1886 betrauten Ansiedlungskommission in Posen stark beeinträchtigt habe. Dies wurde zahlenmäßig dadurch erläutert, daß in den Jahren 1896—1902 in Posen und Westpreußen rund 40,000 Hektar mehr in polnischen als in deutschen Besitz übergegangen seien, ein Ergebnis, welches vornehmlich der rücksichtslosen Parzellierungstätigkeit der bezeichneten Banken usw. zuzuschreiben sei. Sollte daher das Ansiedlungsgesetz von 1886 die von ihm erwartete Wirkung ausüben, so müsse diesem schädlichen Treiben Einhalt geboten werden. Dies sei auch deshalb dringend notwendig, weil die von diesen Gesellschaften betriebene Ansiedlungstätigkeit schwere Schädigungen der Landeskultur herbeiführe, da die Ansiedler unter ungünstigen Bedingungen eingesetzt würden und nicht in genügender Weise für die Regelung der öffentlich rechtlichen Verhältnisse und die Schaffung der im landeskulturellen und gemeinwirtschaftlichen Interesse sonst erforderlichen Einrichtungen Sorge getragen würde. Der Hauptzweck dieser Gesellschaften bestehe eben nicht in der Schaffung gesunder lebensfähiger Kolonien, sondern in der Förderung der polnischen Propaganda und in der Verstärkung ihrer Kapitalkraft, um sie diesen Bestrebungen dienstbar zu machen. Ihre Parzellierungstätigkeit habe endlich auch insofern bedenkliche Folgen gezeitigt, als sie

eine unmäßige Steigerung der Bodenpreise und als Folge die Landflucht vieler deutscher Besitzer herbeigeführt habe.

Das Vorgehen dieser Parzellierungsgesellschaften steht hiernach offensichtlich mit den Zielen des Gesetzes von 1886 in Widerspruch; die Vorschrift des § 13b wird daher in erster Linie zur Verhinderung der von ihnen geplanten Ansiedlungen Anwendung zu finden haben.

Nach ihrem allgemein gehaltenen Wortlaut ist die Anwendung der Vorschrift des § 13b indessen nicht auf die gewerbsmäßige Ansiedlungstätigkeit der bezeichneten Parzellierungsbanken und -genossenschaften zu beschränken. Denn auch private Parzellierungen, ja einzelne Neuansiedelungen können geeignet sein, die Zwecke des Ansiedlungsgesetzes zu gefährden. Die Vorschrift bezweckt allgemein den Schutz und die Förderung des Deutschtums in den bezeichneten national gefährdeten Landesteilen und soll eine Handhabe gegen alle Bestrebungen und Maßnahmen bieten, durch die auf dem Gebiete des Ansiedlungswesens das Deutschtum in diesen Landesteilen in seinem Bestande, in seiner Entwicklung und Ausbreitung, wenn auch nur mittelbar, gefährdet wird. Zur Abwehr solcher Gefährdungen ist von der Vorschrift des § 13b überall ein nachdrücklicher und uneingeschränkter Gebrauch zu machen.

Andererseits ist von den Vertretern der Staatsregierung bei der Beratung des Gesetzes mehrfach hervorgehoben worden, daß das Gesetz nicht bezwecke, polnische Ansiedlungen im einzelnen absolut zu verbieten. Es könne Fälle geben, wo die Niederlassung einzelner Polen im deutschen Sprachgebiete vollständig unbedenklich sei. Das Gesetz soll nicht die Niederlassung von Polen verbieten, auch nicht die Gründung polnischer Kolonien an und für sich, sie sollen nur da untersagt werden, wo sie dem Interesse des Deutschtums zuwiderlaufen. Es herrscht im Schoße der preußischen Staatsregierung, insbesondere innerhalb der beteiligten Ressorts Einverständnis darüber, daß unter Umständen auch polnische Ansiedler zuzulassen, und daß ebenso andererseits deutsche Ansiedlungsgesuche zurückzuweisen sein werden, weil die einen den Tendenzen und Zielen des Ansiedlungsgesetzes nicht widersprechen und weil die anderen mit ihnen in Widerspruch stehen.

Den Regierungspräsidenten ist es überlassen, von Fall zu Fall pflichtmäßig zu entscheiden, ob die Ausführung eines Ansiedlungsunternehmens mit dem Ziele der Erhaltung und Stärkung des Deutschtums unverträglich und daher durch Versagung der Bescheinigung nach § 13b zu verhindern ist. Hieraus folgt, daß die Entscheidung nach sachlichen Rücksichten zu treffen ist, nicht nach persönlichen. Es sollen weder Polen grundsätzlich von der Ansiedlung ausgeschlossen werden, noch haben Deutsche ohne weiteres Anspruch auf Erteilung der im § 13b vorgeschriebenen Bescheinigung."

(M. Petersen. Gesetz betreffend die Gründung neuer Ansiedlungen vom 10. August 1904.)

Durch das Gesetz vom 10. August 1904 wurde in den der Wirksamkeit dieses Gesetzes unterworfenen Teilen der preußischen Monarchie die Tätigkeit der auf Grund der Gesetze über die Rentengüterbildung gebildeten Einrichtungen, insbesondere der Bromberger Generalkommission, in dem Sinne eingeschränkt, daß sie von nun an sich der Tendenz desselben anzupassen hatten. Die Gesetze über die

Rentengüter vom 27. Juni 1890 und vom 7. Juli 1891 waren aber für die gesamte preußische Monarchie erlassen worden und bezweckten „die eigentümliche Uebertragung eines Grundstückes gegen Uebernahme einer festen Geldrente (Rentengut), deren Ablösbarkeit von der Zustimmung beider Teile abhängig gemacht wird", und stellten „für den Zweck der Begründung von Rentengütern mittleren und kleineren Umfangs den öffentlichen Kredit und die Arbeitskraft der staatlichen landwirtschaftlichen Behörden den Ansiedlungsunternehmern zur Verfügung. Dies geschieht in der Weise, daß der Staat durch Ausgabe von Rentenbriefen den Kaufpreis für die neu begründeten Bauernstellen ablöst und seinerseits Gläubiger des Ansiedlers wird."

Da nun die Gesetze über die Rentengüter für den gesamten preußischen Staat erlassen waren, so berücksichtigten sie nicht die eigentümlichen nationalen Verhältnisse in den Ostmarken, wie die Ansiedlungsgesetze. Indem sie sowohl den Deutschen und den Polen ohne Ansehung der Nationalität zugute kamen und im allgemeinen nur bezweckten durch eine innere Kolonisation die Schaffung neuer Landgemeinden und die Vergrößerung bestehender Gemeinden an Stelle der bisherigen nicht mehr leistungsfähigen Gutsbezirke, haben sie zum Teil der Tätigkeit der Ansiedlungskommission direkt entgegengewirkt, zum Teil dieselbe paralysiert. So ist es gekommen, daß die Polen die Gesetze und die Einrichtungen für die Bildung der Rentengüter zur Gegenwirkung gegen die deutschen Ansiedlungen in den Ostmarken benützt haben und daß auf Grund dieser Gesetze, wie Christian Petzet in seiner Broschüre „Die preußischen Ostmarken" hervorhebt, mit Hilfe der Bromberger Generalkommission für die Provinzen Posen, West- und Ostpreußen von 1891—1896: 3908 deutsche und 1973 polnische Rentengutsbesitzer angesetzt haben. Daher ist es verständlich, wenn Chuden („Die Rentengutsbildung in Preußen") schreibt: „Es sollte eine Kolonisation im Großen stattfinden, wodurch der notleidenden Landwirtschaft des Ostens geholfen und gleichzeitig lebensfähige und selbständige bäuerliche Stellen geschaffen würden. Leider ist dies nicht der Fall. Diejenigen, welche einen nachweisbar großen Gewinn aus der Rentengutsbildung ziehen, sind die fast ausnahmslos jüdischen Vermittler. Ein besonderer Uebelstand besteht in den Provinzen Posen und Westpreußen durch das Gegeneinanderarbeiten der Ansiedelungs- und der Generalkommission. Das eine ist eine politische Maßregel, über deren Berechtigung und Erfolg man verschiedener Ansicht sein kann, das andere ist eine wirtschaftliche Maßregel, bei der die Polen bevorzugt werden, weil sie sehr viel bedürfnisloser als die Deutschen sind und daher auf den Rentengütern eher fortkommen. Es gewährt

ein eigenartiges Bild, in einem geordneten Staatswesen Maßregeln zu treffen, die einander aufheben!"

Die im Vergleich zu den angewendeten Mitteln bisher erzielten geringen Erfolge der Eindeutschungspolitik in den Ostmarken und insbesondere die Erkenntnis, daß durch nicht dem Zwecke entsprechende Gesetze und Verfügungen der Regierungsinstitutionen das Polentum indirekt befördert wurde, wie z. B. die polnische Ansiedlung mit staatlicher Unterstützung durch die Generalkommission in Bromberg, haben patriotisch gesinnte Männer zu weitgehenden Forderungen auf dem Gebiete der Bodenverteilung verleitet. Diese Forderungen laufen auf eine Zwangsenteignung des in den Ostmarken noch in polnischer Hand befindlichen Landbesitzes, auf die Schaffung eines Vorkaufsrechts für die Regierung bei Veräußerungen von Grundbesitz, auf die Verhinderung des Ueberganges von Bodenbesitz aus deutschen in polnische Hände, auf das Verbot für ausländische Polen, in den Ostmarken sich niederzulassen und auch nur zeitweilig sich aufzuhalten usw.

Der Gewährsmann der „Deutschen Politik" hat diese obigen Forderungen in nachstehender Weise zu begründen gesucht. Unter anderem schreibt er: „Diejenigen unter uns Deutschen in der Ostmark, die einen klaren, unbefangenen Blick für die nackte Wirklichkeit der Dinge und zugleich das Gefühl haben, hier als Mitarbeiter an der deutschen Sache, nicht als Verfechter irgendwelcher persönlicher Interessen zu stehen, müssen mir zustimmen, wenn ich sage: wir, die wir, jeder in seiner' Weise, versuchen, die Stellung des Deutschtums verteidigen zu helfen, tun dies mit vollem klaren Bewußtsein der Aussichtslosigkeit unserer Arbeit, sofern die eine ängstliche Hoffnung sich nicht erfüllt: daß man nämlich an den maßgebenden Stellen rechtzeitig zu der Auffassung komme: nur ganze volle Arbeit auf dem Gebiete der Grundbesitzverteilung vermag die deutsche Sache im Osten zu retten. „Salus rei publicae suprema lex esto." Wer den Erfolg will, muß auch die Mittel wollen. Der an verantwortlicher Stelle stehend, aus irgendwelchen Rücksichten sich scheut, aus der nicht ernst genug zu beurteilenden Sachlage nicht nur mit dem Worte, sondern auch mit der Tat die Schlußfolgerungen zu ziehen, den trifft vor der Geschichte die klare Schuld an dem Verluste der deutschen Stellung in Posen und Westpreußen.

Diese Schlußfolgerungen sind: 1. Es muß so schnell, wie möglich, aller Großgrundbesitz in Posen und den gemischtsprachigen Teilen Westpreußens, der irgend zu haben ist, in die Hand des Staates gebracht werden, damit er, soweit dazu brauchbar, für Besiedelungszwecke verwendet werden kann. Alle die wechselnden Theorien: man solle nur Boden dieser oder jener Art, nur Güter aus polnischer Hand, nur in dieser oder jener Gegend, nur nach diesem oder jenem System, nur soviel, wie man jeweilig besiedeln könne, nur innerhalb eines gewissen Jahresankaufsbudgets usw. kaufen, sind gleich verkehrt und verderblich und haben größten Schaden angerichtet. Um ihretwillen hat man die Zeit verpaßt, wo man freihändig die halben Provinzen Posen und Westpreußen ankaufen konnte . . .

2. Um diese Aufgabe mit der nötigen Schleunigkeit durchzuführen, ist eine Erhöhung der Ansiedelungsfonds um etwa 300 Millionen erforderlich . . .

4. Man wird aber mit diesen Maßregeln allein nicht ausreichen. Denn der größte Teil des polnischen Großgrundbesitzes ist heute für den Staat auf keine Weise mehr freihändig käuflich. Es muß daher dem Staate bezüglich des gesamten über 100 Hektar großen Grundbesitzes der Provinz Posen und der näher zu bezeichnenden Kreise Westpreußens ein *gesetzliches Ankaufsrecht* beigelegt werden, bei dessen Ausübung die Entschädigung der Vorbesitzer wie bei der Enteignung, jedoch in einem einfacheren, dem Instanzenzuge der ordentlichen Gerichte entzogenen Verfahren stattzufinden hätte . . .

5. . . . Zweitens muß ein Weg gefunden werden, *unbedingt den Rückfall des jetzigen deutschen Besitzstandes in den Provinzen Posen und Westpreußen in polnische Hand*, wie er sich z. Z. massenhaft vollzieht, *zu verhindern.* Der beste Weg dazu wäre die Aufstellung einer „Deutschen Höferolle", eines Verzeichnisses des deutschen Besitzes und der Erlaß der gesetzlichen Bestimmung, daß im Interesse des friedlichen Nebeneinanderlebens beider Nationalitäten es, bei Vermeidung des staatsseitigen Erwerbes zum Taxwerte, der behördlichen Genehmigung bedarf, wenn in diese Rolle eingetragener Besitz in die Hände solcher Personen übergeht, die nicht das Deutsche als Haus- und Muttersprache sprechen . . .

6. . . . Andrerseits muß unbedingt mit der Politik der offenen Grenze gegen Rußland und Oesterreich gebrochen werden, sonst kann der Rückgang des deutschen Arbeiterstandes an der Sprachgrenze nie zum Stehen kommen. Die entgegenstehenden Interessen sind gegenüber den nationalen untergeordnete. Selbst wenn man für andere Provinzen ausreichend kontrollierte Ausnahmen machen wollte — was aber für Schlesien, Ostpreußen und Teile von Pommern national auch sehr bedenklich ist —, *in Posen und Westpreußen dürfte jedenfalls kein ausländischer Pole geduldet werden:* sonst kann das Land keinen deutschen *Charakter annehmen.*"

Vor dem Erlaß des Gesetzes betreffend die Gründung neuer Ansiedelungen vom 10. August 1904 wurde durch Beschluß des Landtages im Jahre 1902 der der Regierung zur Verfügung gestellte Ansiedelungsfonds von 200 auf 350 Mill. Mark erhöht, weil bis dahin von den ersteren 200 Mill. 56 Mill. Mark übrig geblieben waren, von diesem Restbestand aber noch 39 Mill. abgingen für die Besiedelung der vom Staate erworbenen, aber bisher noch nicht weiter verkauften Grundstücke.

Welchen Erfolg die Tätigkeit der Ansiedelungskommission in den letzten Jahren gehabt hat, das wird in der *Denkschrift* der preußischen Regierung über die Ausführung des Gesetzes vom 26. April 1886 betreffend die Beförderung deutscher Ansiedelungen in den Provinzen Westpreußen und Posen *für das Jahr* 1906 zu ersehen sein:

Das Güterangebot des Jahres 1906 hatte gegenüber dem des Vorjahres zwar der Stückzahl nach eine bedeutende Steigerung aufzuweisen, bleibt aber hinter dem Güterangebote der Vorjahre, hinsichtlich des Flächenumfanges nicht unerheblich zurück. Im Jahre 1906 sind 368 Güter mit zusammen 102,464 Hektar Flächeninhalt angeboten

worden, gegen 325 Güter mit 115,053 Hektar Gesamtfläche im Jahre 1905. Ebenso wie das der kleineren Güter ist auch das Angebot bäuerlicher Grundstücke (unter 100 Hektar) im Jahre 1906, selbst gegenüber dem starken Angebot des Vorjahres, in besorgniserregender Weise weiter gestiegen. Insgesamt hat der Ansiedelungskommission im Jahre 1906 ein Landangebot von 130,259 Hektar oder rund 23 Quadratmeilen neu vorgelegen gegen 136,230 Hektar 1905, 216,675 Hektar 1904, 245,813 Hektar 1903. Angekauft wurden 1906: 21 Rittergüter, 50 teils größere, einen selbständigen Gutsbezirk bildende, teils kleinere Landgüter und 96 Bauernwirtschaften, außerdem sind 2 Staatsdomänen gegen Entschädigung übernommen worden. Angekauft sind im ganzen 29,670 Hektar (17,886 Hektar im Regierungsbezirk Bromberg, 5,350 Hektar — Posen, 598 Hektar — Danzig, 8,350 Hektar — Marienwerder) für 42,214,000 Mark. Von den angekauften Besitzungen sind 7 Güter — darunter zwei Rittergüter — und 39 Bauernwirtschaften (3030 Hektar insgesamt) in polnischer Hand gewesen, der dafür gezahlte Kaufpreis beträgt 5,037,000 Mark. Am Schluß des Jahres 1906 betrug der Landerwerb der Kommission insgesamt 325,993 Hektar. Hiervon waren in deutscher Hand gewesen 221,150 Hektar, in polnischer Hand 104,840 Hektar. Aus deutscher Hand Land zu kaufen war aber die Ansiedelungskommission veranlaßt, da die Besitzer desselben im entgegengesetzten Falle drohten, ihren Besitz an Polen zu veräußern. Der Durchschnittspreis im Jahre 1906 betrug für das Hektar bei Gütern auf 1383 Mark, bei Grundstücken auf 1451 Mark, bei gesamtem Ankaufe auf 1184 Mark. Trotz der hohen Preise konnte nicht verhindert werden, daß deutsche Güter zu noch höheren Preisen in polnische Hände übergingen. Das Ansiedelungsgeschäft hat sich aber in befriedigender Weise weiter entwickelt und weist gegen das Vorjahr eine Steigerung auf. Namentlich hat sich die Nachfrage nach Ansiedlerstellen ganz auf der Höhe der letzten Jahre erhalten; sie geht neuerdings in verstärktem Maße von Arbeitern aus, die vom Lande in die Industriebezirke abgewandert waren und den Wunsch haben, auf das Land zurückzukehren und sich vermöge ihrer Ersparnisse seßhaft zu machen. Im Berichtsjahre sind 6786 Ansiedelungsgesuche eingegangen, gegen 6429 im Vorjahre. Es sind 1622 Rentengutsverträge, 514 Pachtverträge und 185 Mietsverträge abgeschlossen worden. Der Gesamtzuwachs an der Zahl der Ansiedlerfamilien beträgt 1748 gegen 1546 im Vorjahre. An Hochbauten sind 1906 ausgeführt worden: 118 für öffentliche Zwecke und 1172 Gebäude, die zur Vergebung an Ansiedler bestimmt sind; von den öffentlichen Bauten sind 3 Kirchen, 2 Bethäuser, 4 Pfarreien, 33 Schulen, 31 Gemeindehäuser usw. Von den bisher

seit dem Bestehen der Ansiedelungskommission von ihr angekauften 58 Quadratmeilen sind 32 Quadratmeilen Land neu besiedelt und darauf nicht weniger als 12,415 neue Bauernhöfe, 315 neue Dörfer geschaffen, in 138 alten Landgemeinden und 15 Stadtbezirken die Zahl der deutschen Besitze vermehrt worden. Die Gesamtausgabe der Ansiedelungskommission von 1886 bis Ende 1906 war 444 Millionen, die Gesamteinnahme 107 Millionen, die reinen Ausgaben mithin 337 Mill. Mark. Am Schlusse des Jahres 1906 betrug aber die gesamte deutsche Bevölkerung in den Ansiedelungsdörfern und -gütern 96,900 Seelen, nämlich 2,67 Prozent der Gesamteinwohnerzahl beider Provinzen Posen und Westpreußen, da bisher 11,957 Ansiedler- und 458 Arbeiterfamilien mit einer Gesamtzahl von 81,000 angesiedelt, in den Betrieben der Ansiedelungskommission und bei den Ansiedlern aber Ende 1906: 5268 deutsche Arbeiter- und Handwerkerfamilien und ledige Arbeiter mit einer Seelenzahl von zusammen 15,935 beschäftigt waren. Es ist anzunehmen, daß im Sommer des laufenden Jahres, dank der Tätigkeit der Ansiedelungskommission, das erste Hunderttausend deutscher Ansiedler in Westpreußen und Posen voll werden dürfte.

Die „Münchener Neueste Nachrichten" weisen darauf hin, daß die beiden Provinzen Posen und Westpreußen Ende 1906 etwa 3,700,000 Einwohner hatten, von denen etwa 1,500,000 Deutsche waren, und daß daher trotz der Ansiedelung von rund 100,000 Deutschen im Laufe der letzten 20 Jahre noch mancher deutsche Bauer, Handwerker und Arbeiter in die Ostmark ziehen wird, damit die deutsche Bevölkerung dort das Uebergewicht bekomme. Das ist gewiß richtig. Doch auch nicht unbegründet erscheint der hoffnungsvolle Ausblick der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in ihrem Artikel über die „Erfolge der Ostmarkenpolitik", worin sie, anknüpfend an die Volkszählung von 1905, mit Genugtuung feststellt, daß die mit dem Jahre 1867 begonnene und noch in den neunziger Jahren anhaltende ziffermäßige Verschiebung des Nationalitäten-Verhältnisses zuungunsten des Deutschtums endlich zum Stillstand gekommen ist und eine Wendung zum besseren zu nehmen beginnt. Sie findet, daß diese für die gesamte Entwickelung der beiden Nationalitäten innerhalb des nationalen Kampfgebietes hochbedeutsame Erscheinung unzweifelhaft in erster Linie auf der ausgedehnten Besiedelungstätigkeit der Ansiedelungskommission beruht. Nachdem sie zum Beweise dessen noch angeführt hatte, daß durch dieselbe die Ostmark eine deutsche Bevölkerung von rund 96,900 Seelen erhalten hat, die den Deutschen als Gewinn zuzurechnen sind, fährt sie fort:

„Für die Aussichten aber, die sich für die gesamte Stellung des Deutschtums, speziell in der Provinz Posen, auf der Grundlage der Kolonisationstätigkeit ergaben, wird ein Blick auf die derzeitige Besitzstandsverteilung zwischen den beiden Nationalitäten den besten Anhalt bieten. Es befinden sich zurzeit von der rund 2,750,000 Hektar großen landwirtschaftlich benutzten Bodenfläche der Provinz, trotz erheblicher Verluste in den vorangegangenen Zeitperioden, noch immer 1,140,000 Hektar in deutschem Privatbesitz, rund 157,000 Hektar im Besitz der Ansiedelungskommission, 296,000 Hektar im Besitz des Domänen- und Forstfiskus, also im ganzen rund 1,593,000 Hektar in deutschen Händen, dagegen in polnischen Händen rund 1,106,000 Hektar, einschließlich 38,000 Hektar Kirchenbesitz. Der Rest von rund 43,000 Hektar befindet sich in der Hand öffentlicher Korporationen, deren Charakter vorwiegend deutsch ist . . . . . Wenn man bedenkt, daß die zielbewußte Aktion der Staatsregierung auf eine systematische Stärkung des Deutschtums und die konsequente Durchführung der gesamten, für die Ostmarkenpolitik entscheidenden Gesichtspunkte erst vor kaum acht Jahren eingesetzt hat, so wird man mit den erreichten Erfolgen namentlich insofern zufrieden sein können, als sie bei einem energischen Festhalten an der einmal eingeschlagenen Politik ein progressives Weiterschreiten des Deutschtums verbürgen."

So wogt noch der Kampf zwischen dem Polentum und dem Deutschtum oder besser der für das Deutschtum eintretenden preußischen Staatsregierung hin und her. Derselbe ist ihr aufgedrängt worden von den Polen, die die bereits von Aristoteles erkannte Neigung der Völker verschiedenen Stammes zur Unruhe, „bis sie innerlich verschmolzen sind", von Neuem betätigen. Es ist ein wirklicher innerer Krieg, von dem Goethe sagt, daß er noch lange fortdauere, wenn der erobernde Staat von dem Eroberten in Sprache und Sitte verschieden ist und die Meinung als irrtümlich zurückweist, die da glaubt, nach Besitznahme des Landes „sogleich mitten im Frieden zu sein und alles auf die gewöhnlichste Friedensweise behandeln zu können." In diesem Kriege stehen auf der einen Seite die vom Gesetze gegebenen Machtmittel des Staates, auf der anderen ein Teil der Staatsangehörigen, die polnische Bevölkerung desselben, die als Kampfmittel die von der modernen Entwicklung geförderten und geforderten gesellschaftlichen Garantien benutzt, die derselbe Staat gewährleistet, den sie bekämpfen. Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war das Polentum unzweifelhaft im Aufschwunge, das

Deutschtum im Niedergang begriffen, jetzt scheint sich das Blatt zu wenden und das Deutschtum, gefördert von der preußischen Staatsregierung und dem immer weitere Kreise des deutschen Volkes ergreifenden Verständnis für seine Volksinteressen den Weg beschritten zu haben, der nach Oben und schließlich zum Siege führt.

Die Ziele des Kampfes sind verschieden. Die Polen vermeinen ohne ihr eigenes Polen, ohne ihren eigenen Staat nicht leben zu können. Sehr wahrscheinlich ist die Meinung, eine irrige, da die Vergangenheit gezeigt hat, was ein Leben der Polen unter sich, unter ihrer eigenen Regierung bedeutet und wohin es geführt hat. Doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Polen, durch die Geschichte belehrt, einen anderen Weg zu gehen und sich besser einzurichten gelernt haben. Freilich, wenn mit der Zurückdrängung des polnischen Adels auch das alte Supanentum an die Wand gedrückt und durch das Emporkommen der arischen Volksschichten, des Mittelstandes, und durch die Verlegung der politischen Schwerkraft in dieselben, arischer Geist und arisches Vermögen zur Staatenbildung auch in der polnischen Bevölkerung zur Herrschaft gelangt sein wird, wäre die Wiederherstellung Polens dem Bereiche der Möglichkeit nahe gerückt. Doch verrät das jetzige Gebaren der Polen herzlich wenig von dieser Möglichkeit. Falls sie einigen politischen Sinn und ein Verständnis für staatliche und volkliche Größen- und Kraftverhältnisse hätten, so müßten sie sich sagen, daß ein dauernder Erfolg ganz aussichtslos ist, in einem Kampfe mit zwei Großmächten oder den geeinigten Volkskräften zweier großen Völker, der Deutschen und der Russen, von denen ein jedes ihnen an Zahl und Vermögen vielfach überlegen ist. Sie müßten daher sehr sich hüten das eine zu brüskieren und dessen Lebensinteressen zu verletzen, um es aus einem zukünftigen Kriege ganz auszuschalten, so daß sie in demselben nur mit einem Gegner zu tun hätten. Nur dann und auch nur bei einer günstigen Gestaltung der äußeren Verhältnisse könnten die Polen ihren Traum der Wiederherstellung Polens in Erfüllung gehen sehen, doch ohne Westpreußen und Posen, die bereits jetzt in der deutschen Volksanschauung unwiderruflich deutsche Lande geworden sind und als solche, je länger, desto fester bestehen werden.

Doch ist hier nicht der Ort, den Polen Lehren zu erteilen. Es genügt, hier festzustellen, daß die Polen unentwegt auf die nationale Wiedergeburt ihres Reiches hinarbeiten, Westpreußen, Posen und noch andere deutsche Lande als die zukünftigen Bestandteile dieses Reiches betrachten, ihre ganze nationale Agitation der Gedanke durchzieht, daß sie sich lostrennen wollen vom Deutschen Reiche und preußischen Staate

und ein eigenes unabhängiges Ganzes zu bilden wünschen, das Deutschtum und insbesondere den preußischen Staat als die größten Hindernisse für die Verwirklichung dieser Idee ansehen, sie deshalb mit fanatischem Hasse verfolgen, atemlos die Konstellation der Staaten des gesamten Europas, sogar die der ganzen Welt in ihre Berechnung ziehen und, wo nur möglich, dem Deutschtum, dem Deutschen Reiche, dem preußischen Staate Feinde und Gegner zu erwecken, dieselben zu schädigen, verleumden suchen und alles, was deutsch ist, angreifen und in den Staub ziehen.

Die Berufung auf einige polnische Preßstimmen, die öffentlichen Aeußerungen polnischer Wortführer und die Berichtsmitteilungen polnischer Gesellschaften sollen die übrigens allbekannten Tatsachen erhärten. In einer polnischen Zeitung wird betont, das Endziel aller polnischen Bestrebungen sei die Freiheit der polnischen Standarte, sei die Unabhängigkeit Polens; es existierten doch heute schon polnische Sokolvereine als Stamm einer kräftigen Armee; sie würden später einmal die ganze große Armee hinter sich haben und damit die Unabhängigkeit Polens sichern.

Die Enthüllung des Denkmals für den großen deutschen Kanzler, Fürsten Bismarck in Posen veranlaßte eine polnische Zeitung zu dem Urteil, dieses Denkmal sei eine Schande für Polen. Dieses Urteil entsprach leider der Anschauungsweise der polnischen Bevölkerung und ihrer Presse.

Der „Przeglad Wszechpolski", die allpolnische Revue, schreibt: „der Kampf aber, der an unseren Westmarken geführt wird, ist nicht die Sache eines Teiles, sondern der ganzen Nation. Dumm ist Polen ohne Posen. Armselig würde tatsächlich das künftige Polen, für das wir leben und handeln, das Polen, welches wir sicherlich nicht erleben, welches aber unsere Kinder und Enkel schauen werden — nicht nur ohne Posen, sondern auch ohne Schlesien, ohne Zutritt zum Meere, also ohne Danzig und Königsberg sein .... Wir bilden eine Macht, die da wächst und eine wirkliche Gefahr für die Macht des deutschen Staates, wenn auch nicht jetzt, so doch für die Zukunft darstellt. Die jetzt zu Preußen gehörenden Provinzen bilden eine notwendige Bedingung für das Erstehen des Polenreiches, sofern sie heute die Hauptbedingung für die Erhaltung der deutschpreußischen Macht sind. Von einem Kompromisse in dieser Sache kann bei uns keine Rede sein. Wir dürfen es nicht bei jeder Gelegenheit wiederholen, doch fest und stets daran glauben, daß Polen ohne diese Landesteile nicht bestehen kann, daß es, wenn es auch in anderen Grenzen entstehen sollte, zur Wiedergewinnung dieser Provinzen Schritte tun müßte."

In der Proklamation des großpolnischen Komitees vom 30. Mai 1863 wird die Provinz Posen als fünftes Departement der zu errichtenden polnischen Republik aufgezählt. Doch sollte der Aufstand vorläufig nicht dorthin getragen werden, ebensowenig wie nach Galizien, um alle polnischen Volkskräfte zum Kampfe gegen Rußland frei zu haben. „Der Krieg gegen den moskowitischen Zaren", heißt es in der Proklamation der Leiter der revolutionären Bewegung im Königreich Polen vom 7. Februar 1863, „den schrecklichsten der Erbfeinde Polens, erheischt die Mitwirkung aller polnischen Provinzen und die Anstrengung aller Kräfte der Nation. Daher kann und darf im preußischen wie im österreichischen Anteil der Aufstand nicht stattfinden. Die Notwendigkeit, in den Provinzen Groß-Polen,

Westpreußen, Ermeland, Klein-Polen und Rothreußen sich ruhig zu verhalten, entbindet sie nicht von der Beteiligung am Aufstande im moskowitischen Anteile; diese Beteiligung ist vielmehr Pflicht, deren Nichterfüllung ein Verbrechen gegen die ganze Nation sein würde . . . . Die freudige und eifrige Erfüllung dieser Pflicht wird die Oesterreich und Preußen unterworfenen Provinzen zu einer reichen Quelle machen zur Verstärkung des Aufstandes in Kongreß-Polen, Litauen und Rußland und wird zur Abwerfung des moskowitischen Joches und zur Wiedergeburt Polens beitragen."

Nach der Niederwerfung des Aufstandes von 1863 stellte sich freilich eine verhältnismäßige Ruhe in den polnischen öffentlichen Kundgebungen zur Wiederherstellung Polens ein. Erst im Jahre 1900 trat ein im Jahre 1886 in Warschau gegründetes Zentralkomitee der polnischen Nationalliga, die bisher im Verborgenen gewirkt hatte, mit einem Aufrufe an die Oeffentlichkeit. In demselben, wie wir der bereits erwähnten Schrift Professors H. Geffcken entnehmen, wurde erklärt, das Ziel der Liga sei von vornherein gewesen und bleibe fürderhin, die polnische Gesamtheit auf den Pfad der aktiven Politik und des zielbewußten nationalen Wirkens zu leiten. Die Liga unterscheide sich in diesem Streben von den früheren politischen Organisationen dadurch, daß sie keine unmittelbare Vorbereitung für die bewaffnete Bewegung zum Zwecke habe, sondern eine auf Jahre verteilte Tätigkeit, die aus der passiven Masse der Gesamtheit, insbesondere aus den Schichten des Volkes aktive politische Kräfte schaffe und sie zum unausgesetzten, systematischen Kampfe um die Rechte der Nation in Bewegung setze, zum Kampfe, der zur Wiedergewinnung der unabhängigen staatlichen Existenz als zu seinem Endziele führe. „Den Anstrengungungen der Feinde, die die Vernichtung unserer Nation zum Ziele haben", heißt es am Schlusse des Aufrufs, „wollen wir das Streben zur nationalen Einigkeit, systematischen und ausdauernden Widerstand und die einheitliche und organisierte politische Kraft des polnischen Volkes entgegenstellen. Nach dreizehnjähriger geheimer Tätigkeit, in der wir unsere Kraft ausgebildet haben, tritt die Nationalliga heute an den Tag und ruft alle auf, die mit uns zu gemeinsamer Arbeit und zum Kmpfe unter einer Fahne eintreten wollen. Wir tun dies nach reiflicher Ueberlegung, nachdem wir hinlänglich jede nur mögliche Frage in Betracht gezogen haben; wir fühlen uns nämlich stark genug, um nicht abzuweichen von dem Wege, den wir uns vorgezeichnet haben. Wir wollen nicht nur auf diesem Wege ausharren, sondern vorwärts schreiten und uns mit jedem Schritte dem Ziele unserer Arbeit, unserer bewußten Bestrebungen, unseres unerschütterlichen Glaubens, der heiligen Hoffnung aller unser Herzen — dem einigen freien und nnabhängigen Polenreiche — nähern."

Der „Goniec Wielkopolski" beschäftigte sich 1896 mit der Frage der Grenzen des wiederaufzurichtenden Polenreiches und kam zu dem Schlusse, daß dasselbe von der Ostsee, von Danzig bis ans Schwarze Meer, bis nach Odessa reichen müsse.

Bereits früher (1877) hat die in Posen erschienene „Polnische Sibilla" geschrieben: „Das künftige Polen würde ohne Meer wenig Bedeutung haben; Danzig wird daher als befestigte Stadt an der Weichsel dem künftigen Polen nicht bloß erwünscht, sondern durchaus notwendig sein. Es ist daher gewiß, daß, wenn Polen ersteht, auch Danzig zu ihm gehören muß."

In einer anderen Zeitschrift wird ausgeführt, daß der Erwerb Westpreußens

durch das neue polnische Reich zur Abschnürung Ostpreußens führen und dieses, ohne Verbindung mit dem Kerne der preußischen Monarchie und umklammert vom Slaventum, dann notwendigerweise gleichfalls im Laufe der Zeit dem Deutschtum verloren gehen würde.

General Boguslawski will in seiner bereits erwähnten Schrift auf die Verhetzungen der polnischen Presse nicht näher eingehen, bemerkt jedoch, daß Ausdrücke wie: „Die Preußen sind eine der schlechtesten Arten des Menschengeschlechts, durch Straßenraub erwachsen, mit der Natur von Riesenschlangen ausgestattet" — „meidet sie wie die Pestluft" — „Haß gegen alles, was preußisch ist —" etwas ganz gewöhnliches daselbst sind.

Ein polnisches Blatt erklärte: „Die „Germania" nennt uns polnische Preußen. „Möge sie wissen, daß es für den Polen die größte Beleidigung ist, wenn ihn jemand einen Preußen nennt."

Daß eine Folge dieser Stimmung ist die Bestreitung des Rechts der Deutschen, dieselbe Luft wie die Polen zu atmen und in den auch von Polen bewohnten Teilen der preußischen Monarchie zu leben, ersieht man aus folgenden Ausführungen eines polnischen Blattes (des Goniec Wielkopolski): „Wir", d. h. die Polen, „sind die eingeborenen Kinder dieses Landes. Wenn es nicht genügend Brot für beide Nationalitäten gibt, so mögen die Deutschen in ihre Heimatgegenden zurückgehen, uns aber in Ruhe lassen. Es hat sie überhaupt niemand bei uns zu Gaste geladen, sie brauchen sich bei uns nicht zu ruinieren, da sie so viel Platz im „großen Vaterlande" haben."

Im Kalender desselben Goniec Wielkopolski für das Jahr 1900 war zu lesen: „Wieder zeigt sich ein Unstern in der Gestalt des preußisch-französischen Krieges. Mein Gott! Wie viel Hoffnung hatten wir da nicht . . . . Leider war es ein Traum eines Armen von Schätzen, die er sich nicht einmal ansehen darf . . . Die Nachricht von jeder verlorenen Schlacht der Franzosen traf wie ein Ungewitter unsere Herzen und die schmähliche Niederlage Napoleons bei Sedan wurde von uns wahrscheinlich schmerzlicher empfunden, als in Frankreich selbst."

Der in Lemberg erscheinende „Slovo Polski" schrieb noch im Juli 1905: „Die österreichischen Polen haben bis jetzt die Dreibundpolitik unterstützt. Alle Verfolgungen der Polen in Posen und Schlesien durch die preußische Regierung haben die polnischen Politiker in Oesterreich nicht bestimmen können, gegen den Bund Oesterreichs mit Deutschland Stellung zu nehmen. Jetzt aber, wo durch den Niedergang Rußlands eine neue politische Konstellation in Europa geschaffen wurde und sich gegen die Uebermacht Deutschlands eine Koalition zu bilden anfängt, ist der Augenblick gekommen, da auch die Polen in Oesterreich ihre Haltung ändern und sich von der Dreibundpolitik lossagen müssen. Jetzt ist es Pflicht der Polen, eine Aktion in der Richtung einzuleiten, daß Oesterreich sich dem englisch-französischen Einvernehmen anschließe. Oesterreich ist durch Preußen zur Ohnmacht verurteilt worden. Nun ist vielleicht die letzte Gelegenheit gekommen, wo die habsburgische Monarchie das preußische Joch abschütteln kann. Von der Furcht vor Rußland befreit, kann Oesterreich um so leichter den Versuch machen, auch gegen seinen bisherigen Bundesgenossen Bürgschaften zu erlangen. Die österreichischen Polen brauchen ihren Einfluß nicht zu überschätzen, aber sie werden unter den anderen Völkern und Parteien in Oesterreich-Ungarn genug Verbündete finden, welche bereit sein werden, mit ihnen solidarisch im gemeinsamen Interesse auf einen derartigen Systemwechsel in der auswärtigen Politik der habsburgischen Monarchie hinzuarbeiten."

Endlich findet sich in der in Posen erscheinenden polnischen Zeitung „Praca" im August 1905 folgende Auslassung: „Das Interesse der polnischen Nation heischt gebieterisch eine Niederlage des größten uralten Feindes — eine Niederlage Deutschlands, das sich nicht begnügt, mit dem ganzen Aufgebot seiner staatlichen Organisation und seiner Kräfte nach der Ausrottung der Polen zu streben, sondern durch sein Beispiel und seine Diplomatie in Rußland, in Oesterreich und überall unsern Einfluß zu unterbinden und die Polen ohnmächtig zu machen, auszurotten sucht. Die Niederlage Rußlands ist für uns kein geringer Gewinn, das haben sogar die unheilbaren Posener Russenfreunde begriffen. Aber die Niederlage Deutschlands wäre für uns ein noch hundertfach größerer Gewinn. Sie ist sogar die unerläßliche Vorbedingung einer tatsächlichen Wiedergeburt der polnischen Nation. Erst dann, — wenn Deutschland wie Rußland seine Schlacht von Mukden und Tsuschima erleben wird, kann die polnische Brust aufatmen."

So ist das Streben der Wortführer der polnischen nationalen Bewegung auf Umsturz des Bestehenden, auf Verdrängung des Deutschtums, auf Herrschaft des Polentums in allen von Deutschen und Polen gemeinsam bewohnten Ländern, und als letztes Ziel auf Losreißung dieser Länder vom preußischen Staate und Deutschen Reiche und auf die Vereinigung derselben mit dem wiederherzustellenden großen polnischen Reiche gerichtet. Dagegen hat die preußische Regierung das Ziel im Auge, diese Lande fester in den Rahmen ihres Staate einzufügen und die Bande, die sie mit demselben und dem Deutschen Reiche verbinden, zu unauflöslichen zu machen. Und da nur das Deutschtum dafür eine sichere Gewähr bietet, so ist es ganz naturgemäß, daß die preußische Staatsregierung dasselbe in dem in ihrer Ostmark entbrannten Nationalitätenkampfe stützt, demselben das Uebergewicht verleihen möchte und schließlich bei dem Fortbestehen der staatsfeindlichen Tendenzen der polnischen Bevölkerung die Ostmark zu verdeutschen bestrebt ist. Diesem Bestreben hat der verstorbene preußische Finanzminister v. Miquel in einem Briefe an den Vorstand des Ostmarkenvereins den richtigen Ausdruck verliehen, indem er schreibt: „Ich bin stets davon durchdrungen gewesen, daß die in den Ostmarken zu lösende Aufgabe, der man fälschlich eine konfessionelle Seite untergeschoben hat, eine der wichtigsten politischen und nationalen Fragen darstellt, welche nicht nur dem preußischen Staate, sondern dem ganzen deutschen Volke gestellt ist. Die materielle und geistige Hebung und Stärkung des Deutschtums in den gemischten Bezirken wird so lange eine Hauptaufgabe vor allem der preußischen Staatsregierung bleiben, bis die Polen treue Glieder des preußisch-deutschen Staates geworden sind und ihrerseits die aggressive Bekämpfung ihrer deutschen Mitbürger aufgeben." „Das Werk ist schwer," so schließt v. Miquel seinen Brief, spricht aber die

Zuversicht aus, die bisherigen Erfolge des Ostmarkenvereines mit Hilfe einer konsequenten Politik der Staatsregierung und des deutschen Volkes wecken die sichere Hoffnung auf den endlichen Sieg.

Die Bedeutung der Ostmarkenfrage hat auch der Reichskanzler Fürst Bülow in seiner großen Polenrede vom 13. Januar 1902 betont, indem er sagte: „Ich halte die Ostmarkenfrage nicht nur für eine der wichtigsten Fragen unserer Politik, sondern geradezu für diejenige Frage, von deren Entwickelung die nächste Zukunft unseres Vaterlandes abhängt."

Daß in diesen Worten die richtige Erkenntnis liegt, muß man zugeben, da offenbar mit der Wirklichkeit die Mahnung des Generals v. Boguslawski übereinstimmt: Deutschland müsse scharfe Wacht halten, „da die slavische Hochflut wachse" und „die polnische Bevölkerung bzw. ihre Leiter sich in einen Zustand latenter Feindseligkeit zum preußischen Staat gesetzt haben." Demgegenüber ist der preußische Staat berechtigt, nicht nur die feindseligen Angriffe auf seinen Bestand abzuwehren, seinen deutschen Charakter zu wahren, sondern denselben auch seinen Gebieten mit gemischtsprachlicher Bevölkerung aufzuprägen. Ganz abgesehen davon, daß die Kampfmittel der Polen zum großen Teil ethisch nicht zu rechtfertigen sind, ist ein jeder Staat bestrebt gewesen, in seinen Grenzmarken seinen nationalen Charakter zu stärken und außer jeden Zweifel zu stellen. Um so mehr ist dazu der preußische Staat berechtigt, da hier alle Bedingungen zutreffen, die den deutschen Charakter der Ostmark Preußens, die auch ein Bestandteil des Deutschen Reiches ist, rechtlich begründen."

Zutreffend ist in dieser Hinsicht die Meinung des Rechtslehrers H. Geffcken über das Recht der Nationalitäten im Staate, die wir deshalb hier wiedergeben wollen.

Nachdem H. Geffcken darüber gehandelt, daß das Deutsche Reich der Gegenwart aus der Umwandlung eines rein geistigen deutschen Nationalbewußtseins in ein gesamtdeutsches Staatsbewußtsein politischer Prägung hervorgegangen sei und daß daher beim Deutschen der seelische Prozeß, der ihn vom Sonderstaatsbewußtsein über das Nationalbewußtsein zum Reichsbewußtsein führe, stets ein verhältnismäßig komplizierter Vorgang sein wird, fährt er fort:

„Noch größere Schwierigkeiten aber bieten sich endlich der Erzielung einer harmonischen staatsbürgerlichen Gesinnung in solchen politischen Gemeinwesen, die keine völlig einheitliche nationale Zusammensetzung ihres Staatsvolkes aufweisen. Diejenigen Staaten, in denen zwei oder mehrere Nationalitäten als grundsätzlich gleichberechtigt anerkannt sind, lasse ich hier beiseite, die Erfahrung lehrt, daß, wenn solche politische Gemeinwesen nicht anderweit durch sehr zähe Fermente zusammengehalten werden, der in ihnen herrschende Nationalitätenstreit als stärkster Hebel ihrer allmählichen Auflösung wirkt. Dagegen interessieren uns hier

besonders solche Staaten, in denen zwar die bei weitem überwiegende Masse der Staatsangehörigen zu einer bestimmten herrschenden Nation rechnet, außerdem aber doch auch bedeutende Teile des Staatsvolkes vorhanden sind, die sich anderem Volkstum zuzählen und Anspruch auf Gleichberechtigung mit der maßgebenden Nation erheben oder wohl gar aus dem staatlichen Zusammenhange mit ihr hinausstreben. Hier ist das Nationalbewußtsein in sich gespalten: hier taucht die Frage auf, inwieweit das Gesamtstaatsinteresse eine Berücksichtigung der Volkssplitter, die nicht zur herrschenden Nationalität gehören, erlaubt und inwieweit es deren Zurückdrängung fordert; hier wird es, da über solche Fragen von vornherein kein Einverständnis der Nationalitäten bestehen kann, zu Schwierigkeiten, zu Konflikten, ja unter Umständen zu Katastrophen kommen.

Der gewaltigen Bedeutung entsprechend, welche im Staatsleben der Neuzeit dem Nationalitätenprinzip zukommt, wird die herrschende Nation bei solcher Sachlage sich stets für berechtigt halten, die dem Staate sonst noch angehörenden Volksstämme von geschlossenem nationalen Einfluß auf das öffentliche Leben fernzuhalten. Sie wird stets geneigt sein, das Interesse ihres eigenen Volkstums mit dem Gesamtstaatsinteresse zu identifizieren. Dieser Meinung und diesem Streben aber kann von der höheren Warte staatsethischer Beurteilung aus je nach den Umständen doch nur ein sehr verschiedenes Maß von innerer Berechtigung zuerkannt werden. Zunächst kommt es da schon auf die rein numerische Stärke der Nationalitäten an. Besitzt die maßgebende Nation nur eine geringe Mehrheit oder ist sie gar in der Minderheit gegenüber der von den übrigen Nationalitäten des Staates aufgebrachten Volkszahl, so ist ihr sittliches Recht auf Alleinherrschaft ihres Volkstums im öffentlichen Leben des Staates schon um deswillen ein sehr bedingtes. In diesem unvorteilhaften Lichte erscheinen daher vor dem Richterstuhl der Geschichte z. B. die heutigen Magyaren, welche, obgleich noch nicht einmal die Hälfte des ungarischen Staatsvolkes ausmachend, dennoch mit vollendeter Rücksichtslosigkeit die übrigen mit ihnen zu einem Staatskörper verbundenen Nationalitäten unterdrücken. Je geringer dagegen der Bruchteil ist, den die nationalen Minoritäten zur Gesamtbevölkerung eines Staates stellen, desto weniger wird man der herrschenden Nation zumuten können, daß sie die Pflege des fremden Volkstums für ein Gesamtinteresse erkläre, ja desto gerechtfertigter erscheint der Ausschluß dieser Fremdkörper von der Betätigung auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens.

Weit schwerer noch als die zahlenmäßige Stärke der Nationalitäten fällt für die staatsethische Beurteilung des Verhaltens der herrschenden Nation die Antwort auf die Frage ins Gewicht, ob das maßgebende Volkstum eine höhere Form menschlicher Kulturentwicklung darstelle als die beherrschten Nationalitäten oder nicht. Steht die herrschende Nation auf einer niedrigeren Kulturstufe als die ihr unterworfenen Bestandteile fremden Volkstums, so kann ihr auch die größte numerische Ueberlegenheit nicht zu dem sittlichen Rechte verhelfen, diese höher gearteten Nationalitäten zu unterdrücken. Ist ihre Kultur derjenigen ebenbürtig, die von den angegliederten Nationalitäten repräsentiert wird, so wird umgekehrt das Zahlenverhältnis der Volksgenossen allein über die Frage entscheiden müssen, inwieweit die ausschließliche Herrschaft des größten Volksstammes vom Standpunkte der öffentlichen Moral zu billigen oder zu fordern ist. *Trifft endlich starke Ueberlegenheit der Kultur und der Volkszahl in der herrschenden Nation zusammen, so darf im Sinne der hier allein maßgebenden Staatsethik wahrlich nicht mehr von einem Unrecht*

gesprochen werden, wenn diese Nation sich nunmehr auch auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens als ausschlaggebend betrachtet, wenn sie nur die Pflege dieser ihrer nationalen Kultur für ein Gesamtinteresse des Staates erklärt, wenn sie jede öffentlich rechtliche Privilegierung der etwa sonst noch im Staatsgebiete vorhandenen Nationalitäten als eine Gefahr für den durch das Volkstum ausschließlich dargestellten nationalen Charakter des Staates betrachtet und wenn sie demgemäß diesen fremden Nationalitäten bei aller Schonung ihrer Eigentümlichkeiten im Privatleben auf dem Boden des Staatslebens die Gleichberechtigung verweigert und von ihnen den unbedingten Anschluß an das herrschende Volkstum fordert.

Soviel über das Sittengesetz, wie es für das innere Leben des modernen Staates gilt. Wir sehen, es verlangt weitgehenden sozialen Altruismus von den einzelnen Staatsbürgern und von den innerstaatlichen Interessengemeinschaften. In einem Staate, der national der Hauptsache nach einheitlich zusammengesetzt und der zu gleicher Zeit politisch zentralisiert ist, bezieht sich dieser Anspruch im wesentlichen auf das wirtschaftliche und ständige Leben. Wo aber in einem Staatskörper kompliziertere Verhältnisse obwalten, wo engeres und weiteres Staatsbewußtsein zueinander Stellung nehmen müssen oder wo nationale Zwiespältigkeit eine Rolle spielt, da werden noch andere und höhere Forderungen an die staatsbürgerliche Gesinnung des Untertanen gestellt, da muß von ihm erwartet werden, daß er auch in den inneren Kämpfen, die das Gesamtstaatsinteresse gegen engherzigen Partikularismus oder gegen überhebenden Fanatismus kleiner und kulturell zurückgebliebener Minoritäten fremder Nationalität zu führen hat, allezeit auf Seiten der Verteidiger dieses Gesamtstaatsinteresses gefunden werde. Von solchen nationalen Minderheiten selbst aber muß der Staat, der sie an der ganzen Fülle seiner eigenen Kultur teilnehmen läßt, Beschränkung ihrer volkstümlichen Betätigung auf dem Gebiet des privaten Lebens verlangen."

Es muß also die Klage der Polen, daß sie in Preußen eine ungerechte Behandlung erfahren, schon aus staatsethischen Gründen zurückgewiesen werden, ganz abgesehen davon, daß sie die ihnen jetzt zuteil gewordene Behandlung durch ihr feindseliges Verhalten gegen den preußischen Staat und ihre deutschen Heimatsgenossen selbst verschuldet haben. Vollens haltlos ist aber ihr Gerede von der angeblichen Ausrottung der polnischen Bevölkerung in den Ostmarken. Das Aufblühen derselben in nationaler, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht, ihr aggressives Vorgehen und das Vorrücken des Polentums auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit ist ein schlagender Beweis dafür, daß es, wie Christian Petzet treffend bemerkt, unter preußisch-deutscher Herrschaft an den Bedingungen seiner menschlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wohlfahrt keinen Schaden genommen hat. „Es kann aber ein nichtslavischer Staat einer von Deutschen und Slaven bewohnten Provinz, die ihm vertragsmäßig zugewiesen und größtenteils bereits für die Nationalität des Gesamtstaates gewonnen ist, eine

Sonderstellung nicht bewilligen, die dem eigenen Volkstum wie dem Staatsinteresse nur schädlich sein könnte."

Daher würde eine Staatsregierung in Preußen, die den Aspirationen der polnischen Bevölkerung oder deren Wortführer gegenüber die Hände in den Schoß legen und den von den Polen versuchten Riß in dem Gefüge der nationalen Geschlossenheit des Deutschen Reiches zulassen wollte, die nach der Versicherung des Fürsten Bülows eine Bedingung der Weltmachtstellung Deutschlands ist, oder polnische Interessen vertreten würde, die, wie E. Hasse sich ausdrückt, zu einer Verstümmelung des Deutschen Reiches führen, sich des Landesverrates schuldig machen und ein Volk, das alles solches zulassen wollte, würde zum Untergange reif sein. Folglich gibt es auch keine Aussöhnung zwischen den Bestrebungen des vom deutschen Volksbewußtsein getragenen preußischen Staates und den eines Teiles seiner Bürger polnischer Herkunft. So lange der deutsche Charakter der Ostmark nicht anerkannt wird, können auch die Waffen nicht niedergelegt werden, hat Fürst Bülow in kategorischer Weise erklärt und, den vollen Ernst der Situation erfassend, sich dahin ausgesprochen, daß die Bewilligung der politischen Forderungen der Polen hinsichtlich Posens und Westpreußens zur Folge haben würde, daß sie Hände nach Schlesien und Ostpreußen ausstrecken. Das ist tatsächlich bereits geschehen. Jetzt gilt es für das Deutschtum noch, die errungenen Pregel- und Weichsellinien zu halten. Gewinnen aber erst dort die Polen das Uebergewicht, so wird das Deutschtum um die Oderlinie zu kämpfen haben. Daher findet in den tatsächlichen Verhältnissen ihre volle Berechtigung die Erklärung des Fürsten Bülow, er halte die Ostmarkenfrage nicht nur für eine der wichtigsten Fragen der preußische Politik, sondern geradezu für diejenige Frage, von deren Entwickelung die nächste Zukunft unseres Vaterlandes abhänge.

Für Preußen und Deutschland gibt es daher kein „Zurück" mehr, sondern ein „Vorwärts" nur. Wie verderblich ein Zurückweichen der preußischen Regierung, ein Bestreben, durch Entgegenkommen und Konzessionen die Polen mit der durch die Geschichte geschaffenen Lage der Dinge auszusöhnen, gewesen sind, das hat die Vergangenheit gezeigt. Dergleichen Versuche haben aber jedesmal Schiffbruch gelitten, indem polnischerseits Milde als Nachgiebigkeit und Schwäche ausgelegt wurde, die ihre Ansprüche und Anmaßungen ins Maßlose steigerten. Sie tragen die Schuld daran, daß der Prozeß der Eindeutschung der Ostmark nach einem Zurückweichen immer wieder von neuem aufgenommen werden mußte und der preußischen Staatsgesinnung viel Boden ent-

zogen wurde. Hätte aber das Zurückweichen fortgedauert, so wäre doch noch freilich ungewiß geblieben, ob es den Polen gelungen wäre, ihr Reich in den erhofften Grenzen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere herzustellen. Denn so viel ist gewiß, daß das deutsche Volk seinen jetzigen Besitz, seine Ostmark, nicht freiwillig an das neu entstehende Polenreich ausgeliefert hätte, sondern daß es mit Strömen vom Blut erkämpft werden müßte.

Darüber lassen keinen Zweifel aufkommen die Worte des Fürsten Bismarck, die er am 16. September 1894 zu einer Deputation der Posener Deutschen gesprochen hat und die einen lebhaften Widerhall in ganz Deutschland gefunden haben. „Niemand hat einen Zweifel, wenn von höchster Stelle erklärt wird: ehe wir das Elsaß wieder aufgeben, müßte unsere Armee vernichtet werden (wie dies in anderen Worten gesagt worden ist), dasselbe findet auch für die Ostgrenze statt und zwar in verstärktem Maße: Wir können beides nicht missen, Posen noch weniger als das Elsaß, aber beides niemals. Wir werden uns nach dem Kaiserwort schlagen bis auf den letzten Mann, ehe wir das Elsaß aufgeben, diese Deckung für unse süddeutschen Landesteile. Aber München und Stuttgart sind durch eine feindliche Position in Straßburg und im Elsaß nicht mehr gefährdet, als Berlin gefährdet sein würde durch eine feindliche Position in der Nähe der Oder, und deshalb ist wohl anzunehmen, daß, wenn es je zur Entscheidung kommt, wir entschlossen bleiben werden, den letzten Mann und die letzte Münze in unseren Taschen zu opfern für die Verteidigung der deutschen Ostgrenze, wie sie seit 80 Jahren besteht. Und diese Bereitschaft wird hinreichen, um die Zugehörigkeit Ihrer Provinz nach irdischen Begriffen als vollständig verbürgt anzusehen."

Daher muß die Eindeutschung der Ostmark erfolgen nicht so sehr aus Furcht, daß dieselbe dem Deutschen Reiche in absehbarer Zeit verloren ginge, sondern um dem Polentum jede Hoffnung auf den Wiedergewinn derselben zu benehmen, deren Verfolgung nur mit einem großen Blutvergießen endigen kann. Daß demselben rechtzeitig vorgebeugt werde, dafür bürgen neben dem erwachten Verständnis des deutschen Volkes für seine nationalen Interessen und der zielbewußten Wirksamkeit der preußischen Regierung die Worte, die Kaiser Wilhelm II. bei der Einweihung des Denkmals Kaiser Friedrich I. in Posen gesprochen hat: er sei der Arbeit seiner Vorfahren schuldig, daß diese Provinz (Posen) unauflöslich mit der preußischen Monarchie verknüpft, daß sie stets gut preußisch und gut deutsch bleibe.

Diese Pflicht legt dem Kaiser als dem Oberhaupt des Deutschen Reiches auch desselben Verfassung auf, die mit folgendem Satze eingeleitet wird:

„Seine Majestät der König von Preußen usw. usw. schließen einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes." —

Doch auch die Polen vermeinen, daß für sie kein „Zurück" mehr gebe, daß sie vom Geschick dazu bestimmt seien, unentwegt auf die Wiederherstellung ihres Nationalstaates in den Grenzen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere loszusteuern. In der Unvereinbarkeit dieses Strebens mit den Lebensbedingungen des preußischen Staates und des Deutschen Reiches liegt die Tragik der Situation. Dieselbe läßt aber dem Deutschtum keinen anderen Ausweg übrig, als die Losung:

Hammer oder Amboß!





